Der himmlische Vater.

Sieben Reden

von

Ernest Naville

correspondirendem Mitglied des Institutes von Frankreich.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
H. Haessel.
1865.

Vorwort des Ueberſetzers.

Die vorliegenden Reden wenden ſich an Alle, welcher Klaſſe der Geſellſchaft ſie angehören, die nach Wahrheit fragen. Sie gehen von dem Standpunkt aus, daß jeder Menſch der Wahrheit bedürfe, jeder für ſie geſchaffen und organiſirt ſei. Sie verſuchen es dem Höchſten und Tiefſten einen einfachen Ausdruck zu geben. Sie halten dafür, je groß ſei die Kraft der Wahrheit, daß ſie den ganzen Menſchen ergreife und auch ſeinen Willen läutere. Sie meinen, die Helle müſſe zur Wärme werden.

Es wird beſonders für die Jüngern unter uns wohlthätig und befreiend ſein, wenn eine klare Stimme den verworrenen Lärm der Zeitfragen durchbricht, den offenen und heimlichen Angriffen der Gottesleugnung einfach die unzer-

störbaren Anlagen und die unabweislichen Forderungen der Menschennatur entgegenstellt, und es mit ruhiger Festigkeit ausspricht, daß diese Anlagen auf Gott zurückführen und diese Forderungen nur von Gott befriedigt werden können.

Zürich im Juni 1865.

Conrad Ferdinand Meyer.

Vorwort des Verfassers.

Diese Reden wurden in ihrer ursprünglichen Gestalt zuerst in Genf, dann in Lausanne an zwei Kreise gerichtet, die zusammen ungefähr zweitausend fünfhundert Versammelte zählten. Eine Zeitschrift der romanischen Schweiz veröffentlichte dann beträchtliche auf dem Wege der Stenographie festgehaltene Bruchstücke derselben. Diese Bruchstücke ließen in mehrern, verschiedenen Ländern angehörigen Personen den Gedanken entstehen, die vollständigen und im Hinblick auf die größere Publizität vom Verfasser durchgesehenen Reden zu übersetzen. Das die Presse verlassende Buch wurde ihnen bogenweise zugesendet und tritt nun in mehreren Sprachen fast gleichzeitig an das Licht.

Die wohlwollende, herzliche Aufnahme, welche meine Worte bei meinen Mitbürgern fanden, hat mir meine Arbeit erleichtert und zur Freude gemacht. Die aus der Fremde

mir zugekommenen Zeugnisse der Theilnahme lassen mich hoffen, daß diese Blätter trotz ihrer Unvollkommenheit und ihrer Lücken, die mir lebhaft vor dem Auge stehen, einige Stralen der Wahrheit wiederspiegeln, welche Gott der Erde mitgetheilt hat um die Menschen jeder Sprache und jeder Nation in einem Glauben und in einer Hoffnung zu vereinigen.

Genf im Mai 1865.

Ernest Naville.

Inhalt.

		Seite
I.	Unsere Gottesidee	1
II.	Das Leben ohne Gott	31
	1. Das Individuum	33
	2. Die Gesellschaft	60
III.	Der Atheismus und die Gegenwart	91
IV.	Die Natur	143
V.	Die Menschheit	202
VI.	Der Schöpfer	247
VII.	Der Vater	283

I.

Unſere Gottesidee.

Genf, den 17 November 1863. Lauſanne, den 11 Januar 1864.

Meine Herren!

Vor ungefähr fünfundzwanzig oder dreißig Jahren fielen mir in einer Zeitſchrift folgende ſonderbare Worte eines deutſchen Schriftſtellers in die Augen: „Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht weiter zu ſchreiben. Unſere Bruſt iſt voll von entſetzlichem Mitleid, es iſt der Alte ſelber, der ſich zum Tode bereitet..... Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder. — Man bringt die Sakramente einem ſterbenden Gotte.“* So lautete die Todtenklage um den lebendigen Gott: der Dichter, ein gefühlvolles Kind des neunzehnten Jahrhunderts, weihte dem Hinſchiede des Ewigen ein paar poetiſche Thränen.

---

* H. Heine, zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland (Zuerſt franzöſiſch in der Revue des deux mondes erſchienen). II. Buch, Schluß.

Ich war jung, als ich die seltsamen Worte las, und sie leuchteten mit einem unheimlichen Glanze vor meinen Blicken auf, der sie wohl auf immer meinem Gedächtnisse einprägte. Seit jener Zeit belehrten mich viele Symptome, daß jene Aeußerung keine vereinzelte war, daß im Gegentheil einflußreiche Männer, berühmte Schulen und bedeutende Strömungen des modernen Geistes übereinstimmend verkündigen, die Zeit der Religion sei vorbei, der Religion in jeder Gestalt und im weitesten Sinne des Wortes. Während das soziale Gebäude unter uns erbebt, die Einen mit Unruhe, die Andern mit Trauer, Einige aber mit höhnender Freude den zersetzenden Erfolgen einseitigen Wissens zusehen, lesen wir auf dem Grunde mancher geistigen Kundgebung unserer Zeit das düstere Wort: „von nun an sei kein Gott mehr für die Menschheit.“ Mehr als vor drohenden Kriegen, möglichen Revolutionen oder vor im Dunkel schleichenden Verschwörungen gegen Personen und Eigenthum sollte der Gesellschaft vor Zahl, Bedeutung und Ausbreitung der Versuche bange sein, welche in unsern Tagen gemacht werden, um in den Seelen den Glauben an den lebendigen Gott auszulöschen.

Wohl möchte ich auch Sie, meine Herren, etwas von diesem Schrecken mitfühlen lassen, aber nicht ohne ihn zugleich in seine richtigen Grenzen einzuschließen. Die Religion — ich nehme den Ausdruck in seiner größten Allgemeinheit — ist weder todt noch sterbend, wie Manche sagen. Als Beweis dafür könnte schon genügen, daß sich so Viele Mühe geben sie zu tödten. Oft sind gerade diejenigen, welche sie für todt

oder im vollen Absterben begriffen ausgeben, die Eifrigsten am Werke. Diese Männer sind doch wohl zu großmüthig, um sich an einem Leichname zu vergreifen, und die Gewalt ihrer Anstrengung verräth, daß sie mit etwas Anderem umgehen, als einem Sterbenden den Gnadenstoß zu geben.

Die gegenwärtigen Zustände sind ernst, nicht für die Religion an sich, die über jedem Angriffe steht, aber für die Seelen, welche Gefahr laufen, ihren Mittelpunkt und Halt zu verlieren. Lassen Sie uns jedoch Eines bedenken: Haben wir den Eindruck, als lebten wir in außerordentlichen Zeiten, gingen durch eine Krise ohne Gleichen, als wäre noch nie gesehen worden, was wir sehen, so thun wir wohl daran, Wahrnehmungen dieser Art zu mißtrauen. Unsere Persönlichkeit besitzt die Eigenschaft eines Mikroskops, das die Gegenstände der Umgebung vergrößert, und der Hauptgrund, welcher uns unsere Epoche als die außerordentlichste von allen erscheinen läßt, ist oft nur der, daß wir die unsrige erleben, die andern aber nicht erlebt haben. Ein aufmerksamer Geist, der sich dieser Thatsache bewußt und gegen jede Uebertreibung auf der Hut ist, wird leicht erkennen, wie die religiöse Idee in früherer Zeit ebenso tiefe und ebenso gefährliche Erschütterungen durchschritt, wie diejenige, deren Zeugen wir sind. Dennoch ist die Krise eine wirkliche. In der Ausdehnung, welche sie heutzutage annimmt, kann man sie für die Generation, der ich angehöre, eine neue nennen und verdient sie in der Nähe beobachtet zu werden. Heute möchte ich als Einleitung in diese ernste Materie vor Allem unsern Gottesbegriff scharf bestimmen, dann seinen

Urſprung aufſuchen und zum Schluſſe Natur und Grenze der Beſprechung, zu der ich Sie einlade, deutlich angeben.

Auf die Frage, was wir uns unter dem Worte Gott denken, lege ich Ihnen als Antwort keine philoſophiſche Definition, kein mir perſönlich angehörendes Syſtem vor, ſondern ich ſuche die Idee von Gott, wie ſie im Schooße der modernen Geſellſchaft thatſächlich vorhanden iſt in den Seelen, welche von ihr leben, in den Herzen, deren Freude ſie iſt, in den Gewiſſen, die ſie aufrecht hält.

Wenn der Gedanke über Natur und Menſchheit ſich erhebt zu dem unſichtbaren Weſen, das er Gott nennt, was geht in den Seelen vor? Sie fürchten und hoffen, ſie bitten und danken. Befindet ſich der Menſch in einer jener verzweifelten Lagen, wo jede menſchliche Hülfe aufhört, dann wendet er ſich zum Himmel und ſagt: Mein Gott! — Sind wir Zeugen einer jener Ungerechtigkeiten, die das Gewiſſen in ſeinen innerſten Tiefen aufregen und empören, ohne daß ſie auf Erden eine ſtrafende Vergeltung fänden, die uns genügend ſchiene, dann ſagen wir zu uns ſelbſt: es iſt ein Richter im Himmel! — Erhebt unſer Gewiſſen gegen uns Anklage, ſo erinnert uns auch ſeine beunruhigende, ja zuweilen marternde Stimme, daß in Abweſenheit jedes menſchlichen Blickes ein Auge uns ſieht, eine Gerechtigkeit uns erwartet. Auf dieſe Weiſe, um bei den Thatſachen zu bleiben, wirkt der Gedanke an Gott in den Seelen derer, die an ihn glauben. Wenn Sie die gemeinſame Bedeutung aller dieſer Erſcheinungen im Menſchenherzen aufſuchen,

welches ist sie? Furcht, Hoffnung, Dank, Bitte, an wen wenden sie sich? An eine vernünftige und freie Macht, die uns kennt und auf unsere Geschicke einzuwirken vermag. Das ist die Idee, welche jeder Religion, nicht allein derjenigen des einzigen Gottes, sondern sogar den verderbtesten Kulten der Vielgötterei zu Grunde liegt. Jede Religion beruht auf dem Gefühl von einer Macht, oder von Mächten, die unsichtbar, über Natur und Menschheit erhaben sind.

Ist einmal der philosophische Trieb des Unterscheidens erwacht, so trennt er von dem allgemeinen Gefühle der Macht die bestimmte Idee der die Erscheinung erklärenden Ursache. Die menschliche Vernunft ist so angelegt, daß sie des Begriffes einer absoluten Ursache bedarf, welche durch ihre Ewigkeit über den dahinschwindenden Zeiten und durch ihre Unendlichkeit außerhalb der Grenzen eines beschränkten Daseins stehe, des Begriffes eines Princips, dessen nothwendiges Wesen von keinem andern bedingt sei, einer einzigen Ursache, deren Einheit das Weltall in Zusammenhang bringe. So hält denn die Vernunft, wie sie der Idee des einigen und allmächtigen Schöpfers begegnet, sich an derselben fest, als an der einzigen, welche ihr über die Welt und ihr eigenes Wesen Aufschluß giebt.

In dem Schöpfer sehen wir zuerst den, dessen Ruhm die Himmel erzählen und dessen Werk die Erde verkündigt, den Mächtigen und Weisen, durch dessen Willen die Natur ins Dasein trat, ihn, der die Sterne durch die Räume des Himmels und den treibenden Saft in den Halm zu unsern Füßen emporsteigen läßt.

Wenden wir nun unsere bisher nach Außen gerichteten Blicke auf uns selbst zurück, so entdecken wir neue Horizonte, geistige Himmel, aus welchen uns Sterne erster Größe: das Wahre, das Gute, das Schöne entgegenglänzen, Sonnen, die jedes Menschenherz erwärmen, so lange es nicht alle Würde verlor. Und wir fühlen uns für diese höhere Welt geschaffen. Materielle Genüsse mögen wohl unsern Willen fesseln, wir mögen in thörichtem Wunsche Dingen nachjagen, die nichts Anderes sind, als eine Verkleidung des Bösen, des Falschen, des Häßlichen; aber wenn nicht alle Stralen unserer wahren Natur erloschen sind, so wird sich aus der Tiefe der Seele eine Stimme erheben gegen unsere Erniedrigung. Unser Sehnen nach diesen geistigen Gütern ist unbeschränkt. Kaum haben wir auf dem Gebiete des Gedankens die ersten Fragen gelöst, so tauchen im Augenblick neue auf, die uns nicht weniger verfolgen und reizen als die frühern. Kaum glauben wir der Stimme unseres Gewissens genug gethan, und schon erhebt es ernstere dringendere Forderungen. Ist der Zug nach reiner Schönheit in uns erwacht, wie streng wird unser Maßstab! .. Sie wissen wohl, meine Herren, wie wenig wir von dem Künstler zu halten haben, der mit Befriedigung vor seinem Werke steht! Sie erwarten nichts Großes von ihm, wenn ihm nicht nah, aber unerreichbar ein Ideal vorschwebt, dessen Glanz jede seiner Schöpfungen zur Unvollkommenheit verurtheilt. Das Geheiß, welches uns vorwärts treibt durch das Dasein, weiter, immer weiter, das uns von der Wiege bis zum Grabe keine Rast gönnt, es ist nicht gebieterischer als der edle Instinkt, welcher uns im

Angesichte des Schönen, des Wahren, des Guten auch zuspricht: Weiter, weiter! und mit dem amerikanischen Dichter: Excelsior! Höher, immer höher! Vielen unter Ihnen ist wohl der eigenthümliche Trieb der Bergbesteiger bekannt, welche, auf einem Gipfel angelangt, keine Ruhe haben, so lange eine höhere Spitze noch vor ihnen steht. Aehnlich ist unser Loos; aber die letzte Höhe entzieht sich unsern Blicken. Unsere Natur drängt nach Vollkommenheit; aber diese gleicht der Jakobsleiter, wir sehen ihren Fuß auf der Erde ruhen, ihre Spitze verliert sich im Glanze der Unendlichkeit.

Die Vereinigung unserer höchsten Wünsche, Schönheit in ihrer erhabensten Erscheinung, absolute Heiligkeit, schrankenlose Wahrheit, finden wir in einem und demselben Gedanken: Gott. Die Attribute unserer geistigen Natur sind uns immer nur geliehen, und wohnen ihrem Wesen nach nur dem inne, welcher ihr Ursprung ist. Gott ist die Wahrheit nicht allein, weil er Alles weiß, sondern weil er der Gegenstand unseres Denkens ist, weil unser Durchforschen des Weltalls nur das Buchstabiren der von ihm den Dingen vorgeschriebenen Gesetze, weil die Kenntniß der Wahrheit überhaupt nie ein Anderes sein kann als das Erkennen der Schöpfung oder des Schöpfers, der Welt oder ihrer ewigen Ursache. Das Bedürfniß des Gewissens nach Heiligkeit führt uns, als zu seinem letzten Ziele, wieder zu Gott. Stünden wir auf der höchsten Stufe der Tugend und fragten wir, was unser Thun sei, so wäre es nichts Anderes als die treue Vollführung des der Freiheit geistiger Wesen vorgelegten

göttlichen Planes, eine freie Erfüllung deſſelben Willens, dem die Geſtirne unbewußt gehorchen. Auch die ewige Quelle der Schönheit iſt in Gott. Er übergoß unſere Thäler mit Anmuth, unſere Berge mit Hoheit, er ſchafft, mit dem heiligen Auguſtinus zu reden, in der Seele des großen Künſtlers, der ſich unwiderſtehlich in die Regionen des Ideals gezogen und in eine göttliche Welt fortgeriſſen fühlt.

Vor Allem iſt demnach Gott derjenige, der iſt; der Abſolute, Unendliche, der Ewige in den ewig unerforſchten Tiefen ſeines Weſens. In ſeiner Beziehung zur Welt iſt er die Urſache, in ſeiner Beziehung zum hohen Sehnen der Seele iſt er das Ideal. Er iſt das Ideal, das heißt die einzige Quelle und das Ziel unſres Sehnens, weil er die abſolute Urſache iſt; er iſt die abſolute Urſache, weil er in höchſter Einheit der iſt, der da iſt, und nichts ohne die That ſeiner Macht exiſtiren kann. Schon hier im Vorbeigehen können wir die Quelle erkennen, aus welcher die wichtigſten Abirrungen des religiöſen Denkens entſpringen. Betrachtet man Wahrheit, Heiligkeit, Schönheit an ſich und trennt ſie von dem unendlichen Geiſte, der ihr Urſprung iſt, vergißt man die höchſte Realität, auf welche ihr Daſein zurückführt, dann entſtehen jene Philoſophien, die, edel im Beginne, ſich nicht lange auf der ſchwindelnden Höhe zu halten vermögen. Man ſpricht noch von einem Göttlichen, aber das Göttliche iſt eine Abſtraktion und kann ohne Gott ſein Daſein nicht friſten. Sobald Wahrheit, Schönheit, Heiligkeit nicht mehr die Attribute eines ewigen Geiſtes, ſondern nur noch Ausdruck der Neigungen unſerer Seele ſind, kann zwar der Menſch

noch eine Zeitlang diesen hohen Kundgebungen seiner Natur eine Art Kultus widmen, bald aber zwingt ihn die unerbittliche Logik, das Göttliche in das Gebiet der Phantasien zu verweisen. Die Stralen verschwinden, wenn ihr Herd erlöscht: die Seele steht vor ihrem Geschick als vor einem dunkeln Räthsel, dessen Lösung ihr verloren ging, unendliche Trauer bricht über sie herein und preßt ihr die Klage aus: Alles ist eitel! Wir kommen später auf diese schmerzlichen Erfahrungen zurück.

Nachdem wir nun die Fundamente der Gottesidee bloßgelegt, wollen wir ihre Höhe zu ermessen suchen. Das höchste Wesen, dessen Machtwort allen andern das Dasein giebt, ein Wesen ohne Anfang und Ende — der Gedanke überwältigt unsere Seele. Wir sind schwach und die Idee des absoluten Könnens erdrückt uns! Wie sollten wir, die Wandelbaren und Vergänglichen, den Ewigen begreifen! Wir, die Unreinen und leicht Verführbaren, nicht erbeben vor dem Gedanken seiner Heiligkeit! Aber, Sie wissen es wohl, ein milderes Wort erklang über der Erde. Das höchste Wesen liebt uns! In demselben Maße, wie uns das Verständniß dieser Idee aufgeht, nimmt unsere Seele die Pfade des Friedens wahr. Er liebt uns und wir vertrauen; er hört uns und unsere bittenden Gebete erreichen ihn, er waltet überall und wir ruhen unter seiner Vorsorge. Wenn wir in die Ferne des Himmels blicken, wo sich Welten an Welten ins Unendliche reihen, erfaßt uns ein heiliges Grauen; wir versenken uns in die unermeßlichen Abgründe des Raumes und so ferne wir auch die Grenze des Himmels hinausrücken,

dennoch wissen wir, wenn dort das Weltall aufhörte, so schwände es zusammen mit seinen Sonnen und Planetenkreisen zur einsamen Lampe, zum scheinenden Punkte in tiefer, endloser Dunkelheit, und ein geheimnißvolles, schwindelndes Erschrecken ergreift uns. Aber dann wenden wir den Blick auf die Gegenstände der Nähe. Nicht nur die Unendlichkeit der Himmel ist sein Werk: er läßt die nährende Aehre für uns sprießen, er erfreut unsere Augen mit den Blumen des Feldes, er erfrischt uns mit kühlem Morgenwind und klarer Abendruhe, nichts geschieht ohne ihn, er wacht über uns und über unsern Geliebten. Vom Gedanken dieser Liebe durchdrungen, sehen wir wieder auf zum Himmel und von jedem Sterne aus den entferntesten Welten des Raumes fällt ein Stral des Friedens und der Güte auf unsere Stirnen. Dann sprechen wir im Gefühle eines seligen Vertrauens mit dem alten Propheten: Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist Du da; bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer, so würde auch da Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich halten.* Dann verstehen wir des heiligen Augustinus großes mildes Wort, eines der schönsten, das je aus Menschenmund kam: „Fliehst du vor Gott? So flüchte zu ihm!“

So vervollständigt sich unser Gottesbegriff; die Vorstellung von ihm, den wir im Gefühle kindlichen Vertrauens Vater

---

* Psalm 139.

nennen. Güte ist die Lösung des Welträthsels; Güte leitete die Macht, und gab ihr Weisheit zur Richtschnur.

Nicht um diese Idee von Gott zu lehren, nein, um sie zu vertheidigen bin ich hier. Ich brauche Ihnen nicht mitzutheilen, was schon Ihr Eigenthum ist. Nicht Einer ist hier, der nicht Theil an diesem Gute hätte. Wohl mag diese heilige Idee in uns durch Trübsinn verschleiert, durch Irrthümer entstellt, durch Fehltritte verdunkelt worden sein, aber wie dichte Aschenschichten auf dem Grund unserer Seele zusammengewebt wären, erstorben ist die heilige Glut nicht, und wenn zur guten Stunde ein Hauch darüber geht, kann er sie zu neuer Flamme entfachen.

Wir haben nun die wesentlichen Elemente erkannt, aus welchen unser Gottesbegriff besteht, aber woher kommt er? wo ist sein historischer Anfang? Ich frage nicht, wo der historische Anfang der Religion sei, denn die Religion ist nicht in der Geschichte geboren, man findet sie immer und überall in der Menschheit, und wer es läugnet, ist darauf angewiesen „aus der Finsterniß irgend ein dunkles, nur ihm bekanntes Beispiel zu holen, wie wenn durch die Entsittlichung eines Volkes die ganze Anlage der menschlichen Natur gestört, wie wenn durch das Vorhandensein eines Ungeheuers die Gattung aufgehoben würde.“* Das Gefühl einer über dem Gebiete der Erfahrung stehenden, höhern Welt ist eines der charakteristischen Attribute unserer Natur: „Wenn es je ein Volk ohne alle Religion gegeben hätte oder jetzt noch

---

* J. J. Rousseau.

irgendwo eines existirte, so müßte man einen ganz ausnahmsweisen Verfall voraussetzen, welcher dem thierischen Zustande gleichkäme.“* Ich suche also nicht den Ursprung des Gefühls oder der Idee der Gottheit im Allgemeinen, sondern den Ursprung der Idee des einigen allmächtigen Schöpfers, wie wir sie besitzen; Religion im weitesten Sinne ist überall verbreitet, deutliche Erkenntniß des Schöpfers nicht.

Unsere Vergangenheit wurzelt in einem geschichtlichen Boden, welcher dem Heidenthum angehört. Bei erster Betrachtung finden wir in dem Gedankengange der alten Welt keine Spur göttlicher Einheit. Tausend verschiedene Wesen werden göttlich verehrt, bald sind es Sterne des Himmels, bald Kräfte der Natur, oder gar Menschen, Thiere, leblose Gegenstände. Ebenso sehr als das Gefühl der Einheit Gottes, scheint das seiner Heiligkeit zu fehlen. Die Religion dient der Entfesselung menschlicher Leidenschaft zum Vorwand. Leider ist dieses eine allgemeine Thatsache, der auch die wahre Religion nicht entgeht, bezeichnend aber für das Heidenthum ist die Begünstigung der Unsitte durch die eigene Natur der Religion. Die Ausschweifungen der altasiatischen und der unter ihrem Einflusse stehenden griechischen Kulte sind genügend bekannt. Ebenso häufig wie durch Sittenlosigkeit wurden die Tempel der falschen Götter mit grausamen Opfern besudelt. Mexiko's alte Civilisation besaß einen hohen, in gewissem Sinne übertriebenen Grad von

---

* Les Origines Indo-Européennes par Adolphe Pictet II, 651.

Verfeinerung, aber die Altäre wurden jährlich mit dem Blute von Tausenden menschlicher Wesen besprengt, und an feierlichen Festmählern aßen die Gläubigen dieser blutdürstigen Religion das noch zuckende Fleisch ihrer Opfer. Nähere Beispiele bietet uns die Kultur, die der unsrigen voranging. Die Geschichten der Götter Griechenlands und Roms sind nicht erbaulich: Bacchus wurde nicht als ein Vorbild der Mäßigkeit gefeiert und die Venusfeste waren keine Schule der Zucht. Aus diesen und ähnlichen Zügen wäre es leicht ein Bild von düsterer Farbe zusammenzustellen und den Schluß zu ziehen, unsere Vorstellung von dem einigen heiligen Gotte könne unmöglich den unreinen Quellen des Heidenthums entstammt sein. Dieses Verfahren wäre freilich kurz und bequem, aber die unvollständige und darum unrichtige Würdigung der Thatsachen müßte die Bedeutung unseres Schlusses aufheben. Es waren nicht jene Greuel allein, welche die religiöse Tradition der heidnischen Vorzeit bildeten; dieselbe zeigt uns neben dunklem Schlamme eine Strömung lichter Ahnungen und reiner Gedanken.

Fast alle alten Völker scheinen trotz der Vielzahl und der Zügellosigkeit ihrer Götter einen Stral der göttlichen Einheit von fern wahrgenommen zu haben. Ein Grieche schrieb die Worte: „Nichts auf der Erde geschieht ohne Dich, Gott, außer der Bösen thörichtem Thun . . .“* Und auf dem Theater von Athen sang vor mehr als zweitausend Jahren der tragische Chor:

---

* Kleantbes, Hymn. an Jupiter.

Ach, wär' es Loos meines Lebens
Rein zu wahren fromme Scheu bei jedem Wort und jedem Werke,
Treu den Urgesetzen,
Die in den Höhen wandelnd, in Aethers
Himmlischem Gebiet, stammen aus dem Schooße
Des Vaters Olympos, nicht
Aus sterblicher Männer Kraft
Geboren. Niemals wiegt sie in Schlaf stumme Vergessenheit;
Es belebt sie mächtig ein Gott,
Der nie altert. *

Ich könnte mit Leichtigkeit noch viele Citate ähnlicher Art anführen und in den aus griechischer und römischer Bildung hervorgegangenen Schriften zahlreiche Spuren nachweisen, die auf die Kenntniß des einen heiligen Gottes hindeuten. Auch aus den geöffneten Gräbern des uralten Aegyptens ertönen solche Stimmen.

In Aegypten war die religiöse Idee in den Gebräuchen des Volkes bekanntlich völliger Verderbniß anheimgefallen, und dennoch vernimmt die Wissenschaft unserer Tage unter den verworrenen Formeln des Aberglaubens ferne Klänge einer erhabenen Lehre. In einer großen Zahl von Mumiensärgen wurden Papyrusrollen eines heiligen Buches entdeckt: es heißt das Todtenbuch und enthält folgende Stellen, welche Zeiten grauen Alterthums anzugehören scheinen. Gott spricht also: „Ich bin der Hochheilige, der Schöpfer der Fülle des Erdkreises, so wie der irdischen Wohnung, der Fürst der unendlichen Zeiten. Ich bin der große gewaltige Gott, der Erhabene, leuchtend unter den Wandelsternen und den Heer-

* Sophokles, König Oedipus.

ſchaaren, die mich preiſen über Deinem Haupte .... der ich züchtige und richte die Uebelthäter und die Verfolger der Frommen, der ich finde und vernichte die Schüler der Lügner. .... Ich bin der leuchtende Richter und Abwäger, der Herr meines Lichtes, der Bewahrer meiner Geſetze im Lande des Rechts.“* —

In dem Texte, aus welchem ich dieſe Worte anführe, ſind ſie mit Anſpielungen auf untergeordnete Gottheiten vermengt, auch muß in Anſchlag gebracht werden, wie unſicher zur Zeit noch die Ueberſetzung altägyptiſcher Dokumente iſt. Es ſcheint ſich jedoch dieſe Ungewißheit nicht auf den allgemeinen Sinn und Werth der neueſten gelehrten Entdeckungen zu erſtrecken. Selbſt ein Lernender, kann ich Sie nur auf die von den Meiſtern der Wiſſenſchaft gewonnenen Reſultate verweiſen. Dieſe ſind gegenwärtig auf dem Gebiete mythologiſcher Forſchung ungefähr folgende: nahezu überall finden ſich inmitten heidniſchen Aberglaubens die Spuren einer reinern, oft das Gepräge hoher Sittlichkeit tragenden Religion. Das Heidenthum iſt aus verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt und einem Strome vergleichbar, der klare und trübe Gewäſſer zu Thale führt. Wie aber fließen dieſe beiden ungleichen Zuflüſſe neben einander fort? Ein Schriftſteller der lateiniſchen Kirche, Lactantius, entwirft mit folgenden Worten ein deutliches Bild ihrer gegenſeitigen Beziehung im täglichen Leben: „Wenn der Menſch vom Geſchicke verfolgt

---

* Handbuch der geſammten ägyptiſchen Alterthumskunde von Dr. Max Uhlemann. Leipzig 1838. IV. Thl. S. 136.

wird, nimmt er seine Zuflucht zum einen Gotte, wenn die Schrecken des Krieges ihn bedrohen, wenn Pest, Dürre oder Sturm über ihn kommt, wendet er sich an Gott .... Wenn er auf dem Meere vom Gewitter überrascht wird, fleht er zu Gott, wenn er sich in irgend einer drohenden Gefahr sieht, ruft er Gott um Hülfe an .... Wenn sie im Unglück sind, denken die Menschen an Gott, aber kaum ist ihre Noth vorüber, kaum haben sie nichts mehr zu fürchten, so sieht man sie mit Freuden in die Tempel der falschen Götter zurückeilen, ihnen Dankopfer ausgießen und Weihgeschenke darbringen."* Diese Stelle giebt ein ergreifendes Bild der wechselnden Stimmungen des Menschenherzens aller Zeiten; „denn," lesen wir weiter, „nie wird Gottes von den Menschen so leicht vergessen, als wenn sie sich im ruhigen Genusse seiner Gnaden und Gaben befinden."** Für unsere spezielle Untersuchung geben diese Zeilen werthvolle Aufklärungen über die religiösen Zustände des heidnischen Alterthums. Die Idee des allherrschenden Gottes war in den Hintergrund getreten, aber nicht verschwunden; die Tage der Bedrängniß weckten sie in den Seelen; doch die Gewöhnlichkeit des täglichen Lebens wurde von der heitern Verehrung der Götter beherrscht.

Man könnte nun nach der historischen Beziehung zwischen den beiden Richtungen des Heidenthums fragen, deren gegenseitiges Verhältniß im praktischen Leben wir festzustellen

---

* Institutiones divinae II, 1.

** Ibid.

ſuchten. Huldigte die Menſchheit in ihrem Beginne einem rohen Fetiſchdienſt, erhob ſie ſich nach und nach zu edlern Vorſtellungen, und finden wir die reinern monotheiſtiſchen Spuren in den ſpäteſten Zeiten des Heidenthums? Die neueſte Wiſſenſchaft iſt mehr und mehr geneigt, dieſe Fragen zu verneinen. Es ſind im Gegentheil die tiefliegendſten hiſtoriſchen Schichten, welche den unermüdlichen Erforſchern der Vergangenheit die erhabenſten religiöſen Ideen darbieten. Wenn wir eine junge kräftige Buche an der Wurzel gefällt haben und nach Jahren wieder vorbeikommen, ſo wuchert da, wo früher der Baum ſtand, üppiges Buchgeſträuch. Der Saft, welcher früher den einen Stamm ernährte, hat ſich unter zahlloſe Sprößlinge vertheilt. Dieß iſt ein ziemlich genaues Bild der Meinung, welche unter unſern Gelehrten in Bezug auf geſchichtliche Entwicklung der Religionen die Oberhand gewinnt. Die Vorſtellung des einigen Gottes iſt die urſprünglich zu Grunde liegende, die Vielgötterei iſt abgeleitet. Ein vergeſſener Monotheismus ſchlummert unter dem vielgeſtaltigen Götterdienſt, er iſt der verborgene Baumſtumpf, aus welchem dieſer hervortrieb, aber die wuchernden Schoſſe verzehrten die ganze Kraft des Baumes. Der alte Gott, erlauben Sie mir noch eine Vergleichung, iſt einem in den Räumen ſeines Palaſtes vergrabenen Fürſten ähnlich; man gedenkt ſeiner nur ſelten und bei großen Anläſſen, indeß die Miniſter ohne ihn handeln und Geſuche und Ergebenheit entgegennehmen.

Der äußerſt wichtige Satz der hiſtoriſchen Priorität des Monotheismus iſt nicht allgemein anerkannt; ich muß Ihnen

mit einigen Zitaten wenigstens beweisen, daß ich ihn nicht leichthin annehme. Jacob Grimm, einer der ausgezeichnetsten Mythologen der neuern Zeit, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „die monotheistische Form scheint die ursprüngliche, aus deren Schooß dem kindlichen Alterthum leicht sich Vielgötterei entwand .... Dieß Verhältniß ergeben alle Mythologien ....“* Unter den französischen Gelehrten, welche sich dem Studium des alten Aegyptens zugewendet haben, steht von Rougé in erster Reihe. Er theilt uns Folgendes mit: „In Aegypten wurde der höchste Gott der einige Gott genannt, der in Wahrheit Lebende, derjenige der Alles hervorgebracht hat das da ist, der Schöpfer der Wesen. Die zeugende Macht allein war, und schuf Himmel und Erde.“ Der Gelehrte zeigt uns, daß diese Ideen oft

---

* Die ganze Stelle lautet: Unter allen formen ist monotheistische, wie der vernunft die angemessenste, der gottheit die würdigste, auch scheint sie die ursprüngliche, aus deren schoss dem kindlichen alterthum leicht sich vielgötterei entwand, indem des einen gottes erhabenste eigenschaften erst trilogisch, hernach zur dodecalogie gefasst wurden. dies verhältnis ergeben alle mythologien, die unsrige dünkt mich vorzüglich klar: fast alle götter erscheinen an rang und macht einander ungleich, bald überlegen bald untergeordnet, so dass sie wechselweise von sich abhängig zuletzt insgesamt für ausflüsse einer höchsten einzigen gelten müssen. was der polytheismus anstössiges hat wird dadurch gemindert, denn auch in der heiden brust war ein bewustsein jener unterordnung schwerlich völlig erloschen und der schlummernde glaube an den höchsten gott konnte stets erwachen. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. 2. Ausgabe, 1. Band S. XLIV.

in Texten ihren Ausdruck finden, die vor dem mosaischen Zeitalter verfaßt sind und von denen mehrere in die ältesten heiligen Hymnen eingereiht waren; dann zieht er daraus den Schluß: „Aegypten, das einen bewundernswerthen Schatz von Lehren über das Wesen Gottes und die Fortdauer der Seele besaß, ist dennoch in den unwürdigsten Aberglauben versunken. Seine religiöse Geschichte ist ein Abbild derjenigen des gesammten Alterthums.“* In Bezug auf die erste Kultur, welche in Indien erblühte, kommt Adolf Pictet in seinen gelehrten Forschungen über die Arier zu diesem Schlusse: „Kurz gefaßt, scheint ein mehr oder minder verschwommener Monotheismus mit stufenweisen Uebergängen zu einem noch einfachen Polytheismus die Religion der alten Arier gewesen zu sein.“** Einer unsrer Mitbürger, der dem Studium der religiösen Alterthümer mit ebenso viel Bescheidenheit als Ausdauer obliegt und die meisten in Deutschland, Frankreich und England neuerdings über diesen Gegenstand erschienenen Werke zu Rathe zog, hat auf meinen Wunsch mir seine zahlreichen Auszüge zur Verfügung gestellt. Ich finde darin folgende Stelle: Die allgemeine Anschauung der hervorragendsten Mythologen unserer Zeit geht dahin, daß der Monotheismus die Basis jeder heidnischen Mythologie sei.“

Dieß Resultat, ich wiederhole es, ist kein einstimmig angenommenes. Die Gelehrten sind selten einmüthig, so selten

---

* Annales de philosophie chrétienne t. 59, p. 228.

** Les Origines Indo-Européennes II, 720.

als andere Menschen! Es genügte mir zu zeigen, daß nicht allein die große auf den christlichen Glauben gestützte Ueberlieferung, sondern auch die ausgeprägteste Richtung der neuern Wissenschaft es uns verbürgt, schon über der Wiege unserer Gattung habe der Glanz Gottes geruht. Das herrliche Bild verwölkte sich und die Vielgötterei mit ihrem zügellosen Gefolge tritt in der Geschichte auf, nicht als der Ausgangspunkt einer ununterbrochenen Fortbildung, sondern als das Resultat eines Verfalles, der einen Wiederaufbau nothwendig macht.

Wer hob den verhüllenden Schleier vom Bilde? Nicht die Priester der Götter. Man begegnet in der Geschichte des Heidenthums reformatorischen Bewegungen, religiösen Wandlungen wenigstens, als deren denkwürdigsten eine uns der Buddhismus entgegentritt; aber nicht einer Umkehr zu den reinen Ueberlieferungen Indiens oder Aegyptens verdanken wir die Kenntniß des Gottes, den wir anbeten. War es Nachdenken, war es philosophische Arbeit, die den Schleier lüftete? Die Philosophie hat der Welt edle Dienste erwiesen. Sie bekämpfte die Greuel des Götzendienstes, sie nahm in der Natur den Gedanken, in der Vernunft das Bedürfniß der Einheit, im Gewissen die Unterscheidung und die Grundzüge des Guten wahr, sie vertiefte sich in das Anschauen der höchsten Schönheit . . . . . und doch hat nicht sie die Gottesidee in der Menschheit wieder hergestellt. Sie verstreute ihre mit Schatten wechselnden Lichter, ohne daß sie es vermocht hätte dieselben zur Erhellung des Weltalls in einen mächtigen Herd zu sammeln. Wohl suchte das Alterthum

Gott und ihn ſuchen iſt ſchon ihn kennen in gewiſſem Maße; aber es verharrte vor dem Altar eines nur von der auserwählten Schaar Weiſer ahnend verehrten Gottes, welcher der Menge ein unbekannter Gott blieb. Dieß war die Weisheit der Alten. Sie bereitete vor, aber nicht ſie verſenkte den Keim, aus dem lebendig und ſtark die Idee des Schöpfers emporſteigen ſollte, als ein Baum, der alle Völker der Erde mit mächtigen Zweigen beſchatte. Und als dieſe Idee in ihrer Herrlichkeit hervortrat und die Eroberung der Welt begann, verbündete ſich die alte Philoſophie gegen dieſelbe mit den feindlichen Mächten alter Götzendienſte, von welchen ſie ſich früher verachtend losgeſagt hatte. Sie bemächtigte ſich der zweifelhafteſten Deutungen abergläubiſcher Gebräuche, um nur im Bunde mit der unwiſſenden Menge einen gemeinſamen Kampf beſtehen zu können gegen die neue in der Welt erſchienene Macht. Dieſe Züge faſſen die Geſchichte der Philoſophie des erſtes Zeitabſchnittes unſerer Aera zuſammen.

Der moderne Monotheismus kann geſchichtlich nicht vom Heidenthum abgeleitet werden; er wurde durch die alte Philoſophie vorbereitet, aber er ging nicht aus ihr hervor. Woher ſtammt er nun eigentlich? Ueber dieſen Punkt kann keine ernſtliche Meinungsverſchiedenheit herrſchen. Unſere Gotteserkenntniß iſt das Reſultat einer in beſtimmter geſchichtlicher Strömung von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter getragenen Ueberlieferung. Wohl lagern noch dichte Schatten über den religiöſen Anfängen der Menſchheit, aber die Wahrheit auf welche ich Sie jetzt hinweiſe iſt klar und ſicher

feſtgeſtellt. Werfen Sie Ihre Blicke rings um den Erdball. Mancher Aberglaube, deſſen die Geſchichte erwähnt, lebt heute noch in Aſien, Afrika oder auf den oceaniſchen Inſeln fort. Die lächerlichſten und ſchrecklichſten Gebräuche werden noch von derſelben Sonne beſchienen, welche im Untergehen die Kuppeln und Thürme unſerer Kirchen vergoldet. Heute noch giebt es Völker, die Thiere oder heilige Bäume anbeten. Heute noch, vielleicht während ich hier zu Ihnen rede, werden Menſchenopfer auf den Altar gebunden und es fließt vielleicht ihr Blut, bevor Sie dieſen Saal verlaſſen. Heute noch gehören zahlreiche Völker, die weder der Zeit zu ihrer Entwicklung ermangelten, noch der Hülfsquellen der Civiliſation, noch begabter Dichter, noch tiefſinniger Philoſophen, dem Kultus der Brahmanen an, oder werden in den Legenden unterrichtet, die Buddhas düſtere Lehre verſinnlichen. Die klare Idee des Schöpfers findet ſich nur in einer Tradition; dieſe rührt von den Juden her, wurde von den Chriſten verbreitet und von Mohamed getrübt. Nirgends als unter dem Einfluſſe dieſer Ueberlieferung beſteht jene feſte und allgemeine Erkenntniß Gottes, die eine Lehre und einen Kultus begründet. Es iſt dieß ein einfacher hiſtoriſcher Satz und keiner läßt ſich beſſer beweiſen.

Das Licht geht vom Evangelium aus. Dieſe Klarheit war nicht eine plötzliche Helle, eine unbedingt neue Erſcheinung. Schon längſt fiel ihr blaſſer Wiederſchein in die Seelen der den unbekannten Gott ſuchenden Heiden, ſchon längſt glänzte ſie fern von der Bühne der Weltgeſchichte innerhalb der Grenzen des ſeltſamen, ſchickſalsreichen Volkes, das Iſraels

Namen trägt. Durch ausnahmsweise Ordnungen geschützt, war das ursprüngliche Licht unter den Israeliten nie erloschen, aber es glich einer im Gefäß gehüteten Flamme, deren schwaches Leben dem Luftzug nicht zu widerstehen vermag, bis es überhand nimmt, die schützende Decke sprengt und zum weithin leuchtenden Feuer emporwächst. Der Dienst Jehova's war ein lokaler Gottesdienst, aber dieser zuerst von enger Schranke umzogene Kultus war dem einigen, allherrschenden Gotte geweiht. Jeder Nation, die zu Israel spricht, wie Athalia zu Joas:

„Ich diene meinem Gott, so diene du
„Dem deinen."

antwortet es wie dieser:

— „Den meinen fürchte, Herrin,
„Dein Gott war nie, der meine herrscht allein." *

Israel bezeugt nicht allein, sein Gott sei der wahre Gott, es behauptet auch die Zeit werde kommen, da die ganze Erde ihn als den einigen Herrn der Welt anerkenne. Ein großer Gedanke, eine große Hoffnung wohnt in der Seele dieses Volkes und verbürgt ihm, es werden einst alle Nationen nach Jerusalem schauen. Seine Propheten drohen, ermahnen, verkünden Gerichte, weissagen entsetzliches Unheil; aber ihre strenge Rede durchbricht immer wieder der Triumphgesang der Zukunft:

---

* J'ai mon Dieu que je sers, vous servirez le vôtre . . .—
— — . . . Il faut craindre le mien;
Lui seul est Dieu, Madame, et le vôtre n'est rien . . ."

Jeruſalem hebe dein Antlitz empor
Und ſchreite den Völkern, du Stralende, vor.*

So wird in einem vereinzelten Volke der alten Welt mitten unter der Verdunkelung des Götzendienſtes und den Streiflichtern unvollſtändiger Weisheit die Gotteserkenntniß bewahrt, und nicht bewahrt nur, ſie wird ſtets lebendiger und klarer. Die Idee der Alleinherrſchaft, welche die Grundlage bildet, wird in der Folge durch die Idee der Liebe verklärt. Endlich kommt Er, deſſen Erſcheinung den Vater Aller auch Allen verkündigen ſollte.

Staunten Sie noch nie über die große Einfachheit, mit welcher Jeſus von ſeinem Werke ſpricht? Er redet von der Welt und von der Zukunft wie ein rechtmäßiger Beſitzer von ſeinem Eigenthum. Das Saatfeld ſeines Wortes iſt die Welt; er bringt den Dienſt im Geiſte und in der Wahrheit, vor dem alle Schranken ſinken; er weiß es, daß die Menſchheit ihm angehört und ſagt mit ebenſo großer Einfachheit als Hoheit ſeine friedliche Eroberung voraus. Jenes Werk, das er verkündigte, iſt begonnen, ſchreitet fort und wird ſich vollenden. Niemand zweifelt ernſtlich daran. Die Gottesidee, wie ſie die chriſtlichen Völker faſſen, trägt das ſichere Zeichen des Sieges an der Stirne.

In mancher Hinſicht leben wir in Zeiten der Mittelmäßigkeit und ſind Zeugen von Ereigniſſen, die kaum ver-

---

* Lève, Jerusalem, lève ta tête altière!
Les peuples à l'envi marchent à ta lumière.
Racine, Athalie.

dienen, daß ihr Gedächtniß aufbewahrt werde; dennoch geſchehen große Dinge vor unſern Augen. Der alte Orient iſt in ſeinen Grundveſten erſchüttert; das fernreichende Werk der Miſſion wird mit friſchem Eifer aufgenommen; mit Kaufleuten, Reiſenden und Soldaten ſchiffen ſich an Europa's Küſten neue Kreuzfahrer ein und gehen mit dem Rufe: Gott will es! freudig Todesgefahren entgegen, um den Gott des Lebens den in Finſterniß ſchmachtenden Völkern zu verkündigen. Die Fortſchritte des Handels, die Entwicklung der Induſtrie, die Pläne des Ehrgeizes vereinigen ſich alle zur Verbreitung des geiſtigen Lichtes auf dem Erdball. Das ſind große Erſcheinungen, ſichtbare Spuren eines höhern Rathſchluſſes, welchen die Großen der Erde auf den Schleichwegen und durch die Gewaltthaten ihrer Politik ausführen, als meiſt unbewußte Werkzeuge eines göttlichen Willens. Die Kenntniß Gottes gewinnt Boden und bereichert ſich zugleich durch ihre Eroberungen. Wie ſie die geſunden Lebensſäfte griechiſcher Lehre in ſich aufnahm, ſo wird ihre Grundlage breiter durch orientaliſche und altägyptiſche Weisheit, welche unermüdliche Wiſſenſchaft zu Tage fördert. Die chriſtliche Idee wächſt empor, nicht durch fremdartige Einflüſſe von außen in die Höhe getrieben, ſondern gleich einem kräftigen Baume, deſſen Wurzel neue fruchtbare Erdſchichten durchdringen. Jede Wahrheit reiht ſich von ſelbſt um den Mittelpunkt aller Wahrheit und das Gebet der Menſchheit nimmt alle reinen Laute in ſich auf, auch wenn ſie vermiſcht mit abergläubiſchen Anrufungen vom Gangesufer oder aus Afrika's glühendem Sande ſich erheben. Der Tag wird

kommen, wo auf unserm Planeten jeder Götzentempel zerstört und keine Stätte mehr sein wird, wo nicht das Licht des werdenden Tages begrüßt würde mit einem Lobgesang zur Ehre des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, der durch Jesus Christus der Gott der Menschheit geworden ist.

Wir wissen nun, woher unsere Gottesidee stammt; sie ist christlichen Ursprungs. Und nicht nur alle, die sich zum Christenthum bekennen, führen sie auf diese Quelle zurück, nein, jeder, der im Schooße der modernen Gesellschaft aufrichtig und ernstlich an Gott glaubt. Es braucht nur wenig Studium und Nachdenken, um die Lehren unserer Deisten als das Ergebniß einer unbewußt vom Evangelium durchdrungenen Vernunft zu erkennen. Sie haben den Gedanken, von welchem ihr Leben getragen wird, nicht gefunden, sondern empfangen. Schon ein Geist von mittelmäßiger Bildung läuft heutzutage nicht mehr Gefahr in die naive Anmaßung Jean Jacques Rousseau's zu verfallen, der behaupten wollte, er hätte auch auf einer einsamen Insel, ohne je in seinem Leben einem Menschen begegnet zu sein, das Glaubensbekenntniß des Vicaire Savoyard verfassen können. Die historische Forschung hat diese Luftgespinnste zerstört. Ein französischer Schriftsteller von gediegenem Wissen schrieb neulich: „die civilisirte Welt empfing die Grundlage ihres Glaubens aus Judäa. Sie lernte zwei Dinge, welche das heidnische Alterthum nie gekannt hat: Heiligkeit und Liebe; denn jede Heiligkeit geht aus dem Glauben an einen persönlichen Gott, den Schöpfer des Weltalls hervor und jede Liebe aus dem Dogma brüderlicher

Gleichstellung.“* Religion im weitesten Sinne findet sich überall wo Menschen sind, aber die deutliche Erkenntniß des himmlischen Vaters ist die Frucht des Wortes, welches von den Ufern des Jordans zu uns herüberscholl, eines Wortes das alle wahren Elemente alter Weisheit vereinigt und gefestet hat. Wenn im Bereiche unserer Civilisation sich Denker vollständig vom Einflusse dieses Wortes loszusagen vermögen, gelangen sie meist auch zur Verwerfung jedes Glaubens an den wahren und wirklichen Gott, insofern sie wenigstens geistige Kraft genug besitzen, um sich selbst recht zu begreifen.

Warum nun ist die klare Idee des Schöpfers, welche die wahren Weisen jeder Epoche suchten und ahnten, allein unter dem Einflusse der von Abraham und Moses abstammenden und von Jesus Christus weiter geführten Ueberlieferung in volles Leben getreten? Es wäre nicht unmöglich auf die geistigen Ursachen dieser großen historischen Erscheinung hinzuweisen. Soll der Glaube an Gott den in unserm Geiste sich erhebenden Schwierigkeiten gegenüber sich behaupten, soll — um sogleich ins Herz der Frage einzudringen — die Idee der Liebe Gottes im Angesicht des Bösen und der Gewalt des Bösen auf der Erde stehen bleiben, so bedürfen sie einer Kräftigung, wie sie allein der christliche Glaube dar-

---

* Le monde civilisé a reçu de la Judée les fondements de sa foi. Elle lui a appris les deux choses que l'antiquité païenne n'a jamais connues: la sainteté et la charité; car toute sainteté dérive de la foi en un Dieu personnel, spirituel, Créateur de l'univers; et toute charité du dogme de la fraternité humaine.
(Etudes Orientales par Adolphe Franck p. 427.)

reicht. Die Kenntniß des himmlischen Vaters ist verwachsen mit dem Evangelium. Das ist eine historische Thatsache und hat seinen Grund in dem organischen Zusammenhang aller großen christlichen Dogmen. Es ist dieß meine wohl erwogene Ueberzeugung und ich halte es für eine Forderung der Ehre und Aufrichtigkeit dieselbe klar auszusprechen, ohne jedoch bei diesen Gedanken verweilen zu wollen. Mein gegenwärtiger Zweck ist die Betrachtung der Gottesidee an sich, welche ich vom Ganzen der christlichen Wahrheit ablöse, ohne sie in meinem Geiste davon zu trennen. Offenbar ist der Satz, dessen Vertheidigung mir obliegt, allen Christen gemein; im weitesten Sinne, als abstrakter Gedanke, bildet er auch das Bekenntniß der Anhänger Mohameds, und wird er von Rousseau und allen spiritualistischen Philosophen, welche dieses Letztern Ideengang folgen, behauptet; denn es ist klar wie Jesus Christus der Eckstein jeder christlichen Lehre, so ist Gott das gemeinsame Fundament aller Religionen.

Bevor ich schließe, möchte ich noch eine Frage beantworten, welche im Geiste einiger meiner Zuhörer aufsteigen könnte. Welches ist unser Standpunkt, wenn wir eine christliche Idee der Besprechung unterwerfen? Betreten wir den Boden der Religion oder der Philosophie? Bewegen wir uns auf dem Gebiete des Glaubens oder der Vernunft, der Tradition oder der freien Forschung? Ich habe keine Vorliebe für Umzäunungen, meine Herren. Wohl weiß ich, weil ich lange darüber nachgedacht habe, welche Verschiedenheiten die speziell religiösen von den philosophischen Studien trennen;

aber, wo von Gott die Rede ist, von dem Anfang aller Dinge, berühren wir die gemeinsame Wurzel beider, der Religion, wie der Philosophie, und alle sonst berechtigten Unterscheidungen verschwinden. Ueberdieß sind diese nie so durchgreifend, als man zu glauben geneigt ist. Es wird Ihnen dieses sofort klar werden, wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Punkte richten: es giebt kein reines, von traditionellen Elementen vollkommen freies Denken; es giebt keine ohne Denkthätigkeit ganz passiv aufgenommene Ueberlieferung.

Sie glauben zu philosophiren, wenn Sie sich in Ihren individuellen Gedankengang einschließen. Es ist ein Irrthum. Cartesius, einer der kraftvollsten Geister der neuern Zeit, unternahm vergeblich, Alles zu vergessen und eine Lehre hervorzubringen, welche, wie die Jupiters Haupt entsprungene Minerva, in voller Rüstung vor die Welt träte. Heutzutage sollte jeder geschickte Gymnasiast den Irrthum des Cartesius widerlegen und zeigen können, daß derselbe vergaß, wie schon mit den Worten der Sprache die Strömung der Tradition in seinen Geist eindrang. Es ist nicht so leicht, wie man glaubt, die Bande zu lösen, durch welche Gott uns alle zu solidarischer Gemeinschaft verknüpft hat. Wir reden, wir denken nur vermittelst des Wortes und dieses ist ein Strom, welcher seine Quelle hat in den Anfängen der Menschheit und den spätern Generationen die Fülle der Vergangenheit zuführt. Keiner vermag sich von der Strömung zu sondern und aus dem geistigen Verbande der Menschheit zu treten. Man ist über diesen Punkt im Klaren, und der Versuch eines Cartesius, der früher geniale Kühnheit war, könnte in unseren

Tagen nur als naive Anmaßung der Unwiſſenheit erſcheinen.

Ein rein paſſives Aufnehmen der Ueberlieferung iſt nur begreiflich bei gleichgültigen Legenden, bei Lehren, die bloß den Scharfſinn beſchäftigen; handelt es ſich aber um Leben und Tod, ſtehen die Intereſſen des ganzen Daſeins auf dem Spiele, dann nimmt der Geiſt keine Ideen auf ohne ſelbſtändige Thätigkeit. Religion kann nicht in der Seele leben, ohne alle Organe derſelben zu wecken und zu üben, und in der Natur des Glaubens liegt das Bedürfniß des Verſtehens. Die Scheidelinie zwiſchen überliefertem und rein philoſophiſchem Wiſſen iſt darum bei weitem nicht ſo ſcharf gezogen, als es ſcheinen möchte. Fürchtete ich nicht die Grenzen dieſer Beſprechung zu überſchreiten, ſo könnte ich ausführlicher darthun, wie die Verarbeitung der gemeinſamen Tradition durch den individuellen Gedanken der Entwicklung des Menſchengeiſtes als dauerndes Grundgeſetz vorgeſchrieben iſt.

Unſere Aufgabe iſt, zwiſchen zwei entgegengeſetzten Ausſchreitungen die Mittelſtraße zu finden. Was wollen wir zu jenen Theologen ſagen, die der menſchlichen Vernunft alle Rechte abſprechen und die Faſſungskraft als ein Gefäß betrachten, das ſich mit einer beliebigen Flüſſigkeit füllen läßt! Was wollen wir ihnen antworten, wenn ſie es für Pflicht halten, Sokrates zu verkleinern, Regulus zu verläumden, auf Ariſtoteles und Plato verachtend herabzuſehen? Wir müßten ihnen zeigen, wie weit ſie ſich von der großen chriſtlichen Tradition entfernen, deren Träger ſie vor allen Anderen zu ſein glauben, und wie es eine Schmähung ihres

Meiſters iſt, wenn ſie wähnen, ſeine Hoheit bedürfe, um hervorzutreten, der Herunterſetzung der Menſchheit. Was ſagen wir auf der andern Seite zu jenen Philoſophen, welche keine Wahrheit wollen, wenn ſie nicht das Erzeugniß ihres eignen Bodens iſt? Was antworten wir ihnen, wenn ſie, eingeſchloſſen in den engen Ring ihres perſönlichen Gedankens, eine Wahrheit nicht anerkennen wollen, welche außerhalb dieſes magiſchen Kreiſes auftaucht, und ſich rühmen, ſie allein ſeien die Freien, weil ſie den gemeinſamen Glauben verlaſſen haben? Wir müßten ihnen antworten, ſie ſeien in einer Täuſchung befangen, welche ihnen Scherben der Tradition des Menſchengeſchlechtes als eigene Ideen erſcheinen laſſe, und ihre eingebildete Unabhängigkeit werde zur Knechtſchaft. Was wäre das für eine Freiheit, die ihren Anhängern verböte, einen ihnen als Wahrheit erſcheinenden Glaubensſatz anzunehmen, weil ſie ihn nicht ſelbſt erfunden haben! Einer unſerer Zeitgenoſſen ſpricht ſich darüber paſſend in folgenden Worten aus: „Die Philoſophie hat nichts dagegen, wenn wir uns zu Plato's Lehre bekennen, warum dürfen wir uns nicht ebenſo gut auf die Seite des chriſtlichen Glaubens ſtellen, wenn wir hier Weisheit und unwandelbare Wahrheit finden? Iſt nicht die Wahl in beiden Fällen gleich unantaſtbar und gleich frei, und iſt die Philoſophie, welche die Freiheit für ſich ſelbſt in Anſpruch nimmt, nicht am allerwenigſten berechtigt, ſie Andern zu verweigern?“* Frei ſein

* Barthélemy St.-Hilaire, in den Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques, LXX, p. 134.

heißt die Wahrheit ſuchen, wo immer ſie ſich findet, frei ſein heißt ihr gehorchen, wo immer ſie uns entgegentritt! Iſt die Rede von Gott, der Seele und ihrer ewigen Zukunft, und verlangt man zu wiſſen, ob ich den Standpunkt der Religion oder der Philoſophie einnehme, ſo kann ich nur eines antworten: ich bin ein Menſch und ſuche Wahrheit.

Ein letztes Wort möge Ihnen dieſe Gedanken näher bringen. Würden Sie den Kampf zwiſchen der natürlichen und der geoffenbarten Religion, zwiſchen Deismus und Evangelium für den wichtigſten der Zeitkämpfe anſehen, ſo hätten Sie die Zeichen der Zeit verkannt. Die Grundparteiung beſteht jetzt zwiſchen denjenigen, welche an Gott, an die Seele, an die Wahrheit glauben und den Andern, welche die Wahrheit leugnen und mit ihr die Seele und Gott. Ueber dieſe entſcheidenden Fragen trägt uns die am weiteſten verbreitete Literatur, die der überall eindringenden Zeitſchriften, nur zu oft die Werke überzeugungsloſer Schriftſteller ins Haus, die eifrig die Zweifel auszuſtreuen bemüht ſind, welche ihren eigenen Glauben zerſetzt haben. Dieſe ſind die wahren Nachfolger der griechiſchen Sophiſten, ſie haben keinen Pfennig ihres Erbtheils verloren. Im Grunde verwerfen ſie Sokrates wie Chriſtus, den tarſiſchen Paulus wie den athenienſiſchen Plato. Die Ideen eines Carteſius und Leibnitz ſtehen ihnen nicht höher als die Gedanken eines Pascal und Boſſuet. Die große zu löſende Tagesfrage ſtellt ſich ſo: iſt unſer Durſt nach Wahrheit ein eingebildetes Uebel? unſer Streben nach der göttlichen Welt ein Sprung ins Nichts? Da wir in Gott ebenſo wohl die Baſis der Vernunft, wie

den Gegenstand des Glaubens erkennen, so verschwinden, wenn wir von ihm sprechen, alle sonst bestehenden Unterscheidungen; die Vertheidigung der Vernunft ist diejenige des Glaubens, beide stehen oder fallen mit einander. Die ungezügelte Vermessenheit der Verneinung vereinigt, für einen Augenblick wenigstens, ehemalige Widersacher um dasselbe Banner. Man will uns nicht etwa nur einen oder den andern einzelnen Satz eines bestimmten Bekenntnisses rauben, nein, den ganzen Glauben an eine göttliche Versehung, jede über das Grab hinaus reichende Hoffnung, jeden Blick in eine unsere irdischen Geschicke vollendende höhere Welt. Aber fürchten Sie nichts! Es ist ein Feuer auf Erden angezündet, das immer gen Himmel schlägt: rauhere Stürme als die der Gegenwart haben es vergeblich bedroht; es flammte durch dichteres Dunkel als durch die finstern Nebel, welche in unsrer Zeit rings herum aufsteigen. Es wird sicherlich nicht erblassen vor der blasirten Gleichgültigkeit einiger Schöngeister oder der verachtenden Miene einiger Journalisten unserer Tage.

Mit einem Worte, meine Herren, die Gottesidee erfassen, wie wir sie in der Ueberlieferung finden, um ihre Beziehung zur Vernunft, zum Gefühle, zum Gewissen des Menschen zu erforschen, das ist meine Methode. Ihnen zeigen, daß diese Idee die Wahrheit ist, weil sie das Gewissen, das Gefühl, die Vernunft befriedigt, das ist mein Zweck. Sie fühlen seine volle Wichtigkeit. Damit Sie aber noch lebendiger davon ergriffen werden, möchte ich zuerst mit

Ihnen die Tiefen von Schmerz und Dunkel zu ermessen suchen, welche das schauerliche Wort enthält:

„Ohne Gott in der Welt sein."

II.

Das Leben ohne Gott.

Genf, 20 November 1863. Lausanne, 13 Januar 1864.

Meine Herren!

Heute nehme ich mir vor, mit Ihnen zu untersuchen, welche Folgen für das menschliche Leben aus dem völligen Verschwinden der Gottesidee entstehen müßten. Dieses gänzliche Verschwinden wäre in erster Linie das Ergebniß des Atheismus, dasselbe Resultat müßte aber auch aus dem zum System erhobenen Skeptizismus hervorgehen. Die zweifelnde, aber suchende, sehnende, hoffende Seele ist nicht vollständig von Gott getrennt. Ihr Leben ist noch in manchem Sinne seinen Einflüssen überlassen, denn ihre Sehnsucht, ihn zu finden, ihre Trauer, ihn nicht in seinem vollen Glanze erblicken zu können, werden zu Hauptzügen ihres Daseins. Wird der Zweifel dagegen als Doktrin angenommen, so führt er gerade wie der eigentliche Atheismus zu dem Leben ohne Gott, welches den Gegenstand unserer heutigen Unterredung bildet.

Das Leben des Geistes findet in Gott eine feste Grundlage und unbesiegliche Hoffnung. Wohl mögen die Dünste der Erde zuweilen den Himmel trüben, bald als Nebelstreifen längs der Niederung ziehen, bald zu Donnerwolken sich häufen, allein über den dunkeln und stürmischen Regionen sucht und findet der Glaube jederzeit das himmlische Blau in unwandelbarer Reinheit. Das Leben hat für Jeden seine Trübungen und Schmerzen, aber es ist nicht nur erträglich, es ist gesegnet für den, der im Wechsel aller Dinge, in Gegenwart des Bösen, der Ungerechtigkeit, des Leidens sich mit dem Innersten seiner Seele flüchtet zu dem Ewigen, Heiligen, zu dem Gotte alles Trostes, und zu jeder Stunde geduldig im Leben und freudig im Sterben ihn seinen Gott nennen kann. Wo Gott nicht mehr ist, verliert das Leben Sinn und Kraft, es ist einem Menschen vergleichbar, dem Haupt und Herz zugleich gelähmt würden. Die Größe unseres Gegenstandes läßt eine natürliche Theilung zu: wir wollen unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Individuum, dann der Gesellschaft zuwenden.

I.

Das Individuum.

Der Mensch denkt, er fühlt, er will. Es sind dies die drei großen Thätigkeiten des menschlichen Lebens. Lassen Sie uns prüfen, was aus dem Gedanken, dem Träger des Wissens, aus dem Gewissen, dem Gesetze des Wollens, aus

dem Herzen, dem Organe des Gefühls, werden muß, wenn wir uns Gott wegdenken.

Wir beginnen mit dem Gedanken und gehen auf die Anfänge der modernen Philosophie zurück. Die Arbeiten des Carteſius machen uns in der für uns anſchaulichſten Form mit einer Richtung hoher Gedanken bekannt, welche der Ruhm der alten Kultur ſind und unſrer Zeit durch die Schriften Plato's und St. Auguſtins vermittelt wurden. Carteſius, ſagten wir, täuſchte ſich, wenn er von der Ueberlieferung durchaus abzuſehen glaubte: er verkannte die gegenſeitige Bürgſchaft der Geiſter, wo es ſich um Beſitz der Wahrheit handelt. Er täuſchte ſich, weil er den dem menſchlichen Geiſte natürlichen Begriff einer unendlichen Vernunft mit der vollen Idee des Schöpfers verwechſelte, und auf dieſe Weiſe ſeiner eigenen philoſophiſchen Arbeit den Fund einer Wahrheit zuſchrieb, welche er der chriſtlichen Tradition verdankte. Allein nachdem wir uns gegen dieſen Irrthum des großen Mannes verwahrt haben, thun wir wohl daran zu hören, was er ſagt, und Sie werden ſehen, ob er ſich in den Gedanken, welche ich Ihnen nun wiederzugeben ſuche, abermals getäuſcht hat.

Carteſius nimmt ſich vor, an allem zu zweifeln; er iſt ſicher, daß die Wahrheit ſeinen Angriffen Widerſtand leiſten und ſiegreich aus der Prüfung hervortreten werde. Er bezweifelt alles, was er in den Schulen hörte; ſeine Lehrer können ihn in Irrthum geführt haben. Er zweifelt an der Zuverläſſigkeit ſeiner Sinne, ſie täuſchen ihn ja in den Träumen der Nacht; wäre es nicht möglich, daß er noch

träumte, daß er immer träumte? Könnte nicht das Wachen von gestern nur ein anderes Traumbild gewesen sein? Er zweifelt sogar, daß ihm die Vernunft Gewißheit gebe. Wenn sie unrichtig schlösse? Wenn der Geist, da wo er sich von Beweisen überzeugt glaubt, die Beute einer Vorspiegelung wäre! Die Vernunft kann nicht mehr werth sein als das Prinzip, aus dem sie entspringt, und ist der Mensch ein Kind des Zufalls, so sind seine Gedanken eitel. Oder könnte er vielleicht gar das Geschöpf einer bösen, heimtückischen Macht sein, die zum Hohne die Irrlichter einer trügerischen Vernunft in seinem Haupte aufflackern ließe? So steigt sein Geist hinab in die Tiefen des Zweifels, aber es ist ein mannhafter Geist, welcher die Zweifel nur zur Erprobung der Wahrheit wachruft, und nicht um sich von ihnen nachlässig und bequem in Schlummer wiegen zu lassen. Wie tritt Carteſius aus ihrem Banne? Kraft eines Gedankens, der Jedem nahe liegt und den schon der heilige Augustinus niederschrieb: „Cogito ergo sum.“ Ich denke, also bin ich. — Mag ich immerhin betrogen werden, wenn ich betrogen werde, so bin ich. Da ist endlich eine unerschütterliche Gewißheit: ich bin. Aber wie dürftig ist sie! Was fruchtet es, meine Existenz aus dem Meere universellen Zweifels gerettet zu haben, wenn diese nackte trostlose Wahrheit allein über dem Abgrund schwebt! Ich bin; aber vielleicht bin ich nur dazu da, um von Irrthum zu Irrthum zu schweifen. Der erste Schritt des Philosophen wäre also ein nutzloser, wenn nicht ein zweiter darauf folgte. Ein Blick ist aufgethan: ich sehe. Aber es muß mir verbürgt werden, daß es kein

phantastisches Licht ist, welches in mein Auge fällt. Cartesius verneint es, und beweist folgendermaßen, daß die Vernunft ein wahres Licht sieht: ich bin, ich erkenne mich, das ist gewiß. Ich erkenne mich als ein beschränktes, unvollkommenes Wesen, das ist wieder gewiß. Ich kann also, und das ist nicht weniger gewiß, das Unendliche, das Vollkommene begreifen, denn ich könnte den Begriff einer Schranke nicht haben ohne den Begriff des Schrankenlosen, und das Wort unvollkommen hätte für mich gar keinen Sinn, dächte ich mir nicht ein Vollkommenes, dem ich das Unvollkommene entgegensetze. Von diesem Punkte aus führt der Philosoph durch eine Reihe von Folgerungen zu der Gewißheit, daß die Idee des Vollkommenen in unserm Geiste das wirkliche Dasein dieser Vollkommenheit beweist: Gott ist. Die Existenz Gottes, fügt er hinzu, ist gewisser als der unumstößlichste geometrische Beweis. Der Mann, der dieses sagte, meine Herren, ist einer der größten Mathematiker. Er hat Gott, er hat das Licht gefunden. Die Vernunft trügt nicht, wenn sie ihren Gesetzen treu bleibt; die Sinne trügen nicht, wenn man sie vernunftgemäß gebraucht. Der Irrthum ist eine Krankheit, er liegt unsrer Natur nicht zu Grunde, er ist nicht ohne Grenze und Heilung, denn das Prinzip unseres Wesens ist Gott und Gott ist Wahrheit und Güte.

Auf der untrüglichen Wahrhaftigkeit Gottes beruht das Vertrauen der Gläubigen, auf diese Wahrhaftigkeit gründet sich auch die größte der modernen Philosophien. Ohne die Kenntniß Gottes und das Vertrauen auf seine Güte versinkt der Mensch in unheilbaren Zweifel, und besitzt nur die

einzige, dürftige, erſchreckende Gewißheit: ich bin, und bin vielleicht nur, um ewig zu irren.

Aber — wendet man zuweilen ein und es braucht wenig Scharfſinn dazu — wie ſonderbar ſind dieſe Schlüſſe! Dieſer Mann beweiſt zuerſt das Daſein Gottes vermittelſt der Vernunft und nachher die Kompetenz der Vernunft durch das Daſein Gottes. Von ſeiner Vernunft ſchließt er auf Gott, von Gott hinwieder auf ſeine Vernunft; iſt dies nicht ein Argument, deſſen Fehler Jedem in die Augen fällt, das offenbar im Kreiſe herumführt? Oft wurde ſo geſprochen und nachgeſprochen; aber man vergaß die einfache Frage, ob ein ſo grob erſcheinender Irrthum nicht die Folge eines Mißverſtändniſſes ſein könnte. Iſt es wahrſcheinlich, daß einer der ſchärfſten Geiſter, welche ſich in dieſe wichtigen Fragen vertieften, ſein Syſtem auf eine Grundlage gebaut habe, welche der geringſte Anfänger als eine ſchiefe erkennen muß? Leichtfertige Oberflächlichkeit hindert das Eindringen in die Gedanken großer Meiſter, und oft geht uns mit der Ehrfurcht vor fremdem Verdienſte der Schlüſſel zu ſeinem Verſtändniß verloren.

Laſſen Sie uns Carteſius mit aufmerkſamem Ernſte prüfen, nicht den Text ſeiner Schriften vom hiſtoriſchen Standpunkt aus, ſondern den Gedanken, welchen er großartiger und klarer als andere Denker erfaßt hat.

In der Vernunft die Spur Gottes erkennen, und im Glauben an Gott den einzigen Bürgen der Vernunft, iſt keine fehlerhafte Folgerung; es iſt überhaupt gar keine Folgerung, ſondern die Analyſe einer Thatſache, die Unterſuchung,

was dieſelbe enthält und vorausſetzt. Dieſe Thatſache iſt das natürliche Vertrauen des Menſchen auf ſeine Vernunft, ſei es, daß ſie ihn unmittelbar durch Evidenz überzeuge, oder ihn mittelbar zur Gewißheit führe. Wenn nun der Menſch ſeiner Vernunft Glauben ſchenkt, vertraut er nicht ſeiner individuellen Vernunft, denn er zweifelt keinen Augenblick, daß, was ihm klar geworden, den andern ebenſo klar ſei, oder werden könne. Würde ein Europäer vom Sturme auf irgend eine nur von Wilden bewohnte Inſel verſchlagen, ſo könnte ihm nie beifallen, dieſe Wilden möchten, wenn ſie nachzudenken anfingen, vielleicht einmal entdecken, die Grundſätze unſrer Mathematik ſeien falſch, oder ſie möchten vielleicht andere, den unſern widerſprechende Elemente der Logik auffinden. Wir glauben an eine allgemeine, immer und überall ſich gleich bleibende Vernunft, an welcher die Vernunft jedes Einzelnen Theil hat. Wir glauben alſo an ein in ſich ſelbſt beſtehendes Prinzip der Wahrheit, an eine ewige allgegenwärtige Vernunft; mit andern Worten, wir glauben an Gott, betrachtet als die Quelle aller Erkenntniß. An ſeine Vernunft glauben, heißt in dieſem Sinne an Gott glauben. Die Thatſache des Vertrauens, welches wir unſrer Vernunft ſchenken, ſetzt einen verborgenen Glauben an die ewige Wahrheit voraus. Das iſt die Analyſe, von der ich vorhin ſprach. Sie mag einen Kreis beſchreiben, wenn Sie wollen, aber es iſt ein lichtvoller Kreis und außerhalb dieſes Kreiſes herrſcht Dunkel und ſchroffer Widerſpruch, wie Sie es bald ſelbſt erkennen werden.

Geſetzt, Sie verneinen das Daſein Gottes, auf was

ſtützen Sie ſich, um daſſelbe zu leugnen? Auf Ihre Vernunft. Sie haben alſo eine ſehr hohe Meinung von Ihrer Vernunft, da Sie ſich auf ihr Zeugniß berufen, um mit den großen Inſtinkten der menſchlichen Natur in Widerſpruch zu treten. Und dennoch können Sie nicht behaupten, daß die Vernunft, welcher Sie ſo unbedingten Glauben ſchenken, Ihre Vernunft, Ihr perſönliches, ausſchließliches Eigenthum ſei: denn Sie glauben an eine allgemeine Vernunft, Sie glauben an Gott, inſofern er die Quelle aller Erkenntniß iſt. Wer Gott leugnet, ſetzt ihn alſo in gewiſſem Sinne zugleich voraus. In der Rede, der äußern Form ſeines Gedankens leugnet er Gott, im Grunde aber anerkennt er ſein Daſein als höchſte Vernunft durch das Vertrauen, welches er in das eigene Denken ſetzt. Unſer Verſtändniß iſt nur der ſich ſpiegelnde Stral göttlicher Wahrheit. Darum unterbricht auch Carteſius die Kette ſeiner Folgerungen, ſobald er den erſten Grund ſeiner Lehre gelegt hat, und ſchreibt: „Es ſcheint mir nun der Augenblick, vor dieſem ganz vollkommenen Gotte einige Zeit betrachtend ſtille zu ſtehen, ſeine wunderbaren Attribute zu erwägen, und in die unvergleichliche Schönheit dieſes unendlichen Lichtes verſenkt, ſie zu bewundern und anzubeten, ſo weit es wenigſtens die Kraft meines davon wie geblendeten Geiſtes zu thun vermag.“* So entdeckt der Philoſoph, der uns in reinen Abſtraktionen ſich zu bewegen ſcheint, wenn er niederſteigt in die Tiefen des Denkens, eine göttliche Klarheit, und wir hören ihn mit

* Méditation troisième, Schluß.

dem alten Patriarchen ausrufen: „Sicherlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht!“* Gott ist überall; er lebt in den Höhen des Himmels und in den Tiefen des Gedankens. Erinnern Sie sich an Lord Bacons berühmten Ausspruch: „Wenig Philosophie führt von der Religion weg, viel Philosophie zu ihr zurück.“

Man beweist Gott nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, man weist auf ihn hin als auf die Quelle alles Lichts. Das Unternehmen, Gott so zu beweisen, wie man Anderes darthut, indem man nämlich von einem höhern Prinzip ausgeht, als das zu Beweisende, ist in diesem Falle ein Widerspruch; denn Gott ist das erste Prinzip, die Grundlage aller andern, und über dieses Prinzip hinaus hört Alles auf. Man kann das Verfahren beschreiben, mit Hülfe dessen der menschliche Geist zu dieser höchsten Idee sich erhebt; aber Gott von einem über ihm stehenden Punkt aus aufsuchen und beweisen zu wollen, wäre im eigentlichen Sinne des Wortes ein Versuch, die Sonne zu beleuchten. Wenn die Sonne der Geister sich verfinstert, sucht die menschliche Vernunft, von dem letzten Wiederschein unsicher geleitet, ihren Weg, bald aber verliert sie sich im Dunkel. Dann wird die Seele in Wirklichkeit jenen Zweifeln zur Beute, welche sich Carteſius durch einen Akt seines Willens auferlegte. Wir besitzen von Haus aus einen Grad von Gewißheit, welcher keineswegs ein klares Erkennen Gottes voraussetzt; wir denken, ohne uns des Prinzips der Vernunft klar bewußt zu

* Geneſis 28. 16.

sein, gerade wie wir oft in der Eile den kürzesten Weg einschlagen, ohne an das geometrische Axiom zu denken, welches uns die gerade Linie vorschreibt. Aber wenn wir aus dem natürlichen Gebiete unsrer Gedanken auf das philosophische hinübertreten, wenn wir fragen: wer verbürgt mir die Kompetenz meiner Vernunft, dann ist der Krieg erklärt, und viele gehen beim Ueberschritte vom natürlichen Glauben auf das Gebiet der Wissenschaft zu Grunde; denn dieser gefährliche Paß führt durch trügerische Sümpfe, auf welchen ungesunde Dünste lagern. Sobald der Werth unsrer Vernunft in Frage gestellt wird — und alle skeptischen Schulen gelangen zu dieser Frage — so bleibt uns nur eine Wahl, wir antworten: Gott, und finden Licht in dieser Antwort, oder unser Gedanke versinkt in unlösbare Zweifel. Man fragt sich, ob nicht Alles Lüge sei und spricht von der Eitelkeit aller Dinge, wie der Prediger, aber ohne seine Schlußworte.* Mehr Seelen als man glaubt leiden an dieser Krankheit. Oft beginnen sie damit, sich stolz gegen Gott aufzulehnen im Namen der sogenannten Rechte der Vernunft, aber bald beginnt diese gegen ihr Prinzip empörte Vernunft zu schwanken, zweifelt an sich selbst, und hüllt sich zuletzt mit bitterm Hohn in das Leichentuch der Welt- und Selbstverachtung.

* O Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist Alles eitel . . . . Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören: Fürchte Gott, und halte seine Gebote; denn das gehöret allen Menschen zu. Prediger Salomo 1 und 12.

Ohne Gott erlöſcht die Vernunft. Was wird aus dem Gewiſſen? Das Gewiſſen iſt eine Wirklichkeit. Ich will es ſagen in der Sprache des Propheten: Eher vertrockne meine Zunge und klebe an meinem Gaumen, als daß ich das Gewiſſen verleugne oder gegen die heilige Pflicht falſches Zeugniß ablege! Ja, das Gewiſſen iſt eine Wirklichkeit, aber ſein Daſein beruht auf Gott; er giebt ihm die nöthige Grundlage und unentbehrliche Stütze. Das Gewiſſen iſt die heilige Stimme des Herrn der Schöpfung. Gott hat uns das Licht des Geiſtes gegeben, damit wir einen Theil der Werke verſtehen lernten, die er ohne uns ſchuf; aber an einem andern Werke ſollen wir mitarbeiten. Die Welt der Geſtirne bietet unſern Blicken ein herrliches Schauſpiel, ein größeres noch dem ihre wunderbaren Geſetze erforſchenden Geiſte; doch wenn auch Niemand die Sterne bewunderte, wiche deren keiner aus ſeiner Bahn. Es giebt eine andere Welt des Lichts, deren Bahnen von liebenden, freien Geiſtern beſchrieben werden, eine Welt, deren Anſchauen uns einſt mit wunderbarem Glück erfüllen wird und deren Ordnung ein Werk unſerer Liebe und unſeres Willens ſein ſoll. Wir können dieſen Himmel nicht ſchauen, bevor wir ihn erbaut haben, und dieſes Werk iſt unſre hohe, verhängnißreiche Beſtimmung. Der Plan dieſes geiſtigen Himmels iſt in unſre Seelen gelegt und die Stimme des Gewiſſens offenbart ihn unſerm Willen als ein Geſetz der Gerechtigkeit und der Liebe. Dieſes der Freiheit gegebene Geſetz wird immer übertreten, weil ſich die Freiheit dagegen empört; es beſteht immer, denn es iſt das Werk des Allmächtigen. Das ſelt-

same Geschick der Menschheit treibt sie zur beständigen Uebertretung der von ihr anerkannten Regel und zwingt sie zur unaufhörlichen Verdammung ihrer eigenen Thaten. Die Gesetze, welche die Naturwissenschaften suchen und feststellen, sind der in der materiellen Welt durchgeführte Plan des Schöpfers; das der Freiheit vorgeborene Gesetz ist der Plan des Schöpfers für die Welt der Geister. So erklärt sich das Gewissen, dessen unzerstörbarer Grund Gott selber ist.

Pflicht und Gott, Moral und Religion sind untrennbar verbunden. Allen Anstrengungen falscher Philosophie gelang es niemals und wird es niemals gelingen, sie zu scheiden. Niemand kann die Menschheit davon abhalten, an die Heiligkeit Gottes und an das Allen geltende Gesetz seines Willens zu glauben; Niemand wird sie hindern, die Heiligkeit für göttlich und die Forderungen des Gewissens für den geoffenbarten Willen Gottes zu halten. Darum ist die Ausbildung der Religion mit der Vervollkommnung der Moral enge verbunden und hängt die Sittlichkeit eines Volkes wesentlich von seiner Gottesidee ab. Das Gewissen ist in der That unwandelbar in seinen Grundzügen, veränderlich aber im Grade seiner Erleuchtung. Es erhellt und verdunkelt sich, je nachdem die religiöse Idee rein oder getrübt erscheint, während auf der andern Seite, wenn durch Irrthum oder Leidenschaft der Kultus über ein gewisses Maß hinaus verderben ist, das Gewissen sich dagegen erhebt und durch seine Einsprache die religiösen Begriffe reinigt. Man hat oft schon gesagt, in der fortschreitenden Menschheit löse sich allmälig die Moral von dem Glauben ab und beruhe zuletzt

nur auf sich selbst. Dieser Gedanke gehört dem achtzehnten Jahrhundert an, treibt aber, obschon an der Wurzel abgeschnitten, in unserer Zeit noch Schosse. Man versuchte diese Theorie Sokrates zuzuschreiben, und behauptete, der große Weise habe die Pflicht von ihrem Urquell getrennt und so das Band zwischen Himmel und Erde gelöst. Er möge selbst reden! Da ihm die Wahl gelassen wird, auf seine Sendung zu verzichten, oder zu sterben, spricht Sokrates: „Ich bin euch, ihr Athener, zwar zugethan und Freund, gehorchen aber werde ich dem Gotte mehr als euch, und so lange ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören, nach Weisheit zu suchen und euch zu ermahnen und zu beweisen, wen von euch ich antreffe: Wie, bester Mann, schämst du dich nicht, für Geld zwar zu sorgen und für Ruhm und Ehre, für Einsicht aber und Wahrheit und für deine Seele, daß sie sich aufs beste befinde, sorgst du nicht und hierauf willst du nicht denken? So werde ich mit Alt und Jung, wie ich sie eben treffe, verfahren. Denn so, wißt nur, befiehlt es der Gott, und ich meinestheils glaube, daß noch nie größeres Gut dem Staate widerfahren ist, als dieser Dienst, den ich dem Gott leiste.“* Scheint es Ihnen, der Mann, welcher also redet, sei willens gewesen, das Band zwischen Moral und Religion zu lockern? Er trennt sich vom bestehenden Kultus, er geißelt mit scharfem Spotte die erniedrigenden Gottheiten; sein Gewissen thut Einsprache.

---

* Des Sokrates Vertheidigung. (Platons Werke von Schleiermacher.)

Aber in demſelben Augenblicke ſtützt es ſich auf die höhere Idee des von Sokrates geahnten heiligen Gottes.

Gott iſt alſo die Erklärung des Gewiſſens; er iſt auch ſein Beiſtand. Die in unſerm Innern ertönende Stimme bedarf eines ſolchen, denn ſie wird oft überhört, und ohne Unterlaß beſtritten. Die Welt bietet kein erhebendes Schauſpiel, und was auf der Erde vorgeht, iſt nicht immer geeignet, das ſittliche Gefühl feſt und ſcharf zu erhalten. Laſſen Sie uns nur an ein ſchlagendes Beiſpiel denken, wie es unter den Ereigniſſen des Tages in größerem oder kleinerem Maßſtabe nicht ſelten iſt. Ein friedliches, in ſeinen heiligſten Rechten beeinträchtigtes Volk hat zu deren Vertheidigung die Waffen ergriffen. Ein Heer zieht zu ſeiner Unterdrückung aus. Ich rede nicht von den Soldaten, den willenloſen Werkzeugen der Hauptleute, ſondern von den Führern. Einer von ihnen opfert mit kalter Berechnung jedes menſchliche Gefühl, oder wird von einem wilden Inſtinkte fortgeriſſen, wie ein ſolcher zuweilen die Seelen überwältigt: er giebt ohne die mindeſte Nothwendigkeit ein Dorf, eine Stadt der Blutgier, der Plünderung, den Flammen preis. Noch während das Blut ſeiner Opfer fließt und die Brandſtätten rauchen, empfängt dieſer Mann die Lobſprüche ſeiner Vorgeſetzten. Seine Tapferkeit und die Kühnheit ſeines Handſtreichs wird gerühmt, ſeine Bruſt wird vom Könige mit einem glänzenden Kreuze, dem heiligen Sinnbilde der Welterlöſung, geſchmückt; dann zieht er unter dem Beifallsruf der Menge wieder in ſein Vaterland ein, berauſcht von dem Siegesjubel, der ihn begleitet. Werden denn ſolche

Thaten nicht anders gesühnt als durch lästige Erinnerungen, die sich abschütteln lassen, und schüchterne, bald von der mächtigen Stimme des Erfolgs verschlungene Rüge? Wahrlich, es geschehen Thaten unter der Sonne, die um Rache schreien! Erhob sich nie dieser Schrei der Empörung in Ihrer Brust, wenn Sie Zeugen einer hassenswerthen That waren, oder ein dunkles Blatt der Geschichte aufschlugen? Und es muß also sein; der Schrei der Rache muß sich erheben, bis die Seele lernt, den Fluch in Gebet zu verwandeln, bis das Bedürfniß der Gerechtigkeit zum Flehen für den Schuldigen wird. Aber wenn wir im Angesichte des Verbrechens denken müßten, es gebe niemals weder Rache noch Verzeihung, so wäre der Nerv des sittlichen Lebens durchschnitten und die Menschheit müßte zuletzt ausrufen wie Brutus bei Philippi: „Tugend, du bist nur ein Name.“

Das Gewissen ist eine Wirklichkeit; aber seine Mahnung ist lästig, und die verfänglichen Argumente, welche seine Berechtigung in Zweifel ziehen, finden in den schlimmen Neigungen der Natur willige Bundesgenossen. Wenn es sich nicht auf die ewige Gerechtigkeit stützt, stumpft es sich leicht in der Berührung mit der Welt ab. Es entsteht der Zweifel, tiefer, angstvoller noch, als auf dem Gebiete des Gedankens. Man stellt sich dann die Fragen: Woher kommt diese Stimme der Pflicht und was will sie? Ist das Gewissen nicht ein Vorurtheil, die Frucht von Erziehung und Gewohnheit? Man widersteht ihm ungestraft und es sollte mächtig sein? Manche meinen auch, es sei nur eine eingebildete Macht, von der man sich durch fortgesetzten Wider-

ſtand befreie. Bin ich nicht in einer Täuſchung befangen? Ich verliere Freuden, welche Andere genießen. Von allen Seiten umgeben mich Schranken, denn es giebt für mich verbotene Handlungen, ungeſunden Genuß, unterſagte Gefühle. Andere ſind frei und nehmen das Leben nach allen Seiten leichter. Könnte ich die Freiheit nicht auch koſten? Die Verlockung iſt da und wenn die Seele weiter ſein will als das Gewiſſen und toleranter als die Pflicht, ſo iſt ſie nicht fern vom Falle. Es möchte dann die gewiſſenhafte Gattin ihr bindendes Verſprechen abwerfen, und der Mann von Wort zu der Freiheit des Lügners greifen. Später kommt freilich die bittere Erfahrung, läßt in der Entfeſſelung der Leidenſchaft die härteſte Sklaverei erkennen und lehrt, daß im Kampfe zwiſchen Pflicht und Neigung die Freiheit knechtet, das Geſetz aber befreit. Glücklich dann, wer aus dieſen Waſſern der Trübſal zu Gott ruft, der ihn aus der Tiefe ziehen und ſeinem erſchütterten Gewiſſen den feſten Halt wiedergeben kann. „Gott ſpricht und herrſcht. Jede Empörung iſt nur vorübergehend: das Gericht wird kommen, wenn es auch dem Blicke der vergänglichen Kreatur zu zaudern ſcheint, denn der, welcher die Gerechtigkeit verwaltet, hat die Ewigkeit für ſich.“ Aber, wenn wir nicht bei Gott gegen Welt und Menſchen Schutz fänden, wenn wir nicht angeſichts alles deſſen, was um uns vergeht, den Blick weiter und höher richten könnten, ſo möchte ſich der Glaube an die Pflicht verlieren. Und er geht auch wirklich verloren. Wenn es keine erſtorbenen Gewiſſen giebt, ſo giebt es wenigſtens ſchlafende und betäubte, Menſchen, denen Güte, Wahr-

heit, Gerechtigkeit, Ehre als gangbare Münze erſcheinen, welche ſie durch die Hand gleiten laſſen, ohne ihr an und für ſich den mindeſten Werth beizulegen. Für ſie iſt das Gepräge dieſer Münze unkenntlich geworden, denn der Gedanke des allmächtigen, gerechten Gottes iſt der Stempel, welcher die Pflicht bezeichnet und ihren Werth verbürgt.

Wer den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen der ſittlichen Regel und dem religiöſen Gedanken leugnet, ſetzt die Realität des Gewiſſens den nach ſeiner Anſicht immerhin beſtreitbaren Hypotheſen der Theologie entgegen. Er verhält ſich zweifelnd Gott gegenüber, aber ſieht es für unmöglich an, das Gewiſſen in Frage zu ſtellen. Dies iſt ein Irrthum edler Seelen. Um darin zu verharren, darf man die Geſchichte der Philoſophie nicht aufſchlagen, denn ſie handelt eben ſo oft von Verneinung des Gewiſſens als von Gottesverneinung. Man darf ſich überhaupt nicht zu ſorgfältig umſehen und muß ſich wohl hüten, einen Blick in die heutzutage am meiſten verbreiteten Bücher und beliebteſten Zeitſchriften zu werfen. Sonſt könnte man ſich nicht lange verbergen, daß die über allen Angriff erhaben ſcheinende Sittenlehre heutzutage vielleicht mehr als alles Andere angefochten wird, daß dieſem unleugbaren Gewiſſen einige Günſtlinge der Tagesmeinung keck und entſchieden das Daſein abſprechen. Sicherlich iſt die Stimme der Pflicht vernehmbar auch ſolchen, die nicht klar an Gott denken, aber folgerichtig geſprochen muß da, wo Gott geleugnet wird, das Gewiſſen ſich trüben und zuletzt erlöſchen. Dieſe Verdunkelung kommt nicht plötzlich. „Das Rad des Töpfers dreht ſich noch eine

Weile, wenn ſein Fuß es nicht mehr treibt," heißt es in einem altindiſchen Gedichte. Aber ſie kommt in der Regel mit der Zeit. Ausnahmsweiſe giebt es Menſchen, welche dieſem Geſetze nicht unterworfen ſcheinen, und, ihrem eigenen Blicke verborgen, einen Gott in der Bruſt tragen. In einer Zeit, wie die unſrige, da der Zweifel in manchen Fällen ein Vorurtheil iſt, womit uns die herrſchende Meinung anſteckt, das aber nicht in die Tiefe des Gemüthes dringt, finden ſich ſolche Beiſpiele in beſonders großer Zahl. Es giebt Menſchen, deren Ueberzeugungen alle zuſammengebrochen ſind, während ihr Gewiſſen, wie eine einſame Säule, mitten unter Trümmern noch aufrecht ſteht. Die Erſcheinung dieſer Tugendhaften erfüllt uns mit Ehrfurcht und Staunen. Sie ſind die eigentlichen Wunder jener göttlichen Güte, deren Namen ſie nicht über die Lippen bringen. Wenn Jemand auf Erden, ſo ſollte ein ſolcher auf beiden Knien brennende Thränen des Dankes vergießen, daß ihm, welcher Gott zu leugnen glaubt, die Vorſehung ein ſo lebendiges Gefühl für das Edle und Reine verlieh, einen ſo ſtarken Widerwillen gegen das Böſe, daß ſein Pflichtgefühl ohne andere Stütze feſt und aufrecht blieb. Aber eine Ausnahme iſt nicht die Regel, und was Einigen zu Theil wird, wird ihnen nicht immer, wird nicht Allen zu Theil. Sie kennen die Schneedecken über den Gletſcherſpalten unſerer Berge. Die ſchwebende Brücke trägt *einen* Wanderer über den Abgrund, unter den Tritten mehrerer bricht die dünne Kruſte, und die Unvorſichtigen ſtürzen in die Tiefe. So ergeht es den philoſophiſchen Schulen, in welchen der Begriff Gottes ver-

ſchwindet, und der Kultur, welcher das lebendige Gottesgefühl verloren geht; ſie verſinken in ſonnenloſe Regionen, wohin das Licht des Guten nicht mehr dringt.

Nach dem Gedanken und dem Gewiſſen bleibt uns noch übrig vom Herzen des Menſchen zu ſprechen. Der Menſch, ein intelligentes und freies Weſen, beſitzt die Vernunft zum Erkennen und das Gewiſſen als Richtſchnur ſeines Wollens. Aber er hat an ſich ſelbſt nicht genug und kann nicht von eigenem Beſitze leben. Wenn Sie fragen, was wir mit Herz im allgemeinen Sinne bezeichnen, ſo finden Sie, daß es immer einen Zug der Seele bedeutet, außer ihr ſelbſt in Dingen oder Perſonen die Stütze oder die Nahrung ihres individuellen Lebens zu ſuchen. Inſofern es ſich um die Beziehungen des Menſchen zum Menſchen handelt, iſt das Herz das Organ des Verhältniſſes einer Seele zur andern, um zu empfangen oder zu geben, oder zu wechſelſeitigem Geben und Empfangen in der Wohlthat erwiederter Liebe. Ich möchte unſer Herz den Zeichen an den zerſtreuten Quadern eines begonnenen Baues vergleichen, ſie bedeuten, daß die Steine mit einander verbunden werden ſollen. Die Stoiker ſagten, der Weiſe genüge ſich ſelbſt, aber das Herz widerſpricht dieſem ſtolzen Grundſatz. Aus dem Herzen kommt die Liebe, das Kind der Armuth und des Ueberfluſſes, ſagt Plato, die Bedürftige, welche nicht müde wird, ihr verlorenes Erbtheil zu ſuchen. „Die Liebe wird von Schwingen

getragen, die immer höher ſtreben," iſt wieder ein Ausſpruch griechiſcher Weisheit. Unter der Hülle dieſer anmuthigen Gleichniſſe finden wir die Idee: unſer Verlangen duldet keine Schranken, und unendlicher Sehnſucht kann nur ein unendliches Weſen genügen, in welchem ſie eine unerſchöpfliche Quelle des Glückes findet und einen ewigen Gegenſtand der Liebe. „Nach Gott ſind wir geſchaffen," ſagt Auguſtin, der chriſtliche Schüler Plato's, „und darum iſt unſer Herz unruhig, bis es ruhet in ihm." Aus dieſer Unruhe entſpringt unſer ganzes Elend. Nicht Jeder kann ſich mit einem kleinen proſaiſchen Glücke begnügen und in engem farbloſem Behagen die großen Inſtinkte der Menſchennatur erſticken. Wenn das Herz lebt und ſein Ziel verfehlt, wenn es ſeine höchſte Ruheſtätte nicht findet, ſo heftet ſich ſein ſchrankenloſes Sehnen an Gegenſtände, die es nie befriedigen können, und es entſteht daraus unſelige Verirrung. Die Einen jagen nach ſinnlichem Genuß und ſtürzen ſich in raſende Leidenſchaften. Andere werden von brennendem Verlangen nach Reichthum, Macht oder Ruhm geſtachelt. Immer mehr! Nie genug! Und der Nachgeſchmack des fruchtloſen Suchens nach Glück auf den Wegen des Ehrgeizes und der Eitelkeit iſt nicht weniger bitter als die Hefe der ſinnlichen Freuden. Ich erinnere Sie an die Worte eines Dichters, deſſen Werke reich an Schönheit ſind, aber von unreinen Zügen entſtellt, die Ueberſättigung in ſchuldigem Genuſſe verrathen:

Müde des ſchweren, des ſchaurigen Traumes
Such' ich des Lebens erwärmende Bruſt,
Aber die Hefe ſtatt perlenden Schaumes
Koſt' ich .... Zum Sterben vergällt iſt die Luſt.*

Das iſt eine Klage, die aus der Tiefe des Herzens kommt! Es genügt übrigens, an die täglichen Erfahrungen zu erinnern. Ich ſah Kranke, und wer könnte nicht mit mir ein ähnliches Zeugniß ablegen, ich ſah Kranke aller Zerſtreuung des Lebens beraubt und mit ihren Schmerzen allein, welche ihre Freude fanden im Gedanken an ihren Gott und ſich von dieſem Lebensbrote nährten, ohne ſeiner je ſatt zu werden. Ich ſah das Angeſicht des Blinden, von freudigem Glauben belebt, in einem Friedenslichte ſtrahlen, das es heller verklärte, als das Licht der Sonne. Aber wo Gott nicht iſt, wo jeder Zuſammenhang mit der Quelle der Freude aufgehört hat, da ſehen wir den Reichſten der Reichen, den Machtvollſten der Ehrgeizigen, den Berühmteſten der Ruhmgierigen unter der drückenden Laſt der Unzufriedenheit ſeufzen. Seine Stirn, die keinen himmliſchen Stral empfängt, trägt die Furchen der Trauer. In einem Augenblicke der Offenheit würden Ihnen der Reiche, der Ehrgeizige, der Berühmte ſeufzend ſagen: „Das Alles befriedigt nicht; wir jagen nach Luftgebilden“ .... Und dennoch hören ſie nicht auf, die-

---

* Si mon coeur, fatigué du rêve qui l'obsède,
A la réalité revient pour s'assouvir,
Au fond des vains plaisirs que j'appelle à mon aide,
Je trouve un tel dégoût que je me sens mourir.

ſelben zu verfolgen und mit dem Rufe: Eitelkeit, Eitelkeit! rennen ſie nach dem Vergänglichen. Sie fliehen ſich ſelbſt; wenn ſie in ſich einkehren, ſo finden ſie Ueberdruß und troſtloſe Leere, die nichts Anderes iſt, als die unbewußte Sehnſucht der Seele, von Gott erfüllt zu werden. Dem betrogenen Herzen wird das Leben zur bitter ſpottenden Komödie. Wer ſich von den Staubwolken ſinnverwirrender Zerſtreuung nicht umwirbeln läßt, verhüllt ſich in den Mantel verſchmähenden Stolzes und ſucht ein trauriges, einſames Vergnügen in der Größe ſeiner Lebensverachtung. Aber auch dieſe läßt ungeſättigt, denn Ekel und Verachtung nähren und laben nicht.

Dies iſt das Schickſal des Herzens, wenn es Gott nicht findet. Aber ich hoffe, meine Herren, Sie können mir hier nicht ohne Einſchränkung beiſtimmen. Ich ſprach von Sinnengenuß, Stolz, Eitelkeit, und gedachte noch nicht der Beziehungen, in welchen das Herz ſeine größte Macht entfaltet. Könnten wir die Freuden reiner Liebe vergeſſen? Den häuslichen Herd? Die Freundſchaft?. Das Vaterland? Nein, Sie trauen mir nicht zu, daß ich in einem Anfalle von Menſchenfeindſchaft die beſten Güter des Lebens, das wahrhafte Glück der Erde läſtern wolle! Aber bietet uns irdiſche Liebe genügende Sicherheit? Wir bedürfen des Unendlichen, um die Unendlichkeit unſeres Verlangens zu erfüllen. Fühlen wir nicht denen gegenüber, die wir lieben, am meiſten, wie der Ewige allein die Kraft unſerer Herzen iſt? Würde nicht jede menſchliche Liebe zu einer Quelle der Qual, wenn wir

nicht feſt an die göttliche Liebe glaubten, welche jeder geheiligten Neigung Unſterblichkeit gewährt?

Eine einzige Frage genügt, um uns zu verſtändigen: wiſſen Sie, was ängſtliche Unruhe iſt? Kennen wir ſie nicht alle in größerem oder geringerem Maße? Eine anſteckende Krankheit kann ſich verbreiten. Die Epidemie hat die Grenzen Aſiens überſchritten, ſie naht, ſie fordert in benachbarten Städten ſchon ihre Opfer. Wie mag es in einem Monat, in einer Woche um uns ſtehen? Wird kein geliebtes Haupt unter uns fehlen? Oder der Krieg wird erklärt. Man ſpricht von neu erfundenen ſchrecklichen Zerſtörungswerkzeugen. Die großen Mächte waffnen in einem Maßſtabe, der maßloſes Blutvergießen vorausſagt. Beginnt der Kampf, ſo wird unſer Bruder, unſer Sohn eingereiht, ſo kann der Wohnſitz unſerer fernen Tochter von rohen feindlichen Soldaten überfallen werden ..... Aber iſt es nothwendig, Beiſpiele ſo weit zu ſuchen? War keines Ihrer Lieben je in der Fremde, von dem Sie vergeblich Nachricht erwarteten? Und ſind wir ſicherer im nächſten, engſten Kreiſe? Heute oder morgen können die erſten Anzeichen einer tödtlichen Krankheit hervortreten .... Kennen Sie die ernſte Mahnung des Todes? Wenn Kinder mit glänzenden Augen und roſigem Munde um Sie her ſpielen, geſchieht es Ihnen nicht, daß plötzlich ein anderes Kind vor den Augen Ihres Geiſtes ſteht, das einſt die Freude Ihres Hauſes war und jetzt unter dem Raſen liegt? Sahen Sie noch nie, wenn Sie ein geliebtes Angeſicht betrachteten, in ſchaurigem Vergefühle die Zuckungen und Schatten des Todes darüber

gleiten? Wir müſſen ſie ja doch einmal ſterben ſehen, oder ſie verſenken uns in die Erde, denn jedes Leben endigt im Sarge, und wir wandeln überall auf Grüften. Wenn die Seele ſo von Unruhe geſtachelt wird, giebt es gegen die giftigen Stiche nur ein Mittel, ein einziges: Gott waltet! Nichts geſchieht ohne den Rathſchluß ſeiner Güte. Von Allen, die uns lieb ſind, ſagen wir getroſt: „Vater, ich übergebe ſie in deine Hände.“ Ohne dieſes Vertrauen entgehen wir der Qual nur durch Leichtſinn. Ohne Gott kränkelt unſer Gedanke; aber auch Gewiſſen und Herz ſiechen ohne , und ihre Leiden ſind noch weit ſchmerzlicher.

2.

Die Geſellſchaft.

Wir haben geſehen, was das Leben ohne Gott für den Einzelnen wäre. Laſſen Sie uns nun den Blick auf die Vereinigung menſchlicher Weſen richten, welche die Geſellſchaft bilden. Wir können hier nicht von den Beziehungen der Staatsgewalt zu der geiſtlichen Autorität reden; die Löſung dieſer verwickelten Frage muß eine nach Zeit, Ort, Umſtänden verſchiedene ſein. Wir deuten nur im Vorbeigehen an, daß die Unterſcheidung von weltlicher und geiſtlicher Gewalt eine Grundlage der modernen Civiliſation iſt. Dieſe Unterſcheidung beruht auf dem großen Worte, das vor achtzehnhundert Jahren das Reich Gottes von dem Reiche Cäſars trennte. Die Religion als eine Thätigkeit des ſtaat-

lichen Organismus betrachtet, das Dogma auf den Ausspruch eines Monarchen oder auf das Votum eines politischen Körpers gestützt, eine dogmatische Formel von der Regierung ihren Zugehörigen mit Gewalt auferlegt, das Alles sind Reste des Heidenthums, welche seit Jahrhunderten der christliche Gedanke bekämpft.* Der Glaube des Einzelnen gehört

---

* Die christlichen Staaten gaben Institutionen Gesetzeskraft, wie z. B. der Monogamie, deren Ursprung im Evangelium zu suchen ist. Dies ist die normale Entwicklung der Civilisation: der religiöse Glaube erleuchtet das Gewissen und zeigt ihm die wahren Bedingungen des sozialen Fortschritts. In diesen Dingen handelt es sich nicht um Glauben, sondern um Akte, welche im Interesse der Gesellschaft auferlegt werden. Der Staat mag das Glaubensbekenntniß seiner Glieder konstatiren und in eine solche Verbindung mit den kirchlichen Autoritäten treten, wie sie ihm dienlich scheint: auf dieser Grundlage beruht das System der Konkordate, welches, so lange die Freiheit aufrecht erhalten wird, den gesunden Prinzipien nicht widerspricht. Aber die Errichtung von Nationalreligionen, welche die weltliche Gewalt feststellt und die je nach den verschiedenen Staaten andere sind, setzt offenbar eine skeptische Grundanschauung voraus. Die Idee der Wahrheit, als der einen und allgemeinen, wird gegen diejenige einer Entscheidung vertauscht, welche nur die Angehörigen einer bestimmten politischen Gesammtheit verpflichtet. Wenn der Staat, ohne sich anzumaßen das Dogma festzustellen, dasselbe aus den Händen der Kirche empfängt und seinen Zugehörigen auferlegt, scheint es zuerst, als ob die weltliche Gewalt sich in den Dienst der Kirche begeben hätte, der Begriff der Wahrheit aber unangetastet bliebe. Prüft man jedoch die Frage näher, so sieht man, daß dem nicht also ist, und daß bei dieser Combination der Staat thatsächlich die Attribute der geistlichen Gewalt sich unrechtmäßig beilegt. In der That, bevor man

dem Staate nicht an; Religionsanſichten haben ſich vor keinem menſchlichen Gerichte zu verantworten, und es wäre ſchwer zu ſagen, ob die geiſtliche oder die weltliche Ordnung der Dinge am meiſten unter dieſer Vermengung der verſchiedenen Rechtsgebiete leide. Der Religion kommt ein ſelbſtändiges Leben, kommen ihre eigenen Vertreter zu. Das bürgerliche Leben aber ſei von jedem im Namen des Dogmas ausgeübten Drucke frei! Nichtsdeſtoweniger iſt durch ihren Einfluß auf die Gewiſſen die Religion das Band und die Kraft der Geſellſchaft.

„Eher könntet ihr eine Stadt in den Lüften erbauen, als einem Staat ohne Religion Beſtand geben," ſagt Plutarch. In neuerer Zeit fand dieſer alte Satz Widerſpruch. Im vorigen Jahrhundert wollte, wie wir ſchon ſagten, die Philoſophie Pflicht und Gottesidee trennen. Sie vermaß ſich, der Geſellſchaft als einzige Grundlage eine bürgerliche Moral zu geben, welche ihre Regel und Weihe auf der Erde fände. Als Frankreich einen Augenblick von Blutmenſchen beherrſcht war, ſetzte man einſt „den

---

die wahre Religion ſchützen kann, muß man ſie anerkennen, und um ſie als die wahre anzuerkennen, muß ſich die weltliche Gewalt zum Richter der religiöſen Wahrheit aufwerfen. So kommt man auf einem Umwege zum Begriffe der Nationalreligion zurück. Der Kaiſer von Rußland und derjenige von Oeſterreich entſcheiden, welches die einzige wahre Religion ſei, zu deren ausſchließlicher Aufrechthaltung ſie ihre weltliche Gewalt anwenden ſollen. Sie beantworten dieſelbe Frage verſchieden und jede Nation behält ihren eigenen Kultus wie ihren eigenen Fürſten.

Schrecken und alle Tugenden" auf die Tagesordnung. Dies war die furchtbare Anwendung jener Theorie. Die Tugend beruhte auf einem Befehle der öffentlichen Gewalt, und ihre Vorschriften wurden in Ermangelung des göttlichen Gerichtes von dem Henkersbeile bekräftigt. Gesundere Ansichten brechen sich Bahn in den philosophischen Schulen unserer Tage. Vor Kurzem veröffentlichte Franck, ein Mitglied des Instituts von Frankreich, sein Buch über die Civilisationen des Alterthums * in der ausgesprochenen Absicht, darzuthun, wie der Gottesbegriff eines Volkes die eigentliche Wurzel seiner gesellschaftlichen Organisation sei, wie der Werth seiner bürgerlichen Verfassung im Verhältnisse stehe zu dem Werthe seiner Religionsidee. Vor mehr als zwanzig Jahren, lange vor Franck, deutete ein Mann, dessen beredtes Wort im öffentlichen Unterricht Aufsehen machte, auf diese Wendung des modernen Geistes hin. Es war Edgar Quinet. Er lehrte in seinen Vorlesungen zu Lyon, daß die religiöse Idee der eigentliche Kern der Civilisation sei und das gestaltende Prinzip der politischen Verfassungen. Er kündigte eine auf die Denkmale des menschlichen Geistes gestützte Geschichte der Civilisation an und setzte hinzu: „Die Religion besonders ist die Feuersäule, welche den Völkern auf ihrer Wanderung durch die Jahrhunderte voranzieht. Sie soll unser Führer sein." ** Benjamin Constant giebt in der Um-

* Etudes orientales, 1861.

** Unité morale des peuples modernes. Zu Lyon den 10. April 1839 gehaltener Vortrag. In den sämmtlichen Werken des Autors Anhang zum Génie des Religions.

bildung ſeines Gedankens den Uebergang an von dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts zu demjenigen des unſrigen. Er hatte ſein Werk über die Religion im Geiſte des Atheismus entworfen, aber er endigte es, indem er die nothwendige Bedingung des Beſtehens der civiliſirten Geſellſchaft im religiöſen Gefühle ſuchte.* Das iſt ein wahrhafter Fortſchritt und dieſer Fortſchritt führt uns auf Plutarchs Idee zurück. In der That, denken Sie ſich die Gottesidee hinweg und alle Errungenſchaften moderner Bildung gehen uns verloren. Ja ſogar das Beſtehen irgend einer Geſellſchaft wird zur Unmöglichkeit. Auf den einen und auf den andern dieſer Punkte möchte ich nun Ihre Aufmerkſamkeit hinlenken.

Es giebt in der Geſchichte keinen ununterbrochenen Fortſchritt, wie gewiſſe Optimiſten ſich vorſtellen, ebenſo wenig bietet ſie das Schauſpiel eines immer weiter um ſich greifenden Verfalls dar, wie die Peſſimiſten behaupten. Auch iſt es nicht wahr, daß alle Epochen auf gleicher Höhe ſtehen, wie man etwa ſagen hört. Beſſere Zeiten können ſchlimmern vorangehen, oder auf Epochen der Verderbniß glücklichere folgen. Die menſchliche Geſellſchaft ſinkt und ſteigt. Ihr Gang zeigt Umwege und Rückſchritte, denn er ſteht unter dem Einfluſſe menſchlicher Freiheit; aber wenn wir das Ganze ihrer Geſchicke betrachten, ſehen wir wohl, daß ſie einem beſtimmten Ziel entgegengeht. Der Menſch nimmt

* Franck, Philosophie du droit ecclésiastique p. 117 et 118.

sich einen Weg vor, aber Gott lenkt seine Schritte. Die Errungenschaften der modernen Bildung sind große und heilige Wahrheiten. Welches sind nun diese der Menschheit errungenen Güter, nicht obenhin betrachtet, sondern in der Tiefe der Dinge? Jede in den Zustand der Barbarei versunkene Gesellschaft verwirklicht das bekannte Wort jenes gallischen Häuptlings: Wehe den Besiegten! Triumph der Gewalt in Gesetz und Sitte bezeichnet die barbarischen Zeiten. Das Faustrecht ist die Verleugnung der Gerechtigkeit und Liebe; das Kennzeichen dagegen der dem Zustande der Barbarei allmälig sich entringenden Civilisation ist die Feststellung der Gerechtigkeit, welche Staaten gründet, und auf der Basis der Gerechtigkeit die Entfaltung des Wohlwollens, auf dem das Glück der Gesellschaft beruht. Dieses sind die beiden wesentlichen Bedingungen des sozialen Fortschritts, welcher selbst das Gedeihen der Industrie und des materiellen Wohlstandes bedarf.

Die moderne Kultur — mit dieser Bezeichnung weisen wir die gleichzeitigen Gesellschaften des unbeweglichen Orients in die Vergangenheit zurück — die moderne Kultur besitzt eine dem Alterthum unbekannte Macht. Wohl wurzelt die Gerechtigkeit im Gewissen und das Wohlwollen beruht auf einer natürlichen Anlage des Herzens; aber in einem gegebenen Augenblick erschienen Gerechtigkeit und Liebe in neuem ungetrübtem Glanze auf der Erde. Damals ward ihr der kräftige Keim der modernen Civilisation anvertraut, dessen Wachsthum von nun an ungehindert fortschreiten sollte. Es war der Augenblick, als die Gottesidee in ihrer Fülle erschien:

die moderne Civilisation ist dem Evangelium entsprossen. Die Kenntniß eines heiligen Gottes festigte die Gerechtigkeit, und der Gedanke eines gemeinsamen Vaters entfaltete das Wohlwollen zur Liebe. Dieses sind allgemein bekannte Sätze, die wir nur flüchtig andeuten wollen.

Es giebt eine Einrichtung, welche die völligste Verleugnung aller sozialen Gerechtigkeit darstellt: die Sklaverei. Sie verschwindet endlich unter unsern Augen aus der christlichen Welt; ihr letzter Tag neigt sich in Rußland und bedeckt Amerika mit blutigen Spuren. Es kann dieses das größte Ereigniß sein, welches die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts verzeichnen werden. In der Vergangenheit sehen wir die Institution der Sklaverei fast allgemein anerkannt. Die edelsten Geister Griechenlands bemühten sich, sie gedankenvoll zu rechtfertigen. Während der glänzendsten römischen Kulturepoche ließ man in wilden zur Zerstreuung des Volkes abgehaltenen Schauspielen oder zur Erhöhung der Lust an den üppigen Gastmahlen der Reichen Sklaven mit einander fechten und sich gegenseitig tödten. Wie verschwand allmälig die Sklaverei? Wie kam man dazu, in diesem belebten Dinge, das bald als Werkzeug der Arbeit, bald als Spielzeug zur Sättigung der grausamsten Leidenschaften verwendet wurde, den Menschen wieder zu erkennen? Wenn Sie der Geschichte dieser Institution nachgehen, so sehen Sie schon im Alterthum hin und wieder Vernunft und Herz sich dagegen auflehnen, aber ohne durchgreifende Wirkung. Eines Tages ward Alles anders, und die Grundmauern der Knechtschaft wankten. Sie finden in

dieſer merkwürdigen Epoche eine erſte geſchriebene Urkunde, die den Gedanken ausſpricht, aus dem die große ſoziale Thatſache hervorgehen ſollte. Es iſt kein kaiſerliches Dekret, noch das Votum einer politiſchen Verſammlung, es ſind nur wenige Zeilen, die ein Gefangener an ſeinen Freund richtet und ſie enthalten dem Sinne nach dieſe Bitte: Ich ſende dir deinen Sklaven zurück, aber ich ermahne dich im Namen Gottes, nimm ihn als einen lieben Bruder auf, eingedenk, daß wir Alle einen Herrn im Himmel haben. Die Ueberſchrift dieſes Briefes lautet: „An Philemon"; der Schreiber nennt ſich Paulus. Dies iſt die erſte Charte der Sklavenemanzipation. Bedenken Sie, meine Herrn: die alte Inſtitution der Sklaverei wird durch das Wehen eines neuen Geiſtes in ihren Grundveſten erſchüttert, ohne irgend einen gewaltſamen unmittelbaren Angriff. Dieſe Thatſache erklärt uns die Ausſage der Geſchichtsſchreiber, daß die Beziehungen der Völker, Kriegsrecht, Civilgeſetze, politiſche Inſtitutionen, alles Dinge, von denen das Evangelium nie geſprochen hat, jederzeit und noch täglich durch ſeine langſame Einwirkung umgeſtaltet werden. Gott erſchien, und die Gerechtigkeit in ſeinem Gefolge.

Gerechtigkeit iſt die Grundlage der Geſellſchaft, aber ohne den Geiſt der Liebe bleibt die Gerechtigkeit mangelhaft und kommt nie zu völliger Geſtaltung. Gerechtigkeit behauptet die Rechte eines Jeden, die Liebe aber möchte den Genuß des Guten über Alle ausdehnen. Gerechtigkeit räumt die künſtlichen Schranken hinweg, welche Gewalt und Liſt zwiſchen den Menſchen aufrichteten, Liebe mildert die natür-

lichen Ungleichheiten und läßt sie am Gesammtwohl mitarbeiten. Gewiß, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß der glänzendste Strahl der Gotteserkenntniß die Menschenliebe ist. Das Wohlwollen, ein natürliches Gefühl unseres Herzens, wird stark und weit; es verklärt sich zu jener Liebe, welche die Seele mit ihrem himmlischen Vater vereint und wieder auf die Erde zurückkehrt als gemeinsame Liebe unter allen seinen Kindern. Wohl mag auch eine von Gott getrennte Seele von Liebe bewegt werden; aber wenn Sie den Bereich einer aus rein menschlichen Quellen entspringenden Tugend ermessen, so läßt er sich in der Regel also begrenzen: „Den Freunden herzliche Liebe, den Feinden großmüthigen Haß, Ehre den Ehrenwerthen, Verachtung den Lasterhaften.“ Wo aber ist die Quelle jener Tugend, die das Laster verabscheut und zugleich den Gesunkenen liebt, deren einzige Rache es ist, das Böse mit Gutem zu überwinden, die alle natürlichen Bande des Herzens festigt und jeden Menschen zu unserm Freunde macht, jener Tugend, die wir nicht anders als göttlich nennen können? Eine anscheinend geringfügige Bemerkung mag diese Frage beantworten. Ueber der Thüre manches Krankenhauses der christlichen Welt lesen wir eine lateinische Inschrift, deren bedeutsame Kürze unsere Sprache nur unvollständig wiedergiebt: Deo in pauperibus: „Dieses Haus ist Gott in der Gestalt der Armen geweiht.“ Das ist das Geheimniß der christlichen Liebe; sie entdeckt das göttliche Bild in der menschlichen Seele. Lassen Sie sich nicht täuschen: es ist uns unmöglich, aus natürlichem Antrieb die Lumpen des Elends, die Malzeichen des Lasters, Siechthum

und Wunden zu lieben. Aber wenn wir Gott ſchauen, wird unſer Auge hell. Wir ſehen in einem zerrütteten Körper und unter dem Schlamme des Laſters die Schönheit der Seele. Wir lieben dieſe verfallenen, entarteten, aber unſterblichen Geſchöpfe, weil ein heiliger Wunſch, ſie ihrer wahren Beſtimmung wiederzugeben, in uns erwacht iſt. Wenn der Künſtler unter wüſtem Schutt oder armſeligen Trümmern das wunderbare Kunſtwerk eines griechiſchen Meißels entdeckt, ſo bemüht er ſich mit ehrfürchtigem Eifer, das edle Bild von der ſchlammigen Hülle zu befreien. Jede Menſchenſeele iſt das Werk göttlicher Kunſt, und jedes liebevolle Herz iſt ein Künſtler, der an ſeiner Wiederherſtellung arbeiten will. So erklärt ſich jene Leidenſchaft für Schmerzen und Armuth, jene Neigung zu Galeere und Hoſpital, die zuweilen Chriſten zu Uebertreibungen führte, welche wahrlich unſer Jahrhundert keinen Grund mehr hat zu fürchten. Gott im Armen, Gott im Kranken, Gott im Laſterhaften und Verbrecher, das iſt, ich wiederhole es, das große Geheimniß chriſtlicher Liebe. Dieſe Liebe geht aus dem Herzen, dem perſönlichen Wirken Einzelner in Sitte und geſellſchaftliche Inſtitutionen über. Sie iſt es, die nach und nach dem Geſetze ſeine überflüſſigen Härten, dem Gerichte ſeine unnöthigen Foltern entzieht. Sie erſetzt die den Verbrecher vollends zu Grunde richtende Galeere durch das zu ſeiner Beſſerung beſtimmte Gefängniß; ſie thut jeglichem Elend öffentliche Zufluchtſtätten auf; durch ſie werden in den Grenzen des Möglichen alle Hoffnungen der Philanthropie erfüllt werden. Wenn Gott dem Gedanken

und Gewissen des Menschen nicht mehr gegenwärtig ist, verlieren Gerechtigkeit und Liebe ihre Macht. Ohne die mächtige Wirkung der Gerechtigkeit und Liebe würde die entartende Gesellschaft zu dem Faustrecht barbarischer Zeitalter zurückkehren. Beobachten Sie; prüfen Sie sorgfältig, was um Sie vorgeht, und Sie werden kaum zu behaupten wagen, daß unsere Kultur dauerhaft genug sei, um von nun an die Grundfesten entbehren zu können, auf welchen sie bis heute ruhte.

Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen, die beiden Pfeiler des gesellschaftlichen Fortschrittes, setzen die gemeinschaftliche Grundlage der Menschlichkeit voraus. Die Idee, daß der Mensch als solcher einen Werth habe, und abgesehen vom Orte, den er bewohnt, von der Stellung, welche er in der Welt einnimmt, als Mensch auf Gerechtigkeit und Liebe Anspruch besitze, schließt die ganze sittliche Seite der Civilisation in sich. Der soziale Fortschritt kann nichts anderes sein, als die immer deutlicher ausgesprochene Anerkennung des Werthes einer Seele, der Rechte eines Gewissens. Nun aber hängt die Idee der Menschlichkeit aufs engste zusammen mit dem Begriffe Gottes, als des Vaters der Menschen. Jene antike Weisheit, die über dem Götterkultus stund, hatte wohl im Weisen den Bürger des Weltalls erkannt, und des Terentius berühmter Vers: „Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd," wurde, sagt man, von den römischen Zuschauern mit rauschendem Beifall begrüßt. Aber das waren

nur einzelne helle Punkte, die in der allgemeinen Gedankenströmung wieder verschwanden, ein fernes Morgengrauen, welches das Nahen der neuen Idee verkündigte. Woher kam der Tag?

Ich stelle die Frage schärfer, indem ich sie begrenze. Die Idee der Menschlichkeit ist die Idee der Würde und der durch diese Würde begründeten Rechte des einzelnen Menschen. Es ist die Idee der Freiheit; nicht der von Leidenschaft und Selbstsucht mißdeuteten, zur rechtsverletzenden Ungebundenheit entarteten Freiheit, sondern jener andern, welche, von Vernunft und Gewissen geleitet, die Grenze feststellt zwischen der Ausübung unseres Rechtes und dem Rechte des Nächsten. Wir sprechen hier nicht von politischer Gleichberechtigung, die nicht einmal in allen Fällen die wahrhafte Freiheit verbürgt. Wir reden von einem sozialen Zustande, der dem Menschen in der Anwendung seiner Fähigkeiten, der Kundgebung seiner Gedanken, den Bestrebungen, die er zur Erreichung erwünschter Zwecke macht, so lange er nicht ein fremdes Recht verletzt, kein willkürliches Hinderniß entgegenstellt. Um unsere Grenze noch enger zu ziehen, wollen wir von der wichtigsten Erscheinung dieser Freiheit sprechen, von der Gewissensfreiheit, welche ihren gewöhnlichsten und vollständigsten Ausdruck in der religiösen Freiheit findet. Dies ist nur eine Seite unseres Gegenstandes, aber eine Hauptseite, die alle andern voraussetzt und zusammenfaßt. Woher stammt diese Gewissensfreiheit?

Nicht aus dem Heidenthum. Das Heidenthum mit seinen Nationalreligionen konnte nur Fanatismus oder

Zweifel hervorbringen. Jedes Volk hatte seine eigene Religion. Fremdes vertilgen hieß den Göttern der Heimat dienen. Kriegsrufe ertönten vom Olymp jeder Nation, und die Götter verließen ihre Himmel, um in dringenden Fällen an den Kämpfen der Menschen Theil zu nehmen. Wo die Vernunft die Nichtigkeit dieser Gottheiten erkannte, erwachte der Zweifel. Der Gedanke des höchsten Gottes war schwankend auch bei den Besten, der Menge aber gänzlich verhüllt. So verlor man mit dem Glauben an die heimatlichen Götter allen Glauben; so bemächtigte sich im verfallenden Alterthum Ungewißheit der Geister. Jene Pantheen, die jeden Kultus beherbergten, jedem Aberglauben Schutz gewährten, sind die merkwürdigen Tempel des Skepticismus. Sie wissen nun, welcher Ruf durch die vom Geiste des Zweifels entnervte alte Civilisation ertönte: „Von nun an weder Grieche noch Barbar, weder Knecht noch Freier, — ihr Alle seid Brüder, denn ihr glaubt Alle an *einen* Gott und an *eine* Wahrheit.“ Das hieß den Skepticismus an der Wurzel angreifen. Und dieselbe Stimme spricht weiter: „Dieser einige Gott ist der rechtmäßige Herr seiner Geschöpfe, und wenn ihr den Gewissen, die sein sind, Gewalt anthut, so wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid.“ Das hieß den Fanatismus verurtheilen. Gott ist anerkannt: er ist der Herr der Seelen. Der Glaube gründet die Freiheit.

Der Zeuge göttlicher Wahrheit erscheint vor Roms Gericht, das ein kaiserlicher Statthalter verwaltet. „Es ist ein Fanatiker,“ sagt der Römer, entfernt sich und läßt ihn

ödten. Aber bald geht eine geheime Erschütterung durch die Völker, ein Flüstern von einem Ende des Reiches zum andern. Es ist als ob der Todte, wieder lebendig geworden, zu den Gewissen der Menschen redete. Da erwacht Rom aus seinem Schlummer; das politische, das tolerante Rom vergießt Ströme Blutes. Seine Duldung hatte Alles zu glauben erlaubt unter der Bedingung, daß nichts ernstlich geglaubt würde. Von dem sichern Instinkt des Despotismus geleitet, fürchtete es die Götter des Pantheon nicht, weil es über ihnen allen die Statue des Kaisers aufstellen konnte. Jetzt aber handelte es sich darum, dem Cäsar nur zu geben was des Cäsars ist, und einen Herrscher über ihm, eine Gerichtsbarkeit über der kaiserlichen zu anerkennen. Darum beschloß Rom den Tod des Christenthums, den Tod der Idee allgemeiner Wahrheit; denn wenn diese Idee sich der Gedanken bemächtigte, war die Freiheit der Seelen errungen. So wurde die Gleichgültigkeit grausam; so führte der Zweifel zum Fanatismus zurück.

Aus diesem Boden stammt also die Freiheit nicht: aber wo ist denn ihr Ursprung? Wenn Sie dem Schüler eines französischen Lyceums diese Frage vorlegen, antwortet er ohne Zögern: „Sie ging aus der französischen Revolution hervor!“ — „Gewiß,“ flüstert ihm ein älterer Schulkamerad zu, „aber vergiß die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nicht, welche die in der Revolution verwirklichten Grundsätze aufgestellt hat.“ — „Wohl,“ sagt ein Protestant, „aber wir dürfen die große Thatsache der Reformation nicht übersehen: im sechszehnten Jahrhundert trat die Freiheit ins

Leben." — „Gut," fügt ein Historiker hinzu, „aber ihr wißt ja, wie lange vorher die Mischung mit germanischem Blute Frische und Freiheit in das verarmte, geknechtete Geschlecht gebracht hatte, das aus der Sklaverei des römischen Kaiserreichs hervorgegangen war." Ich bestreite nichts, und mein Wissen ist nicht hinreichend, um mit Bestimmtheit über die Einwirkungen aller dieser historischen Thatsachen entscheiden zu können. Aber Eines wage ich zu behaupten: giebt man der Freiheit eine Geburtsstunde in der Geschichte, so ist man im Irrthum, sie hat mit dem menschlichen Gewissen dasselbe Alter, und ich sage mit Lamartine:

Welcher Tag war der Freiheit Geburtstag? jener da trotzten
Einem gewaltigern Mann Schwache, gestützt auf das Recht."

Ja, die Freiheit wurde geboren, als das erste Mal ein Mensch in göttlicher Kraft sich stärker fühlte als die Welt, und den sein Gewissen verletzenden Forderungen seiner Mitmenschen entgegentrat. Er gehörte nicht der Schule der Encyklopädisten an und war auch kein Germane, jener Sokrates, der, den Tod vor Augen, zu den athenienſischen Richtern sprach: „Gehorchen aber werde ich dem Gotte mehr als euch." Und als die Boten der göttlichen Wahrheit ein gleiches Bekenntniß ablegten, wiederholte sich der edle Tod des Sokrates, welcher ihm die Bewunderung der Welt gewonnen, zu tausend und tausend Malen. Kinder, Frauen, Greise ließen sich zum Sterben führen, um für die Rechte des Gewissens zu

" La liberté que j'aime est née avec notre âme,
Le jour où le plus juste a bravé le plus fort.

zeugen; und das Blut der Märtyrer, dieſe „Ausſaat von Chriſten," wie Tertullian ſagt, war auch eine Ausſaat der Freiheit. Der Urſprung der Freiheit liegt außerhalb der Geſchichte, aber wenn Sie ein Datum für ihre entſcheidende Entwicklung verlangen, ſo nehmen Sie dieſes. Ihm iſt kein anderes an die Seite zu ſtellen.

Vielleicht ſagen ſich Einige von Ihnen im Stillen, es ſei ein ſchroffer Widerſpruch, wenn ich die Quelle der Gewiſſensfreiheit in der Religion finde. Iſt es denn möglich zu vergeſſen, daß die chriſtliche Kirche ihre Bahn in der Weltgeſchichte mit langen Blutſpuren bezeichnet und mit der düſteren Flamme der Scheiterhaufen beleuchtet hat? Ich vergeſſe es nicht, meine Herren, und bitte Sie dagegen, folgende drei Bemerkungen Ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen zu laſſen.

Man darf nicht vergeſſen, daß die Fäulniß der römiſchen Geſellſchaft die entſtehende Kirche umgab, und die Träger des Evangeliums nur zu oft in Gefahr geriethen, von den Uebeln angeſteckt zu werden, zu deren Bekämpfung ſie ausgeſandt waren.

Man erinnere ſich, daß ſpäter bei der Ueberſchwemmung der altersſranken Geſellſchaft mit barbariſchen Völkern, dieſelbe in einem Sinne zwar erfriſcht, zugleich aber der neue Sauerteig mit groben, ſchwer zu durchdringenden Stoffen vermengt wurde.

Man bedenke endlich wohl, daß, inſofern irgend eine

Sache rechtmäßig um der Fehler ihrer Vertheidiger willen verurtheilt werden könnte, es deren keine, keine einzige, gäbe, die vor einem Gerichte, das dieſen Maßſtab gebrauchte, zu beſtehen vermöchte. Jede Ueberzeugung auf Erden wird mehr oder weniger durch die Schuld ihrer Vertreter entadelt; aber es giebt ſchlechte Prinzipien, welche das Böſe in natürlicher Entwicklung hervorbringen, und gute Prinzipien, die der Menſch wohl mißbrauchen kann, aus deren innerer Natur aber immer neuer Widerſpruch gegen dieſen Mißbrauch hervorgeht. Im Lichte dieſer unumſtößlichen Wahrheit wollen wir eine Unterſuchung beginnen, deren Wichtigkeit ſie nicht verkennen.

Skeptiſche Schriftſteller wollen behaupten, die Toleranz ſei hervorgegangen aus der Abnahme des Glaubens, und begünſtigen, auf dieſe Behauptung geſtützt, folgerichtig die Herrſchaft des Zweifels als das beſte Mittel zur Gründung der Gewiſſensfreiheit. Wir begegnen hier jenem alten Argument, das, um Mißbrauch zu vermeiden, den Gebrauch der Dinge verbietet. Im Namen der Religion entſtehen Verfolgungen; keine Religion mehr, und es herrſcht Friede. Im Namen Gottes füllten ſich Gefängniſſe und wurden Scheiterhaufen errichtet: kein Gott mehr, und es herrſcht Duldung. ſehen wohl, wohin dieſe Folgerungen führen: kein Feuer mehr und Feuersbrünſte werden unmöglich: kein Waſſer mehr, und Niemand wird ertrinken. Ganz gut, aber die Menſchen erfrieren und verdurſten.

Der Gegenſtand verdient ernſtlicher ins Auge gefaßt

zu werden. Wenn die Toleranz aus der Abnahme religiöser Ueberzeugungen hervorginge, müßte in der Geschichte der Völker jederzeit eine Verminderung des Glaubens eine Vermehrung der Gewissensfreiheit zur Folge haben, und dasselbe Verhältniß müßte sich im umgekehrten Falle ergeben. Das ist eine historische Frage und wir wollen die Thatsachen vergleichen. Zuerst mag daran erinnert werden, wie das alte Rom aus seinem Skepticismus keine Kraft der Freiheit schöpfte; dann wenden wir uns den Völkergruppen unserer Tage zu.

Schweden bleibt in Bezug auf Gewissensfreiheit weit hinter England zurück. Ist nun der religiöse Glaube in England schwächer als in Schweden und die dem Engländer gewährte Gewissensfreiheit die Folge religiöser Gleichgültigkeit? Ist nicht vielmehr Großbritannien die Heimat eines kräftigen Menschenschlages und wurde nicht seine Erde so lange mit dem Blute der Anhänger verschiedener Kulte getränkt, bis dieses Blut zum Himmel schrie und das Gewissen des Volks erwachte? Frankreich besitzt mehr religiöse Freiheit als Spanien. Sollte die Intoleranz der Spanier einfach daher rühren, daß unter ihnen der Glaube lebendiger und allgemeiner wäre, als unter den Franzosen? Es scheint dies nichts weniger als gewiß.

In der Schweiz sind die Meinungen freier als anderwärts. Ist sie darum ein Land, wo auf religiösem Gebiete Gleichgültigkeit herrscht? Bewiesen nicht in den geistigen Kämpfen des letzten Jahrhunderts ihre Bürger im Ganzen viel Ueberzeugungstreue? Die vereinigten Staaten haben „Frei-

heit des Gewiſſens" in großen Lettern auf ihr Banner geſchrieben, und Amerika iſt nicht ein Land des Unglaubens, man wirft ihm bekanntlich im Gegentheil die Verwirrung ſeines Glaubens, die Menge ſeiner zuweilen abenteuerlichen Sekten vor. War es ein Skeptiker, der die Bewohner der neuen Welt fremde Ueberzeugung achten lehrte? Keineswegs, es war William Penn, der früher um ſeiner eigenen willen im Tower von London gefangen ſaß. Als er frei wurde, ging er über das Meer und gründete in Pennſylvanien eine Zufluchtſtätte für alle verfolgten Meinungen, während an beiden Geſtaden des Oceans noch Unduldſamkeit herrſchte; und dieſe Saat brachte reichte Früchte. Wo wir unſere Blicke hinwenden in der alten und der neuen Geſellſchaft, ſehen wir nirgends die Freiheit in gleichem Maße mit dem Skepticismus und der Glaubensloſigkeit der Völker ſich entwickeln. Eher will es mir ſcheinen, die Freiheit gedeihe am beſten da, wo ſich am meiſten wahrer Glaube findet.

Man kann den Werth dieſer Schlüſſe beſtreiten, indem man die verwickelte Zuſammenſetzung der geſellſchaftlichen Zuſtände und die Verſchiedenheit der auf dieſelben wirkenden Urſachen dagegen einwendet. Wir vereinfachen die Frage. Waren es nicht beſonders die literariſchen Vertreter des Skepticismus, welche die Duldung forderten und gründeten? Ein Franzoſe würde ohne Zweifel ſagen: war es nicht Voltaire? Es iſt gewiß, daß von Skeptikern zuerſt der Anſpruch auf Meinungsfreiheit erhoben wurde. Sie dienten einer guten Sache, wir freuen uns darüber und ſind weit entfernt zu verkennen, was an ihrem Werke aus

edeln Antrieben und aufrichtigem Streben hervorging. Es ist indessen doch sehr natürlich, daß jede verfolgte Meinung für sich die Freiheit verlangt, deren sie beraubt ist. Ein anderes ist es, Freiheit zu eigenem Gebrauch, vielleicht sogar zur Unterdrückung fremder Berechtigung fordern; ein anderes, die Freiheit ernstlich und für Alle wollen. Ich glaube gern an eine gewisse natürliche Großmuth, die Voltaire antreiben mochte, seine so oft im Dienste des Schlechten mißbrauchte Feder diesen edeln Interessen zu leihen. Auf der andern Seite kann man sich aber unmöglich verbergen, hätte dieser Apostel der Duldung über ein Fürstenthum verfügt, bald wäre seinen Unterthanen der Versuch anders zu denken als ihr Gebieter zum Vergehen angerechnet worden.

Der Patriarch von Ferney schrieb zu Gunsten der Duldung; Vertreter des religiösen Indifferentismus vertheidigten die Gewissensfreiheit, das ist unbestreitbar. Aber andere Schriftsteller, die von lebendigem Glauben erfüllt waren, verlangten auch ihrerseits Freiheit für Alle: das ist nicht weniger sicher. Vor einigen Jahren sprachen fast zu gleicher Zeit der Père Lacordaire und unser Alexander Vinet für diese heilige Sache, jener mit der ganzen Macht seines hinreißenden Wortes, dieser mit der ihm eigenen Zartheit seiner Analyse. Lacordaire's Freunde suchen das Andenken an jene glühende Beredsamkeit festzuhalten, mit der er ausrief: „Nein, die Freiheit tödtet Gott nicht!“* Auch wir wollen die edeln Worte

* Montalembert, Le Père Lacordaire, pag. 25.

bewahren, welche in unserer Heimat ausgesprochen wurden und nah und fern in vielen Herzen Wiederhall gefunden haben. Ich möchte einen der modernen Pariser Journalisten in unsere Mitte führen, ihm die Frucht unserer Erfahrung mittheilen, ihm auf dem Kirchhof von Clarens Vinets Grab zeigen und ihm sagen, welch ein Mann er war ..... Wenn der Fremde auf dem Rückwege nicht Alles, was er bei uns gesehen und erfahren, an der Grenze als Contrebande zurückließe, so müßte er gelernt haben, daß der sicherste Weg zur Achtung des fremden Gewissens nicht Gleichgültigkeit ist, sondern fester Glaube in Demuth des Herzens, vereint mit tiefem und weitem Denken. Die Schriftsteller, welche die Rechte der menschlichen Seele vertheidigten, waren also nicht alle Skeptiker. Ohne weiter einzelne Namen anführen zu wollen, möchte ich hier den eigentlichen Beruf der Schriftsteller auf diesem Gebiete bezeichnen. Den Männern, welche die Freiheit fordern, ihre Theorie ausarbeiten und zu Papier bringen, müssen andere vorangehen, welche die Freiheit ergreifen und für sie leiden. Wenn auch Wort und Schrift die Freiheit befestigen, so wird sie doch vorher mit Blut und Thränen gegründet, und die skeptischen Apostel der Duldung nehmen bequem die Stelle ein, welche ihnen die Märtyrer der Ueberzeugung erobert haben. „Was wir zuerst brauchen," sagt richtig ein revolutionärer Schriftsteller, „sind freie Männer, nicht Befreier der Menschheit." *

Gewiß, die Freiheit brachten uns zuerst diejenigen, die

* Iscander (Herzen). Vom andern Ufer (russisch).

für sie litten. Ihre frischen Quellen entspringen dem Glauben und nicht, wie man uns lehrt, der Gleichgültigkeit. Es ist offenbar: wenn Niemand glaubte, so würde Niemand die Glaubensfreiheit fordern.

Wir wollen nun weiter vorzudringen suchen, um unsere Besprechung auf bestimmte Prinzipien zu stützen. Wir fragen: welches sind in Bezug auf Gewissensfreiheit die natürlichen Folgen des Glaubens und die natürlichen Folgen des Skepticismus?

Im ersten Augenblick scheint wohl der Glaube eine Quelle der Unduldsamkeit. Ein Mensch, der glaubt, hält dafür, die Rechte der Wahrheit und Gottes zu besitzen; er findet im Irrthum nichts, das er zu achten hätte. So entspringt aus dem Glauben die Verfolgung. Diese Folgerung hat einen Anschein von Wahrheit, um so mehr, da sie sich auf zahlreiche, schreckliche Beispiele stützt. Lassen Sie uns aber die Dinge näher betrachten. Nehmen Sie eine Ihrer Ueberzeugungen, welche es sei — ich hoffe, keiner unter Ihnen hat das Unglück jede zu entbehren — und dann stellen Sie sich vor, man wolle Ihnen durch Zwang diese Ihre eigene Ueberzeugung auferlegen. Denken Sie sich, ein Polizeibeamter trete in Ihr Zimmer, spreche Ihren eigenen Gedanken in den passendsten Worten aus und füge hinzu: „So ist Ihnen zu glauben befohlen." Was würde geschehen? Wenn Ihnen auch nie zuvor ein Zweifel an Ihrer Ueberzeugung aufgestiegen wäre, so kämen Sie in Versuchung, jetzt an derselben irre zu werden, da sie Ihnen von mensch-

licher Gewalt aufgezwungen werden ſollte. Durch den Druck würde Ihr Gewiſſen zur Empörung getrieben. Woher kommt dieſes Gefühl? Sie fühlen, daß die Gewalt Sie zu Worten, aber zu keinen Ueberzeugungen zwingen kann. Sie fühlen, daß Erklärungen, die durch das Mittel der Furcht von heuchleriſchen Lippen gepreßt werden, eine Verhöhnung der Wahrheit ſind. Sie fühlen, daß allein Gott und kein Menſch auf dem Gebiete des Glaubens ein Recht auf Sie hat. Im gleichen Maße alſo, wie Sie ſich Ihrer eigenen Ueberzeugung bewußt ſind, werden Sie auch das Recht Gottes über die Seelen Anderer anerkennen. Fanatiſch die Worte eines Bekenntniſſes mit Gewalt auferlegen wollen, kann nicht ein feuriger, kann nur ein blinder Glaube. Gehen ihm die Augen auf, ſo kehrt er von ſelbſt auf die Bahn der Freiheit zurück.

Die Gründung der chriſtlichen Religion iſt das große Beiſpiel zur Stütze unſeres Satzes. Die unter den römiſchen Kaiſern verfolgten Chriſten hüteten ſich immer, den Gewaltthaten der Regierung mit der Gewaltthat der Empörung entgegenzutreten. Es kam dennoch ziemlich raſch der Augenblick, da ihre Zahl groß genug wurde, um ihnen Schutz zu gewähren, und ſie hatten das Bewußtſein, daß es ſo ſei, aber ſie wollten die Welt nur durch die Waffen des Martyriums und die Tapferkeit des Gehorſams erobern. Dies iſt nicht die Geſchichte weniger Jahre, ſondern dreier Jahrhunderte, ein Blatt in den Annalen der Menſchheit, welches nie in Vergeſſenheit gerathen kann und von dem noch alle kommenden Zeiten lernen werden, welches die eigentlichen

Waffen der Wahrheit ſind. Die Chriſtenheit vergaß nur zu oft ihren Urſprung und verbarg leidenſchaftliche Verfolgungswuth unter himmliſchen Intereſſen; aber das Uebel ſelbſt rief das Heilmittel hervor. Das chriſtliche Gewiſſen erhob ſich im Namen des Evangeliums gegen die Verbrechen, deren Vorwand das Evangelium, deren Urſache aber menſchliche Leidenſchaft war. „Wir müſſen das Elend und den Irrthum unſerer Zeit tief beklagen!“ ſagt ſchon im vierten Jahrhundert St. Hilarius. „Man hält dafür, Gott ſei menſchlichen Schutzes bedürftig .... Die Kirche droht mit Verbannung und Kerker, ſie will ſich mit Gewalt Glauben verſchaffen, und iſt doch ſelber in Verbannung und Kerker ſtark geworden!“

Der echte Glaube trägt alſo die Verwahrung gegen die Mißbräuche, zu deren Deckmantel man ihn macht, ſeiner Natur nach in ſich und proteſtirt immer lauter gegen dieſelben. Verſchwindet dagegen der Glaube, ſo bleiben nur die Leidenſchaften, denn der Skepticismus macht keine Heiligen. Die Leidenſchaft ſucht nach anderen Vorwänden, und ſollte ihr nicht auch der Zweifel ſolche darbieten können?

Auf den erſten Blick ſcheint es, aus dem Zweifel müſſe Duldung hervorgehen, da ihm alle Meinungen gleich viel und gleich wenig gelten. So urtheilen hieße ebenſo flüchtig nach dem Scheine urtheilen, wie wenn wir vorher die Quelle unduldſamer Leidenſchaft in den Glauben verlegt hätten. Laſſen Sie uns auch hier auf den Grund der Dinge gehen. Wohl iſt der Geiſt unter dem Einfluſſe des Zweifels vorerſt geneigt, allen Meinungen freien Lauf zu laſſen; aber vor-

nehme Gleichgültigkeit führt nicht zur Achtung fremder Ueberzeugung, und doch iſt dieſe die einzige feſte Grundlage der Gewiſſensfreiheit. In den Augen des Skeptikers ſind die Gläubigen ſchwache, beſchränkte Geiſter, die er mit überlegener Milde behandelt. Aber die ſchwachen Geiſter ſind eigenſinnig. Der Skeptiker muß bemerken, daß ſie ſich ſeiner höheren Anſchauung nicht unterordnen wollen, ja ſich ſogar als Seinesgleichen zu betrachten geneigt ſind. Er wird gereizt, unter der Sammetpfote ſpürt man etwas von einer Kralle. Denn auch der Skeptiker hat ein Dogma, nur ein einziges, aber er hat eines: er verneint das Daſein der Wahrheit. Der Andern Glaube erhebt Einſprache gegen dieſes alleinige Dogma, auf dem er die ganze Macht ſeiner Ueberzeugung konzentrirt hat. Er wird leidenſchaftlich für ſeine Verneinung: er fühlt ſich als den Träger einer Idee, die durch ihn triumphiren ſoll. Nun ſteigt Verdacht in ihm auf: „da ſind Menſchen," ſagt er, „welche die Wahrheit zu beſitzen behaupten! Sind dieſe angeblichen Gläubigen im Grunde nicht Heuchler?" Stünden nun Männer dieſer Geiſtesrichtung an der Spitze der Geſellſchaft, hätten ſie die Macht in den Händen, was wäre die Folge? Der Glaube erſchiene als die Urſache mannigfacher Verwirrung; was man anfangs als unſchuldige Schwäche betrachtete, hieße dann gefährlicher Wahnſinn. Einem Politiker läge die Verſuchung, dieſen Wahnſinn zu vertilgen, nicht ferne. „Wenn man dieſe Wurzel ewiger Umtriebe ausreißen könnte! Wenn man das Gewiſſen des Einzelnen zum Eigenthum des Souveräns erklärte, welche Ruhe im Staat! Wenn wir das wahre

moderne Dogma, daß es nämlich kein Dogma gebe, als allgemeines aufstellten; wenn wir, um die verblendeten Fanatiker zum Schweigen zu bringen, ein Gesetz machten, daß jeder Glaube ein Verbrechen sei, und jeder öffentliche Ausdruck desselben ein Versuch zum Aufruhr, welche Beruhigung für die Gesellschaft!" Das ist ein schlüpfriger Abhang, und was kann den Skeptiker im unaufhaltsamen Hinuntergleiten noch hemmen? Das Gegengift des Fanatismus liegt im Glauben selbst, aber wo ist das Heilmittel für den Fanatismus des Zweifels? Gottes Recht? Gott ist ja nur eine Hypothese, ein Wort ohne Bedeutung. Die Achtung vor fremder Ueberzeugung? Jede Ueberzeugung ist ja Schwäche und Beschränktheit. — Ich kann Sie versichern, dieses Alles giebt viel zu denken, und wenn ich zuweilen gewisse Leute, die sich liberal nennen, das Ideal der von ihnen erstrebten Gesellschaft entwerfen höre, so ängstigt mich die Vorstellung ihres Sieges, denn ich glaube, ein Abbild des römischen Kaiserreichs zu erblicken und jener Duldung, wie sie die Cäsaren begriffen.

Dies wäre die Wirkung des Skeptizismus auf die Leiter der Völker; welches wären seine Folgen für die Völker selbst? Die Gleichgültigkeit läßt die Quellen edler Gefühle versiegen und bringt zuletzt dieselben Resultate hervor wie die Feigheit. Und wissen Sie, was alles in der Geschichte die Feigheit verschuldet hat? Wenn wir die schauerlichsten Ereignisse der neuern Geschichte an unserm Geiste vorüberziehen lassen, so sehen wir zur Schreckenszeit einige hundert Uebelthäter große Blutbäder anordnen mitten unter einer von Grauen er-

griffenen, unthätig zuſchauenden Bevölkerung. Geſchehenlaſſen iſt das Bezeichnende der Feigheit. Wenn Fanatismus Verfolgungen erregt, ſo geht ihm Gleichgültigkeit dabei am wirkſamſten zur Hand. Und ſicherlich tragen Verbrechen, welche von Furcht gelähmte Gemüther geſchehen laſſen, ein traurigeres Gepräge, als jene, die von verirrter Leidenſchaft begangen* werden und bei welchen noch edle Beweggründe durchblicken. Wenn ich auf einen Scheiterhaufen ſteigen müßte, wollte ich lieber unter den fanatiſchen Beifallsrufen einer verblendeten Menge verbrannt werden, als inmitten einer partheiloſen Bevölkerung, die gelaſſen zuſähe. Wie die Skeptiker alle Doktrinen für gleich gut achten, ſo erſcheinen ihnen auch alle Ereigniſſe gleich feſſelnd und lehrreich. *

Ich konnte dieſe Seite meines Gegenſtandes nicht blos im Vorbeigehen berühren. Die direkten Angriffe auf die religiöſe Wahrheit ſind vielleicht weniger gefährlich, als die Bemühungen des modernen Unglaubens, uns von Gott zu entfernen, indem er uns einzureden ſucht, der Zweifel ſei ein Bürge der Freiheit und der Glaube ſchmiede die Ketten der Knechtſchaft. Manches Gewiſſen wird durch dieſe Behauptung beunruhigt. Es iſt wichtig, Gott als den großen Be-

* „Le penseur sait que le monde ne lui appartient que comme sujet d'étude, et lors même qu'il pourrait le réformer, peut-être le trouverait-il si curieux tel qu'il est qu'il n'en aurait pas le courage.“ Erneſt Renan, Vorrede der Etudes d'histoire religieuse, 1857. Der Autor äußert geſundere Anſichten in der Vorrede zu ſeinen Essais de morale et de critique. 1859.

freier der Seelen zu erfassen, und zu verstehen, daß wer seiner vergißt, auf dem Wege ist, ein Sklave zu werden. Der Glaube, wenn er mit Gewalt sich Anhänger verschaffen will, kommt in den schroffsten Widerspruch mit sich selbst; der Geist des Zweifels braucht sich nur nach den Gesetzen seiner eigenen Natur zu wandeln und er wird zum Geiste der Gewalt.

Ich schließe, meine Herren. Einen erhebendern Anblick kann die Erde nicht bieten, als eine von wahrem und tiefem Glauben durchdrungene gesellschaftliche Organisation, wo Jeder im Bestreben, seine Ueberzeugung seinen Brüdern mitzutheilen, die Rechte Gottes auf das Gewissen des Anderen ehrt als ein unantastbares Heiligthum. Wehe aber der aus Sophisten bestehenden Gesellschaft, wo die in Zweifel und Gleichgültigkeit erstarrte Meinung nur dann erwacht, wenn es gilt, eine edle und feste Ueberzeugung mit Haß und Verachtung zu bekämpfen!

Die Gottesidee erschüttern heißt den Strom wahrhaften Fortschrittes in der modernen Gesellschaft hemmen; es heißt die Grundlage der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Liebe untergraben. Die materiellen Errungenschaften der Civilisation könnten fortan nur die Zersetzung des sozialen Organismus beschleunigen. Die gereinigte Gottesidee ist die wahre Ursache des großen Fortschrittes der modernen Zeit; die Religion, allgemein genommen, ist, wie uns Plutarch sagte, die Grundbedingung sogar des Bestehens der Gesellschaft.

„Wie heilig ist die Vereinigung der Bürger," ruft Cicero aus, „wenn die ewigen Götter selbst als Richter und

Zeugen in ihre Mitte treten!"* Lassen Sie uns diesen schönen Gedanken noch höher fassen und sagen: „Wie heilig ist die Vereinigung der Menschen, wenn sie im Aufblicke zum gemeinsamen Vater die Ungleichheiten des Lebens mit Geduld tragen und mit Liebe verklären; wenn der Arme und der Reiche, wo immer sie sich begegnen, eingedenk sind, daß sie beide der Ewige schuf; wenn eine unsterbliche Hoffnung die Uebel der Gegenwart mildert, und das Gefühl einer gemeinsamen Würde die vorübergehenden Unterschiede der Erde auf ihren richtigen Werth zurückführt." Was bleibt Ihnen dagegen, wenn Sie die vermittelnde Gottesidee der Gesellschaft entrücken, und dieselbe der tröstenden Hoffnungen, die sich auf Gott stützen, berauben? Es bleibt der Kampf des Armen gegen den Reichen, der Neid, welchen der Unwissende auf den Gebildeten, der Einfältige auf den Begabten wirft; es bleibt die Feindschaft gegen jede Ueberlegenheit und durch einen fast unausweichlichen Rückschlag das eigensinnige Festhalten an allen Mißbräuchen, Krieg mit einem Wort, unauslöschlicher, fortwährender Krieg. Dies ist das Unheil, welches die Gesellschaft augenscheinlich bedroht.

Wenn ich diese Zustände aufmerksam betrachte, muß ich nur staunen, daß die Gesellschaft noch besteht, daß die glühende Lava der Begierden nicht öfter den sozialen Boden spaltet und durch die breiten Risse in verheerenden Strömen sich hervorwälzt über Paläste und Hütten, Felder und Werk-

* De Legibus. II. 7.

ſtätten. Viele blicken mit Sorge auf dieſe beſtändige Gefahr und wiederholen den alten Spruch: „Das Volk braucht eine Religion.“ Es giebt Leute, die dem Volke eine Religion geben wollen, die ſie ſelbſt nicht haben, einem Dürftigen gleich, der in prahleriſcher Verſchwendung falſche Münze unter die Menge auswürfe. Was entſteht daraus? Das Volk braucht eine Religion, ſagen die Politiker, um ihre Zwecke zu erreichen und nach Belieben die Haufen zu leiten, an deren Spitze ſie ſtehen. Das Volk braucht eine Religion, ſagen die Reichen, um im friedlichen Beſitze ihres Grundeigenthums und ihrer Einkünfte zu bleiben. Das Volk braucht eine Religion, ſagen die Gelehrten, damit man ſie in ihren Studirzimmern und auf ihren akademiſchen Seſſeln in Ruhe laſſe. Und was thun nun ſolche Gott entfremdete Menſchen, die den Glauben zum Gebrauche des Volkes beibehalten wollen? Jene Gelehrten ſprechen es aus, die Religion ſei eine nothwendige Täuſchung für die Maſſen, welchen die Fähigkeit mangele, ſich zur Philoſophie zu erheben. Und wo ſagen und veröffentlichen ſie ſolches? in geſchloſſenen Zirkeln, in akademiſchen Sälen oder in Werken, deren Wiſſenſchaftlichkeit die gemeine Faſſungskraft überſteigt? Nein. Sie verkünden es in politiſchen Blättern, in Zeitſchriften, die Jedermann in die Hand nimmt, ſie laſſen es drucken mit deutlichen Lettern in Büchern, die zu tauſend und tauſend Exemplaren verkauft werden. Ihre Rede verbreitet ſich wie ein vergiftender Dunſt durch alle Schichten der Geſellſchaft. Die Leichtſinnigen! Ich will ſie nicht kalter Berechnung, bloßen Haſchens nach Geldgewinn oder Berühmtheit . . . ich

will ſie nicht der Herzloſigkeit zeihen, aber die leichtfertigſte Unbeſonnenheit verblendet ſie über die unausbleiblichen Folgen ihres Thuns. Das Volk hört und verſteht. Die geiſtigen Schranken zwiſchen den geſellſchaftlichen Klaſſen ſinken, das iſt eine der deutlichſten Beſtimmungen der Verſehung in unſerer Zeit. Glauben Sie, das Volk werde noch lange willig zuhören, wenn man ihm ſagt, es lebe nur von Täuſchungen, aber der Irrthum ſei ihm nothwendig? Sehen Sie nicht, daß es in kurzer Zeit aufſtehen und im Gefühl einer Würde, die nicht unberechtigt iſt, antworten wird, es wolle nicht länger betrogen ſein, es gedenke auch ſeinerſeits ſich vom Aberglauben loszumachen? Dann, wenn jeder Damm durchbrochen iſt, wird die Flut der Leidenſchaft ſteigen, und, glauben Sie mir, ſie wird die Studirzimmer nicht verſchonen, aus welchen ihre Quellen genährt wurden. Die Erfahrung hat es gelehrt. Es gab Männer im vorigen Jahrhundert, welche die Religion unter den Gebildeten vertilgen wollten, aber nicht beim Pöbel — ich rede mit Voltaire's Worten, welcher zu viel geſunden Verſtand hatte, um ein Atheiſt zu ſein, deſſen abgeblaßter Deismus ſich jedoch zuweilen kaum von Gottesleugnung unterſcheidet. Er ſchreibt im Januar 1757 an ſeinen Freund, den König von Preußen: „Eure Majeſtät wird der Menſchheit einen unvergänglichen Dienſt erweiſen durch die Vernichtung dieſes niederträchtigen Aberglaubens, ich meine nicht beim Pöbel, für den jedes Joch gut iſt, aber in der gebildeten Geſellſchaft.“ Das Volk brauchte eine Religion, aber Voltaire, der König von

Preußen, die deutſchen Barone, die franzöſiſchen Marquis und die Damen, welchen ſie huldigten, bedurften ihrer nicht.

Voltaire ſtarb, ohne die Frucht ſeiner Werke gekoſtet zu haben. Ins Grab mußte ihm Alfred de Muſſet die rächenden Worte nachrufen:

Schläfſt du zufrieden, dein häßliches Lächeln
Grinſt es noch auf dem entfleiſchten Gebein?*

Voltaire war todt; aber manche ſeiner Freunde und Schüler konnten ſpäter in den Kerkern der Schreckenszeit und beim Beſteigen des Blutgerüſtes über die Vermeſſenheit des ſchrecklichen Spieles nachdenken, das ſie geſpielt — und verloren hatten.

So verfahren die literariſch gebildeten Ungläubigen, welche eine Religion für das Volk wollen. Auch andere wollen eine Religion für das Volk: ſolche, deren eigenes Leben zügellos iſt, weil ſie nichts glauben. Sie jagen mit brennender Gier nach Reichthümern, Freude, Sinnengenuß. Es ſind Emporkömmlinge, die ihren Erfolg ſchändlichen Mitteln verdanken, vielleicht ihr Gewiſſen öffentlich verkauft haben und nun mit ihrem Luxus den ehrlichen ſparſamen Arbeiter erdrücken. Es ſind Dirnen, die den ſchimmernden Preis ihrer Schmach an der Sonne ſpiegeln. Man täuſche ſich nicht: das Volk ſieht dieſe Dinge, es richtet ſie, und wenn es den ſchlimmen Neigungen nachgiebt, welche in uns Allen ſchlummern, wenn nicht Gott in ſeinem Herzen

---

* Dors-tu content, Voltaire, et ton hideux sourire
Voltige-t-il encor sur tes os décharnés?

iſt und es hält, ſo geſellt ſich zu ſeinem Haſſe Verachtung. Durch Gewalt niedergehalten, verſchiebt es die Befriedigung ſeiner wilden Gelüſte, aber es verzichtet nicht auf dieſelbe.

Nehmen Sie Gott hinweg, ſo ſehen Sie die Wirkungen und Gegenwirkungen der menſchlichen Leidenſchaft ſich häufen, wie entgegengeſetzte elektriſche Ströme vor dem Ausbruche des flammenden Gewitters und des wüthenden Sturms. Dann erſcheinen jene zerſetzten Geſellſchaften, welche vor ihrer eigenen Auflöſung erſchrecken, bis ein Starker auftritt und, begünſtigt von dieſem allgemeinen Zagen, die Geſellſchaft ergreift und ſie züchtigt, wie ein unfolgſames Kind. Dieſe Geſchichte iſt alt und iſt neu: denn in demſelben Maße, als Gott ſich von der menſchlichen Geſellſchaft zurückzieht, tritt die Gewalt der Waffen an die Stelle der Herrſchaft des Gewiſſens.

Das Volk braucht eine Religion! Ja, meine Herren: aber wir alle gehören zu dieſem Volke, denn es iſt die Menſchheit.

Nimmt man Gott hinweg, ſo verſinkt der Menſch in Verzweiflung und die Geſellſchaft löſt ſich auf. Ich ſchließe daraus: der Atheismus iſt unwahr. Dieſe Weiſe der Folgerung erweckt Widerſpruch. „Gefühlsphiloſophie!“ ruft man mir entgegen. „Das heißt eine Lehre nach eigener Einbildung aufbauen! Das heißt an Intereſſen und Vorurtheile appelliren, die den Kampf zu einem leidenſchaftlichen machen! Das heißt den Bereich der Wiſſenſchaft verlaſſen! Die

Wissenschaft kennt nichts außer Thatsachen und Logik." Solche und ähnliche Einwürfe werden so häufig gemacht, daß es nicht unnöthig ist, ihre Berechtigung zu untersuchen. Die Wissenschaft darf unzweifelhaft kein Werkzeug unserer Laune sein. Wir sind dem Dienste der Wahrheit verpflichtet und es ist ein Treubruch, Doktrinen aufzusuchen, die unsern Leidenschaften dienen, unsern Vortheil sichern, unserm Geschmacke zusagen und unsern Vorurtheilen schmeicheln. Aber Gewissen und Herz, die Bedingungen des Bestehens der menschlichen Gesellschaft, sind weder Vorurtheile noch persönliche Interessen, es sind ewige lebendige Wahrheiten. Wenn wir vom Gewissen, vom Herzen, von dem gesellschaftlichen Verbande reden, erhalten wir die Antwort: „Wir glauben an keine wahre Wissenschaft auf diesem Gebiete; wir wollen nur Thatsachen." Gewöhnlich sind es Naturforscher, die also sprechen. Nur Thatsachen! Sind unsere Gedanken und Empfindungen, ist unser Gewissen denn etwas Anderes? Bliebe dem Beobachter von Mückenfüßen oder des Thuns und Lassens einer Raupe denn wirklich kein Augenblick der Aufmerksamkeit übrig für die Triebe des Herzens, die Regeln der Pflicht, die Kämpfe des Willens, und wird er, wenn wir ihm von diesen Wirklichkeiten des Geisteslebens, diesen ersten und sichersten Thatsachen reden, geringschätzig antworten: „Das gehört nicht zur Sache, ich will nur Thatsachen." Wir überlassen ihn seinem Irrwege und wenden uns zu anderen Einwürfen.

Wir leugnen die Wirklichkeit unserer Gefühle nicht, hört man von anderer Seite. Der Mensch begehrt Glück und sucht es in religiösem Glauben; aber diese Vorgänge

gehören nicht in den Bereich der Wissenschaft. Nur die Wahrheit ist der Zweck der Wissenschaft und Wahrheit ist allein durch die Vernunft erreichbar. Ob auch die Wissenschaft Herz und Gewissen verwunde, wir dürfen daraus gegen die Sicherheit ihrer Ergebnisse keine Schlüsse ziehen. „Es giebt kein allgemeineres und dennoch kein tadelnswertheres Verfahren, als eine philosophische Hypothese angreifen zu wollen wegen des Schadens, der aus ihr den Sitten und der Religion erwächst. Wenn eine Meinung zur Absurdität führt, ist sie sicherlich falsch; aber nicht darum muß sie nothwendig falsch sein, weil sie gefährliche Folgen nach sich zieht.“* So spricht der schottische Philosoph Hume, der Patriarch der modernen Skeptiker. Die Lehre wurde wohl aufgefaßt und man wiederholt sie uns bis zum Ueberdruß in den Spalten der Journale. Die Gegner des Glaubens haben ihre Taktik geändert. Im letzten Jahrhundert antworteten sie den über die Folgen ihres Werkes besorgten Geistern: „Die Wahrheit kann niemals schaden.“ — „Die Wahrheit schadet niemals, ich glaube es mit euch,“ antwortete J. J. Rousseau, „und das beweist mir, daß eure Lehre nicht die Wahrheit ist.“ Das Argument ist überwältigend. Darum hat auch der Gegner eine neue Stellung eingenommen und sagt heute: unsere Lehre verletzt vielleicht das Herz und erschüttert das Gewissen, aber das ist nicht ein Grund, warum sie unwahr

* Hume. Essay VIII. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit.

ſein müßte. Das Gute, das Erſprießliche, das Glück ſind keine Zeichen, an denen man das Wahre erkennt.

Die Philoſophie, meine Herren, machte jederzeit den Anſpruch, die univerſelle Erklärung der Dinge zu ſein, und Sie geben zu, es iſt ein demüthigendes Geſtändniß, wenn ſie anerkennen muß, daß ſie, im Kreiſe der reinen Vernunft eingeſchloſſen, von den großen Realitäten des Lebens, welche wir das Gute, das Glück nennen, abſehe, ohne ſie deuten zu können. Man möchte fragen, welches denn die Grundlagen dieſer Wiſſenſchaft ſeien, die ohne Bedenken den urſprünglichſten Lebensmächten der menſchlichen Natur widerſpricht. Man möchte fragen, ob Jene, die alſo reden, die Tragweite ihrer Worte wohl ermeſſen, welche Methode ſie anwenden, und welches Ergebniß ſie ſuchen. Man möchte fragen, ob ſie nicht mit Aſtronomen zu vergleichen ſeien, welche ſprächen: da ſind unſere Berechnungen! Ob die Geſtirne in ihrem ſichtbaren Laufe damit übereinſtimmen oder nicht, das darf uns nicht beirren, die Wiſſenſchaft iſt eine unabhängige Macht und gehorcht nur ihren eigenen Geſetzen; die ſichtbaren Erſcheinungen können nie gegen ihre Reſultate geltend gemacht werden. Laſſen Sie uns von dieſen vorläufigen Bemerkungen zum Mittelpunkt der Streitfrage übergehen.

Man trennt die Vernunft von Gewiſſen und Herz, gerade wie der Anatom die Organe eines Leichnams auseinanderlegt und dann ſagt man: Nur der Vernunft gehört die Wahrheit an; Gewiſſen und Herz können ſich nicht zur Wiſſenſchaft erheben. Hören Sie die ausdrückliche Erklärung

des vielleicht unter seinen Zeitgenossen hervorragendsten französischen Philosophen: „Der Gott der reinen Vernunft ist der einzig wahre; der Gott der Phantasie, der Gott des Gemüths, der Gott des Gewissens sind nur falsche Gottheiten.“* Das sind hochfahrende Worte! Es ist unmöglich, diese willkürliche Trennung der göttlichen Attribute zuzugeben. Es giebt nur einen und denselben Gott, die Substanz der Wahrheit, die unerschöpfliche Quelle der Schönheit, das höchste Gesetz des geschaffenen Willens zur Erfüllung der Rathschlüsse der Barmherzigkeit. Gewissen, Herz und Vernunft erheben sich gleichermaßen zu ihm auf dem dreifachen Strale, der aus seiner Ewigkeit auf unser kurzes Dasein niedersteigt. Man kann also das Dasein eines von dem Gotte des Gewissens und des Herzens getrennten Gottes der reinen Vernunft im Ernste nicht zugeben. Wir wollen dennoch versuchsweise unserm Philosophen dieses Zugeständniß machen. Stellen Sie sich also vor, die Vernunft habe einen eigenen Gott, einen Gott der Philosophen, verschieden von demjenigen des gemeinen Mannes. Bevor wir auf seinem Altare Gewissen und Herz als Opfer darbringen, möchten wir doch untersuchen, ob die Statue des Gottes der Vernunft auf einem festen Sockel ruhe. Man schlägt uns folgende Sätze vor: „Unsere Gefühle können unmöglich auf die Wissenschaft Licht werfen. Die Wahrheit kann traurig sein und die Verzweiflung den Sieg behalten. Die Tugend

* Bacherot. La métaphysique et la science. Vorwort p. XXIX.

kann im Irrthum und die Ungebundenheit in ihrem Rechte sein. Die Vernunft allein urtheilt, was ist und nicht ist." Ich antworte: die menschliche Natur hat jederzeit nach Glück gestrebt. Sie hat jederzeit auch da, wo sie das Gesetz übertrat, eine Regel der Pflicht anerkannt. Das Herz ist keine zufällige Beigabe, das Gewissen kein Vorurtheil; sie sind mit gleichem Rechte, wie der Gedanke, wesentliche Elemente unserer geistigen Natur. Wenn ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen der Wissenschaft und dem Leben besteht, wenn das Herz in seinen ursprünglichen und allgemeinen Trieben einer Täuschung verfällt, wenn das Gewissen in seinen klarsten Vorschriften uns nur Irrthum lehrt, in welcher Lage sind wir? Ueberlassen Sie sich nicht dem ersten Eindrucke, meine Herren; es handelt sich darum, mit ruhiger Aufmerksamkeit einer klaren Beweisführung zu folgen. Wenn das Herz uns täuscht und die Stimme der Pflicht uns irre führt, so ist der Grund unseres Wesens in Unordnung, unsere Natur ist schlecht angelegt. Wenn unsere Natur schlecht eingerichtet ist, was verbürgt uns unsere Vernunft? Nichts. Was verbürgt uns die Richtigkeit unserer Axiome und die Berechtigung unserer Schlüsse? Nichts. Man kann das Geistesleben nicht willkürlich zertheilen; entweder muß man es in allen seinen Grundelementen gelten oder es ganz in die Schatten des Zweifels versinken lassen. Wenn Herz und Gewissen uns trügen, so kann auch die Vernunft uns irre führen und die Idee sogar der Wahrheit verschwindet. Gott ist das Licht der geistigen Welt. Man beweist sein Dasein, wenn man

zeigt, daß ohne ihn alles in Finsterniß sich verliert, und diese Beweisführung ist so gut, wie jede andere.

III.

Der Atheismus der Gegenwart.

Genf, den 24 November 1863. Lausanne, den 18 Januar 1864.

Meine Herren!

Nicht ohne ernstliche Ueberlegung habe ich über diesen Vortrag das Wort Atheismus gesetzt. Der Ausdruck ist so mannigfach mißbraucht worden! Als Sokrates die Idee eines heiligen Gottes den unreinen Gottheiten des Heidenthums entgegenstellte, als er Zeus und sein Gefolge entthronte, um jenem „höchsten Gotte" zu huldigen, „welcher die Welt schuf und sie lenkt, welcher die Werke der Schöpfung in Jugendblüte und in stets erneuter Kraft erhält," da beschuldigte man ihn des Atheismus. Carteſius, der geniale Mathematiker, der das Dasein Gottes für eine größere Gewißheit erklärte, als irgend eine geometrisch festgestellte, wurde des Atheismus geziehen. Als die Göttertempel vereinsamten und die Menschheit den unbekannten, nun sich ihr offenbarenden Gott anzubeten begann, wurden die Christen des Atheismus angeklagt, weil sie sich weigerten, Holz und Stein zu verehren. Ein solcher Mißbrauch des Wortes könnte seinen Gebrauch nahezu verleiden; auch

wendet man nur ungern und zögernd ein Wort an, welches lange Zeit zur Verfolgung aufrief und der Vorläufer des Todes war. Als man die Atheisten verbrannte, mußten, um sie zu schützen, edelmüthige Geister den Beweis zu führen suchen, daß die verdächtigten Männer Gott nicht leugneten, denn die damalige Gesellschaft würde ihre Rede nicht verstanden haben, wenn sie gesprochen hätten: „Diese Männer mögen vielleicht Gott leugnen; aber das ist kein todeswürdiges Verbrechen". Daher stammen die sophistischen Vertheidigungen gewisser Lehren, Vertheidigungen, welche, obwohl in guter Absicht unternommen, die Echtheit der Geschichte trüben. Es sind Malzeichen der Knechtschaft, die im Zeitalter der Freiheit verschwinden müssen. In unsern Tagen dürfen wir den Dingen ihren wahren Namen geben, denn der Atheist wird weder vom Scheiterhaufen noch vom Gefängniß mehr bedroht. Wenn man darauf hinweist, wie Schriftsteller, von welchen nicht wenige der Gunst des Tages sich erfreuen, die Grundlagen aller Religion erschüttern, so giebt man niemanden mehr den aus unsern Sitten verschwundenen Bedrängungen preis, sondern nur sich selbst dem Vorwurfe der Intoleranz und des Fanatismus. Die Freimüthigkeit aber ist hier eine Pflicht. Würde diese Pflicht versäumt, so bliebe von der Freiheit des Gedankens nur noch die Freiheit der Verneinung übrig, der Irrthum würde befreit, die Wahrheit allein bliebe unterdrückt.

Verständigen wir uns vor allem über die Bedeutung der Worte. Oft wird behauptet, es gebe keine Atheisten. Will man damit sagen, wer Gott leugne, widerspreche sich

immer auf die eine oder die andere Weise, und jede Seele lege Zeugniß ab für ihren Schöpfer, wenn auch unbewußt, bald mit geheimen Hoffnungen, bald mit geheimem Grauen? Ich glaube, daß dem so ist; aber wir reden hier von Lehren und keineswegs von Menschen. Es ist weiterhin richtig, daß in gewissen philosophischen Systemen die Verneinung des Schöpfers edle Ideen und hohe Begriffe fortbestehen läßt. Man leugnet Gott, aber man behält das Wahre, das Schöne, das Gute, und hofft die Stralen festzuhalten, auch wenn ihr Herd erlöscht. Solche Systeme bringen ihrer Anlage nach immer jene Früchte des Todes hervor, von welchen in unserm letzten Vortrage die Rede war; aber die ernster Gedankenarbeit obliegenden Männer entgehen oft durch eine glückliche Inkonsequenz den natürlichen Resultaten ihrer Theorie. So soll auch in der Untersuchung, welche wir beginnen wollen, der Ausdruck Atheismus weder einen beleidigenden noch erniedrigenden Sinn gegen Persönlichkeiten enthalten. Er bezeichnet einfach eine Doktrin, die Doktrin, welche Gott leugnet. Diese Verneinung äußert sich auf zweierlei Weise. Entweder es wird behauptet, daß die Natur, das heißt die Materie, die der Vernunft und des Willens beraubte Kraft, das einzige Prinzip der Dinge sei, oder es wird die Wirklichkeit unterscheidender Eigenschaften, welche den Geist über die Natur erheben, anerkannt, aber behauptet, in der Menschheit gipfle sich das Weltall und über ihr sei nichts mehr. Dieses sind die beiden Formen des Atheismus.

Vielleicht erwarten Sie nun hier die Erklärung einer

Doktrin, welche man oft als eine Art Mittelstufe zwischen der Verneinung und der Behauptung des Daseins Gottes bezeichnet: des Pantheismus. Der Pantheismus im wahren Sinne des Wortes ist ein System, nach welchem Gott alles, die Welt nichts wäre. Die Heimath dieser sonderbaren Lehre ist Indien. Ein Grieche, Parmenides, hat sie kräftig vertheidigt. Ihr Inhalt ist eine Art gottestrunkener Unvernunft. Bei der Betrachtung des einen und ewigen Wesens schwankt der Gedanke wie geblendet; er verachtet von nun an alles Vielfache, Vergängliche, und verneint es. Im Gebiete der Erfahrung ist alles beschränkt, vorübergehend, unvollkommen; die Vernunft aber sucht das Vollkommene, Ewige, Unendliche. Die Lehre von der Schöpfung allein erklärt, wie die Welt und ihr Prinzip zugleich bestehen können. Kühne Denker, denen diese Lehre unbekannt war, zerschnitten den Knoten, welchen sie nicht lösen konnten. Sie erklärten, die Vernunft allein habe Recht und die Erfahrung sei im Irrthum: die Welt existirt nicht; sie ist nur eine Illusion des Gedankens. Wie entsteht diese Illusion? Wenn das Vollkommene allein besteht, woher kommt denn dieser unvollkommene Geist, welcher irrt, indem er an die Wirklichkeit der Welt glaubt? Auf eine solche Frage hat das System keine Antwort. Das ist der wahre Pantheismus; aber es ist nicht eine so hohe Bahn des Denkens, welche der Mehrzahl der Geister die meiste Gefahr bringt. Was man gewöhnlich unter Pantheismus versteht, ist die Vergöttlichung des Weltalls. Die Gottesidee wird nicht geradezu geleugnet; aber sie erfährt eine Verwandlung, welche sie vernichtet. Gott

ist nicht mehr der ewige, allmächtige Geist, der Schöpfer; er ist das seiner selbst unbewußte Prinzip, die Substanz der Dinge, das All. Die Welt allein existirt, und über ihr nichts; aber die Welt ist unendlich, ewig, göttlich. Die edlen Bedürfnisse der Vernunft vermengen sich mit den Ergebnissen der Erfahrung zu einem großartigen, verschwommenen Bilde, das zwar die Phantasie besticht, durch welches aber die Vernunft sich selbst untreu, das Herz betrogen und das Gewissen gefährdet wird. Auf philosophischem Boden ist der Gedanke mit sich selbst in Widerspruch, wenn er, in dem seiner Natur eigenen Suchen des ewigen Wesens nach fruchtlosen Bestrebungen ermüdend, den Charakter der Unendlichkeit auf die beschränkten Dinge der täglichen Erfahrung übertragen will. Auf religiösem Gebiete ist diese Lehre eine Verirrung des Herzens, welches das Gefühl der Anbetung noch nicht verloren hat, aber dasselbe an die sichtbaren Dinge unwürdig vergeudet. „Der Pantheismus", sagt Jules Simon, „ist nur die gelehrte Form des Atheismus; die vergöttlichte Welt ist eine Welt ohne Gott." * Sobald die Vernunft einen klaren Blick gewinnen will, entflieht der Pantheismus wie ein trügerischer Schein. Der Atheismus läßt den Mantel sinken, welcher sein wahres Wesen verhüllte, und der Gedanke sieht sich der Natur allein, oder der Menschheit allein gegenüber. Wir wollen auf einige Länder Europa's einen flüchtigen Blick werfen, um den Spuren

---

* La Religion naturelle. Vorwort.

dieſer traurigen Lehre zu folgen und ſie kenntlich zu machen. Wir beginnen mit Frankreich.

Vor gerade zwanzig Jahren, es war 1844, vereinigte ſich eine Anzahl franzöſiſcher Schriftſteller, welche die gewiſſermaßen offizielle Philoſophie jener Epoche vertraten, zur Veröffentlichung eines Handbuchs der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Franck, welcher die Leitung des nützlichen und mühevollen Unternehmens übernommen hatte, ſagte in der Vorrede des Werkes: „Der Atheismus iſt faſt gänzlich aus der Philoſophie verſchwunden; die Fortſchritte einer geſunden Pſychologie werden ſeine Wiederkehr auf immer unmöglich machen". Mit dieſen Worten waren die Gedanken und Hoffnungen einer Schule ausgeſprochen, die Franck heute noch würdig vertritt. Ein edles Streben beſeelte damals eine Schaar geiſteskräftiger und gelehrter junger Männer. Man hoffte das Chriſtenthum in eine rein vernünftige Lehre zu faſſen, die religiöſen Begriffe zu läutern, ohne ſie zu zerſtören, und indem man die Geſellſchaft mit einer ſtarken wiſſenſchaftlichen Bildung begabte, ſie im Beſitze ihrer ewigen Hoffnungen zu befeſtigen. Es handelte ſich darum, eine auf ernſten Gottesglauben gegründete Philoſophie feſtzuſtellen, und man verhieß ihr die fortſchreitende, friedliche Eroberung des Menſchengeſchlechts.* Zwanzig Jahre ſind verfloſſen und alles hat ein anderes Anſehen ge-

* Emile Saiſſet, in der Revue des deux mondes vom März 1845.

wonnen. Auf Sicherheit folgte Besorgniß, es erheben sich immer dringendere Stimmen der Warnung. Die Stellung, welche den Sieg zu verheißen schien, vertheidigt sich heute wie eine belagerte Festung. Lassen Sie sich jedoch nicht über die Maßen durch die Thatsachen, welche ich anführen will, verdüstern; denn Sie sehen wohl, es sind die zur Vertheidigung der guten Sache gemachten Anstrengungen, welche die Spuren des Uebels aufdecken halfen, und oft lenkte gerade die Vertheidigung meine Aufmerksamkeit auf den Angriff.

Der Materialismus des letzten Jahrhunderts scheint in einem Theile der medizinischen Fakultät von Paris sich wie in einer Schanze behauptet zu haben. Wohl findet man in Frankreich zahlreiche Aerzte, welche, wie Boerhaave, vor der Religion sich beugen, und zahlreiche Physiologen, welche, wie der große Haller, bereit sind, die geistigen Güter der Menschheit zu vertheidigen*; aber sehr viele unter den speziell dem Studium der Materie obliegenden Männern widerstehen nicht der Versuchung, jede Realität zu bezweifeln, welche nicht in den Bereich der Sinne fällt. Es ist dieß indessen nicht einer der hervortretenden Punkte, welche sich unserer Prüfung darbieten. Die atheistischen Kundgebungen der sozialistischen Schule sind neuer und wohl auch wichtiger.

Der Mensch ist seiner Natur nach gesellschaftlich. Gutes und Böses haben ihren ursprünglichen Sitz in dem individuellen Leben, aber sie treten durch Institutionen in Kraft,

* Siehe die Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung von Albrecht v. Haller.

deren Einfluß moralisch heilbringend oder verderblich wirkt. Wenn der Socialismus darin besteht, die Wichtigkeit der gesellschaftlichen Institutionen zu anerkennen, Ideen des Fortschritts und Hoffnungen auf Neugestaltung zu hegen, so sind wir hoffentlich alle Sozialisten, und sehnen uns als solche nach dem durch eine immer reichere Verbreitung von Gerechtigkeitssinn und Liebe herbeigeführten Fortschritt. So bald man über dem Gewissen, welches die göttlichen Stralen empfängt, den ewigen Herd des Lichtes erkannt hat, so begreift man, daß Gott der Mißbräuche unversöhnlichster Feind ist. Wie kommt es denn aber, daß der Atheismus zuweilen in Bestrebungen sozialer Reform hervortritt? Wir wollen es zu erklären suchen, ohne des nur zu wirksamen Einflusses zu gedenken, welchen die von den Vertretern der Religion begangenen Fehler ausüben. Der Glaube ist ein Prinzip der That, er ist nach dem Zeugnisse der Geschichte der große Impuls des gesellschaftlichen Fortschrittes; aber der Glaube ist zugleich ein Prinzip der Geduld. Die Stirn jedes Glaubenden empfängt einen Abglanz von dem Frieden dessen, der sich geduldet, weil die Ewigkeit sein ist. Dies ist der Ursprung jener Thatkraft, welche mit dem feurigsten Eifer, das Gute in den gegebenen Grenzen zu fördern, ruhig ihr Werk erfüllt und bleibende Siege erringt. Im Unmöglichen — denn das Wort unmöglich ist, wenn nicht französisch, doch menschlich* — erkennt der Glaubende eine Kundgebung des höchsten Willens, und unsterbliche Hoffnung läßt ihn die

* Le mot impossible n'est pas français. Napoleon I.

Uebel, welche er nicht zu heben vermag, willig ertragen. Sie rechnen aber die ungeduldigen Reformatoren der Gesellschaft nicht. Sie verkennen die tiefgehenden Wurzeln des Uebels, und meinen, Gesetze und Einrichtungen vermöchten alles, und ihre Veränderung würde hinreichen um das Herz der Menschen zu verändern. Sie glauben, die Organisation der Gesellschaft allein verhindere die Verwirklichung des Guten und der Glückseligkeit. Die Ergebung der Gläubigen erscheint ihnen als stumpfe Schlafsucht, und die Erwartung eines künftigen Gerichts als ein Hinderniß der unmittelbaren Rechtswaltung auf Erden. Könnte man die Völker doch überreden, daß sie über dieses Leben hinaus nichts zu erwarten haben, und man sich deshalb ohne Verzug hier ein irdisches Paradies schaffen müsse! Könnte man ihnen zeigen, daß sie phantastische Hoffnungen hegen, wenn sie sich auf den himmlischen Richter berufen, mit welchem Feuer würden sie nicht vorwärts eilen auf den Bahnen der Revolution! So kommen gewisse politische Neuerer dazu, die Leugnung Gottes zu einem ihrer Hebel zu machen.

Zwei wesentlich verschiedene Gesichtspunkte beherrschen somit die Arbeiten der Reformatoren der Gesellschaft. Die einen möchten in immer weiterm Maßstabe Gerechtigkeit und Liebe verwirklichen; der Glaube an ein Reich des Geistes ist die festeste Stütze ihres Werkes. Die andern wollen den Seelen jedes Prinzip des Glaubens entreißen, um die Verwirklichung ihrer Theorien auf kürzerem Wege zu erreichen. Beide Klassen scheinen zuweilen im Gewirre der streitenden Meinungen auf derselben Seite zu kämpfen. So treffen sie

ſich, wie im zweifelhaften Lichte der Dämmerung ein fleißiger Arbeiter, der dem Tage vorauseilt, einem die Sonne ſcheuenden Verbrecher begegnen kann.

Um die Arbeiten der ſozialiſtiſchen Schule gerecht zu beurtheilen, müßten wir ihren ſpeziellen Gegenſtand ihres Studiums in Betracht ziehen, und mitten unter unſinnigen oder verderblichen Träumereien jene Ideenblitze zu erkennen ſuchen, welche vielleicht irgend ein prophetiſches Bild der Zukunft enthüllen. Es iſt dies nicht unſere Aufgabe. Uns genügt anzudeuten, daß in Frankreich, wie übrigens auch in den andern europäiſchen Staaten, die Verneinung Gottes ſich in dieſem Ideengebiete kundgiebt. Sie tritt bald als eine Vergötterung der Menſchheit, bald als eine materialiſtiſche Begeiſterung für den Cultus des Fleiſches auf. Wir wollen die ſinnlichen Traumgebilde, die Fourrier's Werke entwürdigen, bei Seite laſſen, und unſre Blicke anderswohin richten.

Ein ernſter Philoſoph, deſſen Gedanke ſich in hohen Gebieten bewegt, Vacherot, hat leider in neuſter Zeit zwölfhundert Seiten veröffentlicht, um den Satz zu begründen, daß Gott nicht exiſtire.* Der Menſch erfaßt die Idee der Vollkommenheit, und da er dieſes Vollkommene weder in der Welt noch in ſich ſelbſt verwirklicht ſieht, erhebt er ſich zum Begriffe eines wirklichen und vollkommenen Weſens: das iſt der gewöhnliche philoſophiſche Gang. Für Vacherot aber

* La Métaphysique et la Science. 1858. 2 vol.

ſchließen ſich Wirklichkeit und Vollkommenheit gegenſeitig aus; das iſt einer ſeiner Fundamentalſätze. Dieſer Satz drückt das Reſultat unſerer Erfahrung aus, aber verwehrt uns zugleich, uns über dieſe Erfahrung zu erheben. Die Welt, welche wir kennen, iſt unvollkommen, alſo das Vollkommene, deſſen Idee uns eingeprägt iſt, in einem über der Welt ſtehenden Weſen verwirklicht, ſagen Plato, Auguſtinus und Carteſius. Die Welt, welche wir kennen, iſt unvollkommen, alſo iſt das Ideal mit der Wirklichkeit in Widerſpruch, ſagt Vacherot, indem er das Ergebniß allgemeiner Erfahrung zur abſoluten Regel der Wahrheit macht. Sagen, Gott ſei vollkommen, hieße alſo: Gott exiſtirt nicht; weil ſich das Ideal niemals verwirklicht. So wird der Gedanke in eine abſonderliche und zugleich gewaltſame Lage gedrängt. Iſt Gott vollkommen, ſo iſt er nicht. Iſt ein Gott, ſo iſt er nicht vollkommen. Die Ehrfurcht, welche wir dem Weſen der Weſen ſchuldig ſind, verbietet uns, an dieſes Weſen zu glauben; ſein Daſein behaupten, hieße ſeiner Vollkommenheit Abbruch thun. Der Urheber dieſer Theorie huldigt jenem Ideal, welches nicht exiſtirt, und welchem doch, wie er behauptet, die Welt nach dem Geſetze des Fortſchrittes ſich zubewegt. Dieſer Kultus iſt zu abſtrakt, um viele Anhänger zu finden; er kann nur durch Umbildung volksthümlich werden, und er bildet ſich folgendermaßen um: wir begreifen die Vollkommenheit, welche in ſich nicht vorhanden iſt; ſie iſt alſo in unſern Gedanken vorhanden. Weil die Welt nach dem Geſetze des Fortſchrittes der Vollkommenheit zuſtrebt, ſo iſt ein Gedanke des Menſchengeiſtes Ziel und

Geſetz der Welt. Der menſchliche Geiſt iſt alſo die Gipfelung des Weltalls, und ihn muß man anbeten. So treten wir aus der reinen Abſtraktion heraus und gelangen zu den Sätzen der poſitiviſtiſchen Schule.

Die Philoſophie, welche die poſitive heißt, weil ſie auf immer die Einbildungen beſeitigen will, wurde vor einigen Jahren von Auguſt Comte in Frankreich gegründet. Heutzutage iſt Littré einer ihrer hervorragendſten Vertreter. Dieſer Schriftſteller, ſagt Sainte-Beuve, gehört zu denjenigen die ſich bemühen, „die Menſchheit von Trugbildern, leeren Streitigkeiten, eiteln Syſtemen, trügeriſchen Göttern und Gewalten zu befreien.“* Oder um daſſelbe in einfachern Worten zu ſagen: Littré bekennt ſich zu den Lehren einer Schule, welche den Schöpfer aus der Natur und die Vorſehung aus der Geſchichte wegläßt. Die Erſcheinungen feſtſtellen und ihr Geſetz erkennen iſt nach dem Satze der Poſitiviſten die Grenze unſeres ganzen Wiſſens. Was den Urſprung der Dinge und ihre Beſtimmung betrifft, ſo verfallen dieſe der Willkür perſönlicher Erfindungsgabe. „Es ſteht jedem frei, ſich das auszumalen, wie er will; wer ſich darin gefällt, über dieſe Vergangenheit und dieſe Zukunft zu träumen, dem ſei nichts in den Weg gelegt.“**

„Obſchon es dieſen Anſchein haben möchte“, ſagt Littre, „ſo bekennt ſich doch die poſitive Philoſophie nicht

---

* Notice sur M. Littré. p. 57.

** Paroles de philosophie positive p. 33.

zum Atheismus.“* Warum denn nicht? Weil der Atheismus sich vermißt, die Welt zu erklären, das ist wieder eine Art Theologie. Die wahrhaft „emanzipirten Geister“ bekennen sich dazu, durchaus nichts zu wissen in Bezug auf alle Fragen, welche die Erfahrung überschreiten. Sie leugnen Gott nicht, sie verweisen ihn aus der Gedankenwelt. Der Versuch ist kühn, aber er mißräth; es gelingt keinem Geiste, die Gesetze der Vernunft abzuwerfen. Der Schriftsteller, welchen ich eben anführte, mag es selbst uns beweisen. Er verbannt auf die absolnteste Weise jede philosophische Behauptung, und in derselben Schrift, wo er diesen Bann ausspricht, drei Seiten später, redet er von den ewigen Bewegungskräften eines unbegrenzten Weltalls.** Unbegrenzt! Ewig! Welche Gedanken sind das? Die Instinkte der Vernunft brechen hervor und alle göttlichen Attribute erscheinen. Die Anbetung wird Gott entzogen, sie fällt der Welt zu. Was aber in der Gesammtheit des Weltalls wird nun der Gegenstand dieses Kults? Ein anderer Positivist, de Lembrail, sagt es uns in einem von August Comte durchgesehenen Werke. „Der Mensch“, schreibt er, „hat immer die Menschheit angebetet.“ Das ist der wahre Hintergrund aller Religionen und der kurze Inbegriff aller Religionsgeschichte. Dieser Menschheitsgott wurde lange unter einem Schleier verehrt, welcher ihn den Blicken der Gläubigen verbarg, aber die Zeit ist nun da, daß der Weise

* Paroles de philosophie positive p. 30.

** Ebendas. p. 31.

den Gegenſtand ſeines Kultus erſenne und ihm ſeinen wahren Namen gebe.*

Die poſitiviſtiſche Schule bekennt ſich alſo zu vollſtändigem Skepticismus allem gegenüber, was das Gebiet der Erfahrung überſchreitet. Aber ihr Fuß gleitet und ſie fällt in die Gottesleugnung, aus der ſie zu einem den Menſchen vergötternden Atheismus übergeht. Derſelbe Charakter findet ſich in den Arbeiten der kritiſchen Schule vollſtändig wieder.

Die Kritiker gruppiren ſich um Renan. Das Lob, welches ſie jüngſt einem ſchlechten Buche dieſes Autors verſchwenderiſch geſpendet haben, ſcheint ihn wenigſtens als ihr Haupt zu bezeichnen. Sie führen ihren Namen von Beſtrebungen auf geſchichtlichem und archäologiſchem Gebiete, mit welchen wir uns hier nicht beſchäftigen können, aber ſie werden zugleich als eine philoſophiſche und religiöſe Schule bildend betrachtet, und in dieſer Hinſicht nehmen ſie unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Man kann ihren Einfluß nicht beſtreiten, obgleich ihre Lehre eine auf philoſophiſchem Boden werthloſe iſt. Sie ſind nur ein literariſcher Zweig der poſitiviſtiſchen Schule, der dem Eklektizismus Couſin's eingepfropft worden iſt. In ihren Schriften machen ſie den Anſpruch,

* Aperçus généraux sur la doctrine positiviste, par M. de Lombrail, ancien élève de l'école polytechnique. — Der Autor ſagt in der Vorrede: „Auguſt Comte folgte dieſer Arbeit mit der gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit, die er ſelbſt der geringſten Aufgabe widmete. Er wollte ſie durch ſeine nützlichen Rathſchläge der Oeffentlichkeit würdig machen."

die Wiſſenſchaft auf das Experimentalſtudium der Natur und der Menſchheit zu beſchränken; ferner ſtellen ſie ſich die Aufgabe, alle Doktrinen gleichermaßen zu verſtehen und gelten zu laſſen. Weiter kommen ſie nicht. Die Kritiker ſchenken den Erſcheinungen der Religion, der Kunſt und der Philoſophie ihre beſondere Aufmerkſamkeit; aber dieſes Intereſſe iſt ein rein hiſtoriſches. Nichts Anregenderes als die Reihenfolge der menſchlichen Glaubensäußerungen; aber die Zeit des Glaubens iſt vorbei. Religiöſe Ueberzeugung kann nur noch in weit zurückgebliebenen Geiſtern fortleben, und die Philoſophie, welche beim letzten Zuſammenſinken ſich noch auf Hegel und Hamilton ſtützte, iſt nun in Couſin's Armen unwiderruflich verſchieden: ſo verſichert uns Renan.* Partei ergreifen zwiſchen den Vertheidigern der Gottesidee und ihren Gegnern, ſich zu einer Wahl entſchließen zwiſchen Plato und Epikur, Origenes und Celſus, zwiſchen Descartes und Hobbes, Leibnitz und Spinoza, das kann nur ein Don Quixote der geiſtigen Welt. Ein vernünftiger Mann wird die Geſchichte des Amadis von Gallien mit Ergötzen leſen, der edle Ritter von la Mancha verlor über den Abentheuern dieſes Helden, weil er zu feſt daran glaubte, den Verſtand. Ein Aehnliches begegnet den Geiſtern, welche in vollem 19. Jahrhundert noch Einfalt genug beſitzen, um den ſchönen Truggebilden von ehemals Glauben zu ſchenken. Studium der Geſchichte! Studium der Natur! Ueber dieſe hinaus wiſſen wir nichts und können wir nie etwas wiſſen. Unſre

* Revue des deux mondes vom 15. Jan. 1860, p. 367.

literariſchen Tagesgrößen entwickeln ihre Theſe mit ſo viel Sicherheit, ſie behandeln die Gläubigen mit ſo liebenswürdiger Geringſchätzung, ſie ſind ſo gewiß, die Organe des Zeitgeiſtes zu ſein, daß es ſcheint, als wollten ſie dem jungen von ihren Erfolgen geblendeten Geſchlechte die Lektion wiederholen, welche Gilbert in Verſe gebracht hat:

Befürchten muß ich faſt, du Dichter glaubſt an Gott!
Verſchweig's in deinem Lied, du ernteteſt nur Spott;
Der Meiſter ja vom Stuhl verbeut's, ihn mußt du ehren;
Gott glauben war erlaubt zu unſrer Väter Zeit,
Das iſt verklungen nun, und längſt Vergangenheit:
Recht hat die Gegenwart, du kannſt ſie nicht bekehren!*

An Gott glauben wäre plump; Gott leugnen verriethe Mangel an Geſchmack; die göttliche Welt muß als ein Gegenſtand der Poeſie ſtehen bleiben. Dieß iſt die Sprache unſrer Kritiker. Als eigene Lehre bekennen ſie den Skeptizismus, aber ſie werden in die Strömung der poſitiviſtiſchen Schule hineingezogen und es gelingt ihnen nicht, dem Daſein Gottes gegenüber ſich zwiſchen ja und nein in der Schwebe zu halten. Alfred de Muſſet hat dieſen Seelenzuſtand und ſeinen unvermeidlichen Ausgang beſchrieben. Darf ich auf Gott hoffen? Muß ich Glaube und Hoffnung von mir werfen?

---

* Je soupçonne entre nous que vous croyez en Dieu.
N'allez pas dans vos vers en consigner l'aveu;
Craignez le ridicule et respectez vos maitres.
Croire en Dieu fut un tort permis à nos ancêtres.
Mais dans votre âge! Allons: il faut vous corriger
Et suivre votre siècle, au lieu de le juger.

Zwiſchen den Wegen, wo ſchroff ſie ſich ſcheiden,
Schlendert' ich lieber durch's ſchattige Thal,
Aber geboten iſt einer von beiden:
Leugneſt du? glaubſt du? Was iſt deine Wahl?
Sprichſt du von kühlen gelaſſenen Seelen?
Dieſe verneinen das himmliſche Licht:
Zweifelten ſie noch, ſie würden ſich quälen,
Suchten und bangten, und raſteten nicht.*

Der Indifferentismus der kritiſchen Philoſophen iſt in der That nur ein über die Negation geworfener durchſichtiger Schleier. Der Glaube an Gott den Schöpfer erſcheint ihnen als Aberglaube: das iſt ihr einziges feſtes Dogma. Daneben gefallen ſie ſich in den widerſprechendſten Theſen. Gemeiniglich vergöttern ſie den Menſchen; ſie erklären, es gebe keinen andern Gott als das Bild der Menſchheit, kein Unendliches als das unbeſtimmte Wünſchen und Sehnen unſrer Seele. Bei anderer Gelegenheit verkündigen ſie den vollgültigen Materialismus, und ſuchen in den Atomen und den dieſelben bewegenden Geſetzen die Erklärung des Weltalls. Ihr Götterbild trägt ein doppeltes Antlitz, das eine heißt Natur, das andere Menſchheit. Die Verwirrung

* Entre ces deux chemins j'hésite et je m'arrête
Je voudrais à l'écart suivre un plus doux sentier.
Il n'en existe pas, dit une voix secrète.
En présence du Ciel, il faut croire ou nier.
Je le pense en effet: les âmes tourmentées
Vers l'un et l'autre excès se portent tour à tour;
Mais les indifférents ne sont que des athées;
Ils ne dormiraient plus, s'ils doutaient un seul jour.

wird noch wunderlich gesteigert durch den Umstand, daß die Ausdrücke der Sprache unter ihrer Feder den gewöhnlichen Sinn verlieren. Sie reden von Gott, von Pflicht, von Religion, von Unsterblichkeit; seitenlang könnte man glauben in mystischen Schriften zu lesen, aber die geheiligten Worte bedeuten ihnen ein ganz anderes als dem gewöhnlichen Leser. Ihr Gott ist kein Wesen, ihre Religion kein Kultus, ihre Pflicht kein Gesetz, ihre Unsterblichkeit keine Hoffnung der zukünftigen Welt. Inmitten dieser Zweideutigkeit und dieser Widersprüche verliert der Gedanke seine Spannkraft und das Urtheil seine Schärfe. Das von Talent und Erfolg gefesselte und irregeleitete Publikum wird mit Schriften überschwemmt, welche, wie die leichte Konversation eines Weltmannes oder das Geplauder einer Frau aus der Gesellschaft, die Gedanken anmuthig erregen, ohne sie je zu einer klaren Idee oder einem bestimmten Urtheil kommen zu lassen.

Der geistige Horizont Frankreichs ist, wie Sie sehen, von vielen Wolken umzogen. Durchgehen Sie die jüngsten Erzeugnisse französischer Philosophie und es wird Ihnen nicht schwer werden, den Ernst der Lage zu erkennen. Die Werke, deren Bestimmung es ist, das Dasein Gottes, Vorsehung und Unsterblichkeit zu vertheidigen, mehren sich; man errichtet Dämme gegen die steigende Flut des Atheismus.* Eine bedeutsamere Thatsache schließt sich

* Als Beispiel sind anzuführen: La Religion von J. Simon; Essai de philosophie religieuse von Emile Saisset; De la

BIBL. VNIVERS. LIPS.

an. Die Historiker der Ideen, ob sie in das entfernteste Alterthum zurückgehen oder die schlimmsten Irrthümer neuerer Zeiten besprechen, begegnen nirgends der Negation des göttlichen Daseins, ohne daß ihre Blicke dabei sich nach Paris zurückwendeten und Erzeugnisse der Gegenwart ihnen Vergleichungspunkte darböten.

Ich ziehe den Schluß: der Atheismus erhebt sein Haupt in Frankreich und zeigt sich unter zwei Formen. Der Materialismus erscheint vorzüglich als das Erbe des vorigen Jahrhunderts. Die neue oder besser die verjüngte Lehre ist die Verehrung des Menschen durch den Menschen. Jetzt betreten wir das jenseitige Rheinufer.

Ein mächtiger Denker, Hegel, beherrschte die letzte große Bewegung des spekulativen Gedankens in Deutschland. Hegels Doktrin ist von Wolken umhüllt und den für das Gewissen und die Menschheit entscheidenden Fragen gegenüber so verschiedenartiger Deutung fähig, daß man von der einen Seite eine christliche Theologie, von der andern unvermischten Atheismus daraus abgeleitet hat. Kurz vor dem Schlusse seines Lebens, so berichtet die Geschichte oder die Legende, that dieser Philosoph die Aeußerung: „Von meinen Schülern hat mich nur einer verstanden und dieser hat mich mißver-

connaissance de Dieu von A. Gratry; La raison et le christianisme, douze lectures sur l'existence de Dieu von Ch. Secrétan: Essai sur la Providence von Ernest Bersot; De la Providence von Damiron; L'Idée de Dieu von Caro; Théodicée, Etudes sur Dieu, la Création et la Providence von Amédée de Magerie.

ſtanden.* Ein Gelehrter, der mit Liebe, Talent und Wiſſen auf philoſophiſchem Gebiete arbeitet und Deutſchland zum beſondern Gegenſtand ſeiner Studien gemacht hat, Charles Secrétan, ſchreibt über die Grundlagen der hegel'ſchen Lehre: „Wenn Sie mich fragen, wie ich die Sache verſtehe, ſo kann ich Ihnen keine Antwort geben; ich verſtehe ſie keineswegs, und glaube nicht, daß ſie je einer verſtanden habe.“* Sie werden mir, meine Herren, die wiſſenſchaftliche Darſtellung eines Syſtems von dieſer Schwierigkeit hier erlaſſen. Es möge uns genügen, die Dunkelheit zu beleuchten, das heißt: wohl zu verſtehen, was, in einem Sinne wenigſtens, die Lehre des berühmten Philoſophen unfaßbar macht.

Die Grundlage ſeiner Theorie iſt, daß ſich das Weltall durch eine ewige Idee erkläre, eine Idee, die in ſich exiſtire ohne einem Geiſte anzugehören. Die Hegelianer ſagen, die Exiſtenz eines unendlichen Geiſtes ſei als Begriff nicht annehmbar. Sie verwerfen dieſes Myſterium und geben dem klaren Unſinn einer Idee den Vorzug, welche in ſich ſelbſt exiſtirt ohne die That eines Geiſtes zu ſein. Dieſe vergötterte Idee haben wir ſchon bei Vacherot getroffen und werden ihr auf unſerm Wege noch mehr als ein Mal begegnen. In Deutſchland wie in Frankreich kann jedoch dieſe Theorie nur dann gemeinverſtändlich werden, wenn ſie eine Umwandlung erleidet. Die ewige Idee offenbart ſich im Geiſte des Menſchen und hat außer ihm kein Daſein; über dieſer Idee exiſtirt nichts; ſo gipfeln ſich denn im Menſchen alle Dinge,

---

*. Philosophie de la liberté, Band I. p. 225.

und er iſts, dem Anbetung gebührt. In dieſer Weiſe wurde auch wohl die Lehre gemeiniglich aufgefaßt. So ſchrieb zum Beiſpiel Heine im Frühling 1850: Ich fange an zu merken, daß ich doch kein zweibeiniger Gott bin, wie mir Profeſſor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren verſicherte. — Vergötterung des Menſchen, ſo überſetzt das Volk die Philoſophie der Idee.

Ich unterſuche Hegels Syſtem nicht vom Standpunkte der Geſchichte der Philoſophie aus, noch im Zuſammenhange mit den philoſophiſchen Schulen, unter denen es eine ſo bedeutende Stelle einnimmt. Es würde in dieſer Hinſicht die ernſteſte Prüfung erfordern. Ich aber möchte nur die Spuren dieſer Lehre im öffentlichen Bereiche andeuten und hier ſind ihre Pfade mit den verderblichſten Folgen des Atheismus bezeichnet.

„Alles dieſes moraliſche Elend des neunzehnten Jahrhunderts", ſagt Saint-René Taillandier, „dieſer Eigennutz ohne Schranken, dieſe Empörungen einer wüthenden Materie ſind offenbar nicht allein der hegel'ſchen Schule zuzuſchreiben, aber dieſelbe reſumirt in ihren Formeln das Unheil, ſie verleiht ihm durch ihren wiſſenſchaftlichen Apparat eine verderbliche Autorität und vermehrt es durch eine verwerfliche Propaganda." *

Durch Feuerbach insbeſondere ſollte ſich die Wendung vollenden, welche den hegelſchen Gedanken, der im Beginne ein rein idealiſtiſcher war, dahin führte, „die Empörung der

* Revue des deux mondes, avril 1850.

wüthenden Materie" zu begünstigen. Diese Wendung hat indessen nichts Unnatürliches. Sobald das Weltall die Entwicklung einer Idee ist, und nicht das Werk eines Willens, so ist alles in der Welt nothwendig, denn die Entwicklung einer Idee ist unabänderlich. Und wo alles nothwendig ist, hat alles seine Berechtigung, die Triebe des Fleisches so gut als die Gesetze des Gedankens und des Gewissens. Sobald aber das Fleisch emanzipirt wird, macht es Anspruch auf unbedingte Herrschaft und erlangt sie auch zuletzt: dieses ist Thatsache. Feuerbach hat den Atheismus formulirt und ihn von jeder Hülle befreit. Es giebt kein anderes Unendliches als das Unendliche in unsern Gedanken; über uns existirt nichts, kein Gesetz, das uns verpflichtet, keine Gewalt, die uns beherrscht. Die Aufgabe der neuen Wissenschaft ist, den Menschen von Gott zu befreien, denn Gott ist ein Idol. Aber dieser von jedem Bande und von jeder Pflicht befreite Mensch ist, nach Feuerbach, nicht das Individuum, es ist die Menschheit. Das Individuum ist seiner Gattung verpflichtet: „Der wahre Weise wird keine thörichten und phantastischen Opfer mehr bringen, aber er wird kein wahrhaft die Menschheit beglückendes Opfer verweigern."*

Abermals ein Band also, abermals eine Religion und ihre Opfer; noch ist die Befreiung nicht vollkommen. Wer ist denn diese Menschheit, welche den Menschen sich unterordnet? Ist sie nicht eine Abstraktion, ein Idol, ein neues

---

* Was ist die Religion? p. 586 der französischen Uebersetzung von Ewerbeck.

Götterbild, das fallen muß, damit wir vollkommene Unabhängigkeit erlangen? Ein andrer deutscher Autor, Stirner, verfolgt die Lehre bis in ihre letzten Konsequenzen: das Volk, Deutschland, alle europäischen Nationen, meint er, müssen untergehen, damit, wenn alle Bande gelöst und die letzten Gespenster der Religion verschwunden seien, der Mensch wieder seine volle Unabhängigkeit gewinne.* Alle Unklarheit der Abstraktion verschwindet hier und wir befinden uns auf einem ekelhaft kühl beleuchteten Gebiete. Von der Menschheit ist die Rede nicht mehr, sondern von dem Kultus des Ich, der vollständigen Befreiung des Egoismus.

Während den stolzen deutschen Idealismus sein eigenes Gewicht so tief in die Niederungen des Gedankens hinabzog, wurde Deutschland von einer politischen Bewegung erschüttert. Offenherzige Poeten feierten den Atheismus mit anscheinend aufrichtiger Begeisterung, und zugleich bemächtigten sich weniger naive Naturen, Demagogen und Journalisten, der Gottlosigkeit als eines geeigneten Werkzeuges zur Zerstörung des sozialen Gebäudes. Im Jahr 1845 wurde die Aufmerksamkeit der schweizerischen Behörden auf geheime Gesellschaften gelenkt, die aus Deutschen bestanden und deren Zweck die deutsche Revolution war, welche aber den helvetischen Boden zu ihrer Operationsbasis gewählt hatten. Die Nachforschungen der Polizei führten zur Entdeckung von siebenundzwanzig durch geheime Korrespondenz verbundenen

* Revue des deux mondes du 15 avril 1850, p. 229. Der deutsche Text stand dem Uebersetzer nicht zur Verfügung.

Vereinen. Verschiedene Mittel wurden angewendet, um die Arbeiter für diese Verbindung zu gewinnen, deren eigentliche Bestimmung man ihnen aber nur nach und nach enthüllte. Schienen sie der Mittheilung würdig zu sein, so wurden sie in den Plan einer sozialen Reform eingeweiht, deren Basis der Atheismus war.* Einer der Hauptagenten dieser Propaganda, W. Marr, äußerte sich dahin: Der Glaube an einen persönlichen und lebendigen Gott sei der Ursprung und die wesentliche Ursache unsrer elenden sozialen Zustände, und zog aus dieser Theorie die praktische Folgerung: da die Gottesidee der Schlußstein einer verkommenen Gesellschaft sei, müsse sie zerstört werden. Der wahre Weg zu Freiheit, Gleichheit und Glück sei der Atheismus, und für den Menschen sei kein Heil, so lange er noch an einem Faden mit dem Himmel zusammenhange; nichts dürfe länger die Spontaneität des menschlichen Geistes hemmen, der Mensch müsse lernen, daß es keinen andern Gott gebe, als den Menschen, daß er das A und O aller Dinge, das höchste Wesen, die wirklichste der Wirklichkeiten sei.** Nun bleibt uns noch zu fragen, was wir eigentlich unter dieser aller Bande ledigen Spontaneität uns zu denken haben, und die von Marr redigirte Zeitschrift erklärt es uns mit einer Citation aus Heine:

O daß ich große Laster säh', Verbrechen blutig, kolossal,
Nur diese satte Tugend nicht und zahlungsfähige Moral!

---

* Rapport général adressé au Conseil d'Etat de Neuchâtel sur la propagande secrète allemande et sur les clubs de la jeune Allemagne en Suisse, par Lardy, docteur en droit. Neuchâtel 1845.

** Siehe „Blätter der Gegenwart für soziales Leben."

Etwas ſpäter ſtand dann in einem Blatte der deutſchen Schweiz zu leſen, „um den Trieben und Neigungen der Natur die Freiheit zu geben, ſei es nothwendig die Gottesidee zu zerſtören.“

Wohl erſcheint uns dieſes als ein Ausbruch wilden Wahnſinns. Aber derſelbe Marr, der 1845 ſein Blatt zu Lauſanne ſchrieb, wurde 1848 in einer der größten Städte Deutſchlands von einer ſtarken Mehrheit zum Volksvertreter gewählt, und die Thatſache iſt keine vereinzelte. Der Atheismus trat in dem kurzlebigen Frankfurter Parlamente gewiſſermaßen als eine Partei auf, deren großer Redner Karl Vogt war. So ſagte die Revue des deux mondes.*

Die deutſche Revolution wurde mit dem Bajonnette niedergeworfen, aber die verderblichen Doktrinen, deren Daſein ſie ans Licht gebracht hatte, ließen im Land einen nachhaltigen Schrecken zurück. Die ſozialen Intereſſen ſchienen bedroht. Edlere Gemüther fühlten ſich von Mitleid bewegt mit dem geiſtigen Elend ihrer Brüder. Eine mächtige Gegenwirkung trat hervor ſowohl auf religiöſem als auf philoſophiſchem Gebiet. Sie hatte heilſame Reſultate, erreichte aber ihr Ziel nicht vollſtändig. Werfen Sie einen Blick auf die Zeitungen und Zeitſchriften der Gegenwart und Sie werden zu der Ueberzeugung gelangen, daß Deutſchland in unſern Tagen einer der Hauptherde des Materialismus, ja daß es an dieſer Waare leider ſo reich iſt, daß es dieſelbe ausführen und andere Länder Europa's damit verſehen kann.

* Avril 1850. p. 292.

Dr. Büchner hat einen „Kraft und Stoff“ überschriebenen kleinen Band veröffentlicht, der in kurzem die siebente Auflage erreichte und neulich ins Französische übersetzt wurde. Hier tritt der Materialismus mit unglaublicher Anmaßung oder, rücksichtsvoller geredet, mit unglaublicher Kühnheit auf. Der Verfasser thut sich etwas darauf zu gut, rein auf dem Boden der Erfahrung zu stehen, und ächtet die philosophische Forschung in der hochfahrendsten Weise. So scheint die Frage über das Wesen der Dinge außer den Bereich seiner Untersuchung zu fallen. Nichtsdestoweniger stellt er den Satz auf, die Materie sei ewig und die Welt unendlich. Ich frage, wie lange müßte man gelebt haben, um es im Namen der Erfahrung aussprechen zu dürfen, die Materie sei ewig? welche Reisen müßte man unternommen haben, um auf dem Wege der Beobachtung die Unendlichkeit der Welt festzustellen? Wir werden später darauf zurückkommen; für einmal mag es genügen anzumerken, daß sich aus der Erfahrung kein metaphysisches System ergeben kann, daß aber der Materialismus in vollem Sinne ein metaphysisches System ist. Wenn wir seine Anhänger ausrufen hören: Keine Philosophie! so bedeutet das einfach: Wir wollen keine gute Philosophie, damit uns freistehe, ohne Hinderung schlechte Philosophie zu verbreiten, und erinnert an das Verfahren gewisser Demagogen, die das laute Geschrei erheben: Nieder mit den Tyrannen! und denen es mit dieser Parole gelingt, die Furcht vor fremder Tyrannei zum festen Fundamente der eigenen zu machen.

So begegnen wir in Deutschland zuerst der von Hegel

mit großer Auszeichnung vertretenen Lehre von der Idee, dann dem mit politischen Bestrebungen verbundenen Atheismus, endlich dem Materialismus. Dieselben Elemente sind in Frankreich hervorgetreten, aber in anderer Reihenfolge. Diese Verschiedenheit führt zu einigen Bemerkungen, die ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle.

Frankreich ging vom Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts aus und erhob sich zur Anbetung des Menschen, die heutzutage die Mehrzahl seiner atheistischen Kundgebungen kennzeichnet; der deutsche Atheismus dagegen hatte einen abstrakten Idealismus zum Ausgangspunkt, dessen Ergebniß die Anbetung des Menschen war, und versank in die Niederungen des Materialismus.* Mit diesen Thatsachen läßt sich eine Theorie begründen, die erklärt, warum der Materialismus seinem Wesen nach zur Anbetung des Menschen aufsteigt, und warum die Anbetung des Menschen wieder in den Materialismus zurücksinkt.

Der Materialismus nimmt dem Menschen mit seinen letzten Schlüssen jede Zukunft weg, und nicht nur jede Zu-

* Mein Zweck ist, hier die atheistischen Doktrinen zu bezeichnen, wie sie auf verschiedenen Punkten Europa's auftreten, und nicht in allgemeiner Weise die Tendenz der zeitgenössischen Philosophien zu beurtheilen. Um die Stellung zu würdigen, welche der Materialismus in der Gesammtheit der germanischen Kultur der Gegenwart einnimmt, kann man: Le Matérialisme contemporain von Paul Janet und die Beurtheilung dieser Schrift von Reichlin Meldegg (Zeitschrift für Philosophie, sechsundvierzigster Band) mit Nutzen zu Rathe ziehen.

kunft, ſondern jeden eigenen Werth und Gehalt, jedes wirkliche Daſein. Wir ſind nur noch eine Häufung von Theilchen, die ſich bald trennen werden, ohne eine Spur ihres Zuſammenhangs zurückzulaſſen. Iſt das nicht eine traurige Behauptung, die man nur in traurige Worte kleiden ſollte? Wie geſchieht es denn, daß die Apoſtel der Materie faſt immer das große Wort führen und Triumphlieder anſtimmen? Weil ſie ſich frei fühlen, befreit von jenem Schrecken, der die Götter ſchuf:

Große phantaſtiſche Wolkengeſtalten
Drohen ſie nichtig am Himmel, und fliehn,
Kinder des Schreckens, erträumte Gewalten
Schuf ſie der Menſch und ſie ſchufen nicht ihn.*

Befreiung! Das iſt die Loſung des Materialismus. Kennen Sie zum Beiſpiel die Worte, mit welchen der Baron von Holbach ſein Système de la nature zum Abſchluſſe bringt? Sie lauten: „Brecht die Feſſeln des Menſchen! Verbannt die Götter, die ihn ängſtigen, in das Fabelreich, aus welchem die Furcht ſie geholt hat. Sprecht dem vernünftigen Weſen Muth ein; gebt ihm Thatkraft; es wage es endlich einmal, ſich ſelbſt zu lieben, zu achten, ſeine Würde zu fühlen; es wage es, das Joch abzuwerfen, glücklich und frei zu ſein.“ Dies klingt befremdend auf dem letzten Blatte

* Ces enfants de l'effroi
Ces beaux riens qu'on adore et sans savoir pourquoi,
Ces dieux qpe l'homme a faits et qui n'ont pas fait l'homme.
Cyrano de Bergerac.

einer dickleibigen philoſophiſchen Abhandlung, die beweiſen will, daß nur die Materie wahrhaft exiſtire. Woher ſchreibt ſich denn die Würde dieſes Bruchſtückes der Materie, welches Menſch heißt? Ich will Ihnen ſagen, was in dem Geiſte dieſer Philoſophen vorgeht. Je niedriger der Menſch ſeinen Urſprung ſucht, deſto mehr muß er, wenn er nicht zum Thier hinuntersteigen und wie die Thiere leben will, ſich ſelbſt im Gefühle unausbleiblichen Stolzes erhöhen. Vergebens ſpricht er es aus, daß die Körper alles ſeien: er fühlt, daß der Gedanke mehr iſt, als die Körper, und räumt ſich die erſte Stelle in der Welt ein. Der Materialiſt hebt den ewigen Geiſt auf, um ein Joch abzuwerfen, und wie er es immer ausdrücken mag, ſein wahrer Gott iſt nicht das Atom, ſondern er ſelbſt. Die Encyclopädiſten, dieſe Söhne eines Jahrhunderts, das zu gleicher Zeit edeln Einflüſſen und verderblichen Richtungen gehorchte, vereinigten den Kultus des Fortſchrittes mit einer entwürdigenden Philoſophie. Man muß ſehen, mit welchem Gefühl von Stolz dieſe Schule den Menſchen erniedrigt, um zu begreifen, warum die „heilige Menſchheit“ an die Stelle der „ewigen Natur“ treten mußte. Als Frankreich in den Irrſinn der Gottloſigkeit verfiel, ſtellte man nicht eine Handvoll Staub in einem irdenen Gefäß zur öffentlichen Anbetung aus, ſondern man geleitete ein Weib durch die Straßen von Paris und nannte ſie die Göttin Vernunft.

Auf dieſe Weiſe führt der Materialismus zur Anbetung des Menſchen. Wie kehrt nun aber die Anbetung des Menſchen zum Materialismus zurück? Der mit Vernunft und

Ideen begabte Geiſt ſteht auf der Stufenleiter der Weſen höher als die willenloſen Körper, das gilt uns als augenfällige Wahrheit. Läßt ſie ſich philoſophiſch beweiſen? Es iſt die Frage; aber wer ſie beſtritte, würde die Evidenz läugnen. Die Vernunft ſteht über der Materie. Wenn man nun mit der Schule, die von Pythagoras durch St. Auguſtin bis zu Descartes herabreicht, die Vernunft an Gott, als an ihr Prinzip knüpft, ſo iſt die große Metaphyſik gegründet. Was geſchieht dagegen, wenn die Vernunft nicht auf Gott zurückführt? Jene Vernunft, welche als über der Materie ſtehend anerkannt ſein will, iſt, wie wir ſchon wiſſen, nicht die individuelle Vernunft eines Einzelnen. Wenn ein Menſch aufträte mit der Behauptung, er ſei die Vernunft ſelbſt, die ganze, die abſolute Vernunft, wenn er ausſpräche: „Ich bin die Wahrheit," dann wären drei und nur drei Fälle möglich. Entweder wir dächten: der Mann ſpricht wahr, und wir nähmen ſein Zeugniß an, dann müßten wir ihn anbeten, denn er wäre Gott. Oder wir befürchteten er ſpreche die Wahrheit, wollten aber ihre Herrſchaft nicht anerkennen, dann müßten wir ihn tödten und den Verſuch anſtellen, ob wir die Wahrheit vernichten könnten. Oder endlich wir dächten, er ſage die Unwahrheit, dann müßten wir ihn überwachen, und ſobald er eine gemeinſchädliche Handlung beginge, in ein Irrenhaus einſchließen, denn er wäre ein Wahnſinniger. Die Philoſophen indeſſen machen ſolche Anſprüche nicht. Die Vernunft, von der ſie reden, iſt keine individuelle, ſondern die allgemeine, an welcher alle vernünftigen Individuen Theil haben. Dieſe allgemeine,

ewige Vernunft aber, wo und unter welchen Bedingungen existirt sie? Die Vernunft beurkundet sich durch Ideen und die Ideen sind Thaten des Geistes. Eine Idee ohne einen Geist, dessen That sie ist, sich denken wollen, hieße eine Bewegung sich denken wollen ohne einen Körper, dessen That sie, wenn auch in anderm Sinne, ebenfalls ist. Ohne die Körper giebt es keine Bewegung, ohne die Geister giebt es keine Ideen. Ein Philosoph, der von einer Idee spricht, welche nicht die Idee eines Geistes ist, redet Worte, die keinen Sinn bergen. Eine Vernunft, welche nicht die eines geschaffenen Geistes ist, bleibt also unbegreiflich ohne einen ewigen Geist, ohne Gott. Der Idealismus aber stützt sich auf diesen unmöglichen Begriff. So endigt der Gedanke, welcher sich in diesem abstrakten Gebiete nicht festzuhalten vermag, damit, daß er die Ideenwelt, wo er keinen Anhaltspunkt findet, für eine Einbildung erklärt. Schwindel ergreift ihn, er fällt, wohin man immer fällt, zur Erde. Nach vergeblichen Anstrengungen auf lockern Wolken Fuß zu fassen wird er durch eine heftige Gegenwirkung auf das „Positive" zurückgeführt. Das ist das Geheimniß jenes hochfahrenden und ironischen Materialismus einiger deutschen Schriftsteller der Gegenwart, welche die hohen Bestrebungen der Philosophie verspotten und verhöhnen, und so ist es gekommen, daß Hegel den Doktor Büchner und dessen Gesinnungsverwandte auf die Bühne führte.

Der große Kampf in der geistigen Welt ist nicht derjenige des Idealismus gegen den Materialismus, wie man oft irrthümlich meint. Der Idealismus schlägt im Anfang

den rechten Weg ein, und man darf die Dienste nicht verkennen, welche er der Sache der Wahrheit geleistet hat. Aber die Philosophie muß die Bahn durchmessen, welche ihr ein alter Spruch verzeichnet: Ab exterioribus ad interiora, ab interioribus ad superiora.* Wenn der Gedanke diesen königlichen Weg nicht bis ans Ende geht, wenn der Idealismus sich der Täuschungen der Sinne nur entledigt, um bei den Ideen stehen zu bleiben, wenn er nicht aufsteigt zum höchsten Geiste, so führen der Kultus der Materie und derjenige der Idee einander wechselseitig herbei und bewegen sich in einem nothwendigen Kreise. Der Streit zwischen diesen beiden Gestalten des Atheismus erinnert an gewisse Zweikämpfe: nachdem der Ehre genug gethan ist, frühstücken die Gegner zusammen und schöpfen neue Kräfte, um gegebenen Falls einem gemeinsamen Feinde entgegenzutreten. Der große Kampf, welcher den Hintergrund der Geschichte der Ideen bildet, entscheidet sich zwischen dem Gottesglauben und einer atheistischen Philosophie. Ob der Atheismus ein Atem ohne Schöpfer, oder eine Vernunft ohne einen ewigen Geist als Prinzip annehme, das macht einen höchst bedeutenden Unterschied in der Geschichte der Philosophie, aber dieser Unterschied schwindet, wo es sich um die großen Interessen der Menschheit handelt.

Wir haben den Rhein überschritten und Deutschland besucht, nun lassen Sie uns den Canal überschreiten und uns in England umsehen.

---

* Von außen nach innen, von innen nach oben.

England war zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Hauptherd des Unglaubens, und ein guter Theil der von Frankreich über ganz Europa verbreiteten Ideen stammte aus dieser fremden Quelle. Eine rege Propagande zur Verbreitung ungläubiger und sittenloser Schriften hatte ihren Sitz in Großbritannien; aber die Gegenwirkung ließ nicht auf sich warten, und von 1698 an sehen wir verschiedene Gesellschaften sich bilden mit der Bestimmung, der schlechten Literatur durch Veröffentlichung guter Bücher und Zeitschriften entgegenzuwirken.* Diese Anstrengungen wurden mit Erfolg gekrönt. England nahm durch seinen Eifer im Werke der Mission, seine Opferwilligkeit für die Verbreitung der heiligen Schrift und durch seine achtungsvolle Feier des Sonntags den Charakter einer christlichen Nation an. Zu gleicher Zeit stellten es große im Interesse der Freiheit und der Menschenliebe ergriffene Maßnahmen an die Spitze einer im wahren Sinne philanthropischen Civilisation; aber wie der Père Gratry richtig bemerkt: „In keinem andern Volke tritt der alte und der neue Mensch sichtbarer hervor, als im englischen.“** Die befremdenden Gegensätze, welche das politische Leben dieses Doppelvolkes darbietet, finden sich in den Erzeugnissen des Gedankens

* Siehe den Bericht M. H. Roberts in den Comptes rendus du Congrès international de bienfaisance de Londres. Tome II. p. 95, und das dritte Bulletin de la société generoise d'utilité publique. 1863.

** La Paix, méditations historiques et religieuses, par A. Gratry, prêtre de l'Oratoire. Septième méditation: L'Angleterre.

wieder. Da zeigt ſich der Geiſt der Frömmigkeit in voller Lebenskraft, da offenbart ſich der Geiſt des Unglaubens mit furchtbarer Energie. Man führt ein Buch an mit materialiſtiſchen Tendenzen,* das im Jahr 1828 veröffentlicht wurde, und in einer Volksausgabe erſchien, von welcher in Kurzem über achtzigtauſend Exemplare abgeſetzt wurden. Ein zuverläſſiger Schriftſteller, Pearſon, giebt die Zahl der im Jahre 1851 in England erſchienenen Schriften an, die ſich zu einem ausgeſprochenen Atheismus bekennen, er berechnet ſie auf mehr als ſechshundertvierzigtauſend Exemplare.**

Wenn wir von der Tagesliteratur zu den wiſſenſchaftlichen Produktionen übergehen, ſo treten uns verwandte Thatſachen entgegen. Wir begegnen den Symptomen der hegelſchen Philoſophie und des Skeptizismus der kritiſchen Schule in den Arbeiten einiger Theologen. Die in Frankreich aufgeſtellten Lehren des Poſitivismus haben den Canal überſchritten und vielleicht in England mehr Aufmerkſamkeit erregt als in ihrer Heimat. Stuart Mill, ein ausgezeichneter Schriftſteller, hat ſich dieſelben angeeignet, und eine Frau, Miß Martineau, ſie in ihre Mutterſprache übertragen und ihren Landsleuten zugänglich gemacht. Ja der Poſitivismus iſt in England Mode, er iſt in gewiſſen intellektuellen und literariſchen Kreiſen faſhionable geworden.***

---

* The Constitution of man, by G. Combe. Die Volksausgabe wurde auf Henderſon's Koſten gedruckt.

** Infidelity: its aspects, causes and agencies, by Th. Pearson. People's edition, 1854. p. 263.

*** The Christ of the gospels and the Christ of modern

Auf einer niedrigern Stufe der geiſtigen Welt nimmt eine organiſirte Sekte unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie hat ihrer Lehre den Namen Säkularismus gegeben. Ihr Zweck iſt ein ſozialer: die Zerſtörung der beſtehenden Kirche und der gegenwärtigen politiſchen Ordnung. Sie beſitzt eine Philoſophie, deren Tragweite das Haupt der Säkulariſten, Holyoake, in folgender Weiſe beſtimmt: „In alles, was Gott und die unſterbliche Seele, den Anfang und das Ende der Dinge betrifft, iſt es dem menſchlichen Geiſt abſolut unmöglich einzudringen. Das Daſein Gottes insbeſondere muß in die Reihe der abſtrakten Probleme verwieſen werden mit der Aufſchrift: Nicht gelöſt! Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß die Natur, welche wir kennen, der von uns geſuchte Gott ſei. Der ſogenannte Atheismus bleibt in unſerer Theorie eine ſchwebende Frage.* Die praktiſche Seite dieſer Anſchauung geſtaltet ſich alſo: ſämmtliche Träumereien, die ſich auf eine andere Welt beziehen, müſſen beiſeite gelaſſen werden, man muß ſich beſtmöglich einzurichten ſuchen in dieſer Zeitlichkeit (saeculum). Daher der Name der Doktrin. Der Säkularismus lehrt, mit jeder religiöſen Idee zu brechen und ſich auf das gegenwärtige Leben zu beſchränken; er verfolgt alſo den ausgeſprochenen Zweck, ein Leben ohne Gott zu verwirklichen.

Criticism, by John Tulloch, principal of the college of St. Mary, in the University of St. Andrew. 1864.

* Siehe Thomas Pearson: Infidelity p. 316. und Christianity and Secularism, the public discussion p. 8.

Dieſe Lehren wurden 1853 zu London und 1854 zu Glasgow öffentlich verhandelt. Die Verſammlung zu Glasgow ſoll mehr als dreitauſend Perſonen gezählt haben.* Reden im Freien, die Veröffentlichung von Büchern und Zeitſchriften**, Lehrkurſe und Verhandlungen in Leſeſälen, das ſind die Hülfsmittel der ſäkulariſtiſchen Propaganda. Fünf Leſeſäle ſtehen in London offen. Ich habe das Programm der während des Jahres 1864 in Cleveland Street 12 unter der Leitung der Herren Holyoake und J. Clark abzuhaltenden Verſammlungen geſehen. Es kündigt auf jeden Sonntag um elf Uhr einen Vortrag, auf drei Uhr eine Beſprechung, auf ſieben Uhr eine Vorleſung an. Alle Freidenker werden zur Theilnahme eingeladen. Einige der Vorleſungen ſind öffentlich, für andere entrichtet man eine mäßige Eintrittsabgabe. London iſt der Mittelpunkt der Verbindung, aber ſie hat ihr Netz über das ganze Land ausgebreitet und zählt in Großbritannien ein und zwanzig Leſeſäle, namentlich zu Liverpool, Mancheſter, Birmingham, Glasgow und Edinburg.*** Natürlich beſtrebt ſich der Säkularismus, ſeine eigene Bedeutung als eine möglichſt große darzuſtellen, und es iſt ſeinen Apoſteln nicht unbedingt zu glauben, wenn es ſich darum handelt, die Ausbreitung

---

* Artikel Holyoake im Dictionnaire des contemporains von Vapereau.

** The secular World und The National reformer liegen mir in den erſten Nummern des Jahrganges 1864 vor.

*** The National reformer vom 2. Januar 1864.

und den Einfluß der Sekte zu bestimmen. Nichtsdestoweniger ist das Dasein einer Gesellschaft, die den ausgesprochenen Zweck hat, den praktischen Atheismus zu verbreiten, keine gleichgültige Thatsache. Gegenwärtig aber scheint der Säkularismus nicht zu blühen. Vor ungefähr einem Jahr hielt ein säkularistischer Redner einen leidenschaftlichen Vortrag zu Gunsten der Tugend. Als er sich kaum wieder gesetzt hatte, trat ein Polizeiagent in den Saal und bemächtigte sich seiner Person. Einige Tage später erfuhren die Leser der Times, der Lobredner der Tugend sei wegen eines Diebstahls zu zwölf Monaten Zwangsarbeit verurtheilt worden. In der Zeitschrift Secular World vom 1. Januar 1864 beklagt sich Herr Holyoake, eine Anzahl schlechter Subjekte scheine im Säkularismus eine Art wohlfeiler Erbauung zu suchen, er erklärt, kräftige Anstrengungen machen zu wollen, um die Sekte zu reinigen, und läßt eine Andeutung fallen, er müßte sich zurückziehen, wenn seine Bemühungen scheitern sollten. Lassen wir ihn die zudringlichen Lobredner der Tugend abwehren und wenden wir uns von England zu Italien.

Während Italien sich von der Heeresmacht Oesterreichs zu befreien sucht, wird es von dem Einfluß der verderblichsten deutschen Doktrinen bedroht. Nachdem es sich, wie fast das ganze übrige Europa, im achtzehnten Jahrhundert unter die Herrschaft des Sensualismus gebeugt hatte, machte es eine hochherzige Anstrengung, an edlere Traditionen wieder anzuknüpfen. Zwei ausgezeichneten Männern, Rosmini und

Gioberti, besonders dem Letztern, gelang es, die Jugend für Doktrinen zu begeistern, die den kühnen Schwung des Gedankens mit dem vertrauenden Glauben vereinigen. Diese geistige Bewegung ging vorbereitend einer nationalen Bewegung voran, deren Verlauf durch die Arglist der Politik und die bewaffnete fremde Intervention überstürzt wurde. In unsern Tagen ist der Einfluß von Rosmini und Gioberti im Schwinden. An der Universität von Neapel macht sich die hegel'sche Philosophie mit Aufsehen geltend, und es ist kein Grund, warum sie an den Ufern des Mittelmeeres nicht dieselbe Zersetzung des philosophischen Gedankens bewirken sollte, wie unter dem deutschen Himmel. An der altberühmten Universität Pisa vertritt ein muthiger Vertheidiger der christlichen Philosophie, Augusto Conti, mit Festigkeit das Zusammengehen der Religion mit der spekulativen Forschung, und Mittelitalien scheint von dem Geiste des Unglaubens weniger angegriffen als die Enden der Halbinsel. Im Norden begegnen wir in den Schriften Ferrari's dem Ausdruck eines düstern Skeptizismus und in denjenigen Ausonio Franchi's, der früher in Turin eine Zeitschrift redigirte und nun Professor an der Universität von Mailand ist, den Kundgebungen eines fast unverhüllten Atheismus. Ausonio Franchi, oder vielmehr der Mann, der diesen Schriftstellernamen angenommen hat, ist ein ehemaliger Priester,* der, „obwohl die Sittengesetze und die Würde des Lebens streng aufrechthaltend,"* seinem alten Glauben zornig

* Dieses Zeugniß giebt ihm Conti in seiner Schrift: La Philosophie italienne. Paris, Joel Cherbuliez et A. Durand.

den Krieg erklärt hat. Er übt einen bedeutenden Einfluß aus auf die italiänische Jugend und hat warme Bewunderer in England und Deutschland gefunden. Sein Glaubensbekenntniß beschränkt sich auf die einfachen Sätze: „die Welt ist, was sie ist; sie ist, weil sie ist; jeder andere Grund ihres Wesens und ihres Daseins kann nur ein Sophismus, oder eine Einbildung sein.“ * Jede Forschung über das Prinzip der Dinge ist reine Träumerei, wir müssen uns daher auf die Erfahrung des gegenwärtigen Lebens beschränken und nichts darüber hinaus suchen. Franchi behandelt die Argumente, welche einen Carteſius, Newton und Leibnitz befriedigten, ziemlich verächtlich; aber es will mir scheinen, dieſer Geiſt werde von der Leidenſchaft einigermaßen beirrt und verkenne die wahre Tragweite des Gedankenganges, den er verwirft, er trübe denſelben, um ſich das Recht zu geben ihn zu mißachten.

Die Negation Anſonio Franchi's bleibt keineswegs beim chriſtlichen Dogma ſtehen: er hält jenes höhere Streben der menſchlichen Seele für völlig werthlos, welches das Weſen der Vernunft (ratio) im philoſophiſchen Sinne des Wortes ausmacht, und dieſe unbedingte Verneinung der Vernunft nennen die Italiäner, welche ſeiner Schule angehören, Rationalismus. Dieſer auffallende Mißbrauch eines Wortes iſt übrigens nur der einzelne Fall einer allgemeinen Erſcheinung. Kritiſiren heißt ſondern, die ſich

* Le Rationalisme, mit einer Einleitung von D. Bancel. Brüſſel 1838.

dem Geiſte darbietenden Gedanken ſichten und das Wahre vom Falſchen ſcheiden. Die franzöſiſche Schule nun, die ſich ſelbſt die kritiſche nennt, beſteht aus Männern, welche dem Geiſte vorſchreiben, ein gleichgültiger Spiegel der Ideen zu werden und auf jede Scheidung des Wahren vom Falſchen zu verzichten. Der Ausdruck Skeptizismus entſpricht in ſeinem erſten Sinne der Bedeutung von: erwägen, unterſuchen; Skeptiker aber nennt man die Philoſophen, welche behaupten, es gebe nichts zu finden, und folglich nichts zu ſuchen und zu erwägen. Ein freier Denker ferner iſt man nur unter der ausdrücklichen Bedingung, dem freien Gebrauche der Vernunft zu entſagen, ſo bald uns derſelbe auf den allgemein angenommenen Glauben zurückführen würde. Wahrhaftig, es iſt ein Faſching der Sprache, ein Maskenball der Worte. Dieſe veränderte Bedeutung der Ausdrücke iſt ſehr lehrreich. Die den Geſetzen der menſchlichen Natur widerſprechenden Doktrinen bezeugen ſo eine heimliche Scham, ſich unter ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Wie die Heuchelei eine von dem Laſter der Tugend dargebrachte Huldigung iſt, ſo ſind dieſe Barbarismen ein Tribut, den der Irrthum der Wahrheit entrichtet.

Italien alſo, dieſes ſchöne und edle Land, hat dem wiedererſcheinenden Atheismus nicht entrinnen können. Der Taumel einer neuen Freiheit und die politiſchen Kämpfe, in die das Papſtthum verflochten iſt, werden noch eine Zeitlang, ſo muß man befürchten, das Wachsthum ſchlechter Lehren begünſtigen. Aber früher oder ſpäter wird der Feuergeiſt der Italiäner wieder an die großen Ueberlieferungen ihrer

Vergangenheit anknüpfen: die Bewohner der Erde, auf der einſt Pythagoras und St. Auguſtin gewandelt, können nicht jenen Doktrinen verfallen, die ihre Anhänger immer zuletzt an den ſonnenloſen Geſtaden eines alltäglichen Empirismus ſcheitern laſſen.

Die Zeit mangelt uns, meine Herren, um unſere Unterſuchung weiter auszudehnen, überdieß würde mir für manche Länder das nöthige Material abgehen. So ſage ich nichts von Holland, wo uns, wie ich wohl weiß, betrübende Erſcheinungen entgegentreten würden. In Spanien iſt über die Fragen, die uns beſchäftigen, Schweigen geboten, und es wäre nicht leicht, die geiſtigen Zuſtände dieſes Landes klar zu machen. Diejenigen Amerika's ſind mir nicht genügend bekannt; aber ich will mit einigen Worten über Rußland ſchließen.

Wenn es geſtattet iſt, über dieſes ungeheure Reich allgemeine Behauptungen auszuſprechen, ſo darf man ſagen: das ruſſiſche Volk iſt im Ganzen genommen gut und fromm, ſchlecht unterrichtet, und darum nur zu oft der Unwiſſenheit und dem Aberglauben verfallen, aber willig ſeine Seele reinen und edeln Einflüſſen zu öffnen. Die, freilich mit ehrenwerthen und ſelbſt glänzenden Ausnahmen, unwiſſende Geiſtlichkeit iſt von der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſchroff geſchieden und gleichſam in eine Kaſte verwieſen, deren Schranken fallen ſollten, um den Vertretern der Religion zu erlauben, ihren Einfluß freier geltend zu machen. Der junge Adel und die wiſſenſchaftlich Gebildeten im Allgemeinen ſind

leider großentheils von irreligiösen Prinzipien durchdrungen. Manche atheistische Schriften, die von Feuerbach unter andern, wurden ins Russische übersetzt, im Ausland gedruckt und über die Grenze geschmuggelt. Ein bekannter Schriftsteller, Herzen, der pseudonyme Iscander, hat ein geistvolles Buch veröffentlicht, in welchem die schlechtesten Tendenzen unserer Zeit offen zu Tage treten.* In seinen Augen ist das Leben sich selbst Zweck und Ursache, der Glaube an Gott das Erbe der unwissenden Menge und der Atheismus, wie alle hohen wissenschaftlichen Wahrheiten, wie die Differentialrechnung, wie die Gesetze der Physik, das Monopol einer kleinen auserwählten Schaar. Wenn Robespierre den Atheismus für aristokratisch erklärte, so hatte er insoweit Recht, als derselbe außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises liegt; aber wenn er schloß, daß der Atheismus ein Irrthum sei, so täuschte er sich schwer. Diese Täuschung, durch die er sich verleiten ließ, dem „höchsten Wesen" einen Kultus zu errichten, war eine der Ursachen seines Sturzes. Mit dem ersten Schritte auf der Bahn der Konservativen mußte er nothwendig seine Macht verlieren.** Iscander's

---

* Vom andern Ufer (russisch).

** Vom andern Ufer. V. Consolatio. Dieß Kapitel ist ein Gespräch zwischen einer Dame und einem Arzt. Ich nehme an, der Arzt spreche den Gedanken des Verfassers aus. Freilich erlaubt die dialogische Form einem Schriftsteller seine Gedanken auszusprechen und nöthigen Falles die Verantwortlichkeit derselben abzulehnen.

Schriften fanden in Rußland große Theilnahme. Er scheint seither seinen Einfluß selbst verringert zu haben durch die Wildheit und das Uebertriebene seiner politischen Ansichten. Immerhin ist zu befürchten, die Spuren seines Wirkens seien nicht völlig verschwunden.

Das russische Reich erschien dem Westen lange Zeit nur als ein ungeheures Feldlager. Seit einigen Jahren tritt es in die Reihen der intellektuellen Mächte, und nirgends in Europa wird die steigende Civilisation von leuchtendern Zeichen verkündigt. Die großartigen politischen Akte der mit Beistimmung des Volkes eine hochherzige Initiative ergreifenden Regierung, die so viele Millionen Menschen zur Freiheit riefen, bezeugen, daß dieser große soziale Körper von dem Geiste des Lebens und des Fortschrittes erfüllt ist. Aber in dem feierlichen Moment des Ueberganges in eine neue Zeit wird Rußland von einem Unheil bedroht. Es läuft Gefahr, an die Stelle einer aus den großen Quellen der Menschennatur geschöpften nationalen Entwicklung eine künstliche Civilisation zu setzen, in welcher die Moden von Paris, die Sitten der großen Oper und die verderblichsten Lehren des Westens sich die Hand bieten. Möge Gott es behüten.

Wir haben einige der Symptome des wiederauftauchenden Atheismus aufgezählt, und die Wichtigkeit der erwähnten Thatsachen läßt sich nicht verkennen. Ganz besonders aber sollte ein Umstand uns besorgt machen: die irreligiösen Kundgebungen im Gebiet des Gedankens haben einen sel-

chen Charakter der Allgemeinheit angenommen, daß jenes ſchmerzliche Erſtaunen, welches ſie bei uns hervorrufen ſollten, durch die Gewohnheit abgeſtumpft iſt. Beliebte Zeitſchriften, ich ſpreche insbeſondere von der franzöſiſchen Leſewelt, verbreitete Journale, die ſich wohl hüten würden, das Eigenthum anzugreifen, und welche die Intereſſen oder die Vorurtheile der ſozialen Klaſſe, in der ſie ihre Leſer finden, nicht ungeſtraft verletzen dürften, nehmen ungefährdet und ohne ernſtlichen Widerſpruch die Erzeugniſſe eines offenen oder kaum bemäntelten Atheismus in ihre Spalten auf. Dieß erregt ernſte Bedenken, die aber nicht zu Befürchtungen werden dürfen. Gerade die Vermeſſenheit der Herausforderung, die man uns entgegenſchleudert, beruhigt mich, ſtatt mich zu erſchrecken. In der That laſſen ſich alle Erzeugniſſe der irreligiöſen Philoſophie auf einen und denſelben Gedanken zurückführen, der die gemeinſame Loſung des engliſchen Säkularismus, des italiäniſchen Rationalismus, des franzöſiſchen Poſitivismus iſt, und den wir mit einiger Aufmerkſamkeit ſogar unter den ſtolzen Formeln des Hegel'ſchen Syſtems wiederfinden: die Erde genügt uns, wir wollen keinen Himmel mehr; der Menſch genügt ſich, wir bedürfen keinen Gott mehr; die Wirklichkeit genügt uns, wir glauben an keine Träume mehr. Die Weisheit beſteht darin, zufrieden zu ſein mit der Welt, wie ſie iſt. Man macht den faſt lächerlichen Verſuch, dieſe Weisheit unter den Schuz der Aufklärung unſers Jahrhunderts zu ſtellen. Man will uns zeigen, die Verneinung des wirklichen und lebendigen Gottes ſei ein Kampf des Fortſchritts gegen die Routine.

der Wiſſenſchaft gegen die Tradition, des modernen Geiſtes gegen die veralteten Ideen der Vergangenheit.* Aber wir kennen dieſe Tendenz, die den Bedürfniſſen des Herzens, des Gewiſſens und der Vernunft den Krieg erklärt; wir kennen die Schickſale jener alten Empörung des Gedankens gegen die Geſetze ſeiner Natur. Es gab Atheiſten in Paläſtina, damals, als der Pſalmiſt ausrief: „Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: Es iſt kein Gott.** Es gab Atheiſten zu Rom als Cicero ſchrieb,*** die Meinung, welche die Götter anerkenne, ſcheine ihm dem Anſchein der Wahrheit ſich mehr zu nähern. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts hat die Gedanken mancher unſrer Zeitgenoſſen in einen lateiniſchen Vers zuſammengefaßt:

„Nichts Kühnes wagt, wer Götter glaubt.“ †

Es gab Atheiſten im ſiebzehnten Jahrhundert, als Carteſius ſich bemühte, ſie zu widerlegen, und ſie betrachteten ſich als die feinen Geiſter ihrer Zeit.†† Und wer weiß nicht, wie hoch der Atheismus im achtzehnten Jahrhundert das Haupt trug, wie er die Welt mit ſeinem Triumphgeſchrei erfüllte! Der Verſuch, Gott entbehrlich

* Le Rationalisme von Ausonio Franchi, p. 19. — Kraft und Stoff von Dr. Büchner. p. 262 (franz. Ueberſ.) — Paroles de philosophie positive von Littré. p. 36. — La Metaphysique et la Science, von Vacherot. p. XIV. (erſte Ausgabe.)

** Pſalm XIV, 1.

*** De Natura Deorum.

† Nil audet magnum qui putat esse Deos.

†† Bossuet: Sermon sur la dignité de la religion.

zu machen, iſt kein neuer: er taucht in allen Zeiten auf. Ebenſo wenig ſind die Mittel neu, die man in unſern Tagen anwendet um dieſes Ziel zu erreichen. Der Atheismus tritt in der Geſchichte mit dem Charakter eines chroniſchen Uebels auf, deſſen zeitweiliges Ueberhandnehmen nur eine vorübergehende Kriſe iſt. So bald die Verneinung ſich offen ankündigt, erhebt die Menſchheit dagegen Einſpruch. Warum? Weil man den Menſchen nie bereden wird, mit dieſer Erde, und dem was ſie ihm bieten kann, ſich zu begnügen: ſeine eigene Natur verwehrt ihm dieſes vollſtändig. Wenn wir die Wirklichkeit mit der Sehnſucht unſrer Seele vergleichen, möchten wir mit dem alten Patriarchen Jakob ſprechen: „Wenig und böſe iſt die Zeit meiner Wallfahrt geweſen,* " und alle müſſen wir uns mit Lamartine ſagen:

Wenn du der Güter Fülle hätteſt,
Es bliebe doch dein Glück bedroht,
So lang du nicht den Mörder kenneſt,
Den Mörder deines Glücks, den Tod. **

Und nicht das Herz iſt hier allein betheiligt; ohne Gott bleibt der Menſch ſeiner eigenen Vernunft unerklärlich. Erkennt er ſich als ein geiſtiges Geſchöpf des Allmächtigen, frei durch die That der Schöpfung mit der Möglichkeit ein

---

* Geneſis XLVII, 9.

** Quand tous les biens que l'homme envie
Déborderaient dans un seul coeur
La mort seule au bout de la vie
Fait un supplice du bonheur.

Sklave zu werden auf dem Wege der Empörung, ſo begreift er ſeine Natur und ſein Schickſal; aber vergeblich nehmen die Apoſtel der Materie und die Anbeter der Menſchheit einer nach dem andern das Wort, um ihm ſein Daſein zu erklären. Der Menſch iſt zu groß, um ein Sohn des Staubes, er iſt zu elend, um der göttliche Gipfel des Alls zu ſein. „Erhebt er ſich, ſo erniedrige ich ihn; erniedrigt er ſich, ſo erhebe ich ihn; ich widerſpreche ihm immer, bis er endlich begreift, daß er ein unbegreifliches, ungeheures Räthſel iſt.*"

Das wahre Studium des Menſchen iſt der Menſch; und der Menſch bleibt ſich ſelbſt ein Räthſel, ſo lange er nicht auf Gott zurückgeht. So iſt unſre Natur ſelbſt eine lebendige Proteſtation gegen den Atheismus und verweigert ſeinen Triumphen Allgemeinheit und Dauer. Eine feſte Grenze iſt unſern Verirrungen geſetzt; den Irrthümern des Gedankens wie den Wogen des Meeres gebietet der Herr der Dinge: „Bis hieher und nicht weiter." So kommt es, daß die Atheiſten wohl berühmt werden können, aber des Glanzes wahrer Größe ermangeln; die Menſchheit verweigert ihnen den Schein der Verklärung, mit welchem ſie die Stirn ihrer Wohlthäter umgiebt. Sie bewahrt ihn für die Weiſen, welche ſie zu Gott führen, für Dichter und Künſtler, die ihr einen Stral unſterblichen Lichtes offen-

* S'il s'élève, je l'abaisse: s'il s'abaisse, je l'élève; et je le contredis toujours, jusqu' à ce qu'il comprenne enfin qu'il est un monstre incompréhensible. Pascal.

baren, für alle, welche ihr die Urkunden ihrer Würde, die Pfänder ihrer Zukunft, die heiligen Geſetze des Reiches der Geiſter in Erinnerung bringen. Die Menſchheit will leben, und um leben, das heißt lieben und handeln zu können, muß ſie glauben. Der Atheismus iſt eine krankhafte Krise eine vorübergehende Erſchlaffung, welche die Lebenskräfte der menſchlichen Natur überwinden werden, denn dieſe ſind in unſern Tagen weder erloſchen noch entſchlummert. Die literariſche Welt iſt in einigen ihrer Zweige gefährlich angegriffen, aber es erhebt ſich zugleich ein edler und muthiger Widerſtand. Und richten Sie ihre Blicke auf die andern Gebiete des Lebens, betrachten Sie die religiöſen Kundgebungen in der Geſellſchaft, das Gebiet der menſchenfreundlichen Thätigkeit, die fortſchreitenden Eroberungen der Civiliſation, das in mancher Beziehung geweckte öffentliche Gewiſſen! Eine Reihe von Thatſachen, die ich Ihnen aufzählen könnte, berechtigt mich mit den Worten des Dichters zu ſchließen:

Aus dieſen lichten Spuren ſieht
Daß Gott noch in der Mitte ſteht,
Sei's ſtrafend, ſei's verborgen:
Daß er des Lebens Pfade lenkt
Und ſeines Volkes treu gedenkt,
Derſelbe heut und morgen.*

---

* Reconnaissez, Messieurs, à ces traits éclatants
Un Dieu tel aujourd'hui qu'il fut dans tous le temps.
Il sait, quand il lui plait, faire éclater sa gloire,
Et son peuple est toujours présent à sa mémoire.

So wollen wir denn muthig kämpfen gegen das Eindringen verderblicher Doktrinen, kämpfen und nichts fürchten. Erhebt man sich gegen Gott im Namen des modernen Geistes, der Wissenschaft der Gegenwart, der fortschreitenden Bildung, so lassen Sie sich von diesem Geschrei nicht betäuben. Die Vergangenheit verbürge Ihnen die Zukunft! Es ist falsch, daß der Atheismus etwas Neues sei. Es ist Verläumdung, aus dem Atheismus in allgemeinem Sinne den bezeichnenden Zug unserer Epoche machen zu wollen.

IV.

Die Natur.

Meine Herren!

Der Gedanken des Menschen sind unzählige und doch können sie sich in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit nur auf drei Gegenstände beziehen: auf die Natur oder die Welt der Körper, welche unsere Sinne wahrnehmen; auf die geschaffenen Geister von gleicher oder höherer Art, wie wir selbst sind; auf Gott, das unendliche Wesen, den Schöpfer des Alls. Darum gibt es auch zwei Formen des Atheismus und nur deren zwei. Entweder bleibt der Gedanke bei der Natur stehen und bestrebt sich, in den Körpern das

allgemeine Prinzip des Daſeins zu finden, aber er erhebt ſich über die Natur und begnügt ſich mit der Menſchheit und den geiſtigen Elementen, welche ſie darbietet, ohne jedoch auf die höchſte Stufe, zu dem unendlichen Geiſte, dem Schöpfer emporzudringen. Wir haben die Erſcheinung dieſer beiden Lehren in der Literatur unſerer Zeit beobachtet. Wir wollen ſie beide nun prüfen, und dieſe Prüfung zum Gegenſtand von zwei unſerer Beſprechungen machen.

Das Wort Natur hat verſchiedene Bedeutungen, wir wenden es hier an, um die Materie zu bezeichnen und die Kräfte, welche dieſelbe in Bewegung ſetzen; und zwar ſo, daß wir dieſe Kräfte als blinde und nothwendige annehmen im Gegenſatz zu der bewußten und freien Kraft des Geiſtes. Die Materie und die Geſetze der Bewegung gehören der Mechanik, der Chemie und der Phyſik an. Genügen nun dieſe Wiſſenſchaften zur Löſung des Welträthſels? Das iſt die Frage, welche ſich uns aufdrängt.

Laſſen Sie uns zuerſt ſehen, welches bei der Betrachtung des Weltalls die natürliche Regung des menſchlichen Geiſtes ſei, wenn er Gott kennt. Ich öffne ein Buch, deſſen anſpruchsloſe Form oft einen tiefen Gehalt birgt, die Rundreiſe in meinem Zimmer von Xavier de Maiſtre. Er erzählt, wie er unternommen habe, eine künſtliche Taube herzuſtellen, die vermittelſt eines geſchickt erfundenen Mechanismus in der Luft ſchweben ſollte und fährt fort:

„Mehr als drei Monate hatte ich ohne Unterbruch an ihrer Zuſammenſetzung gearbeitet. Nun war der Tag des

erſten Verſuchs gekommen. Ich ſetzte ſie auf den Rand eines Tiſches, nachdem ich die Thüre wohl verſchloſſen hatte, denn die Erfindung ſollte geheim bleiben, um meine Freunde angenehm zu überraſchen. Ein Bindfaden hielt den Mechanismus in unbeweglicher Ruhe. Wer könnte ſich verſtellen, wie heftig mein Herz pochte, mit wie ängſtlicher Erwartung ich die Scheere anlegte, um das verhängnißvolle Band zu durchſchneiden! .... St.! .... die Springfeder ſchnurrt und raſſelt. Ich ſchaue auf, um dem Fluge meiner Taube nachzuſehen ... aber zuerſt dreht ſie ſich ein paar Mal im Kreiſe, dann ſinkt ſie und verbirgt ſich unter dem Tiſche. Roſine (das Windſpiel) welche gerade dort lag und ſchlief, ging traurig hinweg: Roſine, die weder Huhn noch Taube, nicht den kleinſten Vogel erblickt, ohne ihn aufzujagen und ihm nachzuſetzen, würdigte mein auf dem Boden flatterndes Kunſtwerk auch nicht eines Blicks. Das war der Todesſtoß für meine Eigenliebe. Ich ging in's Freie, um Luft zu ſchöpfen."

Traurig und muthlos, wie man es immer iſt nach einer großen Enttäuſchung, wandelte ich vorwärts, als ich auf einmal beim Aufſchauen einen Schwarm Kraniche wahrnahm, der hoch über meinem Haupte dahinzog. Ich ſtand ſtill und betrachtete ſie. Sie rückten in keilförmiger Ordnung vor, wie die Kolonne der Engländer in der Schlacht bei Fonteney. Ich ſah ſie den Himmel von Wolke zu Wolke durchmeſſen. — Wie ſchön ſie fliegen! — ſagte ich leiſe: — mit welcher Sicherheit gleiten ſie weiter und verfolgen ihren unſichtbaren Pfad! — Soll ich es bekennen? ach,

man verzeihe es mir: das abſcheuliche Gefühl des Neides iſt ein Mal, ein einziges Mal in meinem Herzen aufgeſtiegen, und es waren Kraniche, die ich beneidete. Ich folgte ihnen mit eiferſüchtigem Blick bis an die Grenzen des Horizontes. Lange noch ſtand ich unbeweglich inmitten der luſtwandelnden Menge, um den ſchnellen Flug der Schwalben zu beobachten, und ich wunderte mich, daß ſie in den Lüften ſchwebten, wie wenn ich es noch nie vorher geſehen hätte. Ein mir bis dahin unbekanntes Gefühl tiefer Bewunderung durchleuchtete meine Seele. Es ſchien mir, als ſähe ich die Natur zum erſten Mal. Mit Staunen horchte ich auf das Geſumme der Mücken, das Singen der Vögel, das ganze geheimnißreiche Durcheinandertönen der lebendigen Schöpfung, die unbewußt ihren Urheber verherrlicht in einem unausſprechlichen Zuſammenklang, in den mit Bewußtſein einzuſtimmen dem Menſchen allein vergönnt iſt. Wer hat dieſes glänzende Kunſtwerk erfunden? rief ich im Entzücken aus. Wer iſt er, deſſen Hand ſich öffnete und die erſte Schwalbe in die Lüfte gleiten ließ? Der, dem die Bäume gehorchten, als ſie aus dem Boden ſtiegen und ihre Zweige zum Himmel breiteten!"

Dieſe anmuthige Erzählung enthält viel gute, geſunde Philoſophie: Verſuchen wir, es die leicht geſchriebene Seite aus dem Tone des Scherzes in den ernſteren der Wiſſenſchaft zu übertragen.

Die Vernunft gehört zu den Dingen, welche uns am beſten bekannt ſind; die Logik iſt die Wiſſenſchaft des Gedankens und vielleicht unter allen Wiſſenſchaften am

festesten begründet. Die Vernunft bewährt sich uns in der Uebung unserer Thatkraft. Wir verfolgen einen Zweck, wir kombiniren die Mittel, um ihn zu erreichen, und die Vernunft ist es, welche diese Aufgabe löst. Was geschieht, wenn wir das Ergebniß unserer Thätigkeit mit den Resultaten der im Weltall offenbarten Macht vergleichen? Wenn wir die Menge und die Ausdehnung der Mittel erwägen, über welche die Natur verfügt, wenn wir die zahllosen Beziehungen der Dinge unter sich, die wunderbare Harmonie ins Auge fassen, welche sich im Leben des Alls offenbart, so sind wir wie geblendet vom Glanze einer Weisheit, welche die unsrige so weit übertrifft wie die Grenzenlosigkeit des Raumes die unmerkliche Stelle, welche wir auf der Erde einnehmen. Bedenken Sie: die Naturwissenschaft ist ein so weites Feld, daß die kleinste ihrer Abtheilungen das Leben eines Menschen vollkommen ausfüllt. Alle menschliche Wissenschaft steht noch in ihren Anfängen; sie buchstabirt die ersten Zeilen eines unendlichen Buches. Die Elemente des Weltalls sind zahllos; und doch hängt alles zusammen, und sind alle Dinge aufs engste verkettet. Die Gelehrten befinden sich in einer seltsamen Verlegenheit. Auf der einen Seite sehen sie die Nothwendigkeit ein, das Feld ihrer Forschungen mehr und mehr zu begrenzen, wenn sie sich nicht in einem schrankenlosen Studium verlieren wollen; auf der andern Seite werden, je weiter die Wissenschaft vorschreitet, die Beziehungen ihrer verschiedenen Zweige unter sich immer mehr offenbar und man sieht klar ein, daß man eigentlich alles wissen sollte, um einem Einzigen auf den Grund zu

kommen. Laſſen Sie uns jedoch weder ſo hoch noch ſo weit nach einem Anlaß zur Verwunderung ſuchen: der kleinſte Beſtandtheil der Natur erſchließt uns Abgründe der Weisheit.

Die von der Wiſſenſchaft erreichten Reſultate ſcheinen einfach, weil wir an ſie gewöhnt ſind. Die Sonne geht jeden Tag auf; wer erſtaunt noch darüber! Das Sonnenſyſtem iſt ſchon längſt bekannt, man erklärt es in den beſcheidenſten Schulen und es überraſcht niemanden mehr. Aber jene, die nach langer Anſtrengung fanden, was wir mühelos lernen, betrachteten ihre Entdeckungen als große und ſtaunenswerthe. Kepler, einer der Gründer der modernen Aſtronomie, ſpricht ſich in dem Buche, in welchem er ſeine unſterblichen Entdeckungen niederlegte,* folgendermaßen aus: „Die Weisheit des Herrn iſt unendlich wie ſein Ruhm und ſeine Macht. Himmel, ſinget ſein Lob! Sonne, Mond und Planeten, verkündet ſeine Herrlichkeit mit unausſprechlichen Worten. Himmliſche Harmonien, und ihr alle, die ſie vernehmet, lobet ihn! Und du, meine Seele, lobe deinen Schöpfer, denn durch ihn und in ihm ſind alle Dinge. In ihm iſt verſchloſſen ſowohl was wir nicht kennen, als unſer eitles Wiſſen. Ihm ſei Lob, Ruhm und Ehre in Ewigkeit.“ Dieſe Worte, meine Herren, ſind aus keinem Andachtsbuch abgeſchrieben; ſie ſtehen in einem Werke, welches allgemein als eines der Fundamente der modernen Wiſſenſchaft anerkannt wird.

---

* Harmonices mundi libri quinque.

Ich gehe zu einem andern Beiſpiele über und bringe Sie, wie bisher, in gute und hohe Geſellſchaft. Newton ſetzte ſeine Entdeckungen in einem dicken Bande voller Zahlen und Berechnungen auseinander.* Nachdem er das Werk des Mathematikers beendigt hat, erhebt er ſich bei der Betrachtung des gegenſeitigen Lichtaustauſches der Himmelskörper zur Idee der Einheit der Schöpfung und fügt dann am Schluſſe ſeines ganzen Werkes hinzu: „Der Herr der Himmel regiert alle Dinge, nicht als die Seele der Welt, ſondern als der Gebieter des Weltalls. Wegen ſeiner Allmacht nennen wir ihn den allherrſchenden Gott. Er beherrſcht alle Dinge, die wirklichen und die möglichen. Er iſt der einige Gott, und derſelbe überall und immer. Wir bewundern ihn wegen ſeiner Vollkommenheit, wir verehren ihn und beten ihn an, weil er der Herr iſt. Ein Gott ohne freie Herrſchaft, ohne Vorausſicht und ohne Zweck in ſeinen Werken wäre nur das Verhängniß oder die Natur. Aus einer blinden metaphyſiſchen Nothwendigkeit aber, welche überall und immer dieſelbe wäre, könnte keine Mannigfaltigkeit hervorgehen. Die ganze von Ort und Zeit bedingte Verſchiedenheit der geſchaffenen Dinge,, aus welcher die Ordnung und das Leben des Weltalls beſteht, konnte nur durch den Gedanken und Willen eines Weſens hervorgebracht werden, welches das Weſen an ſich iſt, und es nothwendig iſt."

Das ſind, meine Herren, edle und großartig ausge-

* Philosophiae naturalis principia mathematica.

ſprochene Gedanken. Ich rathe Ihnen, ſelbſt die Blätter zu leſen, aus denen ich hier einige Bruchſtücke angeführt habe. Laſſen Sie uns nun die Ideen des großen Aſtronomen analyſiren. Wir können drei Behauptungen unterſcheiden:

1) Die Welt ſtellt eine bewundernswürdige Ordnung dar, welche die Weisheit der Macht offenbart, die ſie regiert.

2) Das Weltall lebt; es iſt nicht unwandelbar, und ſeine Wandlungen ſetzen eine intelligente Macht voraus, welche es lenkt.

3) Das wandelbare Daſein des Alls zeigt, daß es nicht nothwendig iſt; es muß ſeine Urſache in einem Weſen haben, deſſen Sein, ſeiner Natur nach, ein nothwendiges iſt.

Dieſes ſind Newton's Anſichten. Prüfen Sie ſelbſt, ob dieſer Gang des Gedankens nicht natürlich ſei. Die Beobachtung offenbart uns Thatſachen. Die Thatſachen an ſich, vereinzelt, haben für den Geiſt keinen Werth; aber in den Thatſachen der Natur entdeckt der menſchliche Gedanke eine Ordnung und in dieſer Ordnung erkennt er ſeine eigenen Geſetze. Bleiben wir im Gebiete der Aſtronomie, ſo ſtimmt hier unſer Denken mit dem Laufe der Geſtirne überein. Um den letzten Zweifel in dieſer Beziehung zu heben, dürfte ich mich nur auf den Kalender berufen. Wir finden da die Angabe, daß in einem gewiſſen Monat, auf einen gewiſſen Tag, zu einer gewiſſen Stunde die Sonne oder der Mond ſich verfinſtern werde. Woher weiß das der Verfaſſer des Kalenders? Von den Gelehrten, welchen

es gelungen iſt, die Erſcheinungen des Himmels zu beſtimmen. Der Gelehrte in ſeinem Studirzimmer kann alſo auf den Gedanken eingehen, welcher die Welten lenkt. Hat er ſich in ſeiner Berechnung nicht getäuſcht, ſo beginnt die Verfinſterung genau zur Stunde, die er angegeben hat. Träte ſie dagegen im feſtgeſetzten Augenblicke nicht ein, ſo verfiele niemand darauf, die Natur eines Abweichens von ihrem Plane anzuklagen, man ſchlöſſe auf mangelhafte Beobachtung oder einen Rechnungsfehler des Aſtronomen.

Wenn das Wiſſen ein richtiges iſt, ſo begegnet alſo der menſchliche Gedanke einem andern Gedanken, welcher das All regiert und ſeine Ordnung erhält. Die ſpezielle Naturwiſſenſchaft bleibt dabei ſtehen, wie wir es ſpäter erklären werden; aber das iſt nicht genug für den die Geſammtheit ſeiner Anlagen entwickelnden Menſchen. Auf dem Gebiete der Erfahrung vergeht und wechſelt alles; die Vernunft aber ſucht unwillkürlich die Urſache der wandelbaren Thatſachen in einem unwandelbaren, die Urſache der vorübergehenden Erſcheinungen in einem ewigen Weſen. Die Natur kann uns alſo über ſich ſelbſt keine genügende Auskunft geben. Sie bedarf einer Macht, die ſie lenke, einer Intelligenz, die ſie ordne, eines abſoluten, ewigen Weſens als ihrer Urſache. Das ſind die Forderungen der Vernunft, und wenn wir den Begriff Gottes beſitzen, ſo offenbart uns die Natur ſeine Macht und Weisheit.

Dieſes Argument iſt alt und man heißt es alltäglich. In der That, es wurde ſchon ſo lange herumgeſchleppt in den Reden des Sokrates, in den Schriften Kepler's, Newton's,

Linné's. Ja es iſt zum Gemeingut herabgeſunken, wenn man ſagen kann, die Wahrheit ſinke, wo ſich der wachſende Glanz ihrer Klarheit über die Menge ausbreitet. Wollte ich das Zeugniß aller Gelehrten anführen, welche Gott in der Natur erblickten, wollte ich ſie aufzählen alle Dichter, welcheden in der Schöpfung geoffenbarten Ruhm des Ewigen beſangen, ſo würde ich Ihre Geduld ermüden. Sie begreifen, daß wenn nach der Aeußerung des menſchenfeindlichen Rouſſeau gewiſſe Philoſophen die allgemeine Anſchauung verachten, und den ſelbſterfundenen Irrthum der von Andern entdeckten Wahrheit vorziehen, von dieſer Seite dem alten Argument, welches von der Ordnung des Weltalls auf die Weisheit des Schöpfers ſchließt, nur wenig Achtung zu Theil wird. Dennoch halte ich das veraltete Argument für ein gutes und will es hier vertheidigen.

Die Natur iſt in Wahrheit ein Wunder vor den Augen unſeres Geiſtes. Das Wachſen eines Halms, das Thun einer Ameiſe decken dem aufmerkſamen Beobachter Tiefen der Weisheit auf. Das Morgenlicht in einem ſchimmernden Thautropfen, das Spiel der Sonne im Laube des Waldes bieten dem Dichter und dem Maler eine Fülle von Poeſie. Aber nur zu oft gehen wir in blinder Gewohnheit vorüber, ohne zu ſchauen; das Weltall ſcheint uns in Schlaf verſunken, weil unſere Seele ſchlummert. Doch kann zuweilen ein Lichtſtral uns aus dieſer Betäubung wecken. Zeigt uns die Wiſſenſchaft plötzlich eines jener großen Geſetze, welche in tauſenden von Erſcheinungen die Spur deſſelben Gedankens offenbaren, dann geht das Staunen

unſeres Geiſtes in ein Gefühl von Anbetung über. Wenn das erſte Tageslicht die Schneeſpitzen unſerer Alpen ſchimmernd überhaucht, wenn eine glühende Säule auf den ſtillen Waſſern des Sees den Sonnenuntergang wiederſpiegelt, wer müßte nicht den höchſten Künſtler preiſen? Wenn im Spätherbſt branner kalter Nebel über unſern Thälern lagert, bedarf es oft nur eines kurzen Steigens am Hange des Berges, um der finſtern Regien zu entfliehen und die warm beglänzte Reihe der hohen Alpen auf dem unvergleichlichſten Blau ſich abheben zu ſehen. Oft ſchon gewährte ich mir die Freude dieſes Anblicks, und immer erhob ſich unwillkürlich in meiner Seele das Loblied:

Wie ſind die Welten alle von ſeinem Glanze klar!
Preiſt ihn mit frohem Schalle, lobſingt ihm immerdar!*

Dieß iſt beim Anblicke der Schöpfung die natürliche Regung des Gemüths und des Geiſtes. Aber eine falſche Weisheit verdunkelt mit einem Schwarme von Sophismen dieſe klaren Wahrheiten. Wenn Ihr Herz ſich gedrungen fühlt, Gott die Ehre zu geben, ſo können unbehagliche Gedanken in Ihnen aufſteigen und den Zug der Anbetung in Ihrem Innern ſtören. Vielleicht haben Sie geleſen oder ſagen hören, der Weltenpſalm ſei ein verklingendes Echo längſt vergangener Tage, das von einem durch neuere Wiſſenſchaft aufgeklärten Geiſte nicht mehr vernommen

* Tout l'univers est plein de sa magnificence.
Qu'on l'adore, ce Dieu, qu'on l'invoque à jamais!

werde. Ich möchte Sie von diesem peinlichen Zweifel befreien und vor dem Blendwerk eines falschen Wissens bewahren. Ich möchte, daß auch jene, die beim Anblicke der Natur noch nicht mit dem heiligen Paulus anbeten können ihn „dessen unsichtbares Wesen an den Werken der Schöpfung verständlich ersehen wird," wenigstens sich frei fühlten mit Sokrates den höchsten Gott zu bewundern, welcher „die Schöpfung in Jugendfrische und stets erneuerter Kraft erhält." Lassen Sie uns einige der Vorurtheile prüfen, welche man zu verbreiten sucht, um Newton's Argumente zu entkräften und uns Kepler's Ueberzeugungen zu rauben.

Man sagt, das Wissen entferne von Gott und der Glaube sei das Erbe der Unwissenden. Hören Sie zuerst den Italiäner Franchi: „Die gesellschaftliche Klasse, in welcher die Ungläubigen und Skeptiker besonders zahlreich vertreten sind, ist die der wissenschaftlich und literarisch Gebildeten, kurz, der Männer, welche Studien gemacht haben, im Verlaufe derer sie sicherlich die berühmten Beweise für die Existenz Gottes alle vortragen hörten und kennen lernten. Aber kaum unterwarfen sie dieselben dem Kriterium ihres eigenen Urtheils, kaum untersuchten sie mit eigenen Augen, so bewiesen ihnen diese Beweise nichts mehr, so galten ihnen diese Argumente als bloße Paralogismen!"* Das ist der Satz in seiner Allgemeinheit; um zum Ungläubigen oder Skeptiker zu werden, genügt es ein gebildeter Mann zu sein.

---

* Le Rationalisme, p. 19.

Die Anwendung dieſes Satzes auf das ſpezielle Studium der Natur ſoll uns Büchner zeigen. „Unſere tüchtigſten Arbeiter in den Wiſſenſchaften, unſere unermüdlichſten Phyſiker bekennen ſich zu materialiſtiſchen Ideen.“* Dieſelben Tendenzen treten vielfach bei franzöſiſchen Schriftſtellern an den Tag. Der Verfaſſer einer jüngſt erſchienenen aſtronomiſchen Abhandlung z. B. wirft einen Schleier trügeriſcher Worte über den tiefen Glauben Kepler's und betont mit ſichtbarem Vergnügen die atheiſtiſchen Bekenntniſſe des berühmten Laplace.** Das ſind offene Verſuche, ein irreligiöſes Vorurtheil mit der Autorität der Wiſſenſchaft zu begründen, und dieſe Bemühungen beunruhigen eine bedeutende Zahl von Geiſtern. In dieſer Hinſicht ſtelle ich zwei Fragen: iſt es thatſächlich wahr, daß die Mehrzahl unſerer modernen Naturforſcher ungläubig ſei? iſt es möglich, daß die Naturwiſſenſchaft prinzipiell zum Atheismus führe?***

---

* Kraft und Stoff p. 262 der franzöſiſchen Ueberſetzung.

** Les mondes, Causeries astronomiques von Guillemin Siehe p. 122 d. 3. Ausgabe, wo Kepler als ein „von tiefem Glauben an die Natur durchdrungener, von edelm Stolze gehobener Geiſt dargeſtellt wird u. p. 327 u. 336.

*** Man darf die in dieſen Blättern beſprochene Frage nicht mit einer anderen verwechſeln, welche das Verhältniß der Naturwiſſenſchaften zu den Schriften der Offenbarung betrifft. Läßt ſich die Natur ohne Gott erklären? iſt die eine Frage. Stimmt die Geologie mit den Texten der Geneſis überein? iſt die andere, ihrem Weſen und dem Grade ihrer Wichtigkeit nach, von der erſten bedeutend verſchiedene Frage. Der letztere Gegenſtand gehört nicht

Laſſen Sie uns mit der Thatſache beginnen, und vor allem die Tragweite und den Zweck dieſer Unterſuchung feſtſtellen. Ich will ein Vorurtheil zerſtören und nicht eines gründen. So ſchlage ich Ihnen keineswegs vor, die Stimmen der Gelehrten zu zählen, um zu erfahren, ob Gott exiſtire. Nein! Wenn auch alle Akademien Europa's ſich dahin einigten, mit Stimmenmehrheit zu entſcheiden, es ſei Mitternacht am hellen Mittag, ſo würde ich darum nicht aufhören, der Sonne zu glauben. Ich allein? Gewiß nicht, meine Herren! Auch Sie alle, die große Menge unſersgleichen. Ich habe mit Sorgfalt unterſucht, ob die modernen Naturforſcher im Allgemeinen zur Leugnung Gottes hingezogen würden, wie man vorgiebt. Mit Hülfe von Erinnerungen aus meiner Studienzeit und Leſefrüchten ſpäterer Tage ſtellte ich die Reihe der in verſchiedenen Wiſſenſchaften berühmteſten Namen zuſammen und erkundigte mich nach den religiöſen Anſichten, zu welchen ſich dieſe Männer öffentlich bekannten. Ich theile Ihnen das Reſultat meiner Arbeit in Kürze mit. Ich komme nicht mehr auf die Aſtronomie zurück, da ich trotz der Berühmtheit Laplace's die Autorität Kepler's und Newton's für mehr als genügend erachte, um der ſeinigen die Wage zu halten. Setzen wir den Fuß auf

---

in den Rahmen dieſer Vorträge. Ich begnüge mich anzudeuten, daß die Natur zwar und die heilige Schrift unveränderliche Elemente ſind, daß ſich aber durchaus nicht daſſelbe von den Auslegungen der Theologen und den Ergebniſſen der heutigen Geologie ſagen läßt. Es iſt ſchwer, zwei mehr oder weniger unbeſtimmte Größen zu vergleichen.

die Erde, ſo begegnen wir zuerſt der Erdkunde als der allgemeinen Kenntniß unſerer Wohnſtätte. In dieſer Studienrichtung gebührt einem deutſchen Gelehrten, Ritter, der unbeſtrittene Vorrang. Selbſt Frankreich nennt ihn „den Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Geographie.“ Die Erdkunde ſtützt ſich auf nahezu alle Wiſſenſchaften: ſie geht von den allgemeinen Reſultaten der Chemie, der Phyſik und der Geologie aus. Wurde nun Ritter durch ſein reiches Wiſſen Gott entfremdet? Er iſt gerade einer der Gelehrten, bei welchen Wiſſenſchaft und Glaube ſich am ſchönſten vereinigten. Einer meiner Freunde, der ihn perſönlich kannte, beſchreibt ihn mir nicht nur als einen Geiſt, der in der Schöpfung den Schöpfer fand, und der ſich vor ihm beugte, ſondern als einen liebenswürdigen und thätigen Chriſten, der es ſich angelegen ſein ließ, ſeine Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen.

Vom allgemeinen Studium der Erdkugel geben wir über zu dem der organiſirten Weſen auf ihrer Oberfläche. Führt vielleicht die Botanik den menſchlichen Geiſt dazu, des Schöpfers zu vergeſſen? Ich öffne das *Syſtem der Natur** von Linné, und leſe auf der Rückſeite des Titelblattes: „Herr, wie ſind deiner Werke ſo groß und viel! du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güter.“** Ich ſchlage einige Blätter um und finde eine Ueberſchrift, welche unter dem Titel: *das Naturreich* die allgemeine Eintheilung der Weſen enthält. Der Anfang

---

* Systema naturae.

** Der 104. Pſalm. 24.

lautet: „Gott, Ewiger, Allweiser, Allmächtiger! Ich „habe ihn von ferne an mir vorüberwandeln ſehen, und bin „freudig erſchrocken. Ich fand die Spuren ſeiner Schritte „in den Werken der Schöpfung, und entdeckte ſogar in den „kleinſten und anſcheinend unbedeutendſten dieſer Werke „unendliche Kraft und Weisheit, unerklärliche Vollkommen„heit! . . . . . Nennſt du ihn Verhängniß, ſo irrſt „du nicht; denn von ihm hängt alles ab. Nennſt du ihn „Natur, ſo irrſt du nicht; denn aus ihm iſt alles ent„ſproſſen. Nennſt du ihn Vorſehung, ſo redeſt du „wahr; denn durch ſeinen Rathſchluß beſteht die Welt. —* Ein anderer großer Naturforſcher, G. Cuvier, bemerkt ſorgfältig, wie Linné mit ſichtbarer Freude die ihm von der Naturgeſchichte zahlreich gebotenen Gelegenheiten wahrnahm, um von der Weisheit der Vorſehung Zeugniß abzulegen.* So ward die moderne Botanik auf Frömmigkeit gegründet. Hat ſie nun nach der Hand Entdeckungen gemacht, welche aus dem Leben der Pflanzen die Spur des göttlichen Gedankens tilgen konnten? Hier möchte ich Ihnen eine perſönliche Erinnerung mittheilen. In meiner Jugend genoß ich den Unterricht des greiſen Baucher, der, nachdem er de Candolle's Lehrer geweſen, ſein Freund geblieben war. Durch eine ſonderbare akademiſche Kombination war Baucher verpflichtet, uns nicht die Botanik, ſein Lieblingsfach, in dem er Großes leiſtete, zu lehren, ſondern eine Wiſſenſchaft, von der er wenig verſtand und welche ihm nicht zuſagte. So

---

* Biographie universelle.

kam es denn, daß der größte Theil der Stunde mit vertraulicher Unterhaltung ausgefüllt wurde. Dieſe Geſpräche führten uns weit von der Kirchengeſchichte ab, die wir eigentlich lernen ſollten. Der verdrängte Botaniker kam, von der Liebe zu ſeinem Fache gezogen, ganz natürlich auf ſein eigenes Feld zurück, und dann ſahen wir ihn Thränen der Rührung vergießen auf ſeinem Katheder, wenn er von Gott ſprach, der die liebliche primula veris erſchuf und das Veilchen in der Hecke am Wege verbarg. Darum iſt auch das Andenken des Greiſes nicht nur in meinem Geiſte lebendig, ſondern auch meinem Herzen theuer geblieben. Er war doch auch ein Gelehrter, ein leidenſchaftlicher Botaniker und gehörte dem neunzehnten Jahrhundert an, aber er fühlte und ſprach wie Linné.

Laſſen Sie uns nun zur Geſchichte der Thiere übergehen. Vor einigen Jahren wünſchte ich mir die beſte moderne Abhandlung über Phyſiologie zu verſchaffen. Man bezeichnete mir das Werk des Profeſſor Müller in Berlin. Dieſes Buch hat ſeitdem nichts von ſeinem Werthe verloren, denn heute noch hat es ein Student unſerer Fakultät der Wiſſenſchaften auf den Rath ſeiner Lehrer von mir geborgt. Müller war ein großer Phyſiolog. Er bekannte ſich offen zur chriſtlichen Religion; darf man daraus nicht ſchließen, er habe an Gott geglaubt? Von franzöſiſchen Namen könnte ich mehr als einen zur Stütze meines Satzes anführen, ich will mich aber mit einer einzigen Thatſache begnügen. Die Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt wurde neuerdings auf die Entdeckungen von Paſteur gelenkt. Paſteur hat gefun-

den, daß die Zerſetzung der organiſchen Körper nach dem Tode von kleinen, kaum ſichtbaren Thierchen vollzogen wird, deren Keim die größern Thiere, als das ſchon vorhandene Mittel ihrer Beſtattung, mit ſich tragen. Der Plan der Vorſehung ſchwebt ſeinem Geiſte vor, wenn er ſagt: „Die „erſten Beſtandtheile der lebenden Körper wären gewiſſer„maßen unzerſtörbar, wenn man aus der Geſammtheit der „Weſen jene kleinſten wegnähme, welche Gott anſcheinend „zwecklos erſchaffen hat, und das Leben würde zur Unmög„lichkeit, weil die Rückkehr deſſen, was zu leben aufgehört „hat, in die Atmoſphäre und ins Mineralreich plötzlich auf„gehoben würde.“* Mit andern Worten: ich habe Thatſachen unterſucht, die bis jetzt unvollſtändig beobachtet wurden, und meine Arbeit führte mich zu einer neuen Kundgebung jener göttlichen Weisheit, deren Spuren das Weltall trägt.

England beſitzt einen Naturforſcher erſten Ranges, welchen ſeine Landsleute gerne mit Cuvier vergleichen, Richard Owen. Dieſer Gelehrte hat ſich vor wenigen Monaten in einer zahlreichen Verſammlung über die Beziehungen der religiöſen Idee zur Naturwiſſenſchaft ausgeſprochen.** Er beſitzt die ganze Aufklärung unſerer erleuchteten Epoche;

---

* Comptes rendus de l'Académie des Sciences vom 20. April 1863. p. 738.

** Exeter Hall lectures. The power of God in his animal creation. Dieſe ausgezeichnete Schrift enthält eine doppelte Proteſtation, einerſeits gegen die Verblendung der Gelehrten, welche

die neuen Entdeckungen ſind ihm bekannt, er gehört zu den Fürſten der modernen Wiſſenſchaft. Dennoch, meine Herren, ſpricht Owen von ſeinem Studium nicht anders als Newton von der Betrachtung des Himmels und Linné von der Beobachtung der Pflanzen. Er ſcheut ſich nicht, die unergründliche Weisheit zu bewundern, welche den Organismus des lebenden Körpers bildete. Seine Rede iſt überſchrieben: Die Macht Gottes in ſeiner Thierſchöpfung .. Je mehr wir verſtehen, ſagt er, um ſo mehr erſtaunen wir und beten wir an. Er hebt das Wunderbare jener Naturerzeugniſſe hervor, neben welchen die feinſten Arbeiten der Induſtrie unter dem Mikroſkop als grobe Anfänge erſcheinen; er vergleicht unſere vollkommenſten Maſchinen den lebendigen aus Gottes Hand hervorgangenen Organismen, und kommt zu dem Schluſſe, die Verkennung der höchſten Intelligenz in dem Verhältniſſe der Mittel zu den Zwecken verrathe einen geiſtigen Mangel, der nur mit der fehlerhaften Bildung des Auges zu vergleichen ſei, welches die Farben nicht unterſcheiden könne. Owen erklärt, eine ſolche Richtung des Geiſtes und Gefühls bei einem Naturforſcher könne den Tadel der einen, das Mitleid der andern hervorrufen, bleibe ihm perſönlich aber durchaus unbegreiflich.

---

die Gegenwart Gottes in der Natur verkennen, anderſeits gegen die Anſprüche der Theologen, welche, auf mehr oder weniger richtig gedeutete Schriftworte geſtützt, die gewiſſen Ergebniſſe des Naturſtudiums angreifen.

Wird vielleicht der gelehrte Chemiker durch das Studium der Elemente der Materie zum Atheismus geführt? Man sagt mir, Liebig sei einer der ersten Chemiker unserer Zeit. Er glaubte, eine Anwendung der Chemie auf die Landwirthschaft entdeckt zu haben, welche der Ausnützung des Bodens vorbeugen sollte. Seine Entdeckung führte zu nichts, und ein aufmerksames Studium des Gegenstandes gab ihm die Gewißheit, daß der Zweck, den er verfolge, schon providentiell auf einem Wege erreicht sei, von dem er keine Ahnung hatte. Hören Sie, was er darüber in einer im Jahre 1862 erschienenen Schrift sagt.* „Nachdem ich „alle Thatsachen einer neuen und genauern Prüfung unter„worfen hatte, fand ich die Ursache meines Irrthums; ich „hatte mich gegen die Weisheit des Schöpfers verfehlt und „erhielt meine gerechte Strafe. Ich wollte sein Werk ver„vollkommnen und glaubte in meiner Verblendung, es sei „in der bewundernswerthen Kette von Gesetzen, welche das „Leben der Erdoberfläche bestimmen und es ewig frisch er„halten, eine Lücke, welche ich machtloser Erdenwurm auszu„füllen berufen sei. Es war dafür schon gesorgt, aber auf „eine so wunderbare Weise, daß die Möglichkeit eines sol„chen Gesetzes von der menschlichen Vernunft nicht einmal „geahnt werden konnte." Das ist ein demüthiges und edles Bekenntniß. Diesem Chemiker, der Gott die Ehre

---

* Die Anwendung der Chemie auf Landwirthschaft und Physiologie. Siebente Ausgabe. Einleitung p. 69. (Aus dem Französischen ins Deutsche zurückübersetzt.)

giebt, darf keiner ſeiner Kollegen ſagen: „Wüßten Sie ſo viel wie wir, ſo ſprächen Sie nicht mehr von der Weisheit des Schöpfers.“

Wir kommen zu den Phyſikern. Auf dieſen Theil meiner Unterſuchung legte ich beſondern Werth, weil ich in den Produkten eines Pariſer Schriftſtellers geleſen hatte, daß durch die moderne Phyſik die Anhänger der Doktrin eines wirklichen und freien Gottes gänzlich in Nachtheil gebracht ſeien. Ich erkundigte mich bei einem kompetenten Manne nach einem Phyſiker von hervorragendem Verdienſte und europäiſchem Rufe. Er antwortete: „Sie dürfen kühn und mit der Zuſtimmung aller Gelehrten behaupten, es ſei Faraday durch die Größe ſowohl, als durch die Tragweite ſeiner Entdeckungen der erſte lebende Phyſiker.“ Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe verſichert hatte, an den rechten Mann zu gelangen, nahm ich mir die Freiheit, Herrn Faraday folgenden Brief zu ſchreiben:

Genf, 30. Oktober 1863.

Mein Herr,

Ich habe die Abſicht, nächſtens in Genf vor einem Auditorium von Männern eine Reihe von Vorträgen zur Bekämpfung der Erſcheinungen des modernen Atheismus zu beginnen. Ich möchte dieſem traurigen Irrthum den Gottesglauben entgegenſetzen, den Glauben an den himmliſchen Vater, wie ihn die Welt durch das Evangelium empfangen hat.

Einer meiner Vorträge sollte speziell der Hebung jener irreligiösen Vorurtheile gewidmet sein, die auf dem Boden der Naturwissenschaft entstehen. Man hört viel und laut aussprechen, die moderne Chemie und Physik beweisen die Nichtigkeit der religiösen Ueberzeugungen. Diese Behauptungen werden in Genf wie anderswo verfochten. Ich möchte darauf antworten, die Naturwissenschaft entferne nicht von Gott, und, ohne den Glauben an ihn geben zu können, befestige sie denselben in seinen Bekennern; ich möchte mich dabei auf Namen stützen, die in der Wissenschaft eines unbestreitbaren und dauerhaften Rufes genießen. Ermächtigen Sie mich dazu, mein Herr, den Ihrigen zu gebrauchen?

Herr Faraday antwortete mir unter dem Datum des 6. Novembers 1863:

Mein Herr,

. . . . . Sie haben vollkommen das Recht, sich meines Namens zu bedienen; denn obschon ich es gewöhnlich vermeide, heilige und weltliche Dinge zu vermengen, habe ich bei gegebener Gelegenheit einige Zeilen geschrieben und veröffentlicht, welche Ihnen jenes Recht geben. Und ich stehe heute noch dazu. Ich füge eine Kopie derselben bei. Sie werden, hoffe ich, in keinem Theil meiner Forschungen irgend etwas finden, das den Sinn dieser Worte schwächen oder ihm auf irgend eine Weise widersprechen könnte.

Ich bitte Sie, meinen Freund de la Rive meines beſten Andenkens zu verſichern . . . . . .

Die angegebene Stelle zieht eine ſcharfe, vielleicht zu ſcharfe Scheidelinie zwiſchen den beobachtenden Wiſſenſchaften und dem Gebiete der religiöſen Wahrheit, und enthält ein entſchiedenes Bekenntniß des Glaubens an die Offenbarung. Der Autor ſpricht aus, er habe nie die Unvereinbarkeit des Wiſſens mit dem Glauben einſehen können und giebt folgende Erklärung ab: „Auch in den irdiſchen Dingen halte ich dafür, daß Gottes unſichtbares Weſen, das iſt ſeine ewige Kraft und Gottheit, erſehen wird, ſo daß man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.“

Ein Pariſer Literat behauptet, die Naturwiſſenſchaft entferne von Gott; einer der erſten Gelehrten unſerer Zeit erklärt, die wiſſenſchaftliche Betrachtung der Natur mache die Weisheit Gottes offenbar. Es handelt ſich hier um eine Thatſache. Wem wollen wir unſer Vertrauen ſchenken? Was mich betrifft, ſo ſtelle ich mich, weil es ſich um Phyſik handelt, auf die Seite des Phyſikers.

Wir endigen hier unſere Aufzählung, nicht weil es uns an Stoff, ſondern weil es uns an Zeit gebricht ſie weiter zu führen. Sie ſehen, daß der Name keines ſchweizeriſchen Gelehrten darin vorkommt. Unſer Vaterland hätte doch eine reiche Fundgrube geboten. Es beſitzt, und das iſt ſein Ruhm, eine bedeutende Zahl Gelehrter, welche bei der Beobachtung der materiellen Thatſachen der Rechte des Geiſtes

nicht vergeſſen, und die ihre Seele von den Wundern, die ſie erforſchen, zu deren Schöpfer zu erheben wiſſen. Es iſt alſo leicht zu begreifen, daß ich nicht aus Beſorgniß um meine Sache, ſondern aus einem Beweggrunde der Beſcheidenheit in dieſe Streitfrage keine Männer ziehe, die uns nahe ſtehen und deren einige vielleicht hier gegenwärtig ſind. Ich mache, durch den Brief Faraday's veranlaßt, eine einzige Ausnahme und nenne Herrn de la Rive. Wir haben ihn mehr als ein Mal öffentlich die Stelle der philoſophiſchen und religiöſen Wiſſenſchaft der Naturforſchung gegenüber genau bezeichnen und dem Schöpfer die Ehre geben hören. Und ich glaube nicht, daß jemand in oder außer der Schweiz das Recht hätte, im Namen der Phyſik verächtlich zu reden von der klar ausgeſprochenen religiöſen Ueberzeugung unſeres gelehrten Landsmannes.

Erinnern Sie ſich wohl, meine Herren, daß ich nicht unternommen habe, das Daſein Gottes durch eine Berufung auf die Autorität der Gelehrten feſtzuſtellen. Es handelte ſich allein darum, ein Vorurtheil zu zerſtören. Man ſchreit uns von allen Seiten zu, die beſten Naturforſcher ſeien Atheiſten geworden. Dem iſt nicht alſo, und ich hoffe es bewieſen zu haben. Es giebt Atheiſten, welche die Naturwiſſenſchaften pflegen: das iſt richtig. Aber, wenn auch die Hälfte der Naturforſcher Atheiſten wären, was bei weitem nicht der Fall iſt, da andere und die größeren in ihren Studien im Gegentheil neuen Grund zur Anbetung Gottes finden, ſo wäre man genöthigt zu anerkennen, daß der eigentliche Grund der getheilten religiöſen Ueberzeugungen dieſer Ge-

lehrten außerhalb ihres Fachstudiums liegt. Wir finden diese Ansicht bestätigt, wenn wir von den Thatsachen zu den Prinzipien übergehen.

Die Schwäche des menschlichen Geistes macht ihn geneigt die Dinge zu vergessen, mit welchen er sich nicht beschäftigt. Jede spezielle Kultur einer Gedankenrichtung droht auf anderm Gebiete die Entwicklung unserer Anlagen zu hindern. Hegel hatte sich in Abstraktionen verloren und überzeugte sich von der Möglichkeit, durch reines Räsonnement die Geschichte der Natur und des Menschengeschlechtes zu konstruiren. Ein Mathematiker, der für nichts anderes mehr Auge hatte als für geometrische Figuren und Demonstrationen, fragte bei der Aufführung eines dramatischen Meisterstückes: „Was beweist mir das?“ Ein in das Studium der sinnlichen Erscheinungen vertiefter Physiolog äußerte sich: „Wo ist die Seele von der man spricht? Ich habe sie noch nicht gesehen.“ Dieß alles sind Kundgebungen derselben Art. Jene geistige Unzulänglichkeit, welche gewisse Gelehrte zum Glauben führt, der Gegenstand ihres speziellen Studiums sei alles, darf der Wissenschaft selbst nicht zur Last gelegt werden. Ein an die ausschließende Beobachtung der stofflichen Erscheinungen gewöhnter Forscher kann in Folge seiner intellektuellen Gewohnheiten ein Materialist werden und es geschieht dieß in nur zu häufigen Fällen, aber das Studium selbst ist für dieses Ergebniß nicht verantwortlich. Wir wollen es zu beweisen suchen, indem wir den Gegenstand der Naturwissenschaften näher bezeichnen.

Wenn eine Erſcheinung uns vorliegt, ſtellt die Forſchung drei Fragen:

1) Wie offenbart ſich die Thatſache? Welches iſt der Modus ihres Daſeins? Durch die Antwort erhalten wir das Geſetz der Erſcheinung. Die Körper fallen mit einer beſtimmten Schnelligkeit zur Erde: die Beſtimmung dieſer Schnelligkeit iſt das Geſetz ihres Falls.

2) Welches iſt die reelle wirkende Kraft, welche die Erſcheinung hervorbringt? Das iſt das Suchen nach der Urſache.

3) Welches iſt die Abſicht, die dem Entſtehen der Erſcheinung zu Grunde liegt? Das iſt die Frage nach dem Zweck oder der Endabſicht.

Dieſe drei Fragen in Bezug auf eine Thatſache beantworten, ihr Geſetz, ihre Urſache, ihren Zweck finden, das iſt es, was wir dieſelbe begreifen oder erklären heißen. Dieſe Analyſe iſt von Ariſtoteles und ſcheint trefflich. Die Naturwiſſenſchaft, wie ſie die Neuern verſtehen, will nicht die Geſammtheit der Fragen beantworten, deren Löſung der menſchliche Geiſt fordert. Sie beſchränkt ſich auf die erſte derſelben: ſie klaſſifizirt die Erſcheinungen, ſucht dann ihr Geſetz, und, hier angelangt, geht ſie nicht weiter. Urſache und Zweck der Dinge liegen außerhalb des Kreiſes ihrer Forſchung; die Gottesfrage bleibt ihr demnach fremd.

Man erzählt, Bonaparte habe ſich gewundert, daß der Marquis de la Place ein dickes Buch über das Weltſyſtem ſchreiben konnte, ohne irgendwie des Schöpfers zu erwähnen, der gelehrte Aſtronom aber habe ihnen geantwortet: „Sire, dieſer

Hypotheſe bedurfte ich nicht.“ — Vom Standpunkte der Naturwiſſenſchaft aus iſt die Antwort annehmbar. Ein Aſtronom bedarf Gottes nicht, um die Reihe ſeiner Berechnungen zu verfolgen, und ihre Reſultate mit dem Gang der Geſtirne zu vergleichen; ein Chemiker bedarf Gottes nicht, um in der Zuſammenſetzung der Körper die einfachen Elemente zu erkennen; ein Phyſiker bedarf Gottes nicht, um die Tonwellen oder die elektriſchen Strömungen zu beſtimmen. Die Naturwiſſenſchaft beweiſt Gott nicht; noch viel weniger kann ſie etwas gegen ihn beweiſen. Sie erkennt die Ordnung in den Erſcheinungen; ſie erkennt ſie nicht allein, ſie ſucht dieſelbe und ſetzt ſie voraus kraft eines geheimen Glaubens, welcher der Inſtinkt der Vernunft iſt. Um Gott zu läugnen, müßte die Wiſſenſchaft beweiſen, daß keine Ordnung, alſo auch keine Urſache der Ordnung ſei; denn indem man die Harmonie des Weltalls hervorhebt, bereitet man offenbar die Grundlage für eine Beweisführung, die von der erkannten Vernunftmäßigkeit in den Erſcheinungen auf die Vernunft der Macht ſchließt, welche dieſelben hervorbringt. Wer bewieſe, es gebe keine Ordnung, würde zugleich beweiſen, es gebe keine Wiſſenſchaft. Für ſolche, die den Werth der Ausdrücke wohl erwägen, enthalten die Worte atheiſtiſche Wiſſenſchaft einen Widerſpruch; ſie bedeuten: Wiſſenſchaft, die beweiſt, es gebe kein Wiſſen.

So, meine Herren, ſteht in Wahrheit die Frage. Wenn unſere Gelehrten ihrer Methode treu bleiben, ſuchen ſie die Geſetze der Erſcheinungen feſtzuſtellen und beſchäftigen ſich weder mit der erſten Urſache der Natur noch mit

ihrem allgemeinen Zwecke; sie lassen die Gottesfrage auf sich beruhen. Woher kommt aber die verneinende Richtung mancher Naturforscher? Ich will es Ihnen sagen. Die Gelehrten, welche sich scharf im Rahmen ihrer Wissenschaft einzugrenzen wissen, sind seltene Ausnahmen. Fast immer durchdringt der Gedanke des Menschen die Arbeit des Forschers, und die Ergebnisse seines Studiums scheinen ihm für oder gegen Gott zu zeugen, je nachdem er glaubt, oder nicht glaubt. Newton schließt sein Buch mit einem Lobgesang auf den Schöpfer, aber nicht die mathematischen Prinzipien der Natur hatten ihm den höchsten Gott geoffenbart. Er erkennt die Stralen seiner Herrlichkeit, weil er an ihn glaubt. So meint auch der Atheist, seine Forschungen vernichten Gott, weil seiner Seele Gott verhüllt ist. In beiden Fällen ist es eine der reinen Wissenschaft fremde Lehre, welche auf ihre Ergebnisse abfärbt. Man täuscht sich in dieser Beziehung oft und auf beiden Seiten. Die fromme Seele kann es nicht fassen, daß es möglich sei, das All zu betrachten, ohne deutlich darin den Namen seines Schöpfers zu lesen, und anderseits verbirgt sich der in die beobachtenden Wissenschaften eindringende Atheismus unter Ideenverwirrungen, die wir durchaus zu schlichten versuchen müssen.

Die moderne Wissenschaft, sagten wir, bleibt bei den Gesetzen stehen, ohne sich um die Ursachen zu kümmern. Die Gesetze, welche die Reihenfolge der Thatsachen bestimmen, wie sich dieselben der Beobachtung darbieten, drücken die Art und Weise aus, in welcher die Ursachen wirken. Es sind

hier zwei Ideen wohl zu unterscheiden: die Kraft welche wirkt, und die Weise in der sie wirkt. Wenn der Naturforscher glaubt, seine Wissenschaft umfasse alles, so muß er den Schluß ziehen, daß es unmöglich sei, über die Gesetze hinaus etwas zu wissen, daß unüberwindliches Dunkel uns die Macht verberge, welche in ihnen thätig ist. Aber selten gelingt es ihm, diese Stellung zu behaupten; er täuscht seine Vernunft und verwechselt die Gesetze, welche er gefunden hat, mit den Ursachen, deren sein Geist nicht entbehren kann. Zuerst sagt er mit Franchi: „die Welt ist, was sie ist." Es ist dieß die allgemeine Formel aller Erfahrungswahrheiten. Dann geht er mit ihm weiter und sagt: „und sie ist, weil sie ist." Dieses weil bedeutet nichts, oder es bedeutet: die Gesetze sind ihre eigenen Ursachen. Fragen wir, was die Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so antwortet man uns mit astronomischen Formeln, welche diese Bewegung aussprechen, und glaubt, die Bewegung selbst sei erklärt, weil gesagt wurde, wie sie sich der Beobachtung darbietet. Das ist eines der seltsamen Beispiele jener Begriffsverwirrung, welche dem Atheismus Thür und Thor öffnet.

Ein englischer Naturforscher, Darwin, hat entdeckt, daß in dem fortschreitenden Leben der thierischen Generationen günstige Abweichungen, welche im Organismus eines Wesens zur Erscheinung kommen, auf seine Nachkommen übergehen und die Dauer seiner Race sichern, während schädliche Abweichungen verschwinden, weil sie die Zerstörung der Race, in welcher sie entstanden sind, herbeiführen. Er sagt uns: „dieses Gesetz der Erhaltung günstiger Abweichungen und

des Ausschlusses schädlicher Unregelmäßigkeiten nenne ich Naturwahl.* Was versteht der Autor unter Gesetz? Er giebt zur Antwort: „Die Reihenfolge der Thatsachen, so weit sie uns bekannt ist.“** Das ist die wahre Definition des Gesetzes: es ist der einfache Ausdruck der Folge der Thatsachen; die Ursache bleibt zu erforschen. Ich schlage das Buch an einer andern Stelle auf. Hier spricht der Autor vom Auge, und seine Lehre sagt, das Auge des Adlers habe sich durch langsame Wandlungen aus einem überaus einfachen Sehwerkzeuge gebildet. Es hätte also in der Entwicklung des Thieres zuerst einen Anfang des Auges gegeben, dann ein mittelmäßiges Auge, dann das Adlerauge, weil die günstigen Veränderungen der Gesichtsorgane im Laufe der Jahrhunderte bewahrt und vermehrt wurden. So folgten die Thatsachen auf einander, und dieß wäre das Gesetz. Wir wollen es glauben. Wo ist aber die Ursache? Der Optiker schleift unsere Brillengläser, wer aber machte das Adlerauge und berechnete die langsamen Vervollkommnungen, die es zuletzt hervorbrachten? Hören Sie Darwins Ansicht: „Es giebt eine intelligente Macht, die Naturwahl, und diese Macht lauert ohne Unterlaß auf die zufälligen Veränderungen, welche in den durchsichtigen Schichten des

* De l'Origine des espèces. p. 116 (französische Ausgabe).

** Origine des espèces p. 117. Die Stelle lautet buchstäblich „die nothwendige Reihenfolge der Thatsachen“: aber man thäte dem Schriftsteller Unrecht, wenn man ihm den Gedanken zuschriebe, die Beobachtung offenbare uns das „Nothwendige“ im philosophischen Sinne des Wortes.

Auges verkommen, um ſorgfältig jene Abweichungen zu wählen, die ein deutlicheres Spiegelbild hervorzubringen vermögen .... Die Naturwahl wird mit untrüglichem Geſchicke jede neue Vervollkommnung, die ſich zeigt, feſthalten."* Die Naturwahl iſt ein Geſetz, ein Geſetz iſt die Reihenfolge der Thatſachen: jetzt ſollten wir, ſcheint uns, die leitende Macht ſuchen, welche dieſe Folge von Thatſachen ordnet, aber nun verwandelt ſich plötzlich die Folge von Thatſachen ſelbſt in eine Macht, in eine intelligente Macht, die mit untrüglichem Scharfblick ihre Wahl trifft. Die Ideenverwirrung iſt vollſtändig. Der Geiſt betrügt ſich und zieht den Schluß, das Geſetz erkläre Alles und bedürfe ſelbſt keiner Erklärung. Die Idee der Urſache verſchwindet, und, um mit Auguſt Comte zu reden: „Die Wiſſenſchaft führt Gott mit Ehrenbezeugungen an ihre Grenze zurück und dankt ihm für ſeine proviſoriſchen Dienſte."** Vielleicht iſt dieß nicht der Gedanke Darwin's, aber es iſt wenigſtens der mancher ſeiner Schüler, wie wir bald ſehen werden.

So verſucht man die Idee der Urſache zu verheimlichen. Laſſen Sie uns nun ſehen, welches Schickſal jene andern Bedürfniſſe der Vernunft: das Ewige, das Unendliche erwartet. Ich öffne Doktor Büchners Schrift und leſe: „Wir ſind nicht im Stande, uns einen auch nur annähernden Begriff von ewig, unendlich zu machen, denn unſer in

* Ebenda p. 272.

** Caro. L'Idée de Dieu p. 47.

Bezug auf Raum und Zeit in die Grenzen der Sinne eingeschlossener Geist vermag diese Schranken nicht zu durchbrechen, um sich zur Höhe dieser Idee zu erheben."* Ich lese fort und begegne dreizehn Zeilen weiter unten auf derselben Seite folgenden Worten: „Darum müssen Stoff und Raum unendlich sein".** Sie sehen, wie dieser Schriftsteller die großen Ideen der Vernunft behandelt. Wo sie auf Gott hinweisen, verwirft er sie; kann er sie aber gegen Gott gebrauchen, so wendet er sie an. Das sind allerdings grobe Verstöße und Doktor Büchner verdirbt sein Spiel; aber, oft unter feinern und geistreichern Formen, findet sich derselbe Sophismus in allen materialistischen Systemen. Man behauptet, wir haben keinen Begriff vom Unendlichen und sucht zugleich die Vernunft, welche dieser Idee bedarf, dadurch zu beschwichtigen, daß man dieselbe auf die Materie überträgt.

Ferne sei es von mir, im Namen der Philosophie die Naturwissenschaften angreifen zu wollen; ich stehe im Gegentheil hier, um sie zu vertheidigen. Ich verlange Genugthuung in ihrem Namen für den Schimpf, welchen ihnen der Materialismus zufügt, wenn er seine häßliche Blöße mit

* Kraft und Stoff. S. 181 der franz. Ausgabe.

** Wir finden dasselbe Verfahren in Les Mondes von Amédée Guillemin, welcher (auf Seite 60 der 3. Ausgabe) behauptet, die Wissenschaft berühre die philosophischen Fragen nicht, und zehn Zeilen später, die astronomische Erfahrung führe unsere Vernunft zur Idee der Ewigkeit der Welt. Hierauf scherzt er anmuthig über die Liebhaber des Absoluten.

ihrem Königsmantel deckt. Der Materialismus ist niemals aus den Naturstudien hervorgegangen: er trübt nur mit dem unreinen Zuflusse seines fremden Gewässers ihren reichen, durchsichtigen Strom. Die Naturforscher auf der einen, die Theologen und Philosophen auf der andern Seite sollten sich seltener befehden. Sie sind Menschen, und ihnen ist nichts Menschliches fremd; auch von anmaßenden Vorurtheilen, eifersüchtigem Rangstreit, neidischem Eifer bleiben sie nicht ganz unberührt: das verschulden die Leidenschaften. Aber wir dürfen nicht die Wissenschaft für ihre Vertreter verantwortlich machen. Könnten wir die menschlichen Leidenschaften wegnehmen, so würde die Harmonie vollständig hergestellt, das Studium des Stoffs böte dem Studium des Geistes die Hand und der Naturbegriff versöhnte sich mit dem Gottesbegriff: alle Wissenschaften würden sich erheben in majestätischem Einklang. Ich sage absichtlich erheben; denn auch die Wissenschaften sind ein Theil jener goldenen Kette, welche die Erde mit dem Himmel verbinden soll.

Die Behauptung, daß die Naturwissenschaft von Gott entferne, ist der Ausdruck eines Vorurtheils. Thatsächlich ist sie unwahr und grundsätzlich unmöglich, demnach vollkommen nichtig. Der Atheismus ist ein System, für welches die Naturwissenschaften in keiner Weise verantwortlich sind. Wir können hier diese Philosophie keiner allgemeinen Besprechung unterwerfen, und beschränken uns auf die Prüfung des Anspruches, den sie macht, in den Ergebnissen der modernen Wissenschaft eine neue Stütze für ihre Behauptung zu finden.

Das neunzehnte Jahrhundert wendet der Geſchichte beſondere Aufmerkſamkeit zu. Es unterwirft nicht allein die Annalen der Menſchheit ſeiner Forſchung; Geologie und Paläontologie durchwühlen die Eingeweide der Erde, um dem Boden, auf dem wir wandeln, Kunden der Urzeit abzufordern. Die Aſtronomie dringt noch weiter und ſucht ſich von dem Zuſtand unſers Planeten vor der Erſcheinung des erſten lebenden Weſens ein Bild zu machen. Sie entdeckt, daß die Sonne am Himmel nicht ſtille ſteht, und unſere Erde in ihrem Jahresumlauf kein zweites Mal dieſelbe Linie berührt. Es wird vermuthet, man ſehe Himmelskörper ſich bilden, und geahnt, man habe andere ſterben ſehen. Die Natur iſt nicht unveränderlich, ſie bewegt ſich und lebt. Der gegenwärtige Zuſtand des Alls iſt nur eine vorübergehende Phaſe in der großen Entwicklung, die Tauſende von Jahrhunderten in der Vergangenheit zählt und eben ſo viele für die Zukunft zu verheißen ſcheint. Dieſe Anſichten, die Ergebniſſe ſicherer und unumſtößlicher Entdeckungen, haben die Geiſter ins Schwanken gebracht. Welches iſt ihre Berechtigung? Newton's Argument gewinnt neue Kraft. Aus einer ſich überall und immer gleichbleibenden, blinden metaphyſiſchen Nothwendigkeit, ſagte der große Mann, kann niemals eine Umwandlung entſtehen. Je mehr man uns darthut, daß das All ſich entwickle und verändere, um ſo mehr tritt die Nothwendigkeit einer höchſten Macht uns entgegen, in welcher wir die Urſachen dieſer Veränderungen erkennen, und einer unendlichen Vernunft, welche dieſelben auf ihren Zweck berechnet. Dieſe Beweisführung ſcheint unumſtößlich,

und doch versuchte der Atheismus auf dem Grunde der neusten Entdeckungen seine Wurzeln zu schlagen. Ich will Ihnen zeigen in welcher Weise.

Entstiege das Weltall in seiner gegenwärtigen Gestalt mit der unendlichen Mannigfaltigkeit seiner Wesen und den wunderbaren Beziehungen, in welchen sie zu einander stehen, auf einmal dem Nichts, oder tauchte es in einem gegebenen Momente in voller Harmonie aus dem Chaos, so könnte auch der verwegenste Geist in diesem Wunder der Weisheit kein bloßes Erzeugniß des Zufalls erblicken. Aber die neuere Wissenschaft, sagt man, giebt jene einfache Erklärung der Dinge: „Gott schuf Himmel und Erde," nicht mehr zu. Die Phrase gehört nur noch in den Katechismus. Wir wissen, daß Alles nach und nach aus zuerst schwachen und formlosen Anfängen sich entwickelte. Die große, wunderbare Welt ist nicht mit einem Mal entstanden. Das Geschlecht der Menschen ist noch jung; in einer früheren Epoche waren noch keine vierfüßigen Thiere da; Thiergeschlechter und Pflanzengeschlechter nahmen einst ihren Anfang; vorher war die Erde nackt, und früher noch kreiste sie vielleicht als eine Gasmasse im Raum. Nach und nach verdichtete sich die Materie, nach und nach organisirte sie sich in lebenden Zellen; nach und nach wurden die Zellen zu ungestalten Thieren; nach und nach wurden diese Thiere vollkommener." Die Zeit also erscheint als der allgemeine Faktor und statt der alten Formel: „das All ist die Schöpfung Gottes" haben wir eine neue, die uns die moderne Wissenschaft an die Hand giebt: „Das All ist das Werk der Zeit."

Und, meine Herren, von diesem allem ist nichts meine eigene Erfindung. Nur zusammengezogen aus verschiedenen Schriftstellern der Gegenwart habe ich die Grundzüge dieser Theorie. Man häuft Jahrhunderte auf Jahrhunderte und will uns damit imponiren, man giebt uns, um die Natur zu erklären, die Idee der Zeit statt der Idee der Macht und der Idee der Weisheit. Man scheint annehmen zu wollen, was nach und nach entstehe, sei schon durch die Langsamkeit seines Werdens genügend erklärt.

Diese Verirrungen des Gedankens traten bei Gelegenheit des Werkes von Darwin mit Macht an das Licht. Die Aufmerksamkeit dieses Naturforschers hat sich den Umbildungen der organischen Typen zugewendet. Er hat erkannt, daß dieselben weit mannigfaltiger sind, als man gewöhnlich annimmt, und daß wir wahrscheinlich als verschiedene Gattungen ansehen, was einfache Spielarten sind. Diese Entdeckungen werden voraussichtlich tiefe Spuren in der Geschichte der Wissenschaft zurücklassen. Darwin ist indeß nicht nur ein Beobachter, er ist ein Theoretiker von ausgeprägt systematischem Geiste. So bedeutende Dienste nun diese Männer des Systems der beobachtenden Wissenschaft leisten, sie haben alle eine Aehnlichkeit mit Pyrrhus, welcher an der Seite der Andromache

Mit trunknem Blick an ihren Zügen hing.*

Ihre Geliebte ist ihre eigene Theorie, und sie lieben sie

---

* S'enivrait en marchant du plaisir de la voir.
Racine. (Andromaque.)

mit ſchwärmeriſcher Leidenſchaft, mit jener Liebe, die des Dichtens und Träumens nicht müde wird. So kam Darwin auf den Gedanken und ſtellte die Hypotheſe auf, nicht nur alle Thiere, ſondern alle Thiere und Pflanzen könnten einem urſprünglichen Typus, einer und derſelben lebenden Zelle entſproſſen ſein. Im Anfange müßte demnach eine einzige Gattung elementarer Organismen ohne beſtimmtes Gepräge dageweſen ſein, aus der auf dem Wege natürlicher Fortpflanzung alles, was da lebt, entſprungen wäre. Die Eiche und der ſich mit ihren Früchten ſättigende Eber, die Katze und der in ihrem Pelze verborgene Floh hätten gemeinſame Vorältern. Was urſprünglich nur eine Familie war, trennte ſich unter dem Einfluſſe des Klimas, des Bodens, der Nahrung, der Feuchtigkeit, der Lebensart, und kraft der alle günſtigen Veränderungen im Organismus bewahrenden und dieſelben häufenden Naturwahl. Wie ſchon geſagt, erſcheint mir Darwin als ein höchſt ſyſtematiſcher Geiſt; ich möchte jedoch daraus nicht ſchließen, daß er ſich irre, ſondern frage, wie ſeine Lehre vom Standpunkte der Experimentalwiſſenſchaft aus beurtheilt wird. Robert Owen ſcheint nicht mit derſelben einverſtanden;* Agaſſiz iſt es durchaus nicht,** und ohne die Autoritäten in der Ferne zu ſuchen, können wir unſern Landsmann Pictet berathen, der uns antworten wird, im gegenwärtigen Stadium der experimentalen Ergebniſſe werde

* Siehe den oben angeführten Vortrag.

** Lettres sur les États-Unis d'Amérique par le lieutenant-colonel Ferri-Pisani. Brief vom 25. September 1861.

dieſe Lehre durch die Thatſachen nicht beſtätigt.* Wir überlaſſen dieſe Frage den Naturforſchern. Wie viel in ihrer Wiſſenſchaft von dieſer Lehre ſich erhalten wird, kann, auf Erfahrung und regelrecht angewendete Induktion geſtützt, nur die Forſchung der Zukunft lehren. Der Gegenſtand unſerer Unterſuchung iſt ein andrer: welches iſt das Verhältniß dieſer ſyſtematiſchen Anſchauung zu der Lehre vom Schöpfer?

Den Lebensfragen der religiöſen Philoſophie gegenüber läßt der engliſche Naturforſcher ſeinen Gedanken höchſt unbeſtimmt. Ich habe Sie ſchon bei der Art, wie er die Naturwahl anwendet, auf die Unklarheit ſeiner Ideen hingewieſen. Der Wortlaut ſeines Buches giebt das Eigenartige des Lebens, die Einwirkung des Schöpfers bei der Entſtehung des erſten lebenden Weſens zu, und vom Menſchen ſpricht er nur in einer beiläufigen Phraſe, die dem harmloſen Leſer leicht entgehen kann. Verwehrt man ſich zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſo muß man einräumen, Darwin bleibe auf rein naturhiſtoriſchem Gebiete. Darum habe ich auch von den Verirrungen des philoſophiſchen Denkens geſprochen, die *bei Anlaß* ſeines Buches hervorgetreten ſeien.

In Folge der Ideenverwirrung, der ſich Darwin ſchuldig machte, erhob man die Naturwahl zu einer Urſache, oder vielmehr man hielt dafür, ſie mache eine Urſache entbehrlich, und verſtand das Syſtem in dem Sinne, daß die organiſchen

---

* Sur l'origine des espèces. Bibliothèque universelle, mars 1860.

Weſen ohne Plan entſtanden ſeien, ohne Leitung, durch die einfache Wirkung materieller Triebkräfte und als das Ergebniß anfangs zufälliger, nach und nach gehäufter Veränderungen. Der göttliche Gedanke und die ſchöpferiſche Gewalt ſchienen aus der Bildung des Weltalls zu verſchwinden, die Zeit und die unendlich langſame Wirkung phyſiſcher Urſachen an die Stelle zu treten. Der Schöpfer im Anfange der Dinge und der von den andern Weſen verſchieden auf der höchſten Stufe der Natur gedachte Menſch erſchienen als zwei falſche Gottheiten, welche die volle Entfaltung des Syſtems hinderten. Auf Darwin folgten bald ſeine rückſichtsloſen Schüler, die ihm Mangel an Konſequenz verwarfen: „Meiſter,“ ſagten ſie, „du folgſt deinem Gedanken nicht ſo weit, als er dich führt; du willſt Mücken ſeigen und Kameele verſchlucken. Es iſt eben ſo leicht, aus der lebenden Zelle eine Ausbildung der Materie zu machen und aus dem Menſchen die Vervollkommnung eines Affen, als den Verfahren des Pferdes in einem Schwamme zu erkennen. Stürze deine Götzen und gieb zu, daß in der mit der Zeit und unter günſtigen Umſtänden entwickelten Materie alles was iſt ſeinen Urſprung hat.“ Materie, Zeit, Umſtände! Was bedürfen wir weiter Gottes!

Dieſes, meine Herren, iſt ein philoſophiſches Syſtem, aber ein Syſtem, das ſich vergeblich auf die Beobachtung der Thatſachen zu ſtützen ſucht. Der mit ſeinem Zeitgenoſſen Cuvier wetteifernde Geoffroy Saint-Hilaire äußerte ähnliche Anſichten, wie die von Darwin wiederaufgeſtellten. In der Beantwortung der gegen ſeine Lehre gerichteten Angriffe aber

behauptete er, seine Theorie enthülle „eine der glorreichsten Kundgebungen der schöpferischen Macht und einen Beweggrund mehr zu Bewunderung, Dank und Liebe".* Man kann also das System nach zwei verschiedenen Richtungen auslegen. Ich möchte Ihnen zeigen, daß diese Deutungen immer von einem außer dem Systeme liegenden Gedanken abhangen. Rein als naturhistorische Theorie betrachtet, kann es den großen Wahrheiten des geistigen Gebiets in keiner Weise zu nahe treten.

Um diese Behauptung sicher zu begründen, lassen Sie uns einmal voraussetzen, die Hypothesen der verwegensten Darwinisten haben sich vermittelst der Experimentalwissenschaft vollständig bewahrheitet; es wäre erwiesen und von uns zugegeben, daß alle Pflanzen, alle Thiere auf dem Wege natürlicher Fortpflanzung von lebenden, ursprünglich gleichartigen Zellen abstammen; es wäre erwiesen, daß die Stoffe des Erdballs sich in einem bestimmten Momente mischten, um diese Zellen hervorzubringen. Wie nun? Ist Gott von jetzt an eine überflüssige Hypothese? Gehen die atheistischen Schlüsse, die man aus dieser Lehre ziehen will, folgerichtig aus ihr hervor? In keiner Weise.

Vorerst muß ich darauf hindeuten, daß eine große Frage übrig bleibt, diejenige über den Beginn der Dinge. Der Stoff vervollkommnet und organisirt sich nach und nach;

---

* In seinen Principes de philosophie zoologique, einer Sammlung der von Geoffroy in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften gegebenen Antworten. 1830.

aber wo iſt ſein Anfang? woher kommt er? Bildet er ſich auch nach und nach mit der Zeit? Wird das Nichtſein nach und nach zum Sein? In der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe von Darwins Buch wird es ſo angenommen. Aber dieß iſt eine metaphyſiſche Frage: ich gehe vorüber.

Wenn die Zeit durch ein nothwendiges Geſetz der Faktor jedes Fortſchrittes iſt, ſo muß dieſe Nothwendigkeit überall dieſelbe ſein. Sind alle Elemente des Stoffes gleich alt? Und warum folgten in dieſem Falle die einen dem Geſetze des Fortſchrittes, die andern aber nicht? Warum blieb dieſer Schlamm, dieſe Kohle Schlamm und Kohle von Jahrhundert zu Jahrhundert, während jene andern Maſſentheilchen ſich auf der Stufenleiter des Alls zur Würde des Lebens erhoben? Warum blieben dieſe Mollusken durch die ganze Reihe ihrer Generationen Mollusken, während andere glücklichere von Wandlung zu Wandlung bis zum Menſchen emporfliegen? Woher kommen dieſe ariſtokratiſchen Neigungen in der Natur? Sind dieſe Weſen, die uns untergeordnet ſcheinen, nur die jüngſten Kinder des Alls, und werden auch ſie zuletzt alle Sproſſen der Leiter erklimmen? Muß man annehmen, es entſtehen nicht nur fortwährend lebende Zellen, die eine neue Reihe von Generationen beginnen, ſondern es geſtalte ſich auch fortwährend neuer Stoff, welcher, von den erſten Elementaranfängen ausgehend, die ihn zum Leben erhebende Wanderung antrete? Man findet Sätze dieſer Art zu gewagt, um ſie aufzuſtellen, und nimmt, um die Mannigfaltigkeit der Dinge zu erklären, die zufälligen Umſtände zu Hülfe. Die

Verſchiedenheit der Umſtände erklärt die Verſchiedenheit der Entwicklungen. Woher aber kann die Verſchiedenheit der Umſtände kommen in einer Welt, wo alles nothwendig und ohne das Eingreifen eines Willens und eines Gedankens ſich entwickelt? Das iſt Newtons Einwendung. Beachten Sie es wohl, die Gründer der materialiſtiſchen Theorien behaupten, es ſei ein kindiſcher und der Wiſſenſchaft unwürdiger Begriff, zu Gott ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Welt zu erklären, weil jede Erklärung auf unabänderlichen, feſten Geſetzen beruhen müſſe, aber immer werden Sie dieſelben Philoſophen auf der That ergreifen, wie ſie den zufälligen Umſtänden ihre Anbetung zollen. Das ſind die hülfreichen Götter, welche ſie in ſchwierigen Fällen anrufen.

Bleiben wir jedoch bei dieſen vorläufigen Bemerkungen nicht zu lange ſtehen. Wir nahmen an, alle organiſchen Weſen ſeien durch Fortpflanzung aus Zellen entſtanden, unter welchen die Beobachtung der Sinne keine Verſchiedenheit zu entdecken vermöge. Die Naturgeſchichte kann nicht mehr beweiſen, noch ſelbſt einen Verſuch dazu machen. Verſetzen wir uns im Geiſte in die Zeit zurück, da die erſten Höhenzüge des Feſtlandes aus dem Urmeere auftauchten. Da ſehen wir auf den halb getrockneten Stellen des Bodens unter gewiſſen Bedingungen von Wärme und Elektrizität Stoffttheilchen ſich vereinigen und jene organiſchen Anfänge bilden, die man lebende Zellen nennt. Dieſe Zellen haben die wunderbare Eigenſchaft ſich fortzupflanzen und die ebenſo wunderbare, auf ihre Nachkommen die günſtigen Veränderungen, welche ſie ſelbſt erlitten haben, zu vererben. Ge-

ſchlechter folgen auf Geſchlechter: nach und nach theilen ſie ſich. Neue Gebilde kommen zum Vorſchein. Die Organismen werden vollkommener und, indem ſie ſich entwickeln, trennen ſie ſich. Das Pflanzenleben fängt an ſich vom Thierleben zu unterſcheiden; die angehende Palme geſtaltet ſich anders, als der ſich bildende Eichbaum; der Vorfahr des zukünftigen Vogels gleicht nicht vollſtändig mehr dem des Fiſches. Wir verfolgen die große Entwicklung. Jahrhunderte gehen vorüber und wieder Jahrhunderte, zu Tauſenden, zu Millionen, zu Milliarden. Wir brauchen nicht mit der Zeit zu ſparen, eher wird unſre Einbildungskraft unter dieſen Zahlenbegriffen erliegen, als der Gedanke ermüden, ſie zu verdoppeln, zu verhundertfachen. Wohin aber gelangen wir zuletzt? Zu der Welt, wie ſie ſeit einigen tauſend Jahren beſteht mit ihrer tauſendgeſtaltigen, in Klaſſen und Arten vertheilten und geſtuften Pflanzenwelt, mit ihren Thierfamilien, mit ihren zahlloſen Beziehungen zwiſchen Thieren und Pflanzen, mit der ganzen unergründlichen Harmonie der Natur. Wir wollen unſere Aufmerkſamkeit auf ein Einzelnes richten.

Häng' an des Geißklee's duftenden Zweig ich das lüſterne Zicklein?*

Warum nicht? Obgleich dieſe Kleeart, wenn ich nicht irre, nur in Lamartine's Verſen Wohlgeruch verbreitet. Wir betrachten den mit gelben Blütenbüſcheln behängten Strauch, während die Ziege ſeine ſchwankenden Zweige niederzieht

* Suspendrons-nous la chèvre au cytise embaumé?

und die Blätter davon abweidet. Das ist eine kleine Einzelnheit im weiten Schooße der Natur. . Aber lassen Sie uns näher treten und um unser mangelhaftes Wissen zu vervollständigen, mag ein Naturforscher uns zur Seite stehen, der uns alle Fragen nenne, die sich an dieses einfache Stillleben knüpfen. Verschiedene Beziehungen des thierischen Organismus zu den Pflanzenstoffen, von denen er sich nährt. In den Organismen und den Lebensthätigkeiten dieser beiden Wesen, im Verhältniß ihres Gewichtes, in den Bewegungen ihrer Gestalt, im Umlauf des Pflanzensaftes und des Blutes die Anwendung der geheimsten Gesetze der Mechanik, der Physik, der Chemie. In den Verhältnissen des Thieres und der Pflanze zu dem Boden der sie trägt, zu der Luft die sie trinken, zu der Sonne die sie bescheint, zu Wärme und Licht, zu Feuchtigkeit und Elektrizität der Atmesphäre . . . allgemeine Beziehungen durch welche alle Theile des Weltalls mit dem geringsten derselben zusammenhangen. Wechselbeziehungen, Gleichgewicht der Dinge, lebenfristende Harmonie, kurz ein Gedankengang in der Organisation der Wesen, in den Kennzeichen die sie unterscheiden, in den Klassen, die sie vereinen, im Verhältnisse dieser Klassen unter sich; Wunder der Vernunft, deren unergründliche Tiefen die Wissenschaften, welche unser Stolz sind, Buchstaben um Buchstaben und Zeile um Zeile zu entziffern suchen. Das sind die Dinge, welche wir überall entdecken. Nun lassen Sie uns zu den primitiven Zellen zurückkehren.

Alle lebenden Wesen, welche die Erdoberfläche bevölkern, sind stofflich aus verschiedenen Bestandtheilen der

Erdſubſtanz gebildet. Es konnte ſich demnach die Entſtehung der erſten lebenden Weſen dem Blicke nicht anders als in Geſtalt einer Verbindung von Beſtandtheilen des Bodens darſtellen; das iſt außer aller Frage. Die urſprünglichen Zellen glichen ſich äußerlich alle. Auf der Wage gewogen, mit dem zerlegenden Meſſer geöffnet, unter das Mikroſkop gelegt, zeigten ſie keine bemerkbare Verſchiedenheit: das iſt die allgemeine Annahme. Alſo waren ſie alle dieſelben, meinen Sie. Ich ſage nein, und gebe Ihnen meinen Beweis: wären die Zellen wirklich identiſch geweſen, ſo hätten ſie unmöglich in der fortſchreitenden Entwicklung ihrer Geſchlechtsfolge die auf der Welt lebenden verſchiedenen Weſen und die Beziehungen, welche dieſe unter einander verbinden, hervorbringen können. Die für das Auge gleichartigen Zellen waren alſo durch verborgene Eigenſchaften, welche erſt ihre Entwicklung ans Licht brachte, unter einander verſchieden. Sie haben mir wohl geſchichtlich angegeben, wie die Welt ſich nach und nach geſtaltete; aber ſie geben mir über die Urſache dieſer Geſtaltung keine Rechenſchaft.

Man erwidert uns: „Wir kennen den Urſprung jener Entwicklungen, welche Sie auf eine angebliche höchſte Vernunft zurückführen. Die lebenden Weſen verwandeln ſich unter dem Einfluſſe der Nahrung, des Klimas, des Bodens, der Lebensart. Zuerſt erleiden ſie nur geringe Veränderungen, dann ſtellen ſich dieſe Veränderungen feſt und mehren ſich, und da, wo Sie einen Plan, Typen und Arten ſehen, liegt nichts als das Ergebniß langſam gehäufter Abweichungen zu Grunde. Die Natur verfügt über ſchrankenloſe Zeiträume,

und alles kam zu seiner Stunde in der Folge der Jahrhunderte. So will man immer die Zeit die Stelle der Vernunft einnehmen lassen. Ich hätte Lust mit Molière's Alceſt zu sagen:

Laßt, meine Herrn, die Zeit hier aus dem Spiel.*

Sie wissen alle, was die Vernunft ist; Sie kennen sie, denn Sie kennen sich selbst. Ist nun Vernunft in der Welt oder ist keine darin? Erlauben Sie mir die althergebrachten Fragen: wenn eine Maschine auf ihren Erfinder schließen läßt, führt das Weltall auf keinen schaffenden Gedanken zurück? Wenn es ohne Optiker kein Fernrohr giebt, sollte das Auge von unbewußten Naturkräften geschaffen sein? Eine neue Camelienart kann nur durch fortgesetzte verständige Versuche des Gärtners, eine verbesserte Race von Schweinen nur durch Talent und Nachdenken des Viehzüchters hervorgebracht werden; ließe sich dagegen unsere ganze Flora und Fauna ohne den Einfluß eines leitenden Gedankens erklären? Und wenn ein vernunftgemäßer Plan in der Welt ist, könnte er wirklich ein chemisches Ergebniß der Kombination von Massentheilchen sein? Entstünde in Wahrheit Vernunft aus Wärmestoff oder Elektrizität? Vergebens verleihen Sie den materiellen Triebkräften schrankenlose Zeiträume: was hilft hier die Zeit? Ob die Welt, wie sie ist, mit einem Male aus dem Nichts getaucht sei, oder ob sie sich

---

* Voyons, Messieurs, le temps ne fait rien à l'affaire.
Misanthrope.

langſam im Laufe unzähliger Jahrhunderte geſtaltet habe, ändert nichts an der Frage. Aus Stoff und Zeit wird ſich niemals Vernunft bilden, das wäre ein ganz hoffnungsloſer alchymiſtiſcher Verſuch. In der Theorie der langſamen Urſachen geht nach und nach das Subſtantivum im Adjektivum unter; es ſcheint, als ob die Urſachen nicht nur langſam, ſondern zuletzt überflüſſig würden. Ein Hauch der Vernunft wirft das Bauwerk dieſer irregegangenen Wiſſenſchaft wie ein Kartenſchloß um. Die Zeit iſt eine relative Größe. Wir beſtimmen ihre Länge und Kürze nach dem Maßſtabe des menſchlichen Lebens. Es giebt Inſekten, die am Morgen geboren werden, um Mittag auf ihrer Lebenshöhe ſtehen und den Abend nur erreichen, wenn ihnen ein patriarchaliſches Alter vergönnt iſt. Könnten wir uns nicht auch für eine ſo lange Dauer beſtimmte Weſen denken, daß ihnen unſere Jahrhunderte als Augenblicke, Reihen unſerer Jahrhunderte als Stunden erſchienen? Würde ein ſolches Weſen unſere geologiſchen Perioden betrachten, ſo würden ihm die langſamen Urſachen zu raſchen, die Frage aber der Vernunft würde ihm gerade ſo entgegen treten, wie uns.

Offenbar will man den Kultus des alten Kronos wieder herzuſtellen ſuchen, dem die Griechen Tempel errichteten. Schauen wir dem Götterbild ins Angeſicht! Der Zeitgott erſcheint zuerſt unſrer Phantaſie als der Allzerſtörende. Er ſchwingt die Senſe und erhebt ſeine kahle Stirn über den Trümmern alles deſſen, was gelebt hat. Ertönt ſein gewaltiger Ruf:

Berühmte Völker zog in dichte
Lautlose Nacht ich schon hinab,
Die ihr euch freuet heut im Lichte,
Wie sie verschwindet ihr im Grab.
Schon manchem Sterne löscht' ich mitten
In seinem Lauf das helle Licht . . .

so antwortet ihm nicht allein das erschreckene Mädchen mit den Worten, die ihm der Liederdichter in den Mund legt:

„Greis," fleht die Schöne, laß dich bitten,
„Nur unsre Liebe sterbe nicht!" *

So tritt uns die Zeit zuerst entgegen. Aber neues Leben folgt auf das Sterben. Aus unerschöpflicher Quelle läßt die Natur neue Erzeugnisse, neue Entwicklungen hervorgehen. Die Jugend hofft, tanzt und lacht auf einem Boden von dem sie nicht ahnt, daß er der unermeßliche Kirchhof aller vorangegangenen Geschlechter ist. Richten wir unsere Gedanken auf die Unzerstörbarkeit des Lebens und die Zeichen beständigen Fortschreitens, so erscheint uns die Zeit als die große Erzeugerin. So hat sie, die was ist Zerstörende

---

* Sur cent premiers peuples célèbres,
J'ai plongé cent peuples fameux,
Dans un abime de ténèbres
Où vous disparaitrez comme eux.
J'ai couvert d'une ombre éternelle
Des astres éteints dans leurs cours . . .
Ah! par pitié, lui dit ma belle,
Vieillard, épargnez nos amours!

Béranger.

und was ſein ſoll Hervorbringende, ein doppeltes Antlitz. Sie iſt eine geheimnißvolle Flut, die unaufhörlich ſteigt und fällt, ſie iſt die Macht des Todes und die Macht des Lebens. Alles dieß, meine Herren, gehört in den Bereich der Phantaſie. Einer ruhigen Vernunft iſt die Zeit nichts anderes als die gleichgültige Bedingung jeder Entwicklung, wie der Raum die gleichgültige Bedingung jeder Bewegung iſt. So wenig als ohne Körper und Kräfte der unendliche Raum eine Bewegung hervorzubringen vermag, ſo wenig vermögen ohne wirkende Urſachen die aneinandergereihten Jahrhunderte ein einziges Stofftheilchen oder ein einziges Element des Denkens hervorzubringen oder zu zerſtören. Die Zeit iſt der Ort des Lebens und des Sterbens, ſie ſelbſt bringt nichts hervor und tödtet nichts.

Der Kampf, den wir heute mit den materialiſtiſchen Philoſophen beſtehen, iſt ſo alt als die Wiſſenſchaft ſelbſt, er entſpann ſich vor mehr als zweitauſend dreihundert Jahren faſt in derſelben Form.

Um das Jahr 500 vor der chriſtlichen Zeitrechnung wurde zu Klazomenä, einer ioniſchen Stadt, der Sohn des Eubulos geboren, welcher unter dem Namen Anaxagoras berühmt werden ſollte. Er wohnte in Athen und die Athener gaben ihm den ruhmreichen Beinamen die Vernunft. Und warum? Man hatte damals eine Lehre aufgeſtellt, welche die Welt durch die Verwandlungen einer Materie erklärte, die ſich fortſchreitend zum Leben und Denken erhebe, ohne die Einwirkung eines Geiſtes. Der

Philoſoph Anaximander ſagte, die erſten Thiere ſeien im feuchten Elemente entſtanden, und durch das Leben in trockenern Regionen verändert worden, ſo daß der Menſch eigentlich nur ein langſam verwandelter Fiſch ſei. „Das will ich wohl zugeben," antwortete Anaxagoras, „aber deine Verwandlungen bedürfen eines verwandelnden Prinzips. Die Materie iſt der Stoff der Welt, das iſt zweifellos; aber ſie konnte die Ordnung der Welt nur hervorbringen, wenn die Vernunft über ihr waltete." Die Athener bewunderten dieſe Entdeckung. Für uns, meine Herren, iſt ſie ſchon längſt gemacht. Laſſen Sie uns darum die moderne Wiſſenſchaft und die Erleuchtung des Jahrhunderts nicht in dieſe Streitfrage ziehen. Unſere Naturgeſchichte iſt viel gelehrter als die der Griechen, aber die Hauptfrage iſt keine andere geworden. Offenbart die Natur die Einwirkung eines ordnenden Geiſtes, oder ſehen wir in ihr nur die zufällige Sammlung von Atomen?

Die Vernunft ſtralt aus der Natur, und man bemüht ſich umſonſt ihren Glanz zu verbergen. Nichtsdeſtoweniger bin ich bereit, alles Geſagte zu vergeſſen, und mich auf einen einzigen Beweisgrund zu beſchränken, der an ſich allein genügt, uns unſer heutiges Ziel erreichen zu laſſen. Wir wollen nämlich beweiſen, daß die Wiſſenſchaft der Materie zur Erklärung alles Wirklichen in der Welt nicht hinreiche. Sollte es auch gelingen uns zu überzeugen, es ſei keine Vernunft in der Natur, ſo bliebe immer der Urſprung jener Vernunft zu erklären, die in uns iſt, und deren Daſein nicht

beſtritten werden kann. Woher ſtammt der Geiſt, welcher in uns ſelbſt iſt?

Bei aufmerkſamer Betrachtung fällt uns gleich ein wunderlicher Widerſpruch in die Augen. Die Gelehrten, welche in der menſchlichen Seele nur eine Erſcheinung der Materie erkennen, es ſind dieſelben, welche die Natur ohne die Einwirkung der göttlichen Vernunft erklären wollen. Um den ſchöpferiſchen Gedanken, den die Geſtaltung der Welt offenbart, zu verheimlichen, gefallen ſie ſich darin, die Natur fehlerhaft zu finden und ihre Mängel hervorzuheben. Sie behaupten indeſſen nicht, es beſſer machen zu können, und nehmen die Verantwortung nicht auf ſich, die Geſetze des Lebens zu vervollkommnen und den Lauf der Jahreszeiten zu regeln. Sie ſagen nicht: „Wir wüßten eine beſſere Welt zu ſchaffen," ſondern: „Wir können uns eine vollkommenere Welt als dieſe vorſtellen." Was antworten wir ihnen? Nur Eines: „Ihr habt Recht." Die Natur iſt nicht die höchſte Vollkommenheit, und wir wollen ſie auch nicht anbeten. Wie bewundernswerth das ſichtbare All ſei, wir ſind fähig uns Mehreres und Beſſeres vorzuſtellen. Wir können uns denken, die Luft könnte gereinigt werden, ohne daß im Sturm die Schiffe ſcheiterten, und der Blitz die Feuersbrunſt entzündete. Unſere Phantaſie kennt großartigere Berge als die kühnſten Gipfel unſrer Alpen, durchſichtigere Waſſer als die bläulichen Tiefen unſrer Seen, kühlere, ſtillere Thäler als die ſanfteſten Biegungen unſerer Hügel. Das Schauſpiel der Natur erweckt in uns die Macht des Gedankens, und das Gefühl des Schönen ſtrebt nach

einem Ideal, das alle Wirklichkeiten übertrifft. Die Natur ist nicht vollkommen; wir wollen es gern zugeben und aus dieser Thatsache den richtigen Schluß ziehen. Kein Strom reicht über seine Quelle zurück. Wenn der Mensch ein höheres Ideal, als die Natur, zu begreifen vermag, so ist er nicht das einfache Erzeugniß der Natur. Mit welchem seltsamen Widerspruch behauptet man, unser Geist erhebe sich über alle ihn umgebenden Wirklichkeiten, und verwehrt ihm zu gleicher Zeit, seinen Ursprung höher als diese Wirklichkeiten zu suchen? Montesquieu sagt: „Diejenigen, welche behaupten, ein blindes Geschick habe alle Wirkungen hervorgerufen, welche wir in der Welt sehen, haben einen großen Unsinn vorgebracht; denn was ist unsinniger als die Vorstellung eines blinden Geschicks, das vernünftigen Wesen das Dasein giebt?"* Ohne bei diesem einfachen und gründlichen Argumente stehen zu bleiben, wollen wir hören, wie man den Menschen durch die Natur erklären könne. Zu diesem Zwecke müssen wir uns mit der Theorie des vervollkommneten Affen beschäftigen, welche jüngst in Folge der Vorträge des Professor Vogt** und der lebhaften Erwiderungen Herrn Rougemont's aus den Neuenburger Bergen bis zu uns herunterscholl. Ein berühmter Redner sagte einst in einer

---

* Esprit des Lois. Livre I, chapitre 1.

** Vorträge über den Menschen, von Carl Vogt (gehalten im Winter 1862—1863 in Neuenburg und Chaux de Fonds.) Paris 1863. — Der Mensch und der Affe, von Friedrich v. Rougemont. Neuenburg 1863.

Verſammlung von Franzoſen: „Ich ſpreche lange, meine Herren, aber es iſt Ihre Schuld, denn Ihren Ruhm ſoll ich erzählen!“ Darf nicht auch ich mit Recht Ihnen ſagen: „Ich ſpreche lange, meine Herren, aber es iſt der Mühe werth, denn es handelt ſich um Ihre Würde?“

Der Menſch alſo iſt ein vervollkommneter Affe. Ich ſchicke der Prüfung dieſer Theorie drei Bemerkungen voraus.

In erſter Linie ſündigt dieſe Definition weſentlich gegen die Regeln der Logik. Man ſoll immer das Unbekannte durch das Bekannte definiren, das iſt ein erſter Grundſatz. Was ein Menſch iſt, weiß ich. Denken, wollen, genießen, hoffen, fürchten ſind die Thätigkeiten des geiſtigen Lebens. Die Begriffe, welchen dieſe Worte entſprechen, ſind klar, denn ſie beruhen auf den unmittelbaren Wahrnehmungen des Bewußtſeins. Aber was iſt die Seele eines Affen? Das Räthſel der Thiernatur iſt vielleicht unlösbar, jedenfalls von den dunkelſten Schatten umgeben; denn das Thier erſcheint uns als ein Mittelding zwiſchen der bewußtloſen Thätigkeit der Natur und den Thätigkeiten des geiſtigen Lebens, von welchen beiden allein wir einen klaren und beſtimmten Begriff beſitzen. Nehmen wir den Affen zum Ausgangspunkt für die Definition des Menſchen, ſo verſuchen wir demnach das Klare durch das Dunkle näher zu beſtimmen.

Meine zweite Bemerkung iſt dieſe: behauptet man, es gebe nur eine, alle Thiere und den Menſchen einſchließende Art, ſo daß der Menſch ein umgewandelter Affe und der Affe ſeinerſeits ein umgewandeltes Thier geringern Ranges wäre, ſo gelangte man, wenn einmal das wirkliche Daſein

des Menschen festgestellt ist, zu dem Ergebnisse, alle Thiere seien eigentlich nur untere Entwicklungsstufen der Menschheit, lebende Embryone welche, ohne zu völliger Gestaltung gekommen zu sein, die Fähigkeit des Lebens und der Fortpflanzung besitzen. Dann wäre das Thier ein unvollständiger Mensch; eine Theorie, welche große Schwierigkeiten darbietet, aber bedeutender und leichter zu begreifen ist als diejenige, die den Menschen zu einer Vervollkommnung des Affen macht.

In der That müssen wir, und das ist meine dritte Bemerkung, bevor wir die erwähnte Theorie annehmen, sie bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgen und ihre Tragweite wohl ermessen. Der Mensch ist eine Vervollkommnung des Affen, sagt man. Der Affe ist die Vervollkommnung eines vierfüßigen Thieres, und dieses Thier die Vervollkommnung ... eine unausweichliche logische Verkettung zwingt uns, zu den ersten Kundgebungen des Lebens und endlich in die Materie hinunterzusteigen. Will man nicht annehmen, die reine Materie sei ein schlummernder Mensch, so muß man zugeben, der Mensch sei eine Mischung von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, von Phosphor ..... eine Mischung, die sich nach und nach vervollkommnet habe. Das sind die letzten Konsequenzen der Lehre, welche wir prüfen, und es giebt Theoretiker, welche sich nicht scheuen, sie klar zu ziehen. Was geht im Geiste dieser Gelehrten vor? Will man Gott aus der Natur verbannen, so zersetzt man die schöpferische Vernunft in Tausende von Jahrhunderten; will man die Wirklichkeit des Geistes im Menschen

leugnen, ſo verſucht man es, die menſchliche Vernunft in eine lange Reihe von Verwandlungen aufzulöſen, die das Leben aus dem Stoffe, vollkommenere Thiere aus einfachern Organismen, den Menſchen aus dem Thiere hervortreten laſſen. Gehen Sie nicht in dieſe Falle. Halten Sie feſt, daß, welches immer der Grad ſei von Vernunft, Willen, geiſtigem Leben, den das Thier beſitzen mag, dieſes ihm innewohnende Element einer Urſache bedarf, und ohne eine ungeheure Ideenverwirrung nie als eine Vervollkommnung des Stoffes betrachtet werden kann. In der That: alles, was ſich vervollkommnet, verwirklicht immer beſſer die ſeinem Weſen zu Grunde liegende Idee und wird niemals ein anderes. Ein vollkommener Affe wäre der Affe der Affen und nicht ein Menſch. Laſſen wir indeſſen die Thiere in der Finſterniß, welche ſie unſerm Gedanken verhüllt, und reden wir von weniger dunkeln Dingen.

Unſer geiſtiges Daſein iſt eine Thatſache: es iſt von allen die uns am beſten bekannte und die Thatſache, ohne welche es keine andere für uns geben könnte. Woher ſtammt der Geiſt? Vor dieſer Frage verſtummt die Naturgeſchichte. Es iſt uns leicht, dieß einzuſehen, wenn wir noch ein Mal der von unſern Gegnern ausgebeuteten Naturgeſchichte alles gewähren, was ſie in Anſpruch nehmen kann. Es möge denn bewieſen ſein, daß in der hiſtoriſchen Entwicklung der Natur der Menſch von einer Affin abſtamme. Ich gebe es zu, und gebe es ernſthaft zu, um zu zeigen, welche Wirkung dieſe Hypotheſe auf die uns beſchäftigende Frage ausüben würde.

Wenn alle Affen foſſil wären, wenn wir eine ebenfalls foſſile Naturgeſchichte hätten, die uns die Lebensart und die Gewohnheiten dieſer Thiere vor Augen brächte; wenn jene Wilden, welche man den Affen am nächſten ſtellt, auch alle foſſil wären, ſo befänden wir uns angeſichts einer fortſchreitenden, beſtändigen Entwicklung der Weſen, und ein unaufmerkſamer Geiſt könnte ſich mit Leichtigkeit alles als eine langſame, unaufhörliche Wirkung der Zeit erklären. Aber dem iſt nicht alſo. Alle Elemente der Natur liegen vor unſerm Blicke, von der formloſen Materie bis zum Menſchen. Wir ſehen nicht, daß die Zeit allein den Wilden genüge, um ſich zu civiliſiren, noch viel weniger den Affen, um zu Menſchen zu werden. Ich war dieſes Frühjahr im Jardin des Plantes zu Paris, und da mich dieſe Frage gerade beſchäftigte, ſah ich mir die Affen beſonders genau an. Du mußt doch einmal Acht geben, ſagte ich zu mir ſelbſt, ob du nicht deine Vorältern in ihnen erkennen kannſt! Das hieß die Frage ungeſchickt ſtellen. Die Affen können nicht unſere Vorältern ſein, weil ſie zu gleicher Zeit mit uns leben, höchſtens unſere Vettern, und, wie es ſcheint, Vettern der ältern Linie, denn ſie haben den urſprünglichen Typus reiner bewahrt. Laſſen Sie uns ernſthafter reden. Die Affengeſchlechter haben eben ſo lange, wie wir, oder länger gelebt, und es iſt weder die Zeit, noch das Klima, was ſie zu Menſchen gemacht hat. Erinnern Sie ſich, daß die Worte Zeit und Fortſchritt nichts erklären. Es bedurfte der günſtigen Umſtände, um die Erde in lebende Zellen, die lebenden Zellen in ausgeprägte Pflanzen und eigentliche Thiere zu

verwandeln. So wird es auch eines günſtigen Umſtands bedurft haben, um den Affen zum Menſchen zu machen, und dieſer günſtige Umſtand verdient es wohl, aufmerkſam erwogen zu werden.

Der Menſch beſitzt Eigenthümlichkeiten, welche ihn gründlich von den Thiergeſchlechtern unterſcheiden, und es iſt niemand, der es nicht wüßte. Er iſt des Wortes mächtig und der Religion fähig, er zeigt die mannigfaltigen Erſcheinungen der Civiliſation, während die Thiere von Geſchlecht zu Geſchlecht in der Dunkelheit und Geſchichtsloſigkeit eines immer gleichen Daſeins auf ienander folgen. Wir wollen zugeben, daß die menſchlichen Eigenthümlichkeiten zuerſt in der einfachſten Form hervortraten als Sprachanfänge, Religionsanfänge, obgleich die Geſchichtsforſchung nicht ganz zu dieſem Ergebniſſe gelangt iſt. Immerhin ſteht es feſt, daß in einem gegebenen Augenblicke eine Abzweigung der Affenart den, wenn Sie wollen, ganz unentwickelten aber wirklichen Keim neuer Erſcheinungen zeigte. Eine Abart des Affengeſchlechts war mit Rede begabt, der Religion, der Civiliſation fähig; die andern Spielarten des Geſchlechts dagegen ermangelten dieſer Eigenthümlichkeiten, obgleich ihnen dieſelbe Zahl von Jahrhunderten zu ihrer Entwicklung vergönnt war. Folgen Sie nun mit ſtrenger Aufmerkſamkeit meinem logiſchen Verfahren und urtheilen Sie dann, ob ich erwieſenen Thatſachen leere Theorien entgegenſtelle, ob ich triftige Gründe durch redneriſche Wendungen zu erſetzen ſuche. Ich gebe die nach allgemeinen Begriffen zur Bekämpfung meiner Sätze am meiſten geeigneten Hypotheſen zu.

Ich räume ein, die Naturforschung thue durch unumstößliche Beweise dar, daß der erste Mensch von einer Aeffin im Schooß getragen wurde, und dann frage ich: durch welchen Zufall ward ein Zweig von dieser Thierart gesondert, der ganz neue Erscheinungen darbot? Wo liegt die Ursache? Was denken wir uns unter jenem Affen, dem Erstling unsers Geschlechts, der eines Tages das Wort ergriff mitten unter seinesgleichen, wo er von nun an einzig dastand, der sich im Gefühl seiner Würde aufrichtete, zum Himmel blickte und sagte: Mein Gott, in sein Inneres sich zurückwendete und sagte: Ich. Was war denn jener Affe, der, während die Aeffinnen fortfuhren Junge zu werfen, Söhne mit Liebe an seine Brust drückte? Welches Klima, welcher Boden, welche Lebensart, welche Nahrung, welche Wärme, welche Feuchtigkeit, welche Trockniß, welches Licht, welche Kombination von Phosphor, welche Entladung von Elektrizität trennte von den Thiergeschlechtern nicht allein den Menschen, sondern die menschliche Gesellschaft? Die Menschheit mit ihren Kämpfen, mit ihrem Sinken und Steigen, ihrer Trauer und ihrer Freude, ihren Thränen und ihrem Lächeln; mit ihren Künsten und Wissenschaften, ihrer Religion und ihrer Geschichte? Die Menschheit mit ihrer ganzen Geschichte und ihren unsterblichen Hoffnungen? Wer war der Affe, von dem dieses Alles abstammt? Sehen Sie nicht, daß der Hauch des Geistes über ihn ging, und Gott zu ihm sprach: „Du bist nach meinem Bilde geschaffen; nun gedenke deines Vaters, der in dem Himmel ist." Sehen Sie nicht, daß, ob wir auch die kühnsten Ansprüche der Naturforscher zugeben, die

Frage in ihrem ganzen Umfang von neuem auftaucht? Meint man mit Ideenverwirrungen und Sophismen die aus der Natur uns entgegenſtralende Vernunft verdeckt zu haben, ſo erhebt ſie ſich im Menſchen und trotzt allen Angriffen wie in einer unüberwindlichen Feſtung. Erkennen Sie wohl, wo der Schwerpunkt der Frage liegt. Ob Gott der Herr den Leib des erſten Menſchen unmittelbar aus dem Staub der Erde gebildet habe, oder ob er im langſamen Verlaufe der Jahrhunderte ihn aus Erdenſtaub bildete, der eine lange Reihe von thieriſchen Umwandlungen erfahren mußte, das iſt eine gewichtige Frage, aber ſie ſteht in zweiter Linie. Der entſcheidende Punkt iſt, ob wir das vergängliche Erzeugniß ſich zuſammenfindender Atome ſeien, oder ob in uns ein Sein, eine Natur, mit einem Worte eine Realität iſt, der eine andere Zukunft angehört als die Auflöſung des Grabes, eine andere Hoffnung als das Nichts am Ziel unſerer Leiden, oder, für die Freunde des Ruhms, jener vergängliche Name, den die Zeit mit allem Uebrigen verweht.

Das iſt die große Frage. Geben Sie niemals zu, daß man ſie unter phyſiologiſchen Einzelnheiten und naturhiſtoriſchen Forſchungen verſtecke, welche ſie nicht löſen, ja nicht einmal erreichen können. Wenn Sie alſo einem dieſer Philoſophen der Materie begegnen, ſo ſagen Sie ihm einfach: „Es iſt eine Thatſache, die nicht nur Ihrer Theorie widerſteht, ſondern genügend iſt, ſie umzuwerfen: dieſe Thatſache bin ich. Und da es zur Ueberwindung des Materialismus nicht mehr braucht, als das Verſtändniß, was ein Ge-

danke des Geistes, eine Regung des Herzens, ein Wort des Gewissens sei, so sprechen Sie kühn mit Corneille's Medea:

Ich, sag' ich, dieß genügt.

In der That, und das ist heute mein Schluß, die Natur erklärt den Menschen nicht.

V.

Die Menschheit.

Genf, den 1 Dezember 1863.

Meine Herren!

Der Mensch ist Gottes bedürftig. So lange er nicht in die tiefste Erniedrigung versinkt, kann er den Instinkt nicht ersticken, der ihn antreibt, seinen Schöpfer zu suchen. Falsche Weisheit will die Bedürfnisse beschwichtigen, welchen die Wahrheit allein genügen kann, aber die falsche Weisheit ist machtlos und verräth sich immer durch irgend einen schreienden Widerspruch. Ich möchte Ihnen davon ein merkwürdiges Beispiel geben.

In einem berühmten Buche des vorigen Jahrhunderts, das man das Evangelium des Atheismus genannt hat, erklärt der Baron von Holbach das Dasein des Weltalls auf folgende Weise: „Das All, diese gewaltige Vereinigung

alles Exiſtirenden, zeigt uns allerwärts nur Stoff und Bewegung . . . Die Natur iſt das große Ganze, das aus der Vereinigung der verſchiedenen Stoffe, ihrer verſchiedenen Bewegungen hervorgeht.“* Dieſe Lehre iſt von großer Klarheit: alles was da iſt, die Seele mit inbegriffen, iſt in Bewegung geſetzter Stoff. Ich ſchlage nun alle Blätter des Buches um und leſe auf dem letzten: „O Natur, Herrſcherin aller Weſen, und ihr, o Tugend, Vernunft und Wahrheit, ihre anbetungswürdigen Töchter, ſeid immer allein unſere Gottheiten; euch gebührt der Weihrauch und die Huldigung der Erde.“** Wollten wir es verſuchen, dieſen Hymnus nach den ausdrücklich von dem Verfaſſer feſtgeſtellten Definitionen in Proſa wiederzugeben, ſo würde er alſo lauten: „O bewegter Stoff, Herr aller bewegten Stoffe, und ihr Tugend, Vernunft und Wahrheit, nach denen die Bewegung des Stoffes verſchieden benannt iſt, ſeid die einzigen Gottheiten des bewegten Stoffes, der ich ſelbſt bin!“ Und doch war der Baron kein Thor. Was ging denn in ſeinem Geiſte vor? Er hatte den materialiſtiſchen Satz aufgeſtellt: die bewegten Körper ſind die einzige Wirklichkeit. Allein der Materialiſt war zugleich ein Menſch. Das Gefühl der Anbetung war in ſeiner Seele nicht todt und er mußte mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathen. Er erklärt die Natur durch den Stoff allein, und, indem er ſie anbetet, vergißt er gänzlich ſeine Definition. Es iſt dieß keineswegs eine philoſophiſche

---

* Theil I, Kap. 1.

** Theil II, Kap. 14.

Taſchenſpielerei, ſondern das Hervortreten des wahren Zuſtandes unſerer Natur, die immer auf irgend einer Seite die irrigen Syſteme Lügen ſtraft. Der Menſch iſt unfähig in der Unwahrheit vollkommen feſt und aufrecht ſtehen zu bleiben. Wer Gott leugnet, muß irgend etwas vergöttern, und jeder nicht dem ewigen Geiſte dargebrachte Cultus löſt ſich in ſtörende Widerſprüche auf. Wir haben davon ein neueres Beiſpiel: man war nicht wenig erſtaunt, als Ernſt Renan jüngſt in genügend klaren Worten die Unſterblichkeit unſerer Seele leugnete und auf der erſten Seite des Buches, welches die Verneinung enthält, die im Schooße Gottes ruhende Seele ſeiner Schweſter anrief.* In einer andern Arbeit ſpricht derſelbe Schriftſteller aus, das ewige Weſen ſei nicht, und die abſolute Vernunft und abſolute Gerechtigkeit wohnen nur der Menſchheit inne, und dann ſchließt er die Darlegung dieſer Anſichten mit einer Anrufung des himmliſchen Vaters.** Bei Holbach liegen 839 Seiten zwiſchen ſeiner materialiſtiſchen Definition des Weltalls und ſeiner Anrufung der Natur. In unſern Tagen überſtürzt ſich alles und Renan in der Revue des deux Mondes trennt ſeine Gottesverneinung und ſein Gebet zum himmliſchen Vater nur durch wenige Seiten. Außer dieſer Ungleichheit, die zu Gunſten des 18. Jahrhunderts ſpricht, iſt das Verfahren durchaus daſſelbe. Der Philoſoph erklärt Gott für ein Phantaſiegebild und das zukünftige Leben für eine

---

* Vie de Jésus. Dédicace.

** Revue des deux mondes vom 15. Januar 1860.

Täuſchung; aber der Menſch erhebt ſich dagegen, und ein rührender Widerſpruch des Herzens giebt ihm, in deſſen Lehre kein Gott und keine Hoffnung iſt, eine Schweſter in den ewigen Reichen und einen Vater im Himmel. Man darf, beſonders in literariſchen Arbeiten, die auf einen glänzenden Erfolg berechnet ſind, nicht überſehen, wie viel der künſtleriſchen Ausſchmückung, den Rückſichten der Klugheit und den der öffentlichen Meinung gemachten Zugeſtändniſſen zuzuſchreiben iſt; dennoch wären die unglaublichen Widerſprüche der Holbache und Renan nicht vollſtändig zu erklären ohne jenes Gottesbedürfniß, das ſelbſt in den größten Verirrungen des menſchlichen Gedankens durch plötzliche Rückſchläge ſich offenbart.

Der Irrthum, welcher den in Bewegung geſetzten Stoff vergöttlicht, iſt ein ziemlich grober. Er findet ſich nur bei jenen Geiſtern, die Cicero mit dem ariſtokratiſchen Bewußtſein eines Römers die Plebejer der Philoſophie nannte.* Es bedarf in der That keines großen Nachdenkens um zu begreifen, daß die Wahrheit, die Schönheit, das Gute weder Atome, noch gewiſſe Bewegungen der Atome ſind. Der feinere Verſuch, den Menſchen zu vergöttern, iſt heute der Gegenſtand unſerer Beſprechung. Wir wollen zuerſt den eigentlichen Urſprung des befremdenden Dienſtes aufſuchen, welchen die Menſchheit ihrem eigenen Bilde weiht.

---

* Plebeii philosophi qui a Platone et Socrate et ab eo familio dissident.

Wäre die Natur von den empfindenden, eindrucksfähigen Wesen getrennt, auf welche sie wirkt, so gäbe es weder Wärme noch Licht. In einer von Blinden bewohnten Welt hätte das Licht keinen Namen. Wäre in allen Menschen das physische Gefühl erstorben, so wäre die Idee der Wärme nicht vorhanden. Licht und Wärme im Stoffe selbst und ohne Beziehung zu empfindenden Organismen betrachtet, sind (nach der Beobachtung unserer Physiker) nichts als bestimmte Bewegungen. So wäre auch die Schönheit nicht, wenn niemand die Natur schauen und bewundern könnte; die Wahrheit wäre nicht ohne die Vernunft, welche sie begreift. So wäre endlich auch das Gute ein bedeutungsloses Wort ohne einen Willen, welcher dieses Gesetz des Willens anerkennt. Schönheit ist der Gegenstand des unserer Seele innewohnenden Gefühls. Wahrheit bezeichnet die Beschaffenheit des Urtheils unserer Vernunft. Güte (ich rede von dem sittlich Guten) drückt eine bestimmte Richtung des freien Willens aus. Es ist durchaus unmöglich aus der Natur oder dem Stoffe die Attribute des geistigen Wesens hervorgehen zu lassen. Es gelingt nur vermittelst einer Reihe von Verwechslungen und verdächtigen Kunststücken. Die Flamme empfindet ihre Wärme nicht, das Licht sieht sich nicht, die Planeten verstehen nichts von den kepler'schen Gesetzen. Auf dem Boden des Materialismus wird der Mensch durch eine höchst übel angebrachte Bescheidenheit zu einer Selbstverleugnung geführt, die ihn auf die Natur Eigenschaften übertragen läßt, welche nur in den mit ihr in wunderbarem Einklang stehenden geistigen Wesen wirklich da sind. Um das Weltall zu

begreifen, müſſen wir uns alſo über die ſich bewegenden Atome erheben in eine höhere Welt, wo Wahrheit, Schönheit, Güte der Gegenſtand unſers Denkens werden. Wahrheit, Schönheit, Güte führen den Geiſt zu ihrer ewigen Quelle, zu Gott. Aber es giebt eine Philoſophie, welche auf halber Höhe der göttlichen Stufenleiter ſtehen bleiben will und Genüge zu finden glaubt in der Betrachtung des Wahren, Schönen und Guten, ohne es mit ſeinem Urſprung in Verbindung zu bringen. Dieſe Philoſophie betrachtet das Wahre, Schöne und Gute nicht als Offenbarungen eines höchſten Geiſtes, ſondern als Ideen, die an ſich ſind, und darum wird ſie Idealismus genannt.

Ideen ohne einen Geiſt, Ideen die ein eigenes Daſein haben, ſind ein unmöglicher Begriff; die Worte, die ihn bezeichnen wollen, klingen hohl, denn ſie enthalten nichts. Wir haben dieſen Satz ſchon einmal aufgeſtellt und wollen ihn heute durch ein Beiſpiel beſtätigen. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, Taine, will uns verſtändlich machen, wie man das Weltall ohne Gott vermittelſt einer reinen Idee erklären könne. Hören Sie ihm aufmerkſam zu, weniger um ihn zu verſtehen, als um ſich zu überzeugen, daß Sie ihn nicht verſtehen. Er ſagt: „Die Welt beſteht aus einem einzigen untheilbaren Weſen, das alle Weſen in ſich begreift. Auf dem letzten Gipfel der Dinge in der Höhe des lichten, unerreichbaren Aethers ertönt das ewige Axiom und der langausklingende Schall dieſer ſchöpferiſchen Formel bildet in endloſen Schwingungen die Unendlichkeit der Welt. Jede

Form, jeder Wechsel, jede Bewegung, jede Idee ist eine seiner Kundgebungen.*

Taine ist ein geistreicher Mann und das Element des Komischen gelangt in seinen philosophischen Schriften zur Geltung; in den vorgelesenen Worten aber scheint er im Ernste beabsichtigt zu haben, das System zu erklären, welches Gott durch eine Idee ersetzt. Suchen Sie sich jetzt von diesem aus Schwingungen eines Axioms bestehenden Weltall einen deutlichen Begriff zu machen. Begreifen Sie, wie ein Axiom in Wellenbewegung geräth, und wie Himmel und Erde die Schwingungen eines Axioms sein können? Entkleiden wir jedoch den Gedanken des rednerischen Schmuckes und Bildes! Verstehen Sie, was die Kundgebungen eines Axioms sein können, und wie ein Axiom ertönt, ohne ausgesprochen zu werden? Sie verstehen es nicht und ich ebenso wenig. Solche Lehren können also, wie wir schon früher sagten, nur das Eigenthum einer sehr beschränkten Zahl von Denkern werden, welchen durch fortgesetzte Gewohnheit der Abstraktion das Gefühl der Wirklichkeit abhanden gekommen ist. Der gewöhnliche Mann wird die Ideen, die Wahrheit, die Schönheit, das Gute nur im menschlichen Geiste finden wollen, wo wir sie kennen. So wird denn das Ideal oder Gott zu nichts anderem als zu einer Spiegelung der Menschheit, die sich wie in einem Nebelbilde selbst betrachtet. So tritt die Anbetung des Menschen durch den Menschen aus den hohen Theorien des

* Les Philosophes français du XIX. siècle, chap. XIV.

Idealismus heraus. Lassen Sie uns nun diesen Kultus, der heutzutage auf verschiedenen Punkten der geistigen Welt verkündigt wird, einer Prüfung unterwerfen.

Ich nehme die Revue des deux mondes vom 15. Februar 1861 zur Hand. Der Verfasser des Aufsatzes, den ich zu Rathe ziehe,* scheint anzunehmen, „eine Behauptung sei nicht wahrer als die entgegengesetzte Behauptung.“** Wir dürfen ihn also nicht fragen, ob er selbst den Meinungen beipflichte, die er ausspricht. Er zeichnet uns mit raschen Zügen die Hauptrichtungen des modernen Geistes. Der Geist unsrer Zeit wird hier von einem seiner entschiedenen Parteigänger geschildert, ich bitte Sie demnach dringend, das von ihm entworfene Bild für keine boshafte Karikatur zu nehmen. Die Gedanken nun des modernen Geistes sind folgende: es gibt nur ein Unendliches, das unseres Wünschens und unseres Sehnens, das unserer Bedürfnisse und unserer Bestrebungen.*** Das Wahre, das Schöne, das Gerechte sind beständig im Werden. Sie sind ewig in ihrer Bildung begriffen, weil sie nichts anderes sind, als der in seiner fortschreitenden Entfaltung sich selbst wiederfindende und wiedererkennende Menschengeist.† Hier haben wir die Uebersetzung der in Deutschland berühmten Formel: „Gott ist nicht ein

* Hegel et l'Hegelianisme, par M. Ed. Scherer

** p. 851.

*** p. 852.

† p. 856.

Sein, sondern ein Werden." Was wir Gott nennen ist der Menschengeist. Was war im Anfang der Dinge? der Menschengeist, der sich selbst noch nicht kannte; was wird am Ende sein? der Menschengeist, der in fortschreitender Entfaltung sich selbst erkannt haben wird und sich als den höchsten Gott anbetet. Wenn dieß wirklich das letzte Ziel der Welt ist, so scheint nach der Anschauung dieser Philosophen die Vollendung aller Dinge nicht mehr ferne zu sein. So bald, der von ihnen aufgestellten Lehre treu, der Mensch das große Wort ausspricht: „ich bin Gott und außer mir ist kein anderer," so hat die Welt keinen Grund mehr zu sein.

Es liegt uns ob, die Folgen dieses Systems zu bezeichnen. Als Vergleichungspunkt mögen uns die alten Ideen dienen, welche aufzugeben man uns eifrig zuredet.

In der Regel erklären wir die Geschicke der Menschheit durch das Zusammenwirken von zwei unendlich verschiedenen Ursachen, einer schöpferischen und einer geschaffenen, welche aber beide für uns Wirklichkeit sind: der Mensch und Gott. Die Menschheit empfing von ihrem Urheber die freie Gewalt, welche wir Willen, und das Gesetz dieses Willens, welches wir Gewissen nennen. Das Gesetz geht von Gott aus; die That aber des geschaffenen Willens, wenn er sein Gesetz übertritt und sich wider seinen Urheber auflehnt, ist das Werk des Geschöpfes. Gott ist die ewige Quelle des Guten und die Freiheit ist ein Gut, aber das Böse entspringt nicht aus Gott, es ist im Gegentheil eine Auflehnung gegen ihn, der Mißbrauch seiner ersten Gabe. Neben dem Willen hat der

Mensch die Vernunft empfangen mit dem Triebe die Wahrheit zu erforschen. Die Wahrheit ist das Ziel der Vernunft, ihr göttliches Gesetz. Wie das Böse ein Abweichen ist vom Gesetze des Willens, so ist der Irrthum ein Abweichen vom Gesetze der Vernunft. Mit Willen und Vernunft hat der Mensch noch die Fähigkeit des Empfindens erhalten. Sie bezieht sich auf die Welt der Körper, die uns schmerzlich oder angenehm berühren. Doch ist die Empfindungsfähigkeit darauf nicht beschränkt. Ueber dem thierischen Leben kennt der Geist ein geistiges Genießen, dessen Gegenstand die Schönheit ist. Die Schönheit ist nicht allein in der Natur und in den Werken der Kunst, sie ist überall, wo unsere Liebe sich hinneigt. Die Wissenschaft ist schön, und die Uebereinstimmung der Wahrheiten, wie sie sich vor uns in ihrer Ordnung und Verkettung enthüllen, erfüllt uns mit einem Gefühl, das demjenigen verwandt ist, das wir beim Anhören der lieblichsten Musik empfinden. Die Tugend ist schön: vor dem Blicke des Gewissens strahlt sie im reinsten Glanze, und, um ein Wort des Alterthums anzuführen, wenn sie unsern Augen in sichtbarer Gestalt sich zeigen könnte, müßte sie in den Seelen unaussprechliche Liebe erwecken. Das Laster ist häßlich, so bald die trügerische Beleuchtung der Leidenschaft erlischt: die Verirrungen des Fleisches sind häßlich und abstoßend, so bald ihr Taumel aufhört. Der Irrthum ist ebenfalls häßlich. Nur diejenigen Täuschungen sind schön, welche mehr Wahrheit in sich schließen, als jene prosaischen Wahrheiten, die, eigentlich unwahr, in geborgtem Ansehen einherschreiten. Die Schönheit ist demnach das Gesetz unsers

Fühlens, wie die Wahrheit das Gesetz unsers Denkens und das Gute das Gesetz unsers Wollens ist. Wir wollen uns hier nicht in das Geheimniß vertiefen, auf welche Weise das Gute, das Wahre, das Schöne in eine untheilbare, lichte Einheit verschmolzen sind, noch den Zusammenhang des Bösen, Häßlichen und Unwahren zu ergründen suchen. Es genügt uns zu zeigen, wie der Mensch, von Gewissen, Vernunft und Gefühl geleitet, mit dreifacher Sehnsucht zu Gott gezogen wird und wie eine dreifache Empörung ihn von Gott entfernt und in die finstern Reiche der Häßlichkeit, des Irrthums und des Bösen hinunterführt. Die Menschheit hat also ein Gesetz, ihr wurde Freiheit gewährt, aber eine Freiheit mit bestimmtem und festem Ziel. Entweder strebt sie nach diesem Ziele, oder sie entfernt sich davon. Ueber ihren Thaten steht eine Regel. Die Thatsache ist nicht immer das Recht und das Böse ist nicht das Gute.

Alle diese Folgen entspringen aus der Idee der Schöpfung. Der Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Prinzipien liegt dem ganzen Menschengeschick zu Grunde und ist eine Thatsache, von der sich jeder überzeugen kann, wenn er einen Blick in seine eigene Brust wirft. Was geschieht nun, wenn der Mensch mit dem Bewußtsein dieses Gesetzes und dem Gefühl dieses Kampfes der Menschheit entgegentritt? Unsereiner jeder trägt die Menschheit in seinem Innern. Aber die Menschheit, das menschliche Gepräge, das, uns allen gemeinsam, die Einheit unsers Geschlechts ausmacht, erleidet durch die Einwirkung des Orts, der Zeit und der Verhältnisse Veränderungen. Unsere Vernunft ist nicht nur von

Vorurtheilen der Geburt und Erziehung gehemmt, es kommen noch jene andern hinzu, die wir uns in unſerm Geiſte durch den Gebrauch unſers eigenen Willens geſchaffen haben. Unſer Gefühl des Schönen iſt durch heimiſche Einflüſſe und Gewohnheiten gefälſcht und verengert. Auch unſer Gewiſſen iſt Einwirkungen unterworfen, die ſeine Sprache undeutlich machen. Jeder von uns bedarf einer Erweiterung ſeines Horizontes. Treten wir nun andern Menſchen entgegen, ſo lernen wir die wahre, ewige Schönheit unter der Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen erkennen, wir beginnen die Wahrheit von der perſönlichen Eingenommenheit unſers Geiſtes zu unterſcheiden und die wahre bleibende Natur des Guten und des Böſen erſcheint uns ohne die entſtellende Färbung engherziger Gewohnheit. Unſer Geſchmack bildet ſich, unſer Gewiſſen wird gereinigt, unſer Denken beherrſcht ein weiteres Gebiet; wir werden mehr und mehr zu Menſchen in der edlen, vollen Bedeutung des Wortes. Damit aber die Berührung des Individuums mit der Wahrheit ſolche Früchte trage, muß Gott im Heiligthum des Gewiſſens wohnen. Der innere Stral entzündet ſich durch die Beziehung der Seele zu ihrem Schöpfer, dann erſt wird er heller und mächtiger durch ihre Beziehung zu den Spuren Gottes in der Menſchheit. Aber im Gegenſatz zu dieſem Lichte herrſcht in uns und um uns große Finſterniß. Wir haben nicht das Recht, von jedem Schauſpiel, das ſich darbietet, uns feſſeln zu laſſen. Kämen wir in Verſuchung, angeſichts deſſen, was in der Welt vorgeht, das Glück des Böſen feige zu beneiden, oder wollten wir unſern Leidenſchaften zu Liebe

den Abgrund zwiſchen dem Heiligen und dem Unreinen überbrücken, ſo erhöbe ſich die innere Stimme und riefe uns zu: „Wehe, wehe denen, die das Gute bös und das Böſe gut heißen.“ Gott iſt unſer Herr, wie er unſer höchſtes Gut und unſre Hoffnung iſt. Das Beiſpiel der gegen Gott ſich auflehnenden Menſchheit kann ſeinen Willen nicht entkräften. Wir ſind Krieger im Dienſte des Allmächtigen, zum Leben als zu einem Streite berufen, und die Pflicht legt uns den Kampf auf.

Dieſes, meine Herren, iſt die alte, wenn Sie wollen, die alltägliche Erklärung unſerer Geſchicke. Laſſen Sie uns nun der Lehre, welche die Menſchheit vergöttert, ins Geſicht ſehen und ihre Folgen zu erkennen ſuchen. Die Menſchheit trägt die Idee des Wahren, die Liebe zum Guten, das Gefühl des Schönen im Schooße; was bedarf ſie weiter, da ihr das Ziel ihres Ringens durch dieſe edlen Triebe deutlich bezeichnet iſt! Was mangelt einem Leben, das von der Pflicht geregelt, von der Wahrheit erleuchtet, von der Kunſt veredelt wird? Nichts oder Alles! Nichts, wenn das Streben nach dem Guten, dem Wahren und dem Schönen in Gott ſein Ziel findet. Alles, wenn es ohne Gott ſich ſelbſt genügen will; denn ſobald der Menſch die Quelle des Lichts in ſich ſucht, verwandelt er ſein Licht in Finſterniß, wie wir ſchon früher gezeigt haben. Wenn Gott nicht mehr da iſt, verſchwindet das Gute, das Schöne, das Wahre; die Kunſt verfällt, der Gedanke wird von Zweifeln zerſetzt, die Sittlichkeit geleugnet. Schenken Sie dieſer ſeltſamen und traurigen Erſcheinung, die Ihnen in Beiſpielen aus

unſern Tagen vor die Augen treten ſoll, die ganze Aufmerkſamkeit, welche ſie verdient.

Ich nehme eine Schrift von Taine zur Hand. Der engliſche Hiſtoriker Macaulay ſpricht von Schriftſtellern, welche alle Sorgfalt anwenden, um das Abſtoßende des Laſters zu verwiſchen, die Tugend lächerlich zu machen und den Ehebruch als zum vornehmen Ton und den nothwendigen Probeſtücken eines feinen Mannes gehörend darzuſtellen. Der redliche Engländer nimmt ſich heraus, die Männer, welche von ihren Talenten einen ſo verderblichen Gebrauch machen, zu beurtheilen und zu verdammen. Dieſe Berufung auf das Gewiſſen nun iſt in den Augen des franzöſiſchen Schriftſtellers ein gothiſches Vorurtheil. Er erklärt ſich darüber alſo: „In Frankreich hat die Kritik eine freiere Haltung .... Verſuchen wir das Leben eines Mannes zu erzählen oder ein Bild ſeiner Eigenthümlichkeit zu entwerfen, ſo ſehen wir in ihm gern den einfachen Gegenſtand einer künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Studie ... Wir beurtheilen ihn nicht, wir möchten ihn nur anſchaulich und einleuchtend darſtellen. Neugierige Beſchauer ſind wir und nichts weiter. Ob einer oder der andere ein Schurke war, ficht uns nicht an, dieſe Sorge überlaſſen wir ſeinen Zeitgenoſſen, die allein unter ſeinen Laſtern litten .... Heute ſind wir außer ſeinem Bereich und der Haß iſt mit der Gefahr verſchwunden .... Ich empfinde weder Abneigung noch Ekel; dieſe Gefühle ließ ich an der Pforte der Geſchichte zurück und genieße nun das ſehr tiefe und ſehr reine Vergnügen,

eine Seele nach bestimmten Gesetzen handeln zu sehen."* Sie begreifen es, meine Herren: die Unterscheidung des Guten und des Bösen, die des Irrthums und der Wahrheit gleicht einer alten schweren Außbekleidung, die man ablegt, bevor man den Tempel der Geschichte betritt, und der Mann des 19. Jahrhunderts, wenn er Geschmack und Einsicht besitzt, ist ein reiner, unbefangener Histeriker. Die heilige Rührung im Angesicht hochherziger Thaten, der heilige Zorn beim Anblick der Gemeinheit und Grausamkeit sind kindische Empfindungen, die verschwinden müssen, um uns Laster und Tugend mit einem gleichmäßigen, sehr tiefen und sehr reinen Vergnügen betrachten zu lassen. Diese Lehre ist nicht die Verirrung eines jungen, noch maßlosen Geistes, sie gehört einer ganzen Schule an. Ich schlage noch ein Mal die Revue des deux mondes auf, und begegne hier der Theorie, welche Taine in Anwendung brachte. Da heißt es: „Wir kennen keine Moral mehr, nur sittliche Zustände, keine Grundsätze mehr, nur Thatsachen. Wir erklären alles, und, wie schon gesagt, der Geist gewöhnt sich zuletzt, alles gelten zu lassen, was er erklärt. Die moderne Tugend geht in der Duldung auf."** Unermeßliche Neuerung: was ist, hat für uns das Recht zu sein."*** In den Augen des modernen Gelehrten ist alles wahr, alles an seiner Stelle. Die Wahrheit der Dinge hängt von ihrer Stellung ab."†

---

* Essais de critique et d'histoire. 9.

** 15. Februar 1861. p. 853.

*** p. 853.

† p. 854.

Ich kürze die Aufzählung dieſer Ungeheuerlichkeiten. Jede Regel iſt verſchwunden, jede Moral zu Grunde gerichtet. Es giebt keinen Unterſchied mehr zwiſchen Recht und Gewalt, zwiſchen dem was iſt und dem was ſein ſollte. Was liegt dieſem Allem zu Grunde? In letzter Linie Folgendes: die Menſchheit iſt der Gipfel des Weltalls, über ihr iſt nichts. Die Menſchheit iſt Gott, wenn wir zugeben, daß dieſer heilige Name in einem neuen Sinn gebraucht werden dürfe. Wie könnten wir ſie denn richten? Kraft welches Geſetzes, da es kein Geſetz giebt? Im Namen welches Rechtes, da kein Recht da iſt? Jedes Urtheil iſt ein perſönliches Vorurtheil, die Auffaſſung eines beſchränkten Geiſtes. Man beurtheilt Gott nicht, man ſchildert ihn; man anerkennt alle ſeine Thaten, und zeichnet ſie mit gleicher Verehrung auf. Alle Wiſſenſchaft iſt nur Geſchichte, und die erſte Eigenſchaft des Geſchichtsſchreibers, daß er ſeinem Gewiſſen und ſeiner Vernunft, den trügeriſchen Kundgebungen ſeiner beſchränkten Perſönlichkeit, Schweigen gebiete, um alle Thaten der göttlichen Menſchheit gut zu heißen und ihre Verkettung aufzufinden. Die Vergötterung des Menſchengeiſtes iſt die Rechtfertigung aller ſeiner Thaten und zieht als unmittelbare Folge die Vernichtung aller Sittlichkeit nach ſich. Ich möchte Ihnen dieſe Gedanken in ihrem Urſprung und ihrer Entwicklung näher bringen.

Das Individuum ſoll der Menſchheit gegenüber alles anerkennen: das iſt die Stimmung, in welche der moderne Geiſt uns verſetzen will. Das Gute und das Böſe ſind kurze Maßſtäbe, welche nur die Nachzügler des Geiſtes mit

lächerlichem Eigenſinn in Anwendung bringen wollen. „Wir ſchaffen die Welt nicht mehr nach unſerm Bilde um, und preſſen ſie nicht mehr in unſere Form; ſie ſoll im Gegentheil uns umgeſtalten und nach ihr bilden.“ Das Individuum tritt alſo ohne irgend eine innere Regel der Menſchheit entgegen; es übergiebt und überläßt ſich dem Eindruck der Thatſachen. Aber die Welt iſt groß und die Geſchichte lang. Diejenigen ſogar, die ihr ganzes Leben ausgeben, um ihre Wißbegierde zu befriedigen, können nicht alles ſehen und alles wiſſen. Wohin wird ſich denn ihr vorurtheilsfreier Blick wenden, da er von allen Seiten gleichmäßig angezogen, und von keiner Regel geleitet wird? Was wird ihn feſſeln? das Glänzende, wie den Schmetterling, der vom Licht bethört wird. Unter allen Dingen aber glänzt nichts mehr, als der Erfolg, zieht nichts die Augen mehr auf ſich. Die Verherrlichung des Erfolgs iſt die erſte und ſicherſte Folge der ſittlichen Gleichgültigkeit, und wollen wir uns von der Welt geſtalten laſſen, ſtatt die Welt auf unſer Maß zurückzuführen, ſo müſſen wir vor allem dem Siege unſre Achtung zollen. Dieſe Philoſophie iſt aus Deutſchland zu uns gedrungen, in Frankreich wurde ſie einſt unter großem Beifall durch die glänzende Beredſamkeit eines Mannes verherrlicht, welcher der Philoſophie bedeutende Dienſte leiſtete und deſſen geſammte Wirkſamkeit nicht nach dem einzelnen Zuge beurtheilt werden darf, welchen ich hier in Erinnerung bringe. Im Jahr 1829 entwickelte Couſin an der Sorbonne die in einer Fabel Lafontaine's ausgeſprochene Moral:

Des Stärkern Recht iſt jederzeit das beſte.

Er hatte sich für einen seiner Vorträge die Sittlichkeit des Sieges zum Gegenstand gewählt und rechtfertigte diesen überraschenden Titel folgendermaßen: „Ich sprach den Sieg frei als nöthig und heilsam; jetzt möchte ich es unternehmen, ihn auch als gerecht im engsten Sinne des Wortes freizusprechen. Gewöhnlich erblicken wir im Erfolg nur den Triumph der Gewalt, und zieht uns ehrenwerthe Theilnahme auf die Seite des Besiegten. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß, da immer einer unterliegen muß, und der Besiegte immer der ist, der besiegt werden soll, unsere Anklage des Siegers zu einer Parteinahme gegen die Menschheit wird, zu einer Klage über den Fortschritt der Civilisation. Nun muß ich weiter gehen und beweisen, daß der Besiegte sein Schicksal verschuldet hat, daß der Sieger nicht allein der Civilisation dient, sondern auch besser und sittlicher ist, als der Besiegte, und daß er eben deßwegen den Sieg davon getragen hat .... Es ist Zeit, daß die Philosophie der Geschichte die hohlen Redensarten der Philanthropie in den Staub trete.“*

Diese Worte sind ernstlich zu bedenken. Als der Gallier Brennus das von den Römern erpreßte Geld wägen ließ, warf er sein wuchtiges Schwert in die Wagschale und rief: Vae victis! Wehe dem Besiegten. Er meinte damit bloß, er sei der Stärkere und ahnte nicht, daß ein Gallier des 19. Jahrhunderts mit Hülfe der Arbeiten gelehrter

* Introduction à l'histoire de la philosophie. Neuvième leçon.

Deutſcher werde beweiſen können, er ſei nicht nur der Stärkere, ſondern in dieſer Eigenſchaft auch der Gerechtere. Doch wir wollen uns nicht zu weit von unſerm Gegenſtand entfernen.

Ueberläßt man ſich dem Schauſpiel der Welt, ohne den Maßſtab des Gewiſſens anzulegen, ſo fällt uns zuerſt der Erfolg in die Augen; es wird alſo damit angefangen, dem Erfolg zu huldigen, indem der Sieg für gut erklärt wird. Schon hier kommen die alten Ideen mit dem modernen Geiſte in Widerſtreit. Nach der alten Anſchauung gehört der Endſieg dem Guten, weil der Menſch ſich regt und müht, Gott aber ihn führt; die Erfolge des Guten jedoch werden nur im Kampfe errungen, und der Sieg iſt nicht ſelten die Frucht einer langen Reihe von Niederlagen. Es giebt Triumphe des Böſen und Erfolge der Gottloſigkeit. Nun ſchlägt man uns vor, das Richtmaß unſers Urtheils wegzulegen, und den Sieg als ſolchen für gerecht zu erklären. Die alte Meinung, diejenige des Gewiſſens, ſtreckt die Waffen nicht ohne hartnäckige Gegenwehr, und dieſe Gegenwehr tritt ſogar in Couſins Worten zu Tage. Des Redners Satz iſt: jeder Sieg iſt gerecht; er ſteht alſo da, um den Sieg gutzuheißen. Warum ſagt er denn freiſprechen? denn ſo ſagt er. Muß der Sieg losgeſprochen werden, ſo wurde er in Anklage geſetzt. Man hatte den Sieg, wie das Glück und den Ruhm, des Wankelmuthes geziehen, und ihm vorgeworfen, er halte es bald mit Recht und Gerechtigkeit, bald mit dem Böſen und dem Unrecht. Wer iſt alſo der Angeklagte? der Sieg. Wer der Vertheidiger? Ein beredter

Professor. Wer aber der Ankläger? Kennen Sie ihn denn nicht? Es ist das menschliche Gewissen, das in der Seele des Redners protestirt, das gegen die ihn verführende Theorie sich erhebt und ihn zwingt *loszusprechen*, da wo er *huldigen* wollte. In der That ist der Wahl nicht auszuweichen; wir müssen, eines von beiden, dem Sieg huldigen und das beschränkte Gewissen niedertreten, welches sich zuweilen, wie Cato, auf die Seite des Besiegten stellt, oder dem Gewissen huldigen und gegen den Sieg, wenn er dasselbe beleidigt, Anklage erheben.

Das Preisgeben des Gewissens genügt übrigens nicht, um die Philosophie des Erfolgs aus jeder Verlegenheit zu retten. Sie scheitert noch an andern Klippen. Dieselben Interessen sind abwechselnd siegreich und besiegt, und es ist schwer, dem Menschen verständlich zu machen, daß er in einem Kampfe, wo seine theuersten Güter auf dem Spiele stehen, im Voraus und in jedem Fall Partei für den Stärkeren nehmen müsse. Der Philosoph mag immer behaupten, die Schweizer seien bei Morgarten im Rechte gewesen, weil sie die Oestreicher schlugen, die Helden von Rothenthurm aber durchaus im Unrecht, da sie, erdrückt, wenn nicht besiegt, der Uebermacht weichen und den heimischen Boden dem Fremden überlassen mußten: die Söhne der alten Schweiz werden diese Lehre niemals zugeben. Sogar in Frankreich unter einer an kriegerischen Lorbeeren überreichen Nation begegnete Cousin diesem Stein des Anstoßes. Als man Béranger um ein poetisches Andenken an Waterloo bat, antwortete er

Nein, meine Lieder soll nicht trüben
Ein Name, der so thränenschwer.*

Es wäre aber mit der Philosophie nicht weit her, wüßte sie sich nicht reichere Hülfsquellen zu öffnen, als die eines Liederdichters. Cousin bot der Schwierigkeit die Stirne. Der Sieg ist immer gut. Wie konnte er das jungen Franzosen bei Gelegenheit der großartigen Niederlage von Frankreichs Armeen begreiflich machen? Hören Sie selbst: „Nicht die Völker sind es, die auf dem Schlacht„felde erscheinen, es sind die Ideen, es sind die Zeitfragen; „so haben sich bei Leipzig und Waterloo zwei Ideen be„kämpft, die des väterlichen Regiments und die der mili„tärischen Demokratie. Welche trug den Sieg davon, meine „Herren? Nicht die eine, nicht die andere. Wer war der „Besiegte zu Waterloo? Meine Herren, es gab keinen Be„siegten (Beifall). Nein, behaupte ich, es gab keinen! Die „Civilisation und die Charte waren die alleinigen Sieger." (Einstimmiger rauschender Beifall.)**

Dieser Beifall der Pariser Jugend bei der Erinnerung an Waterloo ist vielleicht einer der glänzendsten Erfolge des Wortes, welche die Geschichte verzeichnet hat. Aber dieser Erfolg der Redekunst ist kein Triumph der Wahrheit. Es

---

* Il répondit, baissant un oeil humide:
Jamais ce nom n'attristera mes vers.

** Introduction à l'histoire de la philosophie. Treizième leçon.

gab Beſiegte zu Waterloo und aus dem zu ſchließen, was ſeit einiger Zeit in Europa vorgeht, ſcheint es, als ob ſie ſich Genugthuung verſchaffen wollten. Auch darf man aus dem Erzählten folgern, daß nicht alle Triumphe gut ſind, da es einer falſchen, mit dem Zauber der Beredſamkeit geſchmückten Philoſophie gelungen iſt, wenigſtens auf Augenblicke die Wahrheit in die Flucht zu ſchlagen.

Wie dem ſein möge, wir wollen zugeben, daß die Klippe von Waterloo glücklich umſchifft wurde; doch wir haben die größte Schwierigkeit noch nicht angegeben, die dem Syſtem entgegendroht. Wenn der Sieg gut iſt, ſo ſcheint es anfangs, die Niederlage müſſe ſchlecht ſein; aber die Niederlage iſt die nothwendige Bedingung des Siegs, und als ſolche muß ſie, ſo ſcheint es, auch gut ſein. So kommt der Geiſt, von der Logik geleitet, zu dem Schluſſe: „der Sieg iſt gut; auch die Niederlage iſt gut, weil ſie die Bedingung des Sieges iſt; alles iſt gut.“ Wir gingen von der Verherrlichung des Sieges aus, und ſiehe, wir ſind zur Verherrlichung der Thatſache gelangt. Alles was iſt hat das Recht zu ſein; alles iſt gut in den Augen des modernen Gelehrten. Couſin hat den Grundſatz in allgemeiner Weiſe aufgeſtellt in ſeinem philoſophiſchen Eklektizismus, den es leicht war, wie man es gethan hat, in der ſeiner Abſicht entgegengeſetzten Richtung auszubeuten. Unſere jungen Kritiker verſchleudern ein Erbe, deſſen Urſprung ihnen nicht immer erinnerlich zu ſein ſcheint, wenn ſie die letzten Schwingungen jener blendenden Beredſamkeit weiterzuführen ſuchen.

In den Augen des modernen Gelehrten iſt alles gut:

das ist das Axiom, auf welches schon mehr als eine gelehrte Arbeit der neuern Zeit hindeutete. Wir sollen die wechselseitigen Beziehungen der Dinge aufsuchen, das heißt erklären, und alles, was wir erklären, müssen wir gut heißen. Verdeutlichen wir uns diesen Gedanken durch einige Beispiele.

Es war nothwendig, daß Ludwig XVI enthauptet wurde und die Guillotine jahrelang in Thätigkeit blieb, damit das Ergebniß der Uebertretungen Ludwig's XIV, der Schande Ludwigs XV und der sittlichen Auflösung der französischen Gesellschaft zu Tage trete. Ludwig XIV mußte ein Ehebrecher, Ludwig XV ein Wüstling, die Geistlichkeit mußte verdorben und der Adel versunken sein, um die Erdstöße der Revolution herbeizuführen. Die Ereignisse verketten sich; ich erkläre sie und gebe meine Zustimmung. In den Augen des modernen Gelehrten ist alles gut.

Bonaparte mußte die Legislative über Bord stürzen, Europa mit seinen Heeren überschwemmen. Tausende von Leichen in Rußlands Steppen zurücklassen, um die Revolution zu schließen und die rastlose Feuernatur der Franzosen zu dämpfen. Die Septemberschlächtereien, die düstern Tage der Schreckenszeit, die Gesetzlosigkeit des Direktoriums, alles war nothwendig, damit das entsetzte Frankreich sich jenem gekrönten Soldaten in die Arme werfe, der seinen Ruhm und Einfluß auf den Höhepunkt bringen sollte. Die Ereignisse verketten sich; ich erkläre sie und gebe meine Zustimmung. In den Augen des modernen Gelehrten ist alles gut.

Ich betrachte den Charakter des Nero.* Da iſt er zuerſt im Anfange ſeiner Regierung, als er das Todesurtheil eines Verbrechers unterzeichnen ſoll und ſagt:

O hätte nie die Hand gelernt, den Stift
Zu führen . . .

Später ſeh' ich ihn, nachdem er Thaten verübt hat,

Die ſeinen Namen als ein ſchimpfend Wort
Erſcheinen laſſen auch den Blutigſten.

Was iſt unterdeſſen geſchehn? Sein Charakter hat ſich natürlich entfaltet, Agrippina, Narciſſus .... Ich begreife das Spiel aller Motive, die aus ihm ein Ungeheuer machen mußten. Aber da ich außer ſeinem Bereiche bin, verſchwindet mit der Gefahr mein Haß. „Ich genieße das ſehr tiefe und ſehr reine Vergnügen, eine Seele nach einem beſtimmten Geſetze handeln zu ſehn.“ Ich verſtehe, erkläre, gebe meine Zuſtimmung. In den Augen des modernen Gelehrten iſt alles gut.

Es wäre unmöglich, meine Herren, dieſe Beweisführung bis zu ihren letzten Grenzen zu verfolgen, ohne das Gefühl aufs Tiefſte zu verletzen. Wir müßten mit den Worten: Alles iſt gut! immer tiefer hinuntersteigen in Blut

* Racine, Britannicus
Je voudrais, disait-il, ne savoir pas écrire.

Que son nom paraîtra, dans la race future,
Aux plus cruels tyrans une cruelle injure.

und Koth. Ich halte inne und überlasse Ihnen selbst fortzufahren. Schlagen Sie die unheimlichsten Blätter der Geschichte auf, richten Sie Ihren Blick auf die Thaten, welche Sie am meisten mit Abscheu und Ekel erfüllen, auf den schwärzesten Undank, die erbärmlichste Feigheit, die auserlesensten Grausamkeiten, die niedrigsten Ausschweifungen; erheben Sie Ihren Gedanken hinwieder zu Allem, was Ihre Augen mit Thränen der Rührung und hoher Freude füllt, blicken Sie auf die heldenhafteste Hingebung, auf die in ihrer Größe demüthigsten Opfer, und versuchen Sie dann, die Regel des modernen Gelehrten anzuwenden, sagen Sie, wenn Sie können: Alles das ist gleichmäßig gut und alles was ist hat das Recht zu sein. Oeffnen Sie das Buch Ihres eigenen Herzens. Denken Sie an eine jener niedrigen Versuchungen, welche die Besten unter uns durchblitzen, an einen jener Gedanken, deren man sich einsam schämt; dann denken Sie an das beste, das reinste, das selbstloseste Gefühl, welches Ihrer Seele je gewährt wurde, und versuchen Sie die Regel des modernen Gelehrten anzuwenden, sprechen Sie es aus, wenn Sie können, alles sei gleichmäßig gut und alles was ist habe das Recht zu sein. Wohl weiß ich, daß man diese Lehren gewöhnlich nur anwendet, wenn die Dinge im Großen und in den Fernen der Vergangenheit betrachtet werden; aber es ist dies nur eine ärmliche Entschuldigung für die Vertheidiger jener schrecklichen Sätze. Die Dinge, im Großen gesehn, sind nichts anderes als eine Vereinigung der im Kleinen gesehenen Dinge. Wenn die Unterscheidung von

gut und böſe nicht da iſt für allgemeine Thatſachen, wie ſollte ſie für einzelne aufgeſtellt werden? Und wie könnte man auf die Vergangenheit eine Regel anwenden, welche man für die Gegenwart nicht gebrauchen will, da ja die Gegenwart die Vergangenheit der Zukunft ſein wird und unſere zeitgenöſſiſchen Ereigniſſe den kommenden Geſchlechtern den geſchichtlichen Stoff liefern? Es ſind dieß leere Ausflüchte. Wenn die Menſchheit immer anbetenswerth iſt, ſo iſt ſie es in den Fehlern des geringſten Mannes nicht weniger als in den glänzenden Sünden der Großen der Erde; ſie iſt es heute wie vor dreißig Jahrhunderten; wenn die Gottheit auch altert, immer bleibt ſie dieſelbe.

Wo ſich der Geiſt auf dieſen gefahrvollen Wegen verirrt, wird die Spannkraft des ſittlichen Lebens gelähmt und die praktiſchen Folgen laſſen nicht auf ſich warten. Die zu Philoſophen der vollendeten Thatſache gewordenen Philoſophen des Erfolges ertragen und dulden alles, aber in einem andern Sinne, als jene Liebe, welche alles duldet, um alles durch die Macht ihrer Aufopferung umzuwandeln. Wir ſind bei der Moral angelangt, die Molière im Menſchenfeind durch Philint vertreten läßt:

Im Urtheil halt ich mich gelind
Und was mich ruhn läßt, laß ich ruhn,
Die Menſchen nehm' ich, wie ſie ſind,
Gelaſſen leid' ich, was ſie thun.*

* Je prends tout doucement les hommes comme ils sont,
J'accoutume mon âme à souffrir ce qu'ils font.

Solche Ermahnungen sind ziemlich überflüssig. Es werden immer genug Leute bereit sein, den Sieg zu beklatschen und sich in das Geschehene zu finden. Ist es nicht traurig, Männer von Geist, vielleicht wohlmeinende Männer als die Theoretiker der Gemeinheit und die Philosophen der Feigheit auftreten zu sehen!

Unsere Darstellung ist noch nicht vollständig. Von der Verherrlichung des Erfolges geht der Geist, nothwendiger Weise, wie wir gesehn haben, zur gleichmäßigen Verherrlichung alles Bestehenden über. Zuerst scheint es nun, der Anhänger dieser Lehre müsse den vorurtheilsvollen Männern gegenüber, welche das Gute gut und das Böse böse nennen, eine gleichgültige Stellung einnehmen. Diese Gleichgültigkeit ist jedoch nur scheinbar. Giebt man zu, es sei nichts böse, so verkleinert sich auch der Antheil des Guten und verschwindet zuletzt ganz. Im alten Rom hatte sich unter einem religiösen Vorwande eine geheime Gesellschaft gebildet, welche als Grundlehre den Satz aufstellte: nichts ist böse.* Die Mitglieder dieser Vereinigung scheinen sich im praktischen Leben dem Guten und Bösen gegenüber nicht ganz unparteiisch verhalten zu haben, die Magistrate der Republik schöpften Verdacht und erstickten mit reichlicher Anwendung von Todesurtheilen und Kerkerstrafen einen Herd des Mordes und der Schändung, falscher Schwüre und Unterschriften. Diese Thatsache läßt einen Gedanken-

* Nihil nefas ducere, hanc summam inter eos religionem esse. (Tit. Livius lib. XXXIX. 13.)

gang in düſterer Beleuchtung hervortreten, deſſen Theorie nicht ſchwierig zu finden iſt.

Wenn der Blick über die Welt unbeſtimmt hinweggleitet, ohne ſich vom innern Lichte des Gewiſſens leiten zu laſſen, wenn der Menſch ſich den Dingen überläßt, ohne ein Maß an ſie zu legen, ſo wird die Aufmerkſamkeit, ſagten wir, vorerſt vom Erfolge gefeſſelt. Und in zweiter Linie? Vom Skandal. Nichts drängt ſich mehr hervor als dieſer. In einer volkreichen Stadt verdienen Tauſende von jungen Männern mit ausdauernder Arbeit ihren Unterhalt und ſind die Stütze ihrer Familien. Niemand ſpricht davon. Verliert aber ein Leichtſinniger das Geld Anderer im Spiele und erſchießt ſich, ſo weiß es die ganze Stadt. Züchtige Frauen bleiben im Schatten, gefeierte Dirnen bilden den Gegenſtand aller Geſpräche. Verbrechen und Greuel verbergen ſich, doch über der Grenze deſſen, was die Welt mit dem Namen der Schurkerei brandmarkt, ſpiegelt ſich das Böſe gern vor der Menge; denn Pracht und Lärm ſind Mittel zur Betäubung des Gewiſſens, während im Sinne wahrhaft großer Menſchenliebe

Verborgne Opfer alles überſtralen.

Arme und Unglückliche vergießen dunkle Thränen über unbekannte Wohlthaten, während die Thorheit im Flitterſtaat ihre Schellen auf den öffentlichen Plätzen erklingen läßt. In Jedem von uns iſt mehr Böſes, als wir denken; aber mehr Gutes iſt in der Welt, als man gewöhnlich weiß. Es giebt verborgene Tugenden, die ſich nur vom Blicke des

Glaubens finden laſſen und welche allein die Aufmerkſamkeit entdeckt. Bedenken Sie beſonders, wie in den Schmerzen der Reue das verachtete Sittengeſetz triumphirend wieder erſcheint. Sie kommt zu ihrer Stunde, und gewöhnlich iſt es eine Stunde des Schweigens. Wenn ein genialer Dichter ſein Werk mit den unreinen Spuren eines zerriſſenen Lebens befleckt, ſo iſt ſeine Stirne vor Aller Augen von dem zwiefachen Scheine des Erfolgs und des Skandals beleuchtet. Wenn er, auf ein Bett der Schmerzen hingeſtreckt, für das übertretene Geſetz, für die verkannte Wahrheit ein ſpätes, aber aufrichtiges Zeugniß ablegt, ſo erſtirbt ſeine Stimme gewöhnlich in einem Krankenzimmer und die Genoſſen ſeiner Uebertretungen und ſeines Unglaubens ſtehen vielleicht Wache um ſeine Wohnung, damit das Publikum nichts von der Schwachherzigkeit ihres Freundes erfahre. Ball und Theater ſind geräuſchvoll und feſſeln den Blick; von den Hoſpitälern und allen der Krankheit und den Leiden gewidmeten Stätten, wo in der Stille oder unter erſtickten Schmerzenslauten die fruchtbarſten Saaten der Unſterblichkeit aufkeimen, wendet er ſich gerne ab. Ja, meine Herren, das Böſe fällt mehr in die Augen als das Gute, die Uebertretung des göttlichen Geſetzes macht mehr Aufſehn als die Buße. Was folgt daraus? Ein Menſch, der ſich dem Schauſpiel der Welt überläßt und nach demſelben ſeine Gedanken regelt, wird die Welt in einem falſchen Lichte ſehn; nach ſeiner Beurtheilung wird das Böſe mehr als in der Wirklichkeit geſchieht das Gute zurückdrängen. Jenes wird ihm durchaus als das Vorherrſchende erſcheinen und für ihn zur Regel wer-

den. Von der Verherrlichung des Erfolgs ging man über zur Verherrlichung der Thatſache, von der Verherrlichung der Thatſache verfällt man endlich in die des Böſen. Wir haben vorhin das Kapitel über die Sittlichkeit des Sieges aufgeſchlagen. Ein heutzutage berühmtes, das Gewiſſen auf jedem ſeiner Blätter beleidigendes Buch giebt uns das Kapitel über die Sittlichkeit der Lüge. In ſeiner Erklärung des Chriſtenthums hat Renan Punkt für Punkt die erwähnte Theorie in Anwendung gebracht. Um die großen Erſcheinungen des Menſchengeiſtes zu würdigen, befreit er ſich von den bürgerlichen Vorurtheilen der gemeinen Moral und läßt das ſeiner Betrachtung ſich darbietende Schauſpiel auf ſich wirken. Jeſus hatte einen Erfolg ohne Gleichen. Dieſer Erfolg war auf Spiegelfechterei gegründet. Es iſt in der Regel alſo; die Geſchichte zeigt uns, wie die Völker gelenkt werden, indem man ſie betrügt, und es iſt vortheilhaft dieſe Lehre zu befolgen. Wir ſehen, daß die Lüge Glück macht, wir erklären dieſe Erſcheinung und geben unſere Zuſtimmung.

Aber wohin verirren wir uns denn im Gefolge der modernen Wiſſenſchaft? Eine unwiderſtehliche Strömung reißt uns fort; längſt ſchon liegt Philints gefällige Moral hinter uns, wir bekennen uns zu jener andern, die Racine mit unvertilglichen Zügen dem Charakter des Mathan aufgeprägt hat. Sobald das Gewiſſen zum Schweigen gebracht iſt, ſind, um zum Zwecke zu gelangen, alle Mittel gut, ja die Weltkenntniß lehrt, daß die ſchlechteſten Mittel oft die beſten ſind.

Nicht nur das Theater giebt uns solche Lehren; sie gehen aus der alltäglichen Erfahrung hervor. Führen Sie in die Welt, wie sie sich darstellt, einen jungen Mann ein, und sagen Sie ihm, er möge, was er sieht, auf sich wirken und sich vom Leben bilden lassen. Bald wird er wissen, daß strenge Rechtlichkeit eine altväterische Tugend, Reinheit der Sitten ein launenhaftes Vorurtheil und ein zartes Gewissen eine ehrenwerthe Thorheit ist. Das Böse wird ihm als die allgemeine Regel erscheinen. Wie der Socialist Proudhon den berühmten Satz niederschrieb: „das Eigenthum ist der Diebstahl,“ * hat man ein ungeheures Geschrei erhoben. Sollte es sich nicht ebenso gut beim Auftreten einer Theorie erheben, welche nothgedrungen zu dem Resultate führt: „das Gute ist das Schlechte.“

Ueben diese Lehren auf die öffentliche Moral einen Einfluß aus? Gewiß! einen höchst verderblichen. Glauben die Männer, welche sie verkündigen, ernsthaft an dieselben, was man glauben nennt? Nein; sie richten nicht selten ein Unheil an, das sie nicht wollen und nicht sehen. Sie sind von schlechter Philosophie berauscht, und die Trunkenheit trübt die Augen. Es ist leicht zu zeigen, wie diese Optimisten, die in der Theorie alles gut finden, sich selbst in der Anwendung unablässig widersprechen. Wenden Sie sich an einen von ihnen und sagen Sie ihm: „Ihre Lehre ist durch und durch unsittlich. Sie glauben nicht an dieselbe, und wenn Sie ver-

---

* La propriété c'est le vol.

geben daran zu glauben, ſo iſt es unwahr.“ Der Mann, welcher alles erträgt, wird die Freiheit Ihres Wortes nicht ertragen. Er wird ärgerlich werden und vom Standpunkt der alten Lehre hat er alles Recht dazu, denn die Beſchimpfung iſt aus dem Böſen. Sagen Sie ihm dann: „Da ſind Sie ja, ſcheint es mir, im Widerſpruch mit Ihrem Syſtem. Alles iſt gut, alſo auch die Lebhaftigkeit meiner Rede. Alles was iſt hat das Recht zu ſein, alſo iſt auch meine Entrüſtung eine berechtigte Thatſache. Ich aber meine, die Ihrige kann es nicht ſein, außer Sie nehmen an, die meinige ſei es nicht.“ Haben Sie mit einem geiſtreichen Manne zu thun, ſo wird er lächeln, im entgegengeſetzten Falle aber wird er vollends in Zorn gerathen. Dieſer Widerſpruch tritt in ernſterer Weiſe in den Schriften unſrer Optimiſten auf jeder Seite hervor. Man kann ſie nicht mit Aufmerkſamkeit leſen, ohne unaufhörlich dem gegen die Tyrannei eines unwahren Gedankens ſich erhebenden Zeugniß ihrer ſittlichen Natur zu begegnen. Jeden Augenblick ergreift der Menſch das Wort, der Menſch mit ſeinem Herzen, ſeinem Gewiſſen, ſeiner Vernunft, welcher dem Philoſophen widerſpricht, ohne es zu bemerken. Es ſind für den Schriftſteller ehrenvolle Widerſprüche, welche aber dem Leſer gefährlich werden, weil ſie an ſich entſetzlichen Lehren einen glänzenden Anſtrich geben.

Nein, meine Herrn, man kommt nicht dazu, die Menſchheit anzubeten, ſo lange man einigermaßen logiſch denkt. Vergeblich will man alles billigen, alles dulden; vergeblich der innern Stimme Schweigen auferlegen, ſie empört ſich,

und ihre Empörung macht ſich in den offenbarſten Widerſprüchen Luft. Die göttliche Menſchheit iſt getheilt und die Behauptung: „alles iſt gut," wird unwahr bleiben, ſo lange es auf Erden ein einziges aufrechtes Gewiſſen giebt, ein einziges Herz,

Das jenes kräft'gen Haſſes fähig iſt,
Den ſtets in tugendhaften Seelen weckt
Des Laſters Anblick . . .

jenes Haſſes, der nur die Kehrſeite der heiligen Liebe zum Guten iſt.

Die Doktrin, daß alles in der Entwicklung der Menſchheit gut und göttlich ſei, erklärt nichts, weil die Menſchheit, von einem tiefen Zwieſpalt zerriſſen, ihre eigenen Thaten verurtheilt und gegen ihre Erniedrigung proteſtirt. Sie ſelbſt ruft mit lauter Stimme, es gebe Grundſätze über den Thatſachen, ein Sittengeſetz über den Aeußerungen des Willens, und alles kleine Geſchrei einer trügeriſchen und betrogenen Philoſophie vermag nichts gegen dieſes große Zeugniß. Und nicht allein erklären dieſe Lehren nichts, ſie finden nicht einmal ihren richtigen Ausdruck, die Sprache widerſtrebt ihnen. „Alles iſt gut." Was bedeuten dieſe Worte, wenn es keine Regel des Guten mehr giebt? Wie iſt es möglich zu billigen, wenn man nicht mehr zu tadeln vermag? Die Idee des Guten ſetzt die des Böſen voraus; der Gegenſatz zwiſchen gut und böſe ſetzt einen Maßſtab voraus, d an die Dinge gelegt wird, ein Recht, das über der That-

ſache ſteht. Wer alles billigt, kann ebenſo gut alles verachten; aber Verachtung ſogar hat keinen Sinn mehr, wenn Achtung ein bedeutungsloſes Wort iſt. Man muß ſich auf den Spruch beſchränken: alles iſt, wie es iſt, und auf alle Ausdrücke der Sprache verzichten, welche Spuren des Gewiſſens an ſich tragen. Das Wörterbuch muß gereinigt, und die Ausdrücke: gut, böſe, Achtung, Verachtung, Laſter, Tugend, Ehre, Schmach müſſen als ſolche bezeichnet werden, die einer ganz veralteten, außer Gebrauch gekommenen Redeweiſe angehören. Eine Lehre, welche, um ſich ſelbſt treu zu bleiben, uns zu einer Art ſtumpfer Gleichgültigkeit verurtheilen müßte, thut der Menſchennatur dermaßen Gewalt an, daß ihre Anhänger nicht im Stande ſind ſie mitzutheilen, ohne durch die Worte ſogar, welche ſie anwenden, ſich ſelbſt zu widerſprechen.

Dieſe Verirrungen alle ſind unausbleibliche Folgen der Anbetung der Menſchheit. Die vergöttlichte Menſchheit duldet keine Regel über ſich. Alles, was ſie thut, muß ohne Urtheil verzeichnet werden. Sie fordert das Gewiſſen als großes Schlachtopfer. Zu welchem Altar aber will man es gebunden führen? Zu dem der reinen, von jedem Vorurtheile befreiten Vernunft? Leihen Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit noch auf einige Augenblicke.

Die göttliche Menſchheit mit allen ihren Thaten gehört nicht unter die Gerichtsbarkeit des Gewiſſens. Welches Maß denn können wir an ihre Gedanken legen? Keines. Die Gottheit, welche kein Unrecht thun kann, wird auch nie

irren. Für den modernen Gelehrten iſt alles wahr, gerade aus demſelben Grunde warum für ihn alles gut iſt. Der menſchliche Geiſt entfaltet ſich nach allen Seiten, jede dieſer Entwicklungen iſt berechtigt, alle müſſen von einem wahrhaft emanzipirten Geiſte gleichmäßig anerkannt werden. Mit dieſer Regel ausgerüſtet betrete ich den Boden der Geſchichte der Philoſophie. Da behauptet Demokrit der Grieche, das Weltall beſtehe aus einer Unzahl ſich bewegender Atome, die planlos im Raume ſchweben. Ich verzeichne ehrerbietig dieſe Entfaltung des Menſchengeiſtes. Da lehrt Plato, die Wahrheit, die Schönheit, das Gute durchdringen als drei ewige Stralen die Welt, ſie ſeien die einzigen wahrhaften Realitäten. Ich verzeichne mit gleicher Ehrfurcht dieſe neue Entfaltung des Menſchengeiſtes. In der neuern Zeit ſagt mir Carteſius, der Gedanke ſei das Weſen des Menſchen und die Vernunft allein das Organ der Wahrheit. Helvetius ſagt mir, der Menſch ſei eine Maſſe organiſirter Materie, deren Gedanken bloß aus den Sinnen entſpringen. Beide Theſen ſind gleichberechtigt und ich gebe die eine wie die andere zu. Nun verlaſſe ich die Philoſophen der Schule und wende mich zu den Schriftſtellern der periodiſchen Tagesliteratur, welche die Philoſophie den Leſern der Feuilletons und Zeitſchriften in Broſamen genießbar zu machen ſuchen. Hier treffe ich alle möglichen Ideen im erſtaunlichſten Durcheinander. „Da findet der Verbrecher ſeinen Lobredner, der „Edle ſeinen Verleumder ..... die Ehe iſt in Ehren gehal„ten, der Ehebruch ebenfalls. Ordnung wird gepredigt, „auch Aufruhr, auch Mord, wenn er ſich als politiſchen

„erweisen kann ....." * Ich betrachte mit süßer Befriedigung, mit sehr tiefem und sehr reinem Vergnügen diese Mannigfaltigkeit der Entwicklungen der Menschheit und stelle mit gleicher Ehrfurcht eine neben der andern im Pantheon des Weltgeistes auf. Wie könnte ich anders handeln? giebt es doch kein Gesetz der Wahrheit über den menschlichen Gedanken, ist doch der Menschengeist die höchste, allgemeine, unfehlbare Vernunft.

Aber wird unser Geist zwei durchaus entgegengesetzte Behauptungen ertragen können? Wäre der Widerspruch nicht mehr das Kennzeichen des Irrthums? Wir müssen uns dazu bequemen, wir müssen dem modernen Geiste das Recht geben mit veralteten Traditionen zu brechen und das Prinzip zu verkündigen, „daß eine Behauptung nicht wahrer ist, als die ihr entgegengesetzte." Wir müssen es aufrecht halten, daß der Denker sich nicht darf beunruhigen lassen durch „die reellen Widersprüche in die er verfallen kann; daß der wahre Philosoph durchaus nichts mit der Konsequenz zu thun hat." ** Die Furcht sich zu widersprechen mag bei Aristoteles und Plato, bei St. Anselmus und St. Thomas, bei Carteſius und Leibnitz entschuldigt werden;

* Mélanges de Töpffer. De la mauvaise presse considérée comme excellente.

** Revue des deux Mondes. 15. Fevrier 1861. p. 854. — Études critiques sur la littérature contemporaine par Edmond Scherer, pag. X & XI.

jene Schriftſteller waren noch in die hemmenden Windeln alter Irrthümer gewickelt, das Licht des neunzehnten Jahrhunderts hatte nicht über ihrer Wiege geglänzt; nun aber iſt die Zeit der Befreiung gekommen. Solche Dinge, meine Herrn, werden heutzutage gedruckt zu Paris, dem Brennpunkte des franzöſiſchen Wiſſens und Denkens!

Bemerken Sie wohl, wohin wir gekommen ſind. Wir müſſen zugeben ..... was denn? daß alles wahr iſt. Aber wenn alles wahr iſt, giebt es nichts Wahres, gerade wie es kein Gutes giebt, wenn Alles gut iſt. Gedanken giebt es wohl in den menſchlichen Köpfen und es iſt eine angenehme Kurzweil ihre Geſchichte zu ſchreiben, aber eine Wahrheit giebt es nicht. Man darf auch nicht ſagen, zwei ſich widerſprechende Sätze ſeien gleich wahr, man würde ſo von der alten Idee der Wahrheit Gebrauch machen; man ſoll ſagen ſie ſeien und mehr nicht. Es fängt an Nacht zu werden, die Sonne der Geiſter neigt ſich nach dem Horizont und dicker Qualm verdüſtert den Untergang. Doch es kommt noch ſchwärzeres Dunkel.

Wohl iſt es nothwendig, daß zwei entgegengeſetzte Behauptungen zugleich wahr ſein können, wenn die göttliche Menſchheit immer Recht behalten ſoll; denn in der Geſchichte der menſchlichen Gedanken iſt an Widerſprüchen Ueberfluß. Wenn aber zwei ſich widerſprechende Behauptungen wahr ſind, ſo giebt es keine Wahrheit mehr. Was iſt denn unſere Vernunft, deren Objekt die Wahrheit iſt? Uns ſchwindelt. Wäre denn alles in der Welt Täuſchung? und ich ſelbſt? ...

Aus fernen Jahrhunderten vom Fuße des Himalaya dringt eine Rede zu uns, die lautet: „Es existirt nichts .... durch die Ergründung der Prinzipien erlangt man das absolute unumstößliche, allein von der Vernunft zu erfassende Wissen: ich bin nicht; nichts, was mein ist, noch ich existiren." * Was enthalten diese fremdartigen Zeilen? das Gefühl des Schwindels, das Werte sucht. Die uralten Sprüche fanden in jüngster Zeit ein neues Echo. Einer jener Schriftsteller, die alles zugeben, in der Hoffnung alles zu begreifen, erzählt, wie er sich selbst erkannt habe „als der flüchtigsten Trugbilder eines im Schooße der unendlichen Täuschung." Ein Anderer spricht über diesen Gegenstand also: „Ist die„ses denn das letzte Wort, die letzte Lösung? ... Und „warum nicht? ... Ist übrigens die Täuschung, welche sich „selbst kennt, noch eine Täuschung? Triumphirt sie gewisser„maßen nicht über sich selbst? Erreicht sie nicht die „höchste Realität, diejenige des Gedankens der sich „denkt, des Traums der fühlt daß er Traum ist, die Rea„lität des Nichts, das aufhört Nichts zu sein, um „sich zu erkennen, und von sich zu zeugen?" ** Damit sind wir in das alte Indien zurückgekehrt. Es sind hier drei

---

* Sa'nkya — ka'rika', 61 & 64. Der Text 61, der die Worte enthält „es existirt nichts" ist schwer zu verstehen; aber es scheint kein Zweifel über den Sinn von 64 zu walten: Non sum, non est meum, nec sum ego.

** Études critiques sur la littérature contemporaine par Edmond Scherer. — M. Sainte Beuve, p. 354.

Stufen des Gedankens zu unterscheiden. Die flüchtige Täuschung ist der Mensch. Die unendliche Täuschung ist die Welt. Der allgemeine Ursprung des Scheinbaren, aus welchem die Welt besteht, ist das Nichts. Dieses wäre die Erklärung des Weltalls. Das Nichts wird lebendig, das Nichts wird nur lebendig, um sich als Nichts zu erkennen, und das Nichts, das sich sagt: ich bin das Nichts, ist die Grundursache alles Bestehenden. So ist denn der letzte Schein der Dämmerung verschwunden, die schwarze Nacht ist eingebrochen, eine Nacht ohne Sterne. Aber in keiner Nacht der Erde, so finster sie sein mag, dürfen wir an der Wiederkehr des Morgens verzweifeln. Ist der moderne Geist in Wahrheit so, wie man uns ihn schildert, so hat er jeden lichten Stral verloren; doch die Sonne ist darum nicht todt.

Die Lehre vom Nichts und der Täuschung ist ganz unverständlich, so lang verstehen heißt eine klare, unmittelbar begreifliche Idee besitzen; folgt man aber der Kette der Ideen und ihrer logischen Reihenfolge, wie ein Mathematiker die Umsetzungen einer algebraischen Formel verfolgt, ohne einen reellen Werth hineinzulegen, so ist es leicht, auf den Ursprung dieser Theorie zurückzugehn. Wenn es überdem Menschengeiste keine Regel giebt, wenn er der absolute Geist, wenn er Gott ist, so sind alle seine Gedanken gleichmäßig wahr, denn man kann den Irrthum nicht darthun, ohne eine Regel der Wahrheit zu Hülfe zu nehmen. Wenn alle Doktrinen gleich wahr sind, so sind die direkt und absolut sich widersprechenden Sätze gleich wahr. Wenn alles wahr ist, giebt

es keine Wahrheit, denn die Wahrheit kann nur im Gegensatz zum Irrthum, wenigstens zu der Möglichkeit des Irrthums begriffen werden. Giebt es keine Wahrheit, so ist die menschliche Vernunft, welche durch eine natürliche, ihr eigenstes Wesen ausmachende Regung das Wahre sucht, wie die Magnetnadel den Pol, eine Einbildung. Die von der Vernunft gesuchte Wahrheit ist ein genaues Uebereinstimmen des menschlichen Gedankens mit der Realität der Welt. Ist nun das Aufsuchen dieser Uebereinstimmung ein illusorisches, so können die beiden Endpunkte, der Geist und die Welt, auch illusorisch sein. Eine flüchtige Illusion angesichts einer unendlichen Illusion: hierin liegt alles. Sie sehen, daß diese Gedanken sich mit strenger Genauigkeit verketten. Die Dunkelheit wird sichtbar, oder mit andern Worten: wir gewinnen ein vollkommenes Verständniß vom Ursprung und den Entwicklungen des Sinnlosen. Nehmen Sie Gott, das Gesetz unsers Willens, die Bürgschaft unsers Denkens, hinweg, vergöttern Sie die menschliche Natur, so werden Sie von einer unwiderstehlichen Strömung auf die Sandbänke des moralischen und des intellektuellen Unsinns getrieben. Diesem unseligen Schiffbruch sahen wir oft mit eigenen Augen zu; es war leicht seine Ursache anzugeben.

Die Betrachtung des Schönen würde uns zu verwandten Wahrnehmungen führen. Sobald der menschliche Geist zum Gegenstand unserer Verehrung wird, verzichten wir in jeder Hinsicht darauf, ihn unserm Urtheil unterzuordnen, wir verwerfen die Regeln des Idealen in der Kunst wie die Regeln der Sittlichkeit im Thun und Lassen und die

Regeln der Wahrheit im Denken. Wir ſchaffen uns eine Aeſthetik, die alles aufnimmt und allem, was den Gott der Menſchheit in der großen Mannigfaltigkeit ſeines Geſchmacks befriedigt, gleiche Rechte gewährt. Dann ſinken die hohen Beſtrebungen in ſich ſelbſt zuſammen, das Schöne weicht dem Gefälligen, und da auch das Häßliche und Ungeſtalte einem verdorbenen Geſchmacke zuſagt, ſo wird der Häßlichkeit im Pantheon des Schönen eine Stelle eingeräumt. Die Kunſt trauert, ihrer Krone beraubt, und wird oft zur niedrigen Dienerin der Vorliebe und der Launen des Publikums. Ich fahre nicht weiter fort. Die Anbeter der Menſchheit erheben den Anſpruch, ihr Gewiſſen weit genug zu machen, um alles gut zu heißen, ihren Gedanken weit genug, um alles zu begreifen. Sie erklären alles, ausgenommen drei Dinge: Gewiſſen, Herz und Vernunft. Das Gute und die Wahrheit rächen ſich zuletzt für die lange Mißachtung, und die erſte Strafe derjenigen, die alles gelten laſſen in der Hoffnung alles zu verſtehn, iſt, daß ſie nicht mehr erfaſſen, was das Leben der Menſchheit ausmacht.

Laſſen Sie uns, meine Herren, dem Menſchengeiſte keine Altäre errichten; ein abgöttiſcher Weihrauch betäubt und vergiftet ihn. Der Menſch iſt groß, er iſt herrlich mit der ewigen Hoffnung im Herzen und dem göttlichen Stral auf der Stirne; aber damit er groß bleibe, müſſen wir ihn an ſeiner Stelle laſſen. Wir müſſen ihm die Kämpfe laſſen, die ſein Ruhm ſind, die Verurtheilung ſeines eigenen Elends, die ihm zur Ehre gereicht, das Beweinen ſeiner Fehler, das

unwiderlegbar von ſeiner Würde zeugt. Laſſen wir ihm Thränen, Reue, Kampf und Hoffnung, und vergöttern wir ihn nicht; denn ſobald er es ausſpricht: „ich bin Gott,“ verliert er im Augenblick ſein Erbtheil und iſt nackt und beraubt.

Bevor die Heiden den Menſchen zum Gott erhoben, verſetzten ſie ihn wenigſtens verklärt in den Olymp. In unſern Tagen wird die Menſchheit, wie ſie auf der Erde iſt, als Abgott aufgeſtellt mit ihrem tiefen Elend und ihren ekeln Wunden. Man ſucht die Vermeſſenheit dieſes Beſtrebens mit dem Fortſchritt zu beſchönigen, welcher nach und nach die volle Verwirklichung unſerer Göttlichkeit herbeiführen ſoll. Aber ach, unſre Geſchichte iſt ſchon lang und keine vernünftige Vorausſetzung kann die unbeſtimmten Hoffnungen überſpannter Gemüther rechtfertigen. Große Fortſchritte werden gemacht, aber keiner verſpricht uns auch nur von ferne auf Erden die Befriedigung der tiefen Bedürfniſſe unſerer Natur. Die opferfreudige Liebe iſt auf der Erde erſchienen, und doch haben wir immer Arme unter uns und wird es wohl immer Arme geben. Ein Hauch von Gerechtigkeit und Menſchlichkeit hat die geſellſchaftlichen Inſtitutionen durchdrungen; die Politik jedoch iſt nicht zum Gebiete der vollkommenen Wahrheit und der abſoluten Gerechtigkeit geworden, und es ſcheint nicht, als ob ſie es je werden könnte. Die Induſtrie hat Wunder geſchaffen, wir durchfliegen mit Windeseile den Raum; nie aber werden wir ſchnell genug ſein, daß uns Leiden und Tod nicht zu erreichen vermöchten. Der große Quell der Schmerzen iſt

nicht verſiegt. Die Poeſie unſrer Dichter rührt noch, wie in alten Tagen, die Saiten der Trauer. Fortſchritt iſt da, er iſt uns ein ſicheres Unterpfand, daß väterliches Wohlwollen die Geſchicke der Menſchheit leitet; aber wir ſehn aus allem, daß der Boden unſrer Erde immer thränenfeucht bleiben und die Luft, die wir athmen, immer von Seufzern widerhallen wird. So weit unſere Blicke reichen, ſehn wir eine leidende Menſchheit, die nur dann Friede, Freude und Hoffnung findet, wenn ſie auf neue Himmel und eine neue Erde wartet, wo Gerechtigkeit wohnt.

Wenn es keinen Gott über dem Menſchen gäbe, keine Ewigkeit über der Zeit, keine göttliche Welt über unſerem heutigen Aufenthalt; wenn unſere tiefſten Bedürfniſſe nie befriedigt werden ſollten, unſer Ruf zum Himmel niemals gehört würde; wenn wir keine andere Hoffnung hätten, als eine Zukunft, da wir nicht mehr ſein werden, und deren ganzer Troſt in der Hoffnung einer neuen Zukunft beſtünde, die nie kommen wird; wenn die Menſchheit, wie wir ſie kennen, der vollkommenſte Ausdruck des Weltalls ſein ſollte; wenn es ſo ſtünde; ja dann wäre die Löſung des Welträthſels: Täuſchung und Lüge. Dann vor dem Ungeheuer des Schickſals, das uns ins Leben wirft, um uns zu zerſtören, das in unſrer Bruſt die Sehnſucht nach Glück entzündet, um unſers Elends zu ſpotten, dann unter der geſtirnten Wölbung, die uns von Unendlichkeit erzählt, da doch keine Unendlichkeit iſt, angeſichts der heuchelnden Natur, die ſich mit tauſend Gleichniſſen der Unſterblichkeit ſchmückt, ohne daß es eine Unſterblichkeit giebt, ja dann, angeſichts

aller dieſer Lügen, wäre der Menſch berechtigt, dem Tage ſeiner Geburt zu fluchen und den Taumelbecher zu ergreifen, um ſich in wilder Freude zu berauſchen. Aber ein geheimer Inſtinkt ſagt uns, die Trauer ſei außer der Ordnung und die Betäubung erniedrigend. Wir dürfen dieſer aus der Tiefe unſrer Natur kommenden Stimme vertrauen. Das Gute, die Wahrheit, die Schönheit fallen wie Lichtſtreifen in die Schatten unſers Daſeins; wir wollen ihnen mit gläubigem Blicke folgen bis zu dem göttlichen Lichtherde, von dem ſie ausgehn. Alles vergeht, alles verſchwindet unabläſſig unter unſern Schritten; aber unſere Seele wundert ſich nur darum über das Wandelbare aller Dinge, weil ſie die Pfänder einer unwandelbaren Ewigkeit in ſich trägt. „Ein vergänglicher Zuſchauer des ewigen Schauſpiels, hebt der Menſch eine kurze Weile die Augen zum Himmel, und ſchließt ſie dann auf immer; aber in dem flüchtigen Augenblick, der ihm gegönnt iſt, ſchickt von allen Punkten des Himmels bis an die Grenzen des Alls jede Welt einen tröſtenden Stral ſeinem Blicke entgegen und giebt ihm Kunde, es beſtehe eine Beziehung zwiſchen der Unendlichkeit und ihm, und er ſei der Ewigkeit theilhaft.“ *

Sollten dieſe himmliſchen Ahnungen nur Träume ſein? Träume! Wiſſen Sie nicht, daß die Träume nichts ſchaffen und nur die undeutlichen Erinnerungen und abentheuerlichen Zuſammenſetzungen der am Tage vorher von der Wirklich-

* Xavier de Maistre.

leit empfangenen Eindrücke ſind? Welches war denn jenes geheimnißvolle Geſtern, das uns das Ewige, das Unendliche, die Vollkommenheit des Guten, die Fülle der Freude und alle die göttlichen Bilder zeigte, welche unſern Geiſt im Traume des Lebens beſeligen? Erinnerungen unſers Urſprungs, Ahnungen unſrer Zukunft, wir vertrauen euch! Wir vertrauen dem Inſtinkt unſerer Seele, und wenn hienieden alles in ewiger Flucht von hinnen rauſcht,

Sei unſre Stunde wie des Vogels Raſt:
Er ſcheut ſich nicht zu ſingen
Und beugt den ſchwanken Zweig die leichte Laſt,
So öffnet er die Schwingen. *

---

* Soyons comme l'oiseau posé pour un instant
Sur des rameaux trop frêles,
Qui sent ployer la branche et qui chante pourtant,
Sachant qu'il a des ailes.

Victor Hugo.

VI.

Der Schöpfer.

Genf, den 1 Dezember 1863. Lausanne, den 27 Januar 1864.

Meine Herren!

Der Mensch ist nicht das einfache Erzeugniß der Natur; er versucht es vergeblich seinen Adel abzuwerfen und die Erklärung seines geistigen Wesens in der Vervollkommnung des Stoffes zu finden. Der Mensch ist ebensowenig der Gipfel und das Prinzip des Weltalls, vergeblich sind seine Bemühungen eine Gottheit aus sich zu machen. Er ist nur durch die göttlichen Stralen groß, die sein Herz, sein Gewissen, seine Vernunft durchdringen; sobald er die Quelle des Lichtes zu sein glaubt, versinkt er in Nacht. Wenn sich der Gedanke von der Natur zum Menschen erhoben hat, muß er zu Gott emporbringen, oder wieder zurücksinken. Diese Sätze sprechen nur die großen Thatsachen der Geistesgeschichte der Menschheit aus. „Es giebt," schreibt Cicero, „keine Völkerschaft, die barbarisch genug, keine Menschen, die wild genug wären, um nicht irgend einen Anhauch von Religion zu haben. Viele Völker machen sich falsche Begriffe von den Göttern, aber alle geben das Dasein einer göttlichen Gewalt und Natur zu ... Und um welchen Gegenstand es immer sich handle, es darf die Uebereinstimmung aller Nationen als ein Naturgesetz betrachtet

werden."* Keine Entdeckung hat ſeither die Geltung dieſer Worte des römiſchen Redners vermindert. In den verkommenſten Civiliſationen bleibt immer noch eine Spur des religiöſen Gefühls. Die Kenntniß des Schöpfers verdanken wir der chriſtlichen Tradition, aber der mehr oder weniger deutliche Begriff einer göttlichen Welt findet ſich überall, wo es Menſchen giebt.

Cicero ſtellt dieſe allgemeine Zuſtimmung als einen ſtarken Beweis für das Daſein der Götter auf. Die Parteigänger des Atheismus beſtreiten den Werth dieſes Argumentes. Sie ſagen: „Die allgemeine Meinung beweiſt nichts. Wie viele fabelhafte Legenden wurden durch den allgemeinen Glauben zu hiſtoriſchen Wahrheiten erhoben! Die ganze Menſchheit hat lange Zeit geglaubt, die Sonne drehe ſich um die Erde. Die Wahrheit dringt nur mühſam in beſtändigem Streite mit den angenommenen Meinungen in der Welt vor. Die Beiſtimmung der großen Menge iſt eher ein Kennzeichen des Irrthums als ein Merkmal der Wahrheit." Dieſer Einwurf beruht auf einer Ideenverwirrung. Die Menſchheit hat über wiſſenſchaftliche Fragen, deren Löſung geduldiger Forſchung vorbehalten iſt, kein

* Firmissimum hoc afferri videtur, cur deos esse credamus, quod nulla gens tam fera, nemo omnium tam sit immanis, cujus mentem non imbuerit deorum opinio. Multi de diis prava sentiunt, id enim vitioso more effici solet; omnes tamen esse vim et naturam divinam arbitrantur . . . Omni autem in re consensio omnium gentium lex naturae putanda est.

Tuscul. I, 13.

Zeugniß abzulegen, aber sie legt Zeugniß ab von dem, was sie ist. Die Allgemeinheit der Religion beweist, daß die Erforschung des Göttlichen, wie der römische Redner sagt, ein Naturgesetz ist. Wenn wir von der Materie zum Menschen, von dem Menschen zu Gott aufsteigen, so betreten wir also nicht eine willkürliche Bahn, wir folgen einem durch das Zeugniß der Menschheit bekräftigten Naturgesetze. Man müßte vermessenen und zugleich leichtfertigen Sinnes sein, um den Ernst dieser Erwägung nicht zu fühlen.

In unsern Tagen erhebt der Atheismus wieder sein Haupt. Wenn wir uns die Symptome dieser Erscheinung in Erinnerung bringen, wie wir sie aufgezählt haben, so sehen wir, daß die direkte, ursprüngliche Gottesverneinung verhältmäßig selten ist; gewöhnlich wird versucht, Gott wegzulassen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Jeder religiösen Theorie tritt man abweisend entgegen und spricht sich dabei etwa folgendermaßen aus: „Wie wird die wahre Wissenschaft betrieben? durch die Beobachtung auf der einen, durch die Schlüsse der Vernunft auf der andern Seite. Vermittelst der Beobachtung und der auf sie angewendeten Vernunft gelangen wir zur Kenntniß der Natur und der Menschheit. Wollen wir uns aber höher als Natur und Menschheit erheben, so mangelt uns zur Beobachtung die Basis und die Vernunft spielt im leeren Raum. Es giebt also keinen möglichen Weg um Gott zu erreichen. Ist Gott ein Gegenstand der Erfahrung? Nein. Kann Gott a priori durch Gründe bewiesen werden? Nein. Die Gottesidee, als einer Wirklichkeit entsprechend, kann also weder durch die Erfahrung noch

durch Vernunftſchlüſſe feſtgeſtellt werden; ſie iſt eine einfache Hypotheſe. Uebrigens, fügt man von dieſem Standpunkte aus bei, wollen wir das Gefühl des Göttlichen nicht aus der Seele, den Ausdruck: Gott nicht aus der Poeſie verbannen; der Himmel behüte uns davor! — Die religiöſen Gedanken ſind Träume, die auch auf uns ihren vollen Reiz ausüben. Spricht man jedoch von der Wirklichkeit, dann iſt Gott eine Hypotheſe, und der Hypotheſe wird von der genauen Wiſſenſchaft kein Einlaß gewährt."

Wer ſich zu dieſen Gedanken bekennt, gelangt zu einer Stellung, die nicht geringe Vortheile bietet. Fragt ein poſitiver Geiſt mit Lächeln: „Sollten Sie zufällig an Gott glauben?" ſo kann man ebenfalls lächelnd antworten: „Habe ich jemals geſagt, Gott ſei ein wirkliches Weſen?" Fragt aber ein gläubiger Mann: „Sollte es möglich ſein, daß Sie dem Atheismus huldigten?" ſo kann man beleidigt ausrufen: „Wir haben Gott nie geleugnet, und wer es uns zuſchreibt, iſt ein Verleumder!" So wird Gott für die Bedürfniſſe der Kunſt und Poeſie beibehalten; aber da man nicht wiſſen kann, was er iſt, noch ob er iſt, ſo richtet ſich das wirkliche Leben gänzlich ohne ihn ein. Dieſe Haltung der Religion gegenüber kann in gewiſſen Fällen literariſche Verſtellung ſein, in andern iſt ſie ernſt. Es giebt außerordentlich zarte Naturen, welche, vom Hauche des modernen Skeptizismus berührt, jeden feſten Glauben verloren haben, aber das Bedürfniß des Guten, der Inſtinkt des Reinen behütet ſie an der Stelle der fehlenden Ueberzeugung und ſie verneinen nicht, was ſie nicht mehr glauben

können. Dieſe Seelenſtimmung iſt eine ausnahmsweiſe. Iſt ſie die Ihrige, und wollen Sie darin verharren, dann gehn Sie Ihren einſamen Weg und ſuchen Sie nicht Ihre Ideen Andern mitzutheilen. Die Berührung mit dem öffentlichen Leben, die Entwickelung Ihres eigenen Gedankens, welche zur Ueberredung der Andern erforderlich wäre, würde Sie unter die Herrſchaft der Geſetze bringen, welchen der menſchliche Geiſt auf dieſem Gebiete unterworfen iſt. Welches ſind aber dieſe Geſetze? Der Dichter hat uns ſchon geantwortet:

Leugneſt du? glaubſt du? Was iſt deine Wahl?

und ein berühmter Schriftſteller ſoll uns denſelben Gedanken weiter ausführen. „Der Zweifel über Dinge, die zu wiſſen uns wichtig ſind," ſagt J. J. Rouſſeau, „iſt ein zu gewaltſamer Zuſtand für den menſchlichen Geiſt; er duldet ihn nicht lange, und entſcheidet ſich wider Willen auf die eine oder die andere Weiſe, wenn er will lieber ſich täuſchen als gar nichts glauben." * Das iſt das Geſetz. Wir ſahen, wie der Verſuch gemacht wurde, ohne Gott zu leugnen noch anzuerkennen, den Gedanken in der Schwebe zu halten, und wie dieſer Verſuch an der Wirklichkeit ſcheitert. Der Skeptiker bemüht ſich umſonſt, den Standpunkt des Zweifels zu behaupten, der Boden weicht unter ſeinen Füßen und er gleitet in die Verneinung. Er ſagt, die Menſchheit habe ſich getäuſcht und Gott ſei nicht. Aber auch dieſer Verneinung

* Vicaire Savoyard

gelingt es nicht Stand zu halten, ſie geräth in zu heftigen Widerſpruch mit allen Inſtinkten der Menſchennatur. Anbetung iſt dem Menſchen dringendes Bedürfniß, in Ermangelung Gottes wendet er ſeine Verehrung der Natur oder der Menſchheit zu, der Atheismus verwandelt ſich in Abgötterei. Erinnern Sie ſich des Schickſals der kritiſchen Schule und der poſitiven Philoſophie, und laſſen ſie uns den Verſuch Gott auszuſchließen, welcher den Punkt bildet, von dem dieſe verhängnißvolle Gedankenverkettung ausgeht, mit ernſter Aufmerkſamkeit prüfen.

Gott iſt nicht ein Gegenſtand der Erfahrung, ich gebe es zu. Wenigſtens inſoweit will ich es zugeben, als Gott nicht ein Gegenſtand ſinnlicher Erfahrung iſt. Die Gotteserfahrung, erlauben Sie mir dieſen Ausdruck, das Gefühl ſeiner Einwirkung auf die Seelen iſt nicht eine Erſcheinung, die von Allen und außerhalb beſtimmter geiſtiger Bedingungen beobachtet werden kann. Um die Einwirkung Gottes zu ſpüren, muß man ſich ihm nahen. Um ihm zu nahen, muß man, wenn nicht an ſein Daſein mit feſtem Vertrauen glauben, doch wenigſtens es nicht verneinen. Die Gefangenen in Plato's Höhle können das Licht aus Erfahrung nicht kennen, ſo lange ſie Jene, die ihnen von der Sonne ſprechen, mit Hohn überſchütten. Gott iſt nicht ein durch geometriſche Beweiſe feſtzuſtellender Gegenſtand, ich gebe auch dieß zu; ich gebe es vollſtändig zu, und habe es ſchon ausgeſprochen. Jeder Menſch, der ſeine Vernunft anwendet, anerkennt in gewiſſem Sinne das Daſein Gottes; die Baſis alles Denkens aber iſt unbeweisbar. Vom Stand-

punkte der nach unſrer gewöhnlichen Methode konſtruirten Wiſſenſchaft aus iſt alſo Gott eine Hypotheſe, und hier, meine Herren, erlauben Sie mir eine beiläufige Erklärung.

Wenn ich ſage: Gott iſt eine Hypotheſe, mag ich manchen von Ihnen in Erſtaunen ſetzen, vielleicht ſogar ärgern. Erinnern Sie ſich jedoch, welcher Art dieſe Vorträge ſind. Wir ſind hier weit entfernt von der ſtillen Sammlung des Heiligthums und den feierlichen Worten der chriſtlichen Predigt. Ich habe Sie in die erhitzten Kämpfe unſrer Tage, mitten in das Gezänk der Schulen geführt. Die Seele, welche ſich mit Gott zu vereinigen ſtrebt, um Kraft und Freude an der Quelle zu ſchöpfen, hat Beſſeres zu thun, als Reden, wie dieſe ſind, anzuhören. Einſamkeit, Gebet, ruhige Thätigkeit, wie das Gewiſſen ſie vorſchreibt, ſind für ſie die beſten Wege, und die Streitfragen, welche wir beſprechen, möchten vielleicht für ſolche, die unberührt in der erſten Einfalt ihres Glaubens blieben, nicht ohne alle Gefahr ſein. Aber wir gebieten nicht über unſere Wege und die Verhältniſſe der Gegenwart auferlegen uns beſondere Pflichten. Die Scheidewand, welche die Schule von der Welt trennte, iſt überall geſunken. Ueberall in der Tagesliteratur werden philoſophiſche Fetzen, und oft vom ſchlechteſten philoſophiſchen Stoffe, verwendet, ungleichartige Bruchſtücke theologiſchen Wiſſens, und oft erbärmlicher Theologie, eingefügt. Es giebt keine literariſche Zeitſchrift, bald keine Zeitung mehr, die nicht bei Gelegenheit und ohne Gelegenheit die auf unſere ewigen Geſchicke bezüglichen Fragen beſpräche. Die heiligſten Ueberzeugungen werden alle Tage

zu den niedrigsten Organen der Oeffentlichkeit angefochten. Können unter solchen Umständen Männer, die in ihrer Seele den Glauben bewahrt haben, schweigen wie stumme Hunde, oder in die engen Grenzen der Schule sich einschließen? Nein, wahrhaftig nicht! Man muß wohl hinuntersteigen auf den gemeinsamen Boden und mit gleichen Waffen die großen Kämpfe des Gedankens ausfechten. Zu diesem Zwecke ist es unausweichlich, Benennungen zu gebrauchen, welche manche Gewissen beunruhigen können und Fragen zu stellen, über die fromme Seelen erschrecken. Aber wir können nicht anders, wenn wir die Gegner auf ihrem eigenen Grund und Boden bekämpfen wollen. Wir können nicht anders, weil wir auf diese Weise allein Einige zur Besinnung bringen und Allen beweisen können, daß der Strom der Verneinung nur eine Wasserrinne ist, deren Sturzflut auf dem Fels der Zeiten nicht die leichteste Spur eingraben kann.

Ich kehre denn zu meiner Beweisführung zurück. Gott ist weder ein Gegenstand der Erfahrung, noch ein Gegenstand der Demonstration im eigentlichen Wortverstande. Vom Standpunkte der Wissenschaft aus, wie man sie gewöhnlich versteht, jener Wissenschaft, welche die Kette ihrer Schlüsse verfolgt, ohne auf die erste Grundlage aller Gedankenarbeit aufmerksam zu werden, ist Gott, diese erste Realität der glaubenden Seele, diese stündliche Erfahrung, diese über jedem Beweise stehende Evidenz, eine Hypothese. Ich gebe es zu. Man schließt: also hat Gott keine Stelle in der Wissenschaft, denn die Hypothese kann in die Wissenschaft,

welche dieſes Namens würdig iſt, nicht aufgenommen werden. Ich verneine es. Und um dieſe Verneinung zu rechtfertigen, will ich darthun, daß die Hypotheſe, welche man verbannen möchte, das erzeugende Prinzip alles menſchlichen Wiſſens iſt.

Wie entſteht die Wiſſenſchaft? Entſteht ſie aus der reinen Erfahrung? Nein. Was lehrt uns die reine Erfahrung? Nichts. Die Erfahrung, von jedem vernünftigen Elemente getrennt, macht uns nur mit unſern Empfindungen bekannt. Ein ſchottiſcher Philoſoph, Hume, hat das trefflich bewieſen und verdankt dieſer Beweisführung ſeinen Ruhm. Es iſt leicht, auch ohne einen Anflug philoſophiſchen Wiſſens folgende Sätze zu begreifen: das Denken iſt das Mittel zum Wiſſen. Beſäßen wir nicht die Fähigkeit zu denken, ſo würde die Erfahrung ſie uns nicht geben. Der Gedanke dringt nicht durch das Auge oder das Ohr in unſer Inneres. Denken Sie ſich einen lebenden Körper ohne Vernunft: ſein Auge würde wie ein Spiegel wohl die Gegenſtände aufnehmen, ſeine Gehörorgane würden von den Luftſchwingungen erſchüttert werden, aber er hätte keinen Gedanken, er wüßte nichts.

Entſteht die Wiſſenſchaft aus der reinen Vernunft? Nein. Niemand kann ſagen, was die reine Vernunft iſt, denn die Thätigkeit unſers Gedankens iſt unlösbar an die Erfahrung gebunden. Laſſen Sie uns aber, ohne bei dieſer Bemerkung ſtehn zu bleiben, fragen: was kann die reine Vernunft, wenn ihr jeder Gegenſtand der Erfahrung ent-

zogen wird? Sie kann nur Eines, ſich ſelbſt erkennen. Die ſich ſelbſt erkennende Vernunft aber bringt nichts Anderes als die Logik hervor, d. h. die Theorie der Geſetze des Erkennens. Einige Philoſophen unternahmen es wohl zu beweiſen, die Vernunft könne durch Betrachtung ihrer ſelbſt zur Erkenntniß aller Dinge gelangen. Sie behaupteten, alle Geheimniſſe des Weltalls ſeien in unſern Gedanken enthalten, und wenn man richtig ſchließe, könne man die Aſtronomie kennen, ohne die Sterne zu beobachten, und die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes ſchreiben, ohne mit Mühe die Zeugniſſe der Vergangenheit zu durchforſchen. Aber dieſe Verſuche die Thatſachen zu konſtruiren ſtatt ſie zu beobachten ſind zu ſehr mißlungen, um ernſtliche Beachtung zu verdienen.

Die Wiſſenſchaft geht alſo nicht aus der reinen Erfahrung hervor und nicht aus der reinen Vernunft; wie entſteht ſie denn? Aus dem Zuſammengehen der Erfahrung und der Vernunft. Der Menſch beobachtet und verſichert ſich, daß die Thatſachen vernunftgemäß geordnet ſind. Er ſchafft die Mathematik und entdeckt die mathematiſchen Geſetze in den Erſcheinungen des Himmels und der Erde. Sein Gedanke begegnet in den Thatſachen den Spuren eines gleichartigen Gedankens. Sollte es jemand unter Ihnen beſtreiten wollen, ſo müßte ich mich noch ein Mal auf den Kalender berufen. Die Wiſſenſchaft entſteht alſo nur aus einem Zuſammentreffen der Erfahrung mit der Vernunft; wie geht aber dieſe Vereinigung vor ſich? Die ganze Frage vom Urſprung der Wiſſenſchaft konzentrirt ſich auf dieſen Punkt.

Dieſes Zuſammentreffen iſt nicht nothwendig, es geht nicht einfach aus der Beharrlichkeit der Beobachtung hervor. Das Zuſammentreffen des Geiſtes mit den Thatſachen iſt eine Entdeckung. Der Gedanke, welcher der Natur zur Regel dient, kann unſerm Geiſte lange verhüllt bleiben. Es kommt ein Tag, da der Schleier ſich hebt, der menſchliche Gedanke ſich wiederfindet und ſich erkennt in der Erſcheinung, welche er betrachtet. Wir begegnen hier einer beſondern Fähigkeit, welche weder die des Beobachtens noch die des Schließens iſt, der Fähigkeit des Entdeckens. Beſitzt ſie ein Menſch in einem gewiſſen Grade, ſo nennen wir ihn genial. Das Genie oder die Fähigkeit zu entdecken iſt das erzeugende Prinzip der Wiſſenſchaft. Und doch giebt es ſeltſamer Weiſe viele Logiker, welche dieſes Prinzip kaum andeuten. Sie entwickeln weitläufig die Regeln der Beobachtung und die Regeln des Denkens: es ſcheint, als ob in ihrem Geiſte die Vereinigung der Vernunft und der Erfahrung von ſelbſt und nothwendiger Weiſe vor ſich gehe. Zwanzig Jahre lang habe ich die Logik auf dieſe Weiſe gelehrt, bis ich eines Tages, als ich beſſer darüber nachdachte, mir ſagen mußte, daß ich, mit dem Sprichworte* zu reden, nur Eines vergeſſen hatte, nämlich das Licht in meiner Laterne anzuzünden.

Das Zuſammentreffen der Intelligenz mit den Thatſachen iſt eine Entdeckung: die Entdeckung hängt von einer

* Tu n'avais oublié qu'un point:
C'était d'éclairer ta lanterne.

Fähigkeit ab, welche von den Dichtern besungen, von der Menschheit bewundert und von den Logikern zu wenig beachtet wird, vom Genie. Das Eigenthümliche des Genies ist die plötzliche Erleuchtung des Gedankens, eine freie Gabe, die sich nicht erkaufen läßt. Wir wollen aber ohne Zögern die nöthige Erklärung hinzufügen. Das Genie ist ein Ursprüngliches, eine Gabe; das Werk des Genies aber ist an Bedingungen oder vielmehr an eine Bedingung geknüpft: die Arbeit. Die Arbeit ersetzt das Genie nicht, aber das Genie spricht nicht von der Arbeit frei. Die Natur anvertraut ihre Geheimnisse nur denjenigen, die sie mit ausdauernder Geduld belauschen. Man fragte einst Newton, wie er das System der Welt gefunden habe; er antwortete mit hoher Einfachheit: „Indem ich beständig daran dachte," und gab damit die Bedingnng jeder großen Entdeckung an; aber er vergaß die Ursache: die Eigenthümlichkeit seiner geistigen Anlage. Wohl bedurfte es eines fortwährenden Nachdenkens über die Bewegungen der Gestirne; aber man mußte überdieß Isaak Newton sein. Viele Andere hatten vielleicht ebenso lang darüber nachgedacht und nicht gefunden.

Die Arbeit, welche die Entdeckung bedingt, muß zum Auffinden der für die Art der Forschung wahrhaft geeigneten Methode führen und den Gedanken mit der bestehenden Wissenschaft vertraut machen. Es setzt in der That jede wissenschaftliche Entdeckung eine Reihe früherer Entdeckungen voraus, welche den Geist auf den Punkt führen, wo es möglich ist, etwas Neues zu entdecken. Darum bietet sich oft

eine Entdeckung zwei oder drei Geistern auf einmal dar, wenn sich zu derselben Zeit zwei oder drei mit gleicher Macht begabte vorfinden. Sie erblicken zugleich, weil die letzte Bewegung der Wissenschaft sie auf denselben Gipfel getragen hat und weil sie die gleiche Schärfe des Blickes besitzen: das erstere ist die Bedingung, das letztere die Ursache. Es giebt also eine Methode, um den Weg zu den Entdeckungen zu finden; eine Methode des Entdeckens aber giebt es nicht. Der geniale Mensch sieht da, wo die andern Menschen nicht sehen, und wenn er gesehen hat, sieht jedermann mit ihm. Wenn Sie mit dem Ringe des Gyges am Finger in die Studirzimmer der Gelehrten treten könnten im Augenblick wo eine große Entdeckung gemacht worden ist, so sähen Sie wohl mehr als einen sich mit der Hand vor die Stirn schlagen und ausrufen: „Thor, wie konntest du es übersehen! Es war so einfach.“ — Die Wahrheit erscheint einfach, wenn sie gefunden ist.

Die Entdeckung also mit der Arbeit als Bedingung ist das Prinzip des Fortschrittes in der Wissenschaft. In welcher Form zeigt sich die Entdeckung dem Geiste des Erfinders? Als eine Vermuthung oder, was dasselbe ist, als eine Hypothese. Die Hypothese ist das einzige Verfahren der vorschreitenden Wissenschaft. Wenn wir nichts voraussetzten, wüßten wir nichts. Wir könnten Himmel und Erde während einer Unendlichkeit betrachten, nie läse unser Auge die Gesetze der Astronomie in den himmlischen Gestirnen, noch die Gesetze des Lebens auf der Baumrinde oder in den Eingeweiden der Thiere. Sogar in Bezug auf die Mathematik

muß man dieß zugeben. Die unendlich dauernde Betrachtung der Zahlenreihen oder der Formen des Raumes brächte weder die Arithmetik noch die Geometrie hervor, wenn der menschliche Geist nicht zwischen den Zahlen und Linien Beziehungen vermuthete, die er nur beweisen kann, nachdem er sie vorausgesetzt hat. Man unterscheidet die Bedingungen vollkommen, welche eine fruchtbringende Vermuthung vorbereiteten und ermöglichten, aber die Hypothese als solche hat keine Nothwendigkeit. Sie durchblitzt den Geist wie ein Lichtstral.

Die Säge des Zimmermanns durchschneidet das Bret von einer Seite zur andern; die einzig nothwendigen Bedingungen dazu sind Arbeit und Zeit. Die Entdeckung der Wahrheit aber trägt immer den Charakter des Plötzlichen und Unvorhergesehenen. Archimedes sprang aus dem Bade und durchlief die Straßen von Syrakus mit dem Rufe: „Ich habe gefunden!“ denn der Stral des Genius hatte ihn unvermuthet getroffen. Pythagoras fand einen geometrischen Lehrsatz und brachte, sagt man, den Göttern ein Opfer dar als Zeichen seines Dankes. Er dachte also, Arbeit und Aufmerksamkeit seien, nach Malebranche's schönem Worte, ein stummes Gebet zum Herrn der Wahrheit. Die Arbeit ist ein Gebet und die Entdeckung eine Erhörung.

Wenn man das Unvorhergesehene, Unberechenbare der Entdeckung verkennt und dafür hält, die Beobachtung der Thatsachen müsse ihre Erklärung natürlich herbeiführen, so ist man gezwungen zuzugeben, daß eine Entdeckung schon durch ihr Eintreten bestätigt werde. Das ist aber nicht so.

Die Hypothese trägt nicht im Augenblick ihres Entstehens das sichere Kennzeichen der Wahrheit an der Stirne. Ein Gedankenblitz durchzuckt den Gelehrten, aber es bedarf der Studien und oft langer Studien, um zu ermitteln, ob es ein wahres Licht oder nur eine Blendung sei. Jede während der Beobachtung entstandene Vermuthung muß durch ihr Zusammentreffen mit den Wahrnehmungen der Erfahrung bestätigt werden. Ein großer Erfinder, Kepler, legt in folgenden Worten von der Entdeckung eines jener Gesetze Rechenschaft ab, welchen sein Name die Unsterblichkeit verdankt:

„Nachdem ich, auf die Beobachtungen Tycho Brahe's gestützt, vermittelst langer angestrengter Arbeit die wirkliche Größe der Bahnen gefunden hatte, entdeckte ich endlich das Verhältniß der periodischen Zeiten zur Ausdehnung jener Bahnen. Und wenn Ihr das genauere Datum dieser Entdeckung wissen wollt, so war es am achten März dieses Jahres 1618, daß sie zuerst in meinem Geiste aufstieg. Dann wurde sie mit Berechnungen ungeschickt von mir geprüft und verworfen. Hierauf am fünfzehnten Mai mit neuer Kraft wieder vorgenommen. Endlich überwand sie die Finsterniß meines Verstandes und bewahrheitete sich durch meine siebzehnjährige auf Brahe's Beobachtungen gegründete Arbeit und mein eigenes vollständig damit übereinstimmendes Nachdenken so vollkommen, daß ich anfangs zu träumen oder irgend eine petitio principii zu machen vermeinte; aber kein Zweifel mehr: es ist ein ganz gewisser und ganz genauer Satz.*"

* Harmonices mundi libri quinque.

Die vollständige Logik der Entdeckung ist in diesen Zeilen niedergelegt von einem Manne, der mehr als die meisten andern zu einem solchen Zeugniß befugt ist. Sie sehen darin die Bedingungen einer guten Hypothese: Kepler hat lange die Erscheinungen untersucht, deren Gesetz er sich zu finden vorsetzte, er hat sie aus sich selbst und vermittelst der Entdeckungen Brahe's, seines Vorgängers, untersucht. Das Gesetz ist vor seinem Geiste in einem bestimmten Augenblick den achten März 1618 aufgetaucht; aber er hat noch keine Gewißheit, ob es ein wahres Licht, oder nur ein trügerischer Schein sei. Er sucht die Bestätigung seiner Hypothese, findet sie nicht, weil er sich verrechnet, und verwirft seinen Gedanken als einen nichtigen. Der Gedanke erscheint wieder, eine neue Arbeit bewahrheitet ihn; die Hypothese wird ein Gesetz, ein gewisser Satz.

Das ist der regelrechte Gang des Gedankens. Die Hypothese hat nicht das Recht an die Oeffentlichkeit zu treten, bis sie gehörig bewiesen und zum Gesetze erhoben ist. Es giebt jedoch mit einer Art Divinationsvermögen begabte Geister, die, wie durch Instinkt geleitet, die Wahrheit einer Entdeckung fühlen, sogar bevor sie sich bewährt hat. Man erzählt von Kopernikus, es sei ihm, nachdem er das wahre System der planetarischen Bewegungen gefunden oder wiedergefunden, von einem Manne widersprochen worden, der ihm sagte: „Wenn Euer System wahr wäre, so müßte die Venus Phasen haben, wie der Mond, sie hat deren keine, demnach ist Euer System falsch. Was antwortet Ihr darauf?“ „Nichts,“ erwiederte Kopernikus (der Einwurf war in

der That ein bedeutender), „aber Gott wird Gnade geben, daß man die Antwort finde.“* Es kam Galiläi und mit Hülfe des Teleskops erkannte man, daß die Venus ſich wirklich gleich dem Monde verändere; das Vertrauen des Kopernikus war gerechtfertigt. Die wiſſenſchaftliche Laufbahn des berühmten Phyſikers Ampère bietet einen ähnlichen Zug. Er las eines Tages im Vertrauen auf ein ſicheres Vorgefühl der Wahrheit, wie das des Kopernikus, an der Akademie der Wiſſenſchaften die ausführliche Beſchreibung eines Experiments, das er nie gemacht hatte. Später machte er es und das Ergebniß ſtimmte vollkommen mit ſeinen Vorausſetzungen überein. In dieſen Fällen erhebt ſich das Genie zur zweiten Potenz, weil es zugleich die Gabe des Entdeckens und das ſichere Vorgefühl hat, daß ſich das Gefundene bewähre; aber dieſe Thatſachen ſind Ausnahmen, auf die wir ein Wort des Racineſchen Mithridates anwenden können:

Daß nur Gelingen ſolchen Plan entſchuldigt.**

Wir möchten ſo ungewiſſe Abentheuer niemandem anrathen und ziehen es vor, den regelmäßigen Gang der Wiſſenſchaft durch ein großes Beiſpiel in Erinnerung zu bringen. Nachdem Newton das Geſetz entdeckt hatte, daß die Bewegung

* Die Authenticität dieſer Antwort wird beſtritten. Arago giebt ſie mit andern Worten; aber der Standpunkt hiſtoriſcher Kritik iſt hier nicht von Wichtigkeit, weil ich nicht eine Thatſache feſtzuſtellen, ſondern eine Idee durch Beiſpiele zu erläutern habe.

** Pour être approuvés,
De semblables projets veulent être achevés!

des Himmels regelt, ſuchte er die Beſtätigung deſſelben in einer endloſen Reihenfolge von Berechnungen. Als eigentlicher Asket der Forſchung auferlegte er ſich eine Lebensweiſe, hart wie die eines Trappiſten, damit alle Lebenskräfte der Thätigkeit ſeines Geiſtes zu Dienſte ſeien, und erſt nach fünfzehn Monaten hartnäckiger Arbeit konnte er ausrufen: „Ich habe gefunden. Meine Berechnungen ſtimmen in der That mit dem Lauf der Geſtirne zuſammen. Gott ſei die Ehre, der uns einen Blick auf den Rand ſeiner Wege gewährt hat.“ Und die Aſtronomie, nahm von nun an, auf feſtere und breitere Grundlagen geſtützt, einen neuen Aufſchwung.

Auf dieſe Weiſe erringt der menſchliche Geiſt das Wiſſen. Wie kommt es denn, daß die Hypotheſe ſo verſchrieen iſt? Wie kann man im Ernſte ſagen, ſie ſei aus dem Gebiet der Wiſſenſchaft ausgeſchloſſen, wenn im Augenblicke da die Fähigkeit des Vorausſetzens aufhörte, das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft gehemmt würde, wenn mit Ausnahme einer kleinen Zahl unmittelbar ſich offenbarender Prinzipien alle Wahrheiten, die wir beſitzen, nichts anderes als durch Erfahrung beſtätigte Vorausſetzungen ſind? Man behauptet es, weil in unſerm Geiſte tauſend verſchiedene Vermuthungen ſich bilden, je nachdem ſeine Einbildungskraft ihn da oder dorthin treibt, ohne daß er ſich der Mühe des Unterſuchens unterzöge, welche ihn allein in den Stand ſetzen kann, fruchtbare Vorausſetzungen zu machen. Wir ſind immer in Verſuchung, zu rathen, ſtatt mit geduldiger Beobachtung die Fährte der wirklichen Entdeckungen zu ver-

folgen. Man hat ſich alſo mit Fug gegen die flüchtig aufgebauten Theorien verwahrt und der Kanzler Bacon hatte Recht, als er dem Menſchengeiſte nicht Flügel zu geben, ſondern Bleigewichte anzuhängen wünſchte. Man iſt ſo weit gegangen, ihm die Schwingen des Gedankens wegſchneiden zu wollen, man hielt es für das Einfachſte und vergaß, daß er dann nicht mehr von der Stelle könnte. Weil man die Hypotheſe mißbraucht hatte, glaubte man ihrer entrathen zu können.

Leichtfertige und ungezeitigte Vorausſetzungen haben die Wiſſenſchaft mit einer Maſſe nichtiger Einbildungen überladen und ſo die Hypotheſe in Verruf gebracht. Aber dieſer Ballaſt wäre ungefährlich geblieben ohne den Eigenſinn, mit welchem man zuweilen falſche Theorien gegen offenbare Thatſachen aufrecht hielt. Wäre Ampère's Experiment mißlungen und er hätte dennoch ſeine Behauptung nicht aufgegeben, ſo würde er nicht das Beiſpiel glücklicher Verwegenheit, ſondern dasjenige lächerlichen Starrſinns gegeben haben. Sogar das Genie kann ſich täuſchen und Erfahrung allein unterſcheidet die wirklichen Geſetze von den Launen unſers Gedankens. Wir haben die Rechte der Vernunft in der bahnbrechenden Bethätigung der Entdeckungsfähigkeit gewahrt, aber die Rechte der Erfahrung dürfen nicht verkannt werden. Sie allein bereitet die Entdeckungen vor, ſie allein kann ſie beſtätigen. Wie folgerichtig ein Syſtem entwickelt ſei, durch die geringſte Thatſache, welche in eigentlichem Widerſpruche mit demſelben iſt, wird es des Irrthums überwieſen. Ein griechiſcher Philoſoph bewies durch verfängliche

Argumente die Unmöglichkeit der Bewegung. Diogenes, welcher ihm zuhörte, erhob ſich und ging. Dieſe Antwort genügte. Wer von Ihnen Walter Scott geleſen hat, erinnert ſich der gelehrten Beweisführung des Antiquars, welcher einen Trümmerhaufen ich weiß nicht ob für eine römiſche oder eine keltiſche Ruine erklärt, und der Dazwiſchenkunft des alten Bettlers, der kein archäologiſches Syſtem beſitzt, aber das Gemäuer, um das es ſich handelt, hat bauen und zerfallen ſehen. Ihre Schlüſſe mögen noch ſo richtig gezogen ſein wenn ſie nicht mit den Thatſachen übereinſtimmen, ſind es Spinnwebe, deren Feinheit vielleicht bewundernswürdig iſt, aber die der Wind davonträgt.

Es iſt Zeit dieſe Betrachtungen zuſammenzufaſſen. Die Wiſſenſchaft entſteht nicht aus der Erfahrung allein, die Vernunft allein bringt ſie nicht hervor, ſie iſt das Ergebniß des Zuſammentreffens der Erfahrung und der Vernunft. Die Erfahrung bereitet die Entdeckung vor, das Genie macht ſie, die Erfahrung beſtätigt ſie. Was die Wiſſenſchaft kennzeichnet, iſt nicht das Verfahren der Erfindung, welches überall daſſelbe iſt; es iſt das Verfahren der an den vorausgeſetzten Wahrheiten geübten Erprobung. Eine mathematiſche Entdeckung wird durch reines Räſonnement beſtätigt. Eine phyſiſche Entdeckung wird durch die mit Berechnung verbundene ſinnliche Beobachtung beſtätigt. Eine der ſittlichen Ordnung angehörende Entdeckung wird durch die Beobachtung der Thatſachen des Gewiſſens beſtätigt. Damit iſt zwiſchen den phyſiſchen und den moraliſchen Wiſſenſchaften eine tiefe Scheidelinie gezogen. Sittliche Thatſachen

bieten nicht weniger Gewißheit als phyſiſche Erſcheinungen; aber die ſittlichen Thatſachen ſtehen unter dem Einfluſſe der Freiheit und nicht alle Menſchen können unter allen Bedingungen gleichmäßig ſie wahrnehmen. Ein optiſches Experiment iſt den Augen wahrnehmbar und alle Zuſchauer ſehen es gleicherweiſe, wenn wenigſtens ihre Sehorgane die gleichen ſind; eine moraliſche Erfahrung aber bleibt eine ganz perſönliche und wird Andern nur unter der Bedingung wahrnehmbar, daß ſie dem Zeugniß ihres Nächſten Glauben beimeſſen. Keiner kann in dieſer Ordnung der Dinge unmittelbar etwas beobachten, bei deſſen Entſtehung er nicht ſelbſt mitwirkt. Mit dieſem Vorbehalt können wir ſagen, daß die ſittlichen Wahrheiten durch Erfahrung bewährt werden, wie die phyſiſchen Wahrheiten. In allen Gebieten muß ein Gedanke als wahr anerkannt werden, wenn er die Thatſachen erklärt.

So iſt denn, meine Herren, jede wiſſenſchaftliche Wahrheit in ihrem Urſprung eine Vorausſetzung des Geiſtes, der es gelingt die Erfahrung und die Vernunft in Einklang zu bringen und ſo das vernunftgemäße Verſtändniß der Thatſachen herbeizuführen.

Jedes Syſtem iſt im Unrecht gegen die Thatſachen, wenn die Thatſachen ihm widerſprechen.

Wenn ein Syſtem die Thatſachen erklärt, halten wir es für bewieſen in dem Maße als es ſie erklärt. Dieſes Zuſammentreffen unſers Gedankens mit der Natur der Dinge iſt das Bezeichnende deſſen, was wir Wahrheit nennen.

Wenn Sie mir dieſe Sätze zugeben, iſt meine Beweisführung vollſtändig, ich kann meinen Schluß ziehen. Man ſagt, die Gottesidee finde in der ernſten Wiſſenſchaft keine Stelle mehr, weil dieſe Idee weder auf die Erfahrung noch auf die Vernunft zurückgeführt werden könne, weil ſie nur eine Hypotheſe und die Hypotheſe von der Wiſſenſchaft ausgeſchloſſen ſei. Ich antworte, auf die vorangehenden Entwicklungen geſtützt: die ganze Wiſſenſchaft wird vermittelſt der Hypotheſe erwerben. Zur Löſung des Welträthſels giebt es eine Hypotheſe, welche Allen durch die Tradition angeboten wird und ſich beſonders auf die Namen Moſes und Jeſus Chriſtus beruft. Dieſe Hypotheſe macht Anſpruch auf Unterſuchung. Erklärt ſie die Thatſachen, ſo muß ſie für wahr gehalten werden. Die Gottesidee hat alſo ihre rechtmäßige Stelle im Bereich der Wiſſenſchaft; der Verſuch ſie auszuſchließen iſt ſophiſtiſch.

Wir trennen die Gottesidee von der Geſammtheit des chriſtlichen Dogma's, zu der ſie gehört, und betrachten ſie an ſich. Welches iſt die Hypotheſe, die Moſes und Jeſus Chriſtus gelehrt haben? Der Urſprung des Weltalls iſt das ewige und unendliche Weſen. Seine Macht iſt die Urſache alles Beſtehenden. Auf dem Bewußtſein ſeines abſoluten Könnens beruht ſeine unendliche Vernunft. In ſich iſt er derjenige der iſt: in ſeiner Beziehung zur Welt iſt er die abſolute Urſache, der Schöpfer. Dieſe Erklärung

des Weltalls ist nicht das Vorrecht einzelner Gelehrter, sie wird Allen verkündigt und Allen geboten: uns ist das kein Beweggrund sie zu verschmähen. Wenn wir ferner beachten, daß dieser Gedanke die Welt erneuert hat, daß unsere ganze Civilisation auf demselben ruht, daß Tausende unsersgleichen ihre Stimme erheben und uns sagen, sie hätten an dieser Quelle allein Friede, Licht und Glück gefunden, dann begreifen wir, daß Mißachtung eine Thorheit wäre und daß im Gegentheil alles uns bestimmt, eine Hypothese, die uns unter so außergewöhnlichen Bedingungen angeboten wird, mit allem Ernste zu untersuchen.

Die Hypothese ist aufgestellt. Sie soll der Erprobung durch die Thatsachen unterworfen werden. Wo finden wir die Elemente ihrer Bestätigung? Ueberall, weil es sich um das Prinzip aller Dinge handelt: in der Natur und in der Menschheit, in den Bewegungen der die Räume des Himmels durchmessenden Gestirne, im Aufsteigen des den Grashalm nährenden Saftes, in den Umwälzungen der Reiche und in den einfachsten Erfahrungen des persönlichen Lebens. Es giebt keine Gotteswissenschaft; aber jedes Wissen, jedes Lernen soll zu diesem heiligen Namen führen. Ich will es darum nicht unternehmen, alle Bestätigungen des Gedankens aufzuzählen, welcher in dem Schöpfer das Prinzip des Weltalls erkennt; um alle Kundgebungen des unendlichen Lebens auszusprechen, bedürfte es auch einer unendlichen Rede. Wir haben einige Worte dieser Rede gestammelt, als wir in unserer zweiten Besprechung zeigten, wie ohne Gott Gedanke, Gewissen und Herz ihren Halt verlieren. Nachher

erkannten wir, daß die Vernunft vergeblich sich bestrebt, das Weltprinzip in den Gegenständen unserer Erfahrung: der Natur und der Menschheit zu finden. Lassen Sie uns die Untersuchung dieses unerschöpflichen Stoffes weiterführen, wenn auch ohne Hoffnung, daß sie je vollständig werde, und zeigen, daß allein die Idee des Schöpfers den Forderungen der philosophischen Vernunft entspricht.

Die Philosophie im höchsten Sinne des Wortes ist das Forschen nach der Lösung des Weltproblems, welches auf folgende Weise gestellt werden kann. Durch die Erfahrung nehmen wir wahr, daß die Welt aus vielfachen und verschiedenen Wesen zusammengesetzt ist; es giebt, um sogleich die große Theilung hervorzuheben, in der Welt Körper, die wir für willenlos halten müssen, und Geister, die wir durch das Gefühl als vernünftige und freie kennen. Die Welt ist aus einer Mehrzahl von Wesen zusammengesetzt; das ist durch die Erfahrung durchaus offenbar. Die Vernunft auf der andern Seite zwingt uns die Einheit zu suchen. Verstehen heißt die Erscheinungen auf ihre Gesetze zurückführen, die Wirkungen mit ihren Ursachen, die Folgen mit ihren Anfängen in Zusammenhang bringen, es heißt immer die Einheit in der Verschiedenheit suchen. Es müßte in jeder Entwicklung der Wissenschaft ein plötzlicher Stillstand eintreten, sobald sich der Geist damit zufrieden geben könnte, die Thatsachen in dem Zustande von Zersplitterung gelten zu lassen, in welchem sie sich erfahrungsgemäß darbieten. Jede einzelne Wissenschaft faßt eine Menge von Thatsachen in wenige Formeln zusammen, und außerhalb der Grenzen der Fach-

wiſſenſchaft ſucht die Vernunft die Beziehung aller Dinge auf ein einziges Prinzip. Die Beziehung jedes einzelnen Daſeins zu einem Daſein feſtzuſtellen, welches das gemeinſame Prinzip alles Daſeins ſei, das iſt das große Weltproblem. Pythagoras faßte es in die berühmte Formel der „vielfachen Eins“ zuſammen. Um die Welt zu begreifen muß man ſich zu einer Einheit erheben, welche Rechenſchaft gebe von der Vielheit der Dinge und von ihrer Harmonie, welche das Einheitliche in der Verſchiedenheit iſt.

Wenn Ihnen dieſer Gedanke klar iſt, begreifen Sie leicht, aus welcher Quelle die großen Verirrungen des ſyſtematiſchen Geiſtes entſpringen. Es klammert ſich der Geiſt des Syſtems an ungenügende Begriffe und ſucht die Einheit wo ſie nicht iſt. Die ſorgfältige Aufzählung der von ihm vergeſſenen Thatſachen iſt die Schranke, die man ihm entgegenſetzen muß. Der Materialismus ſucht die Einheit in unbeſeelten, vernunftloſen Körpern; eine einzige Thatſache genügt zur Widerlegung deſſelben: die Realität des Geiſtes. Der Fatalismus ſucht die Einheit in der Nothwendigkeit. Zeigen Sie ihm, daß ſein göttliches Verhängniß die auf der Freiheit beruhende Thatſache der Reue z. B. nicht erklärt; das iſt genügend. Die Vergötterung der Menſchheit nöthigt Sie mit Pascal auszurufen: „Welch ein komiſcher Gott!*“ Das Todesurtheil der Lehre liegt ſchon in der Bitterkeit dieſes Lächelns. Das Suchen der Einheit iſt der Inhalt aller Philoſophie. Die Einheit zu ſchnell und zu niedrig

* Le plaisant Dieu que voilà! Pascal.

finden wollen iſt eine Quelle des Irrthums für ſchlußfertige Geiſter. Dieſe Geiſter verrathen immer eine Schwäche, ſo groß ſie in anderer Beziehung ſein mögen, da es ihnen nicht gelingt, mit ſcharfem Blicke die Verſchiedenheit der zu erklärenden Thatſachen im Auge zu behalten. Denken Sie an das Problem des Pythagoras, halten Sie die beiden Enden der Kette feſt: erlauben Sie ſich nie, die Verſchiedenheit der Dinge zu leugnen, denn ſie ſtützt ſich auf die Evidenz der menſchlichen Erfahrung; hüten Sie ſich wohl die Einheit zu leugnen, denn ſie iſt die Grundlage der Vernunft; dann ſuchen Sie, durchblättern Sie die Geſchichte der Philoſophie und Sie werden nur eine, eine einzige Hypotheſe finden, welche die Forderungen des Problems erfülle. Sie iſt kaum weniger alt als die Welt; Sokrates, Ariſtoteles und Plato nahmen ſie mehr oder weniger deutlich wahr, aber in ihrem vollen Lichte erſcheint ſie nur jenen, welche den Gott des Moſes angenommen haben und in die Schule Jeſu Chriſti gegangen ſind. Wenn dieſe Hypotheſe die Thatſachen erklärt, ſo iſt ſie gut; denn wie es das Eigenthümliche des Lichtes iſt zu erhellen, ſo iſt es das Eigenthümliche der Wahrheit klar zu machen.

Die Lehre vom Schöpfer allein kann uns über das Weltall Rechenſchaft ablegen, indem ſie es auf ſein Prinzip zurückführt. Das Prinzip der Einheit kann nicht der Stoff ſein, welcher unfähig iſt, den Geiſt hervorzubringen; das Prinzip der Einheit kann nicht der Menſchengeiſt ſein, der, ſobald er ſich für das abſolute Weſen anſieht, ſich ſelber zerſetzt und vernichtet. Die Einheit, welche allein die Quelle

der Mehrheit enthalten kann, iſt weder der Stoff noch die Idee, ſondern die Macht, die Macht als weſentliches Kennzeichen des Geiſtes, die unendliche, das heißt die ſchöpferiſche Macht. Der Schöpfer allein konnte verſchiedene Weſen hervorbringen, weil er allmächtig iſt, und dieſe Weſen im Einklang erhalten, weil er Einer iſt. So zeigt ſich eine weſentliche Uebereinſtimmung zwiſchen den Forderungen der Philoſophie und dem religiöſen Gefühl; denn die Religion, wie wir es im Beginne ſagten, beruht auf der Idee der göttlichen Macht. Vernunft und Glaube begegnen ſich auf den Höhen der Wahrheit. Wir wollen uns nicht zu weit in die philoſophiſchen Schwierigkeiten vertiefen, ſondern auf einem weniger abſtrakten Gebiete ſtehen bleiben.

Der Schöpfer iſt der Gott der Natur. Das ganze ſichtbare Weltall iſt das Werk ſeiner Macht, die Offenbarung ſeiner Weisheit. Der hebräiſche Sänger fordert nicht allein die Menſchen jedes Alters und jedes Stammes zum Lobe des Ewigen auf, ſondern die Thiere des Feldes, die Vögel der Luft und die Cedern des Waldes, Wind und Regen, Hagel und Sturm.* Ein Dichter unſrer Tage ſagt anmuthig:

Die Schöpfung jubelt dir entgegen,
Dein Lob erſchallt im Waldrevier,
Es danken für ein Tröpflein Regen
Viel Tauſende von Weſen dir.**

* Pſalm 148.

** Le monde entier te glorifie,
L'oiseau te chante sur son nid;
Et pour une goutte de pluie
Des milliers d'êtres t'ont béni.

Das ſind nicht leere Bilder der Phantaſie! Der Menſch iſt das Bewußtſein der Natur und der Prieſter des Alls. Sein Herz treibt ihn, dem dunkeln Flüſtern und Rauſchen der Schöpfung Worte zu geben zum Lobe des unendlichen Weſens, dem unerſchöpfliches Leben entſtrömt, deſſen der da iſt, des Einigen, Ewigen, des erſten Urſprungs alles Daſeins.

Der Schöpfer iſt der Gott der Geiſter. Er iſt nicht allein der Gott der Menſchen. „Ich zweifle nicht, daß die ſo unermeßlich weite Stadt Gottes edlere Bürger hat als den am Verſtande ſo ſchwachen, an dem Herzen ſo fehlhaften Menſchen," ſagt Albrecht v. Haller.* Aber ſprechen wir von bekannten Dingen: er iſt der Gott der Menſchheit. Alle Völker ſollen ihm die Ehre geben. Ein großes Wort ertönte: „Von nun an weder Grieche, noch Barbar, noch Jude; ein Gott für Alle!" Die Götterbilder fallen, die Nationalgottheiten ſinken in den Staub; viele ſind ſchon untergegangen und alle werden untergehen, damit die Kenntniß des einigen, allherrſchenden Schöpfers die Erde bedecke, wie die Waſſer des weiten Meeres die Tiefen des Ozeans füllen.

Der Schöpfer ſoll von allen ſeinen Geſchöpfen gekannt werden und in jedem ſoll er der Mittelpunkt und das Ziel der ganzen Seele ſein; alle Thätigkeiten des geiſtigen Lebens führen zu ihm. Was iſt Wahrheit, Schönheit, was iſt das Gute? Wir ſagten es ſchon und wiederholen es:

* Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung. Zweiter Brief.

Die Wahrheit beſitzen heißt Gott kennen; es heißt ihn kennen in den Werken ſeiner Hände ihn kennen in ſeiner unbeſchränkten Macht als die ewige Quelle deſſen, was iſt, deſſen, was wird ſein können, die Quelle jeder im Geiſte ſeiner Geſchöpfe beſtehenden oder möglichen Wahrheit. Durch die Wahrheit ſind wir mit ihm verbunden. Durch alles menſchliche Wiſſen wird er verherrlicht.

Er iſt die ewige Quelle der Schönheit. Von ihm empfängt der Vogel ſein Lied, der Bach die rieſelnden Wellen. Er iſt es, der die Natur mit dem Menſchen durch die geheimen Beziehungen verbindet, aus welchen reine Freuden entſpringen. Er iſt es, der ihm neben der Natur die ergiebigen Quellen der Kunſt öffnet; das Ideal iſt ein ferner Wiederſchein ſeines Glanzes.

Das Gute wohnt in ihm und führt zu ihm; es iſt ſein Plan, ſein den Geiſtern vorgelegter Wille; es iſt ſein Wort zu dem freien Geſchöpfe: Hier iſt deine Stelle in der Welterdnung. Alſo ſteigt ein dreifacher Stral aus dem ungeſchaffenen Lichte zu uns nieder und umfließt uns mit blendender Klarheit. Die Unterſcheidung zwiſchen dem Weltlichen und Heiligen iſt nicht mehr da; die Verſchiedenheit dieſer Ausdrücke ſagt mir nichts mehr. Ueberall, wo ich dem Guten, dem Wahren, dem Schönen begegne, welcher Menſch mir es entgegenbringe, woher immer es kommen möge, da fühle ich, daß Geringſchätzung dieſes Abglanzes nicht nur ein Unrecht an der Menſchheit, daß es Mangel an Glauben wäre. Wenn Vorurtheile und Gewohnheiten mein Herz zuſammenſchnüren, mein Denken begrenzen

wollen, dann höre ich eine Stimme mir zurufen: Mache dein Zelt hoch und deine Thore weit! Erhöhet euch, ewige Pforten des Gewiſſens und des Herzens! Laſſet den König der Ehren einziehn!" Jede Wahrheit, jede Schönheit, jedes Gute iſt er ſelbſt. Nichts ſei mir unheilig, da wo mein Gott iſt. Es wäre ein Raub an ſeinem Ruhm, könnte ich einen einzigen ſeiner Lichtſtralen verkennen.

Wie freudig iſt das Herz, wenn es ſich auf den Urheber alles Guten und aller Wahrheit ſtützt! Wie freudig iſt es und wie wohl bewahrt! Dieſer König der Ehren, wenn uns die Anwendung ſolcher Worte erlaubt iſt, welchen herrlichſten Stern trägt er in ſeiner unſterblichen Krone? Als der Mächtige ſchuf er die Macht; frei, ſchuf er die Freiheit. Und zu dem freien Weſen ſprach er in der Stunde der Schöpfung: „Du biſt nach meinem Bilde gemacht! Mein Wille ſteht in deinem Gewiſſen geſchrieben; wirke mit an meinem Werke und erfülle die Pläne meiner Liebe." Ich höre dieſe Stimme in meinem Innern und ſie iſt mir vertraut. Ja, ich kenne ihn trotz alles meines Elends, den geheimen Zug zum Schönen, Reinen, Heiligen, der in meiner Seele ſpricht: das iſt der Wille deines Vaters. Aber ich kenne auch andere Stimmen, die in mir laut werden, die des Aufruhrs und der Feigheit, die des Niedern und des Schändlichen. Es iſt Streit in meinem Innern. Und jetzt, durch dieſen innern Zwiſt aufmerkſam gemacht, richte ich meinen Blick wieder auf die Welt, welche ich vorher überall im Wiederſchein göttlicher Stralen erglänzen ſah, und nehme das Böſe wahr in Begleitung des Irrthums und der Häßlichkeit, die

durch eine dreifache hohe und breite Pforte eingedrungen ſind. Nun begreife ich, daß Alles unheilig werden kann; ich begreife, daß es eine verirrte Wiſſenſchaft, eine verderbliche Kunſt, eine Sittenlehre voller Unſittlichkeit giebt. Aber dieſe Worte bekommen für mich einen andern Sinn. Es giebt kein Böſes, das heilig, kein Gutes, das unheilig wäre, keinen heiligen Irrthum, keine unheiligen Wahrheiten. Alles iſt heilig, wo Gott iſt, Alles iſt böſe, wo man ſich gegen ihn empört. So iſt Gott nicht mein Licht allein, er iſt auch meine Stärke; mein Herz wird nicht nur weiter, ſondern auch gekräftigt und ich kann freudig in das alte Kampflied einſtimmen:

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

Ja, meine Herren, Gott iſt in allem, weil er der Urſprung alles Seins iſt; aber er iſt nicht in allem gleicherweiſe. In dem reinen Herzen wohnt Gott als beſeligende Freude; das leichtſinnige ermahnt er durch Leere und Ekel, eine beſſere Beſtimmung zu ſuchen; das verderbene verläßt er nicht, ohne durch die barmherzigen Schläge des Gewiſſens es gewarnt zu haben, daß es ſich nicht von der Quelle alles Lebens entferne. Alles muß Gott zum Beſten ſeiner Geſchöpfe dienen. Er iſt überall durch die unmittelbare Kundgebung ſeines Willens, ausgenommen im Handeln der empörten Freiheit und in dem dunkeln Weh, in das die Irrlichter des Böſen führen.

Nachdem ich geſagt habe, daß die Idee des Schöpfers allein die Vernunft und auf der Baſis der Vernunft Gewiſſen und Herz des Menſchen befriedige, möchte ich Ihnen zum

Schluſſe zeigen, daß dieſe Idee auch die großen irrthümlichen Syſteme beleuchtet, welche ſich in den Menſchengeiſt theilen. Es beſitzt die Wahrheit die hohe Eigenthümlichkeit, nie eine Lehre umzuſtürzen, ohne ſelbſt alles in ſich aufzunehmen, was darin Wahres enthalten ſein mochte.

Welches ſind außerhalb des ausgeſprochenen Atheismus, des bis auf wenige Spuren verſchwundenen Dualismus und des Glaubens an den Schöpfer die großen Syſteme, welche die menſchlichen Geiſter theilen? Es ſind deren zwei: Deismus und Pantheismus.

Was iſt Deismus? Eine Doktrin, welche einen Gott und in ihm die Urſache des Alls anerkennt, aber einen Gott, der ſich gleichſam von ſeinem Werke zurückgezogen hat und es nun allein fortarbeiten läßt. Gott hat die Dinge im Großen geordnet, aber nicht im Einzelnen, oder um an ein Wort Jean Jacques Rouſſeau's zu erinnern, der übrigens ſpäter ſeine Anſichten änderte: „Gott iſt ein König, der ſein Reich regiert, aber ſich nicht erkundigen kann, ob darin alle Wirthshäuſer in gutem Stande ſeien.“ Der Gedanke einer allgemeinen Regierung Gottes, welche ſich nicht auf den Einzelnen erſtreckt, das iſt das Weſen des Deismus.

Was iſt Pantheismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes? Wir ſagten es ſchon: eine Doktrin, welche Gott in der Welt aufgehen läßt, ihn mit der Natur verſchmilzt, ihn nur als die willenloſe Subſtanz, das unbewußte Prinzip des Weltalls anſehen will. Das ſind die beiden großen Auffaſſungen, welche in der Geſchichte der menſchlichen Ge-

danken die Idee des Schöpfers bekämpfen. Diese beiden Systeme tragen je eines über das andere einen leichten Sieg davon, weil jedes von ihnen Elemente der Wahrheit besitzt, welche seinem Gegner mangeln. Keines von ihnen vermag sich aufrecht zu halten, weil jedes Elemente des Irrthums in sich schließt. Das müssen wir unsrer Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen.

Der Deismus enthält einen Theil der Wahrheit, weil er einen von der Schöpfung wesentlich verschiedenen Schöpfer anerkennt. Er spricht es aus, um mich der Worte zu bedienen, die ich einem alten indischen Gedichte entnehme: „daß Gott durch eine einzige That die Welt geschaffen hat und doch ganz er geblieben ist." Dieser Gedanke ist wahr. Wo liegt der Irrthum des Deismus? Es ist der: Gott dem Menschen ähnlich machen zu wollen, welcher einen Stoff bearbeitet, der schon vorher da war, und Kräfte in Anwendung bringt, welche nicht von ihm abhangen. So macht der Uhrmacher die Uhr, welche nachher ohne ihn geht, weil er nur Kräfte in Bewegung setzt, welche ein unabhängiges Dasein haben und fortwirken, wenn seine Arbeit aufhört. Wir bearbeiten einen fremden Stoff. Der Arbeiter hat den Stoff nicht gemacht, er verwendet ihn und kann nicht mehr thun als die Wirkung von Kräften lenken, welche nicht aus seinem Willen hervorgehen und deren Gesetze nicht von seinem Geiste geregelt werden. Aber das Wesen, welches der Ursprung aller Dinge ist, verfügt nicht über fremde Kräfte, welche nachher allein fortwirken, denn es existirt in

ſeinem Werke kein anderes Prinzip der Thätigkeit außer denjenigen, welche es ſelbſt hineingelegt hat.

Der Deismus verwechſelt demnach das Werk der in eine ſchon vorher beſtehende Welt geſtellten Kreatur mit dem Werke des höchſten Willens, welcher an ſich ſelbſt das einzige und abſolute Prinzip alles Beſtehenden iſt. Er ſchließt ein dualiſtiſches Element ein: ſein Gott erſchafft nicht, er bildet eine Welt, deren Weſen von ihm unabhängig iſt. Ergreifen Sie die Wahrheit des Deismus: die Exiſtenz des einigen Gottes, erinnern Sie ſich, daß der Schöpfer das abſolute Prinzip des Weltalls iſt: die Unterſcheidung zwiſchen dem Geſammten und dem Einzelnen wird verſchwinden und Sie werden einſehen, daß Gott zu groß iſt, als daß irgend etwas klein vor ihm erſcheinen könnte.

Der Bogen des himmliſchen Baues
Malt ſich ſo rein und groß
Im kleinſten Tropfen Thaues
Wie in des Meeres Schoß.*

Mit andern Worten, nehmen Sie das Wahre des Deismus an und verfolgen Sie es zu ſeinen letzten Konſequenzen, es führt Sie zur vollſtändigen Lehre der Schöpfung.

Der Pantheismus erkennt die Allgegenwart Gottes in

---

* Dieu ne mesure pas nos sorts à l'étendue.
La goutte de rosée à l'herbe suspendue
Y réfléchit un ciel, aussi vaste, aussi pur
Que l'immense Océan dans ses plaines d'azur.
(Lamartine.)

der Welt oder, wenn Sie die Ausdrücke der Schule vorziehen, die Immanenz Gottes. Es ist dieß sein Antheil der Wahrheit. Wenn ich die anbetenden Hymnen Indiens aufschlage und in denselben eine endlose Aufzählung der Kundgebungen Gottes in der Natur finde, so habe ich nichts daran zu tadeln. Aber wenn ich in den gleichen Hymnen die Freiheit geleugnet, den Ursprung des Bösen dem Allerheiligsten zugeschrieben, den Menschen vor dem Geschicke in den Staub geworfen sehe, statt daß er seine Blicke frei zum himmlischen Vater wendete, dann richte ich mich auf und sage: „Ihr vérgesset, daß, wenn euer Gott der Ursprung aller Dinge ist, auch die Freiheit aus ihm hervorgeht. Ist aber die Freiheit, so kann die Empörung der Freiheit, das Böse, nicht das Werk des Schöpfers sein. Euer System widerspricht sich. Ihr macht Gott zu dem Prinzip alles Daseins und ihr habt Recht; macht ihn also auch zum Urheber des freien Willen, so ist er nicht mehr die Quelle des Bösen, und wir stimmen überein.

Deismus und Pantheismus verwandeln sich demnach, wenn man die richtigen Folgerungen aus ihnen zieht, und vereinigen sich in der Wahrheit. Und Sie sehen wohl, nicht ich wähle in diesen Systemen was mir gefällt. Ich folge einem einzigen, dem uns Allen verliehenen, mir überall den Weg zeigenden Lichte: der Herr ist Gott und außer ihm ist kein andrer.

Das, meine Herren, ist die Fundamentalwahrheit, auf welcher alle Religion beruht, wie auch jede Philosophie, die fähig ist von den Thatsachen Rechenschaft zu geben. Das ist

die große heilige Sache, welche alle unsere so oft in fruchtlosen Streitigkeiten zersplitterten Anstrengungen vereinigen soll: die Sache Gottes. Aber spreche ich wahr? Handelt es sich wirklich um Gottes Sache? Wenn der Chirurg durch eine glückliche Operation das Gesicht einem Blinden wiedergiebt, so sagen wir gemeiniglich nicht, er habe der Sonne einen Dienst erwiesen. Diese Sache ist die unsrige, die der Gesellschaft, der Familien, der Einzelnen, die Sache unsrer Würde und unsers Glücks, es ist die Sache Aller, sogar jener, die sie in Worten angreifen, deren Tragweite sie nicht berechnen, und welche, wenn sie es vermöchten Gott aus dem allgemeinen Gewissen auszutilgen, mit uns vor Schrecken erbeben würden angesichts der furchtbaren Abgründe, welche uns Alle alsdann zu verschlingen drohten.

Es ist Zeit diese Betrachtungen zusammenzufassen.

Der willenlose, vernunftlose Stoff ist nicht das Prinzip des Lebens und des Geistes.

Gelänge es, die menschlichen Gewissen zu überzeugen, daß es über dem Menschen nichts giebt, so würden sie unendlichem Elend preisgegeben.

Das Weltall ist das Werk der Weisheit und der Macht, es ist die Schöpfung des unendlichen Geistes. Was bedürfen unsere Herzen noch? den Gedanken, daß Gott unser Bestes will und uns liebt. Ist es so, so wird uns offenbar, daß unsere Sache die seine ist; er ist dann nicht eine empfindungslose Sonne, die uns unbekümmert um unser Loos ihre Stralen zusendet, sondern ein Vater, den unsre Schmer-

zen bewegen, der will, daß wir Freude und Friede in ihm finden. Das sei der Gegenstand unserer folgenden, der letzten Besprechung.

VII.

Der Vater.

Genf, den 8 Dezember 1863. Lausanne, den 1 Februar 1864.

Meine Herren

Wir haben die Frage bewegt, welche alle andern in sich schließt, die Weltfrage. Wir fragten, welche Gesetze das All regieren und fanden, es seien jene, welche die Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes zu ergründen sucht. Wir fragten ferner nach seiner Ursache und fanden, es sei diese: die ewige Macht des unendlichen Geistes. Diese sind die beiden Antworten, welche wir bis jetzt erhalten haben; aber, wir erklärten es schon, eine Untersuchung ist nicht vollständig, so lange sie sich auf diese beiden Fragen beschränkt. Wenn wir die Gesetze und die Ursache des unsrer Forschung zum Ziel gegebenen Gegenstandes kennen, so suchen wir noch den Zweck. Wir folgen hierin nicht einer willkürlichen Richtung unsers Denkens, das eigenste Wesen des menschlichen Geistes verlangt es so. Das Weltall ist die Schöpfung Gottes. Welches ist nun der Zweck der Schöpfung? Ich antworte darauf: der Zweck der Schöpfung ist das

Glück der Geister. Die Natur iſt für die geiſtigen Weſen geſchaffen, welchen ſie die Bedingungen ihres Lebens und ihrer Entwicklung darbietet: die geiſtigen Weſen ſind zur Glückſeligkeit geſchaffen. Gott ſchuf ſie, damit ſie glücklich ſeien. Die unendliche Macht wird in Bewegung gebracht durch die Güte. Dieſes iſt der Satz, den ich aufſtelle. Gelingt es mir ihn feſtzuſtellen, ſo wird ſich daraus ergeben, daß für unſer Denken aus der höchſten Einheit des unendlichen Weſens drei Stralen hervorgehen: die Macht, welche den Dingen das Daſein giebt, die Weisheit, welche ſie ordnet, und die Liebe, welche ſie ihrer Beſtimmung zuführt. Auch die Ueberſchrift, unter der ich dieſe Vorträge ankündigte, wird auf dieſe Weiſe gerechtfertigt. Macht und Weisheit ſind die Attribute des Schöpfers, der Vater offenbart ſich in der Güte.

Welches ſoll unſere Methode ſein? Können wir uns den Rath Gottes erſchließen und auf welchem Wege? Unſere Vernunft in die Tiefen des göttlichen Bewußtſeins verſenken wollen, um in ihnen zu leſen, was die Beſchlüſſe des unbeſchränkten Weſens beſtimmt, das wäre ein Beginnen, welches ſo weit unſern ganzen geiſtigen Bereich überſtiege, daß es unmöglich wäre, ſich irgend ein Mittel zu ſeiner Verwirklichung zu denken. Die Aufgabe wäre, Gott in ſeinem ewigen Sein zu begreifen, außerhalb ſeiner Beziehungen zum Weltall, zur Natur und zu unſerer Vernunft. Ich ſage nicht, daß der Verſuch ein unfruchtbarer wäre, ich ſage nur, es ſtehe uns kein Mittel zu Gebot, um dieſes philoſophiſche Wageſtück zu ermöglichen. Aber könnten wir nicht das Werk Gottes betrachten und das

ihm aufgeprägte Zeichen ſeiner Beſtimmung erkennen? Wir wenden dieſes Mittel oft mit unſersgleichen an. Möchten wir gerne wiſſen, welchen Zweck ein Menſch durch ſeine Arbeit erreichen will, ſo kann er uns unmittelbar durch Worte ihn mittheilen; wir können aber ſeine Abſicht zu entdecken ſuchen, indem wir der Arbeit zuſehen und aus der Art wie er ſich bethätigt auf ſeinen Gedanken ſchließen; denn wir haben das Werk eines Geiſtes vor uns und wir ſind ſelbſt Geiſter. Können wir nicht vielleicht bei Betrachtung des großen Werkes der Welt dazu gelangen, ſeinen Zweck zu erkennen?

Auf dem Wege, welchen wir einſchlagen, kommen uns zwei abmahnende Stimmen entgegen im Namen zweier ſich entgegengeſetzter Gedankenrichtungen. Wir wollen dieſe erſten Schwierigkeiten vor Allem zu beſeitigen ſuchen.

Nie wird man dazu gelangen, wird uns geſagt, die Güte Gottes zu beweiſen, da das Böſe in der Welt iſt. Dieſer Einwurf, meine Herren, iſt kein von mir erfundener, er iſt in einem Briefe enthalten, welchen einer von Ihnen an mich gerichtet hat. Es iſt offenbar, wenn wir uns vorſetzen, im Werke die Abſicht des Meiſters zu erkennen und als Theſe die Güte des Prinzips der Welt aufſtellen, ſo iſt der Haupteinwurf, den man uns machen kann, das Uebel in allen ſeinen Formen, als Sünde, Schmerz, Unvollkommenheit. Das Böſe, ich zögre nicht es anzuerkennen, iſt in der That eine große, traurige Wirklichkeit. Jedes Syſtem, das zu beweiſen ſucht, das Böſe ſei nicht, oder, was auf daſſelbe herauskommt, es ſei nothwendig, das Gute und das Böſe ſeien gleicher Natur, iſt ein unmögliches, um nicht zu

ſagen ein verwerfliches Syſtem. Die mächtigſten Geiſter haben ſich vergebens an ſolchen Verſuchen abgemüht. Der große Leibnitz wendete ſich nach dieſer Richtung. Sein Syſtem beſtand darin, das Böſe ſo viel als möglich zu mildern und den Theil deſſelben, welchen er nicht verhehlen konnte, als nothwendig zu erklären; es gelang ihm nicht. Die ſtarke geiſtige Rüſtung eines der genialſten Philoſophen widerſtand nicht Voltaire's glänzender Pfeilſpitze.

Ihr wollt die Menſchen tröſten und erboſt
Mich nur mit euerem heuchleriſchen Troſt
Ihr ſagt, auf dieſer Welt ſei alles gut:
Auf dieſer Welt, befleckt mit Bruderblut!
Und macht des Menſchenloſen Glück mir kund
Mit bittern Kummerfalten um den Mund.
Ihr berget euren Jammer vor der Welt,
Ihr gleicht dem Elend, das ſich ſtolz verſtellt;
Doch euer eigen Herz im Buſen murrt
Zu des gewandten Keyſes Ausgeburt.
Sophiſten, prüfet euer eigen Herz:
Das Böſe wohnt auf Erden und der Schmerz.*

* Tristes calculateurs des misères humaines,
Ne me consolez point, vous aigrissez mes peines;
Et je ne vois en vous que l'effort impuissant
D'un fier infortuné qui feint d'être content.
Quel bonheur, ô mortels, et faible et misérable.
Vous criez: „Tout est bien", d'une voix lamentable;
L'univers vous dément et votre propre coeur
Cent fois de votre esprit a réfuté l'erreur.
Il le faut avouer, le mal est sur la terre.
(Désastre de Lisbonne.)

Darüber, meine Herren, kommen wir mit unſerm ehemaligen Nachbar zu Ferney nicht in Widerſpruch. Ja, das Böſe iſt in der Welt, und aus ihm entſpringt für den Gegenſtand, welcher uns beſchäftigt, das größte Problem, die bedeutendſte Schwierigkeit. Der Dichter ſagt:

Warum, warum haſt du gegeben
Dem Böſen, Herr, ſo viel Gewalt,
Daß ſelbſt die Tugend muß erbeben
Vor ſeiner rieſigen Geſtalt?

Wie dürfen unter deinem Tage
So dunkle Thaten nur geſchehn,
Daß vor des Zweifels banger Frage
Gebet verſtummen muß und Flehn?

Warum iſt von dem Hauch verhaßter
Gewalten dein Geſchöpf bedroht?
Warum die Peſt? Warum das Laſter?
Gerechter Gott, warum der Tod?*

* Pourquoi donc, ô maître suprême,
As-tu créé le mal si grand
Que la raison, la vertu même
S' épouvantent en le voyant?

Comment sous la sainte lumière,
Voit-on des actes si hideux,
Qu' ils font expirer la prière
Sur les lèvres du malheureux?

Pourquoi dans ton œuvre céleste
Tant d'éléments si peu d'accord?
A quoi bon le crime et la peste,
O Dieu juste, pourquoi la mort?

Alfred de Musset (Espoir en Dieu.)

Es genügt dieſe Verſe in Proſa zu übertragen und wir haben den Satz: die Gegenwart des Böſen in der Welt iſt mit der Idee der Güte Gottes unvereinbar. Das iſt der reelle Ausdruck der uns entgegengehaltenen Einwendung. Wir antworten: Gott hat das Böſe nicht geſchaffen; nicht durch ſeinen Willen iſt das Verbrechen in die Welt gekommen. Er ſchuf die Freiheit, welche ein Gut iſt, und das Böſe iſt das Erzeugniß der geſchaffenen wider das Geſetz ihres Weſens empörten Freiheit. J. J. Rouſſeau entwickelt dieſen Gedanken: „Wenn der Menſch thätig und frei „iſt, ſo handelt er aus ſich ſelbſt; alles, was er mit freiem „Willen thut, gehört nicht in das von der Vorſehung „geordnete Syſtem und kann ihr nicht zugerechnet werden. „Sie will das Böſe nicht, das der Menſch begeht, indem er „die ihm gegebene Freiheit mißbraucht. Sie machte ihn „frei, nicht damit er das Böſe, ſondern damit er das Gute „aus freier Wahl thue. Gegen Gott murren, daß er die „Ausübung des Böſen nicht hindere, hieße ihm vorwerfen, „daß er dem Menſchen eine herrliche Natur gab und ſeinen „Handlungen den ſittlichen Adel, daß er ihm das Anrecht auf „die Tugend verlieh. Wie! um den Menſchen vom Böſen „abzuhalten hätte er ihn auf den Inſtinkt beſchränken, „ihn zum Thiere machen ſollen? Nein, Gott meiner „Seele, nie werde ich dir vorwerfen, daß du mich nach dei„nem Bilde ſchufeſt, damit ich frei, gut und glücklich ſein „könne, wie du."

„Nur der Mißbrauch unſerer Fähigkeiten macht uns

unglücklich und ſchlecht. Unſern Kummer, unſere Sorgen ſchaffen wir uns ſelbſt.“*

Dieſes iſt Rouſſeau's Antwort auf den Einwurf. Sie iſt gut, ſo gut, daß ſich keine beſſere finden läßt. Wenn man ſich nicht entſchließen will, das menſchliche Gewiſſen zu verletzen, indem man die Wirklichkeit des Böſen leugnet, wenn Gott das höchſte Gut iſt und es keinen Urſprung der Dinge giebt außer ihm, ſo kann das Böſe nicht anders als aus der Empörung des Geſchöpfes erklärt werden. Rouſſeau's Antwort, ſo trefflich ſie an ſich und abſtrakt genommen iſt, wird übrigens bei der weitern Entwicklung ſeiner Gedanken vollkommen ungenügend. Das Böſe geht von den Geſchöpfen aus: aber nicht jede Perſönlichkeit iſt die ausſchließende Quelle der Uebel, welche ſie verurſacht und duldet. Nur ein grenzenloſer Individualismus kann nicht allein dem Einzelnen die Verantwortung ſeiner Thaten, ſondern den Urſprung der böſen Keime in ſeiner Seele aufbürden. Es iſt dieſes gewiß ein unhaltbarer Satz. Unter den Menſchen beſteht in Bezug auf das Böſe eine offenbare Solidarität. Rouſſeau ſieht es: aber er müht ſich vergebens in den geſellſchaftlichen Einrichtungen und in den Kulturzuſtänden die Quelle von Schmerz und Sünde zu finden. Iſt uns einmal klar geworden, daß wir den Urſprung des Uebels in den Geſchöpfen ſuchen müſſen, ſo öffnet die Solidarität der geſchaffenen Willen und ihre Beziehung zur

* Vicaire Savoyard.

Natur ein weites Feld langer und ſchwieriger Unterſuchungen, und Rouſſeau ſieht die Bahn der Wahrheit nur von ferne, um ſich dann in Seitenwege zu verirren, wo ihm die Löſung der Frage entgeht. Dieſe Frage, meine Herren, habe ich die Abſicht und den Wunſch einmal mit denjenigen unter Ihnen, welche dazu geneigt ſind, näher zu beſprechen, wenn Gott will. Wir wollen dann von dieſem Einwurf oder vielmehr von dieſer Schwierigkeit uns Rechenſchaft geben. Aber eine Schwierigkeit, auf welche wir für den Augenblick nicht eingehen können, darf uns an der Aufſtellung unſers Satzes nicht hindern. Jede wohl angelegte Erörterung muß ihre Sätze aufſtellen und begründen, bevor ſie ſich um die Einwürfe kümmert. Stellte man den Satz auf, das Böſe ſei der Urſprung aller Dinge, ſo müßte man ihn vorerſt auf irgend eine Weiſe zu begründen ſuchen, dann würde man dem auf das Daſein des Guten geſtützten Einwurf begegnen und die Frage beantworten müſſen: warum erſchien das Gute in der Welt? Im Vorbeigehn mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß alle Bibliotheken mit Abhandlungen über den Urſprung des Böſen wohl ausgeſtattet ſind, während Sie in denſelben keine über den Urſprung des Guten finden werden. Es ſcheint alſo, die Vernunft habe, durch eine Art Inſtinkt geleitet, die Identität des Guten mit dem Prinzip des Daſeins angenommen. — Wir ſtellten den Satz auf, das Prinzip des Alls ſei gut, und wollen ihn nun zu beweiſen ſuchen. Später wird uns eine Schwierigkeit, das Daſein des Böſen, entgegentreten; wir werden die Erklärung verſuchen müſſen, und dieſer Verſuch wird die natür-

liche Fortſetzung und nöthige Ergänzung der Verträge bilden, welche wir heute ſchließen.

Ich gehe auf einen andern Einwurf, eine andere mir zugekommene Herausforderung über.

Es wurde mir von Chriſten geſagt: Sie haben ſich das Ziel geſetzt feſtzuſtellen, das Prinzip der Dinge ſei die Güte. Sie können es nicht, ohne Ihr Programm zu überſchreiten und das eigentliche Gebiet des chriſtlichen Glaubens zu betreten. Werden Sie bei der Betrachtung des Weltalls Jeſus Chriſtus und ſein Werk nicht berückſichtigen? Wiſſen Sie nicht, daß die Idee der Liebe Gottes durch dieſes Werk in der Welt heimiſch wurde, und daß Sie dieſelbe dorther genommen haben? Wollen Sie die Höhen des Gedankens erklimmen, ohne auf die Berge Nazareths und den Hügel Golgatha zu ſteigen?

Meine Herren, ich habe gleich im Beginne meinen ganzen Gedanken in dieſer Richtung ausgeſprochen. Die vollſtändige Gottesidee bedarf, um feſt zu ſtehen, der großen dogmatiſchen Grundlagen unſers Glaubens. Das feſte Vertrauen auf die Liebe des Schöpfers iſt chriſtlich in ſeinem Urſprung und vertheidigt ſich mit den Waffen des Evangeliums. Aber bevor wir dieſen Glauben vertheidigen, müſſen wir ihn begründen und zeigen, daß er in der menſchlichen Natur als in ſeinem heimiſchen Boden wurzelt. Das Chriſtenthum reinigt und kräftigt ihn, es erſchafft ihn nicht in abſolutem Sinne. Die Wahrheit hat das Kennzeichen, daß ſie uns nicht als ein durchaus Neues entgegentritt, ſondern in den Tiefen unſrer Seele ein Echo findet. We ſie

uns begegnet, ist uns, als nähmen wir ein altes Erbtheil in Besitz. Das Kreuz Christi ist ohne allen Zweifel das schlagendste Zeugniß der Barmherzigkeit des Schöpfers; aber das Kreuz giebt dem Christen eher das Vorrecht als die Idee an die göttliche Liebe zu glauben. Man muß im Evangelium die allgemeine Religion, welche es wiederherstellte, unterscheiden von der That dieser Wiederherstellung, welche das Evangelium im speziellen Sinne des Wortes ist. Ich vertheidige hier die Elemente der allgemeinen Religion, sowie sie in der modernen Gesellschaft ihren Ausdruck finden. Weit davon entfernt, die Einbildung unsers Landsmannes Rousseau zu theilen, der behauptete, auch auf einer unbewohnten Insel und ohne je einen Menschen gekannt zu haben, hätte er das Glaubensbekenntniß des Vicaire Savoyard schreiben können, weiß ich im Gegentheil sehr wohl, daß ich als ein am Fuße des Himalaya geborner Brahmane oder als ein chinesischer Mandarin nicht wie ich es jetzt thue von der Güte Gottes reden könnte. Ich weiß, woher das Licht strahlt, das wir empfingen, aber, von diesem Lichte geleitet, suche ich seine Spuren überall und finde sie überall in der Menschheit. Versuchen wir es also nach unserm Vorsatze rings in der Schöpfung die Zeichen der göttlichen Güte zu erkennen. Befragen wir vor allem die menschliche Seele, welche eines der wesentlichen Elemente der Welt ist, befragen wir sie über die große Thatsache der Religion.

Die allgemeine Religion bietet der Beobachtung zwei

Grundzüge dar: das Bedürfniß die göttliche Gerechtigkeit zu versöhnen und den Wunsch die Hülfe Gottes zu erlangen.

Das Bedürfniß die Gerechtigkeit zu versöhnen offenbart sich in den Opfern. Wohl giebt es Opfer, welche nur Gaben des Dankes und Huldigungen der Liebe sind. Wenn wir aber das Blut der Thiere in den Tempeln fließen, ja Menschenblut die Altäre überströmen sehn, so verkennen wir nicht, daß der Mensch vor der Gottheit erscheint, gedrungen von dem Bedürfniß eine drohende Gerechtigkeit zu versöhnen.

Das Bedürfniß nach Hülfe giebt sich im Gebete kund, und diesem besonders müssen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, weil sich in der religiösen Anrufung, wenn auch dunkel, doch unverkennbar die Idee unterscheiden läßt, daß das Prinzip des Weltalls die Güte sei.

Das Gebet ist eine Thatsache der Weltreligion. Wo schöpfen wir einen großen Theil unserer Kenntnisse der alten Kulturen Indiens und Aegyptens? In den Ruinen; und die hauptsächlichsten derselben sind Ruinen von Tempeln, das heißt Gebetsstätten. Versuchen wir auf Zeiten zurückzugehn, wohin diese steinernen Denkmäler nicht reichen, und befragen wir jene rastlosen Forscher, welche die Spuren der Vorzeit in alten Sprachen, in den Ruinen des Wortes suchen, fragen wir z. B. unsern gelehrten Landsmann Adolph Pictet, der mit Geduld und Sorgfalt den ersten Ursprung unsers Geschlechts erforschte, welche religiösen Andeutungen er in jenen fernen Zeiten gefunden habe, so antwortet er uns: wenn ich so weit zurückgehe als es die geschichtlichen

Voraussetzungen vermittelst der Sprache thun können, so scheint es mir, ich schaue keine von Menschenhänden erbaute Tempel mehr, sondern unsere ersten Vorväter, wie sie unter der freien Himmelswölbung ihren anbetenden Gesang zugleich mit der Flamme ihrer Opfer aufsteigen lassen.*

Und wenn wir nun von jenem fernen Alterthume dem Strome folgend zu dem spätern herabsteigen, zu jenem Heidenthum, in welchem unsere moderne Civilisation wurzelt, so lehrt uns Tertullian, daß die Heiden oft ihrer Idole vergessend der Wahrheit unwillkürlich Zeugniß gaben und ausriefen: Großer Gott! Guter Gott! Welcher dieser beiden Gedanken war in ihrem Geiste der erste: die Größe oder die Güte? Die Vorderseite eines Tempels in Rom trug jene berühmte Inschrift: Deo optimo maximo, und Cicero erklärt uns, der Gott des Kapitols sei vom römischen Volke „um seiner Wohlthaten willen sehr gut, um seiner Macht willen sehr groß genannt worden."** Hier erscheint die Idee der Güte zuerst. Fassen wir die Frage mehr in der Tiefe: was bedeutet die allgemeine Thatsache des Gebets? Was heißt beten? Es heißt bitten. Das Gebet kann mit Dank und Anbetung gemischt sein, aber an sich ist es eine Bitte.

---

* Adolphe Pictet, les Origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. — Diese Zeilen sind aus mehreren Stellen zusammengezogen.

** Quocirca te, Capitoline, quem propter honestam populus Romanus Optimum, propter vim Maximum nominavit etc. (Pro domo sua LVII).

Eine Bitte zu Gott. Und wann ſteigt ſie zu ihm empor? In der Verlaſſenheit, in der Angſt. Elend, Bedürftigkeit, Herzensnoth, Willensſchwäche laſſen jenen Schrei nach Hülfe von der Erde zum Himmel tönen, der auf allen Blättern der Geſchichte laut wird. Ich zerlege dieſe Thatſache und ſuche ihre Bedeutung. Man bittet alſo: was erbittet man denn? Kraft, Ruhe, Friede, unter allen Formen das Glück. Und wen bittet man um Glück? die Güte. Man verſöhnt die Gerechtigkeit, man fürchtet die Macht; aber man ſieht zu der Güte. Wir finden daſſelbe in den menſchlichen Beziehungen wieder. Wenn ein Menſch den grauſamſten Tyrannen anfleht, ſo thut er es nur, weil er vorausſetzt, das wilde Herz ſei noch einer Bewegung der Güte fähig. Nehmen Sie ihm dieſen Gedanken, überzeugen Sie ihn, daß in der Seele des Mannes, an den er ſich wendet, der letzte Funken von Barmherzigkeit erloſchen iſt, und die Bitte wird auf den Lippen des Flehenden erſterben, es bleibt ihm nur verzweifelndes Schweigen oder heldenmüthige Ergebung.

So ſchließen wir denn: die Religion iſt eine allgemeine Thatſache. „Keine Religion ohne Gebet," ſagt Voltaire, der nie wahrer ſprach. Kein Gebet ohne ein vielleicht unklares, aber wirkliches Gefühl, daß das Prinzip der Dinge ein gutes ſei. Könnten Sie im Menſchenherzen den Glauben an die Güte des Weltprinzips erſticken, ſo würden Sie auf der Erde dieſe zu Gott aufſteigende Stimme des Gebets zum Schweigen bringen. Unſere Theſe wird alſo von der Menſchheit angenommen. Die Menſchheit betet, ſie glaubt alſo an Gottes Güte. Dieſe Thatſache iſt ein Beweis-

grund. Das Menſchenherz iſt dazu angelegt zu glauben, daß Gott gut ſei, und dieß iſt das Zeichen, welches der Meiſter ſeinem Werke aufprägte.

Laſſen Sie uns nun ein anderes Element des Weltalls betrachten. Wir haben die Antwort des menſchlichen Herzens gehört, jetzt wollen wir die Vernunft befragen. Sollte nicht gerade ſie uns über die Abſichten des Schöpfers Aufklärung geben können? Laſſen ſie uns die Vernunft dem Gottesgedanken, der Idee des unendlichen Weſens, gegenüberſtellen und hören, was ſie uns lehrt.

Um meinen Zweck zu erreichen, muß ich näher, als ich es bis jetzt gethan habe, ein Wort erklären, das durch den Leichtſinn unſerer Herzen entwerthet, durch unordentliche Leidenſchaften und nur zu oft durch die Gemeinheit der Poeten und Romandichter beſudelt wurde, ein Wort, das dennoch in ſeiner jungfräulichen Reinheit ſich immer wieder gegen die ihm angethane Schmach erhebt: ich meine die Liebe.

Dieſer Ausdruck hat zwei Hauptbedeutungen. Die Liebe in Plato's Sinne iſt das Streben nach allem, was ſchön, groß, edel, rein iſt, von dem die Seele als von ihrem wahren Gute angezogen, erfüllt und erfreut wird. Aber es giebt eine andere Liebe, welche weder nach Größe noch nach Schönheit ſtrebt, ſondern ſich hingiebt, eine Liebe, die den Elenden ſucht, um ihn reich zu machen, den Armen um ihn zu erfreuen, den Gefallenen um ihn aufzurichten. Dieſe beiden Neigungen der Liebe ſcheinen verſchiedenen, ſogar widerſprechen-

den Genüssen zu gehorchen. Werfen Sie den Blick auf eine große Stadt und sehen Sie, was dort geschieht. Ein Mann geht abends aus und begiebt sich in's Theater, wo er Schauspielen beiwohnt, die, wie ich gerne glauben will, das Gepräge des Edeln und Großen, oder wenigstens eines reinen gesunden Geschmackes tragen. Er giebt sich einem lebendigen und erhebenden Genusse hin, und wenn das Schauspiel vorüber ist, bleibt er, in seine Wohnung zurückgekehrt, noch lange wach. Er hat vielleicht kaum seine Kerze gelöscht, wann andere Männer, die schliefen während Jener sich freute, vor dem Tage aufstehn und mit kleinen Laternen, die sie anzünden, ohne Zeugen und ohne Aufsehn dem Unglück zu Hülfe eilen.

Ich nahm dieses Beispiel aus Xavier de Maistre. Wollen Sie ein anderes, das unseren Sitten näher liegt? Sie kennen jene reinen Sommermorgen, da man in Wahrheit sagen kann: die Alpe lächelt und die Berge rufen. Es verläßt ein Jüngling beim ersten Tagesscheine das Haus, den Wanderstab in die Hand und die Freude in den Blicken. Den ganzen Tag trinkt er die reine Luft, berauscht sich in der Freiheit der Alpweiden, im Anblicke der Schneegipfel und der endlosen Weite des Horizonts. Er streckt sich im Schatten des Waldes aus, er erfrischt sich an der Felsquelle und wenn das Gold der Abendsonne auf den Schneespitzen erbleichen will, so möchte er noch den stillen Schein der Dämmerung auf den Bergen ruhen sehn.

Des Tages letztes, langes Lebewohl.

Das sind hohe Freuden. Dieser Jüngling ist freudig, weil er liebt. Die Schönheit spricht zu seinem Herzen und erhebt seine Gedanken. Er liebt diese zaubervolle Natur, die in wunderbaren Uebergängen die Eindrücke vereinigt, welche auf menschlichem Gebiete die Majestät voller männlicher Kraft und das zarteste Lächeln der Jugend hervorbringt.

Am gleichen Sommertage war noch ein anderer Mann früher wach als die Sonne. Er hat sich der Milderung des menschlichen Elends gewidmet und war rastlos thätig. Er erklomm manche dunkle Treppe, er trat in manches düstere Zimmer, er hielt sich in den Hospitälern mitten unter den Schmerzen der Krankheit auf, er sah in den Gefängnissen noch traurigere Uebel. Der werdende Tag verklärte die Gipfel der Berge, aber er erblickte die reine Frühe nicht; der Tag stieg nieder in die Thäler, ohne daß er sein Vorrücken bemerkt hätte; die Sonne sank in ein Feuermeer, aber er konnte weder ihren Wiederschein in den Wassern, noch die Purpurfärbung der Berge bewundern. Und doch ist auch er freudig, weil er liebt. Er liebt die Erfüllung der strengen Pflicht, er liebt die erquickte Armuth und den gelinderten Schmerz.

Das ist der doppelte Zug der Liebe. Der Schüler Plato's erhebt sich fern von den Gemeinheiten des Lebens in die hohen Regionen des Ideals und nährt sich von Schönheit. Vinzent de Paul läßt sich statt eines Galeerensklaven an die Kette schmieden, um einen Vater den Kindern zurückzugeben. Diese beiden Liebestriebe scheinen sich ent-

gegengeſetzt: der eine ſucht ſich, der andere giebt ſich. Sie ſind indeſſen beide zum Leben nothwendig, denn, um zu geben, muß man empfangen. Die Seele müßte verarmen in der Erfüllung guter Werke und zuletzt vertrocknen in mechaniſchen Uebungen der Wohlthätigkeit, wenn ſie nicht eine Quelle wüßte, wo ſie lebendiges Waſſer ſchöpft. Der Menſch muß ſelbſt die Freude finden, um ſie um ſich her zu verbreiten. Gott allein, die abſolute Quelle des Lebens und des Glücks, kann immer geben, ohne jemals zu empfangen. Aber hier begegnen wir einem unvergleichlichen Wunder der geiſtigen Welt. Die Liebe, die giebt, kann ihren würdigſten Gegenſtand, ihr reinſtes Genügen in der That der Güte ſelbſt finden. Es iſt Freude in der Hingebung, es iſt Glück im Opfer; die Quelle erneuert ſich aus ſich ſelbſt. So verſöhnen ſich die beiden verſchiedenen Neigungen des Menſchenherzens. „Geben iſt ſeliger als Nehmen," iſt ein von den Evangeliſten vergeſſenes Wort Jeſu Chriſti, das uns der heilige Paulus aufbewahrt hat. Dieſer Gedanke iſt ein ſo ſchöner, daß die Dichter ihn beſangen:

Jedes verſchenkte, gegebene Glück
Strömt dir in doppelter Fülle zurück.*

ſagt Lamartine, und Viktor Hugo läßt die Güte perſönlich durch die Welt gehen und ſprechen:

* Tout le bonheur que tu cèdes
Accroît ta félicité.

Von jedem Menſchenkind geliebt,
Umgeb ich zwei mit lichtem Kreis:
Der aus des Herzens Fülle giebt,
Der freudig zu empfangen weiß. *

Und weil der Gedanke nicht nur ſchön, ſondern auch tief iſt, ſo beſchäftigte er die Philoſophen. „Lieben," ſagt Leibnitz, „heißt ſeine Glückſeligkeit in die eines Andern ſetzen." Das iſt der Einigungspunkt der plateniſchen und der opfernden Liebe. Hören Sie, wie ein chriſtlicher Redner den Ausſpruch entwickelt: „Dieſes herrliche Wort bedarf keines weitern Kommentars, man verſteht es oder verſteht es nicht: wer geliebt hat, verſteht es; wer nicht geliebt hat, wird es nie verſtehen. Wer geliebt hat, weiß, daß ein Schatten im Herzen ſeiner Wahl das ſeine verdunkelte; er weiß, wie ihn Wachen, Arbeit, Entbehrungen nichts koſteten um ein Lächeln auf bekümmerte Lippen zu rufen: er weiß, daß er geſtorben wäre, um ein gefährdetes Leben zu erkaufen; er weiß, daß er in einem Andern glücklich war, glücklich in ſeinen Vorzügen, glücklich in ſeiner Tugend, glücklich in ſeinem Ruhme, glücklich in ſeinem Glück. Wer geliebt hat, weiß das; wer nicht liebte, weiß es nicht — ich bedaure ihn." **

Ein großer Irrthum, welcher in unſerer Natur zu wurzeln ſcheint, iſt der, daß wir mit dem Glück immer den

* Chère à tout homme, quel qu'il soit
J'apporte la joie à qui donne
Et je la laisse à qui reçoit.

** Lacordaire, Conférences de 1848.

Gedanken des Empfangens verbinden und Geben ſtets für einen Verluſt halten. Wir begreifen nicht, daß die Selbſtſucht arm macht und die Selbſtentäußerung ein Reichthum iſt. Doch iſt dieſes gerade die große Entdeckung des innern Lebens, und wenn ſie gemacht iſt, bedarf unſer Leben, um ſeinen Zweck zu erfüllen, nichts weiter als die Kraft, dieſe Entdeckung zu verwirklichen. Die Selbſtſucht iſt ſtrafbar ohne Zweifel, aber nicht ſtrafbar allein, ſie iſt auch verblendet, denn ſie ſucht das Glück, wo es nicht iſt, und unglücklich, denn ſie entfernt ſich von den Pfaden des Friedens.

Laſſen Sie uns nun die Gedanken, welche wir feſtgeſtellt haben, auf das unendliche Weſen anwenden und auf die Frage nach dem Zwecke der Schöpfung. Welchen Zweck, fragen wir, indem wir uns von den Geſetzen unſerer Vernunft leiten laſſen, kann man im Werke des Schöpfers vorausſetzen? Sollte die Schöpfung aus einer Nothwendigkeit hervorgegangen ſein? Nein, meine Herren; ſonſt wäre alles unabänderlich in der Welt und die Freiheit bliebe unerklärbar. Wenn eine blinde Kraft den allmächtigen Willen lenkte, ſo kehrten wir zum Kultus des Geſchicks zurück. Könnte die Schöpfung zur Verfolgung einer ſelbſtſüchtigen Abſicht dienen? Unmöglich! Ein ſelbſtſüchtiges Intereſſe iſt immer ein Armuthszeugniß. Welches Intereſſe könnten wir aber bei *ihm* vorausſetzen, der ſelbſt die Fülle des Seins iſt! Könnte die Schöpfung ein Werk der Pflicht ſein? Woher käme die Verpflichtung einem Weſen, das ſich ſelbſt das abſolute Geſetz iſt! Die Schöpfung kann allein

als ein Werk der Liebe begriffen werden, einer Liebe in welcher sich die absolute Uneigennützigkeit, die höchste Freiheit offenbart. Erlauben Sie mir bei dieser Erörterung an Worte zu erinnern, die im Jahre 1848 mitten in der revolutionären Bewegung zu Paris ausgesprochen wurden. Der Père Lacordaire behandelte damals das Problem, welches uns heute beschäftigt, vor einer athemlos lauschenden Zuhörermenge. Er stellte die Frage: welches kann der Beweggrund zur Erschaffung der Welt gewesen sein? und er unterscheidet die Liebe im platonischen Sinne, für die er den Namen Liebe beibehält, von der Güte, mit welcher er die gebende Liebe bezeichnet: „Wäre denn die Liebe die Triebkraft des göttlichen Willens, dem sie unablässig zuriefe: Geh' und schaffe? Wäre denn die Liebe unser Ursprung? Aber ach, auch die Liebe hat eine Ursache in der Schönheit ihres Gegenstandes, und welche Schönheit konnte vor Gott jener todte, kalte Schatten haben, der dem Weltall voranging und dem wir nur mit Verleugnung der Wahrheit einen Namen geben können? Es war etwas Großmüthigeres als das Interesse, was uns das Leben gab, etwas Erhabeneres als die Pflicht, etwas Gewaltigeres als die Liebe. Prüfen Sie Ihr Herz, und wenn Sie Mühe haben mich zu verstehn, wenn Ihre eigenen Gaben Ihnen verborgen sind, so hören Sie, wie Bossuet von Ihnen spricht: Als Gott, sagt er, das Herz des Menschen schuf, legte er auf den Grund die Güte. Die Güte, jene Tugend, welche sich nicht mit dem Interesse beräth, die den Befehl der Pflicht nicht erwartet und den Reiz des Schönen nicht bedarf, sondern sich um so

mehr zu einem Gegenſtand neigt, je ärmer er iſt, je elender, je verlaſſener, je mehr der Verachtung werth! — Es iſt wahr, meine Herren, der Menſch beſitzt dieſe wunderbare Fähigkeit. Die Größe ſeiner Seele ermißt ſich nicht an ſeinem Genie, noch an ſeinem Ruhm, oder ſeiner Liebe, ſondern an ſeiner Güte. Sie iſt es, die den menſchlichen Zügen den erſten und unbezwinglichſten Reiz giebt, ſie vereinigt uns unter einander, ſie läßt uns Gutes und Schlimmes in Gemeinſchaft ertragen, ſie iſt überall im Himmel und auf der Erde die große Vermittlerin der Weſen. Sehen Sie am Fuße der Alpen den häßlichen Cretin ohne Blick, ohne Lächeln, ohne Thränen, der nicht einmal ſeine Erniedrigung kennt, welcher ein Verſuch der Natur ſcheint, ſich ſelbſt zu verſpotten in der Vermehrung des Größten, was ſie hervorgebracht hat: glauben Sie jedoch nicht, daß er den Weg zu ſeiner Seele gefunden habe, daß ſeine Schmach ihn der Freundſchaft Aller beraube. Nein, er wird geliebt. Er hat eine Mutter, er hat Brüder und Schweſtern, er hat ſeinen Platz am Herde der Heimat, den beſten und unangefochtenſten, weil er ſelbſt der Aermſte und Enterbteſte iſt! Die Bruſt, welche ihn nährte, iſt noch ſeine Stütze, und der Aberglaube der Liebe ſpricht von ihm als von einer Segnung Gottes. Das iſt der Menſch! — Aber kann ich ſagen: das iſt der Menſch, ohne fortzufahren: das iſt Gott! Woher käme dem Menſchen die Güte, wenn Gott nicht das Urmeer der Güte wäre, und wenn er nicht, als er unſer Herz formte, einen Tropfen des ſeinigen hineingegoſſen hätte! Ja, Gott iſt gut: ja, die Güte iſt das Attribut, das in ihm

alle andern überzeckt, und das Alterthum setzte nicht ohne Grund über die Verhallen seiner Tempel die berühmte Inschrift, welche der Größe die Güte voranstellt." *

Lassen Sie uns bei dem klaren Gedanken, den diese glänzenden Worte aussprechen, stehen bleiben: der Ewige, das allgemeine Prinzip der Dinge, außer dem nichts existirt, konnte nur schaffen, gedrungen von der Güte, welche giebt, und nicht von der Liebe, die sich selbst sucht. Diese Behauptung ist in ihrer Abstraktion klar wie ein geometrischer Satz. Aber wir haben die Schwelle der Unendlichkeit betreten, und wir betreten sie nie, ohne von Schwindel erfaßt zu werden. Wollen wir den wirklichen Gehalt dieses in seiner Abstraktion so klaren Gedankens analysiren, so sieht unser geblendetes Auge nicht mehr deutlich. Die Güte wächst, das verstehen wir wohl, in dem Verhältniß wie ihr Gegenstand gering wird. Wir sind um so gütiger, je mehr wir uns zu dem Aermsten und Elendesten hinunter neigen. Was wird erst die unendliche Güte sein! Um es zu ergründen müßten wir ihren Gegenstand ins Unendliche verringern. Hier begegnen wir dem Geheimniß. Einen Gegenstand ins Unendliche verringern ist für unser Denken eine unmögliche Aufgabe. Auf dieses Räthsel sehen wir sogar die Mathematik stoßen. Wir nehmen eine Quantität, wir theilen sie in zwei Hälften, wir theilen eine dieser Hälften noch einmal und so weiter ohne Ende. Nie werden wir das

* Conférences de 1848.

unendlich Kleine erreichen; denn die immer wieder getheilte Quantität bleibt immer noch theilbar. Wie klein auch die aus unserer Theilung hervorgegangenen Theilchen seien, zwischen dem was bleibt und dem Nichts dehnt sich immer noch der Abgrund des Unendlichen. Suche ich nun den Gegenstand der unendlichen Güte, so muß dieser Gegenstand unendlich niedrig sein. Ich verringere das Wesen der Welt, ich lasse allen Glanz der Schönheit verschwinden, ich nehme Ordnung, Leben, Maß, Farbe, Licht hinweg, ich lasse das All zu einem formlosen Stoffe werden, zu einem unbestimmten Dinge ohne Namen. Eitler Versuch! So lange dieses namenlose Ding ein Ding ist, ist es nicht das Nichts. Zwischen dem Nichts und ihm liegt immer das Unendliche. Wenn die Güte Gottes sich auf einen Gegenstand wendete, der unabhängig von ihm existirte, wir mögen uns diesen Gegenstand noch so arm und gering denken, so ist Gott nicht mehr der Einzige, der absolute Schöpfer. Ueberspringt die Einbildungskraft den Abgrund, so gelangt sie zu der seltsamen Behauptung, der Gegenstand der unendlichen Liebe müsse das Nichts sein. So weit geht der oben angeführte Redner: „Jede Vollkommenheit setzt einen Gegenstand voraus, dem sie sich zuwendet. Der Gegenstand, dessen die „göttliche Güte bedurfte, mußte so weit, so tief als sie selbst „sein: Gott entdeckte ihn. Aus dem Schooße seiner Fülle „sah er ein Wesen ohne Schönheit, ohne Form, ohne Namen, „jenes Wesen ohne Sein, welches wir das Nichts nennen. Er „hörte den Schrei der Welten, welche nicht waren, den Schrei

„eines maßloſen Elends, das eine maßloſe Güte anrief. „Die Ewigkeit erbebte und ſprach zur Zeit: Beginne!"

Das, meine Herren, iſt der Bilderreichthum einer Beredſamkeit, deren Gedanken keine ſtrenge Unterſuchung ertragen. Glauben Sie jedoch nicht, daß die Schönheit dieſer Worte nur als ſchimmernder Schleier den Unſinn verberge. Wir ſtehen vor dem Dunkel, aber es ſind die Tiefen einer durchſichtigen, ſternbeſäeten Nacht. Unſere Güte, die der endlichen Geſchöpfe, iſt um ſo größer, je geringer der Gegenſtand iſt, auf den ſie ſich wendet. Die unendliche Güte muß ſich ihren Gegenſtand erſchaffen. Sie kann nicht das Nichts lieben, aber ein Geſchöpf, das an ſich noch nicht, das aber möglich iſt, und welches ihr vor den Gütern des Daſeins das Daſein ſelbſt verdankt. Das einzige Weſen, welches wir uns in einem göttlichen Bilde wie über das Nichts gebeugt denken können, iſt das lebengebende Weſen. Das Geſchöpf iſt ein für ſich ſelbſt gewolltes; die Natur ruht auf dem Grunde der Gnade, wie es Ihnen das letzte Jahr Profeſſor Secrétan ſagte.* Wir fragen: welches kann der Zweck der Schöpfung ſein? Unſere Vernunft antwortet:

---

* La raison et le christianisme. Zwölf Reden über das Daſein Gottes. * In La Philosophie de la liberté (zwei Octavbände) hat Secrétan in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form die Beweisgründe angeführt, deren redneriſchen Ausdruck wir dem Vortrage des Père Lacordaire entnahmen. Dieſes Zuſammentreffen ohne die Möglichkeit einer gegenſeitigen Mittheilung iſt bemerkenswerth.

das unendliche Weſen kann nur aus Güte handeln, es kann keinen andern Zweck haben als das Glück ſeiner Geſchöpfe.

Ich faſſe, meine Herren, dieſe Betrachtungen zuſammen. Wir ſuchen den Zweck der Schöpfung und wir vermögen es nicht uns in das unnahbare Licht des göttlichen Bewußtſeins zu verſetzen. Wir befragen demnach das Werk Gottes, um die Abſichten des Schöpfers zu erkennen. Das Gebet der Menſchheit antwortet uns, der Menſch beſitze einen unwillkürlichen Glauben an die Güte ſeines Urſprungs. Wir bringen die Vernunft mit der Idee des unendlichen Weſens in Beziehung, und ſie erklärt uns, daß Er, der die Fülle des Seins iſt, nur aus Liebe ſchaffen konnte. Wir verſtehen, daß Gott alles zu ſeinem Ruhme gemacht hat und daß ſein Ruhm die Verkündigung ſeiner Güte iſt. Dieſe Gedanken in ihrem vollen Lichte gehören der evangeliſchen Offenbarung an; verſchleiert aber erſcheinen ſie in den Grundbegriffen der heidniſchen Gottesdienſte. Ohne den Göttertempel zu betreten, können wir vor der Halle des antiken Heiligthums niederknieen und unter der freien Wölbung des Himmels mit den Römern den Gott anbeten, deſſen Güte der Größe vorangeht.

Als unmittelbare Folgerung geht aus den von uns aufgeſtellten Sätzen hervor, daß der Zweck unſers Daſeins das Glück iſt. Von der Güte geſchaffen, haben wir kein andres Ziel als die Seligkeit.

Aber hüten Sie ſich wohl zu glauben, wir dürften unſer Verlangen nach Glück zum Führer erwählen und die Be-

dingungen unſers Glückes ſelbſt berechnen. Das Glück iſt unſer Zweck, es iſt der Wille unſers Vaters; wir müſſen uns zu demſelben leiten laſſen. Wenn wir der Stimme, die uns führt und uns nöthigt, das Ohr verſchließen und ſelbſt unſere Geſchicke in die Hand nehmen, wenn wir als unſere Regel das Streben nach Glück, wie wir es verſtehen, anerkennen wollten, ſo würden wir trügeriſche Irrlichter, die uns in den Abgrund führen, zu unſerm Leitſtern machen. Von den unordentlichen Neigungen unſers Herzens getrieben, fänden wir den Mittelpunkt der Welt in uns ſelbſt. „Sich ſelbſt leben" iſt der Wahlſpruch des Egoismus und die Loſung des Unglücks. „Gott leben" iſt der Weg der Glückſeligkeit. Gott leben heißt über die Trümmer der zerbrochenen Selbſtſucht in die Ordnung zurücktreten, ſeinen Platz finden im geiſtigen Tempel der Liebe und die von Gott allen ſeinen Kindern beſtimmten Freuden theilen: das iſt unſer Ziel. Stehen wir einmal auf der Höhe dieſes Gedankens, ſo ſchauen wir in die Tiefen jenes großen Kampfes, welcher das antike Gewiſſen zerriß, weil im Alterthum das Licht der Wahrheit nur zeitweiſe die dichten Wolken des Irrthums durchbrach, welche die Welt bedeckten.

Der Menſch hört zwei Stimmen in ſeinem Innern: die eine weiſt ihn zum Glück, die andere mahnt ihn zur Heiligkeit. Der erſte Trieb unſrer Natur iſt das Streben nach Genuß, bald aber ertönt die zweite Stimme, die des Gewiſſens, und ruft: Halt ein. Und wenn der Menſch nicht einhält, ſo züchtigt es ihn. Daher der Kampf, die Zerriſſenheit des menſchlichen Geiſtes und die mächtige Verſuchung,

eine der beiden Stimmen zum Schweigen zu bringen, um den Frieden herzuſtellen. Das iſt die Geſchichte des Alterthums. Der weiſe Sokrates hatte wohl gerufen: Wehe dem, der das Gerechte vom Erſprießlichen trennt und den Menſchen zu verſtehen giebt, das Glück laſſe ſich außerhalb des Guten finden! Cicero ſprach die Lehre des griechiſchen Weiſen in ſchönen lateiniſchen Phraſen aus Aber das zerriſſene Menſchenherz zerriß bald den philoſophiſchen Mantel. Zwei berühmte Sekten theilten ſich in das volle Erbe des ſokratiſchen Gedankens, deren eine das Leben des Menſchen auf die Grundlage der Pflicht erheben wollte, ohne ſich um das Glück zu kümmern, die andere auf die Grundlage des Glücks, ohne die Pflicht anzuerkennen.

Die Stoiker hefteten ſich an die Pflicht, aber das Bedürfniß des Glücks erhob ſich gegen ihren Willen und ſuchte ſein Genügen in dem herben Genuſſe der Vereinzelung und der menſchenfeindlichen Freude des Stolzes. Der ſtoiſche Weiſe befreite ſich nicht allein von den Sorgen der Erde, ſondern von allen Banden des Herzens und jeder Liebe. Zuletzt erſchien durch eine ſeltſame und traurige Konſequenz dieſer Lehre als die Höhe des Selbſtbeſitzes der Entſchluß des Selbſtmords und die Freiheit des Todes, welche beweiſen, daß der Menſch als Herr über ſich verfüge. Der weiſe Stoiker erklärt ſich unempfindlich gegen die Uebel des Lebens, er leugnet, daß der Schmerz ein Uebel ſei; und anderſeits erkennt er ſich das Recht zu ſich zu tödten, um den Uebeln des Daſeins zu entfliehn! So endigte die berühmte Schule. Zu gleicher Zeit ging die Herde Epikurs den leichten und

ſchmählichen Vergnügungen nach und arbeitete, meint Montesquieu, kräftig an der Zubereitung der ungeheuern Fäulniß, in welcher der römiſche Ruhm zugleich mit der Civiliſation des Alterthums untergehen ſollte.

Jener Kampf, welcher das Gewiſſen der Alten mit ſich ſelbſt entzweite und noch heute, da wo die Güte Gottes verhüllt iſt, das moderne Gewiſſen zerreißt, jener große Zwiſt hört auf, ſobald wir begriffen haben, daß die Güte das Prinzip der Dinge iſt, das Glück unſer Zweck und die Stimme des Gewiſſens eine ſtrenge Freundesſtimme, die uns vor den Pfaden der Verirrung warnt, auf denen wir dem Elend begegnen müßten. Das Gewiſſen iſt die Stimme unſers Meiſters; dieſelbe Autorität, welche uns im Bereiche der Pflicht zuruft: ſei gut, verſpricht uns im Bereiche der Hoffnung: und du wirſt glücklich ſein. Glück und Pflicht ſind die beiden Seiten des höchſten Willens; die Liebe iſt die Löſung des Welträthſels. So iſt es auch, wie wunderſam der Gedanke erſcheint, unſere Pflicht, glücklich zu ſein. Unſer Glaubensbekenntniß ſoll ſein, wenn wir aufwärts ſchauen: ich glaube an die Güte! wenn wir den Blick auf uns zurückwenden: ich glaube an das Glück. Aber wir glauben nicht genug daran. Daß wir nicht an das Glück glauben, iſt die Wurzel unſrer Uebel: es iſt das urſprüngliche Elend, das alles andere umfaßt. Wir jagen leichtfertig nach dem Vergnügen, denn wir glauben nicht an die Freude; wir ſuchen ſinnlos die Betäubung, denn wir glauben nicht an den Frieden; verdorbenen Herzens überlaſſen wir uns der verzehrenden Flamme der Leidenſchaft, denn

wir glauben nicht an das reine Licht der Glückſeligkeit. Aber je mehr die Gottesliebe unſer Denken durchdringt, deſto vollkommener entfaltet ſich in unſrer Seele als eine himmliſche Blüte der Glaube an das Glück. Das Glück iſt unſer Ziel, es iſt der Wille des Vaters. An Jeden von uns iſt das Wort gerichtet: Gott liebt dich, ſei glücklich! Wenn Sie denn, ich rede beſonders zu den Jüngſten meiner Zuhörer, wenn Sie im Grunde Ihrer Seele den Trieb nach Glückſeligkeit fühlen, o ſo laſſen Sie das heilige Feuer nicht erlöſchen! Sprechen Sie nicht von Täuſchungen! Begnügen Sie ſich nie mit der Proſa des Lebens, mit der trüben, dumpfen Zufriedenheit eines Daſeins ohne Ideal! Ihre Natur täuſcht Sie nicht, Sie ſelbſt würden ſich betrügen, wenn Sie Ihr Wohl in einer Welt thörichter und ſündlicher Trugbilder ſuchten. Hören Sie auf jede Stimme, die Ihnen von Erquickung redet, lauſchen Sie auf jedes Wort des Friedens. Suchen Sie, arbeiten Sie, beten Sie, bis Sie in heiterem Vertrauen mit dem Pſalmdichter ſagen können:

Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet
und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet,
der ſpricht zu dem Herrn: Meine Zuverſicht und meine Burg,
mein Gott auf den ich hoffe.

Er wird dich mit ſeinen Fittigen decken
und deine Zuverſicht wird ſein unter ſeinen Flügeln;
ſeine Wahrheit iſt Schirm und Schild.

Gott im Herzen, das giebt der Freude die Kraft, der Liebe die Weihe, dem Schmerz die Ruhe, und überhaucht das Antlitz ſelbſt in dem Kampfe, der Trauer und den Schmerzen des Lebens mit jenem himmliſchen Lächeln, das mitten durch Thränen bricht.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Balladen

von

Conrad Ferdinand Meyer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
H. Haessel.

Der Frühling kommt, die Berge ſtralen rein,
Der Himmel ſpiegelt ſich in klarer Bucht,
Mit gleicher Güte neigt der milde Schein
Sich auf das ſanfte Thal, die rauhe Schlucht.

Leis ſchmilzt der Schnee, es ſtürzt in breitem Guß
Der Waſſerfall und brauſt zu Thale ſchon,
Mit vollen Borden rauſcht der kühle Fluß,
Mit allen Waſſern zieht der Rhein davon.

Du haſt den Wanderſtab nun in der Hand
O Frühling. Alles rinnt und rauſcht mit dir,
Nimm du mir meine Lieder über Land
Und gib aus deinem Füllhorn neue mir!

März 1864.

Balladen.

I.

Die Stadt im Meer.

Die bekannten Sterne neigen
An dem Himmel ihren Lauf,
An dem Rand des Himmels steigen
Unbekannte Röthen auf:
Und die Fischer bei den Booten
Halten an dem Strande Wacht,
Sinnen ängstlich diesem rothen
Grauenvollen Zeichen nach.

Und sie sagen sich mit Schrecken:
„Das ist eine große Stadt,
„Welche heut in Brand zu stecken
„Attila gebeten hat.
„Laßt uns in die Kähne steigen,
„Auf dem Meer sind wir in Ruh,
„Und dort schauen wir in Schweigen
„Diesen hohen Flammen zu."

Horch, es regt ſich ein Getümmel!
Iſt es ſchon das Hunnenheer?
Sieh, es naht ſich ein Gewimmel,
Schatten wandern längs dem Meer.
Schöne Frauen, blaß wie Leichen,
Männer mit zerbrochnem Schwert,
Trümmer ſind es einer reichen
Stadt, von Attila verheert.

Bei der Fackel düſtrem Leuchten
Die den kleinen Port erhellt,
Ziehn die Schaaren der Verſcheuchten
Wie ein Bild der Unterwelt.
Zitternd ſteht in engem Kreiſe,
Was der blutgen Macht entrann,
Eine Wittwe, eine Waiſe
Neben einem fremden Mann.

Müde gleitet nieder eine
Städterin, vom Arme rollt
Ihr ein Käſtchen, aus dem Scheine
Springt ein heller Reif von Gold;

Aber von den Fiſchern allen
Hebt ihn keiner aus dem Sand,
Denn dem Attila verfallen
Glauben ſie das goldne Band.

Aus den Reihen der Verbannten
Tritt ein Mann, der nie verzagt,
Und den Fiſchern, wie Bekannten,
Beut er ſeinen Gruß und ſagt:
„Ja, wir ſind von Gott geſchlagen,
„Aber ihr verſtoßt uns nicht,
„Bruder iſt in ſchlimmen Tagen,
„Wer dieſelbe Sprache ſpricht.

„Sehet ihr die Flamme ſteigen?
„Wo ſie flackert dort im Wind,
„Liegen die entſeelten Leichen
„Aller, die uns theuer ſind.
„Aus der Sterbenden Gewinſel
„Flohn wir an den öden Strand, —
„Weißt du, Fiſcher, eine Inſel
„Die dem Würger unbekannt?“

Und der Fiſcher ſagt mit Zittern:
„Morgen iſt der Mörder da!
„Lieber mitten in Gewittern,
„Als im Zelt vor Attila!
„Weg, bevor die Sterne bleichen!
„In die Boote! Weg geſchwind!
„Und ich will euch Inſeln zeigen,
„Wo wir Alle ſicher ſind.

„Unſre jungen Burſche fangen
„Fiſche dort zur Winterzeit;
„Nicht um Nahrung dürft ihr bangen
„Dort, wenn ihr nicht weichlich ſeid. —
„Schlagt das Leid euch aus den Sinnen,
„Was verloren, gebt es auf!
„Herr, ihr müßt mit uns beginnen
„Einen kargen Lebenslauf.“

Und er rüſtet ſchon die Ruder,
Lauſcht zufrieden nach dem Wind;
„Gehn die Leute zu dem Bruder?“
Fragt das braune Fiſcherkind.

Einen Kleinen von den Städtern
Faßt der Junge freundlich an,
Trägt ihn auf den ſchwanken Brettern
Von dem Ufer in den Kahn.

Eilig füllen ſich die Barken,
Rüſtig ſtoßen ſie vom Land,
Und es rudert mit der ſtarken
Die der Müh'n entwöhnte Hand.
Wie ſie auf dem Meere ſchwimmen,
Wenden ſie ſich nach der Stadt,
Und ſie ſehn den Brand verglimmen,
Da wo ſie geſtanden hat.

Seufzend beugen die Vertriebnen
Sich und rudern angeſtrengt;
Seltſam ſind die Ueberbliebnen
In des Bootes Raum gemengt.
Dort die Herrin hält ein fremdes
Knäblein in den Armen lind,
Hier im Schooß des Wollenhemdes
Wärmt die Magd ein Edelkind.

Alle ſind ſie ſchwer getroffen
Von des Unglücks raſchem Streich,
Und, gerettet wider Hoffen,
Sind ſie Alle arm und gleich;
Keines von dem Andern ſcheiden
Kann es ſich mit ſtolzem Blick,
Eines trägt des Andern Leiden,
Aller wartet Ein Geſchick.

Schon beginnt der Tag zu grauen,
Leiſe ſtärkt ſich ſchon das Licht,
Und die Männer und die Frauen
Blicken ſich ins Angeſicht;
Nur beim Namen ſich zu nennen
Wird der Freundſchaft feſtes Band,
Aber ſelbſt die nicht ſich kennen,
Reichen ſich getroſt die Hand.

Vorn im Boot die Knabenbande
Plaudert ohne Harm und lacht,
Und die Stadt hat mit dem Strande
Enges Bündniß gleich gemacht;

Nur ein Stündchen nach dem Leide
Iſt es Alles wieder gut, —
Fiſche ſchießen, welche Freude!
Blitzend auf aus dunkler Flut.

Hörſt du jenes Ruder ſchallen,
Dem die Arbeit iſt ein Spiel?
Haſt du nicht ein Wolgefallen
An des Jünglings Kraftgefühl?
Aus den Augen ſprüht das Leben,
Frei weht das verſtürmte Haar,
Das von Kränzen ſonſt umgeben
Wild durchtobter Nächte war.

Er gedenkt der alten Helden
Die das offne Meer empfing,
Als ſich, wie die Sagen melden,
Reigte Trojas Mauerring,
Und, wie Jene, will er ziehen
Eine neue Stadt zu bau'n,
Schöner, als die Mutter, blühen
Soll ſie noch und edler ſchau'n.

Sieh dort Zwei, die lang sich lieben,
Die getrennt der Väter Groll,
Und das Mißgeschick getrieben
Aus der Heimat liebevoll;
Selig lächelnd unter Thränen
Lehnt sie sich an ihn vertraut,
Und mit ruhigerem Sehnen
Blickt er auf die schöne Braut.

Beide sich den Tod zu geben
Sannen sie in Ungeduld:
Nun vereinigt sie das Leben
Ohne Frevel, ohne Schuld.
Die Palläste sind verschwunden,
Drin der Haß genistet hat,
Und sie haben sich gefunden
In dem Untergang der Stadt.

Mit dem Steuer, ohne Schwanken,
Lenkt der Mann den vollen Kahn
Und daneben in Gedanken
Ordnet er das Morgen an.

Alle kommenden Gefahren
Hat voraus er ſchon bedacht,
Meer und Erde tritt in klaren
Zügen aus der Schreckensnacht.

Aus des Römerreichs Ruinen
Reißt das ſchnelle Boot ihn fort,
Keinem feigen Herrſcher dienen
Muß er mehr mit Schmeichelwort;
Mitten in dem Meereswiegen
Steht er nun für ſich allein,
Athmet er mit vollen Zügen
Rauhe Luft der Freiheit ein.

Schwer von Mühen, bleich von Jahren,
Senkt ein Greis das edle Haupt,
„Wie die Patriarchen fahren,“
Seufzt er, „muß ich, längſt entlaubt —
„Gib mir, Herr, denſelben Glauben,
„Unerſchüttert, felſenfeſt,
„Der ſich nicht die Stütze rauben
„Deiner ew'gen Treue läßt.“

Auf der Woge dunkeln Reichen
Sieht er zittern einen Glanz,
Sieht ihr einen Strahl entſteigen,
Und nun flammt die Sonne ganz.
In den Strom der jungen Helle
Streckt die Hände zitternd er;
„Gib uns“, fleht er, „Herr der Welle,
„Eine freie Statt im Meer!“ —

Von den raſchen Rudern ſprühen
Goldne Tropfen in die Flut
Und die braunen Nachen ziehen
In der ringsergoſſnen Glut;
Auf dem Waſſer liegt ein friſcher
Dunkler Kranz von Inſeln da;
„Das iſt Gingles“, zeigt der Fiſcher,
„Und das iſt Albiola!“

Und ſein Bube: „Bei den Steinen
„Seht den Bruder!“ ruft er „Seht!
„Der iſt's, der mit nackten Beinen
„Mitten in dem Waſſer ſteht!“

Und die plätschernden Gesellen,
Um das Haupt ein rothes Tuch,
Grüßen mit gedehnten, hellen
Jubelrufen den Besuch.

Zwischen Inseln eine Straße,
Ebnet sich des Meeres Bahn,
Und auf grüner Wassergasse
Fliegt der leicht beschwingte Kahn —
Weiser Zukunft ernste Geister
Ziehen mit dem Ruderschlag,
Und sein Wort! spricht der Meister
In Venedigs erstem Tag.

II.

Neues Leben.

Aus dem Süden kam ein muth'ger Bote
Nach Erin, dem grünen Inſelland,
Speiſte täglich mit des Himmels Brote
Alle Seelen, die er hungrig fand.

Wo des Meeres Wellen fern verrauſchen,
Fand er heute den bequemen Ort,
Nun zerrinnt die Schaar, die kam zu lauſchen,
Und nach allen Seiten zieht ſie fort.

Ueberm Meere ſchlängelt hoch ſich Zweier
Pfad, dem ſchroffen Bruch des Felſens nach,
Einer ſchreitet keck mit ſtummem Feuer,
Und der Andre ſetzt den Fuß gemach.

Jener iſt gegürtet mit dem Schwerte
Und den Bogen trägt er in der Hand,
Doch der Sohn der Scholle, ſein Gefährte,
Geht im ſchlichten wollenen Gewand.

„Zwiefach preiſ' ich heute mein Gewerbe"
Spricht der Zweite zu dem Erſten nun,
„Wer geworden iſt des Friedens Erbe,
„Dem gebühret nur ein friedlich Thun.

„Dort den Rauch erblick ich meiner Hütte,
„Siehſt du wol, die Heerden ziehn nach Haus,
„Bald nun in der Kinder ſtiller Mitte
„Sprech' ich ſegnend einen Namen aus.

„Aber du, was willſt du nun beginnen?
„Denn auf Beute ziehſt du nimmermehr,
„Auf ein Werk des Friedens mußt du ſinnen
„Und verlaſſen das bewegte Meer!"

Auf den dunkeln Spiegel ohne Schranken
Ueber des Gefährten Schulter hin
Blickt der Andre, ſieht vergnügt die blanken
Raſchen Segel mit dem Winde ziehn.

Und er ſpricht: „Es hat das Wort des Frommen
„Mir das Herz verwandelt in der Bruſt,
„Aber glaube nicht, daß es genommen
„Mir des Wanderns und der Beute Luſt.

„Manchmal bin ich auf den Raub gezogen,
„Wie der Ahn, der Vater mich gelehrt,
„Heut zerbrech' ich meinen ſchnellen Bogen
„Und zertrümmere mein ſcharfes Schwert,

„Doch mein Boot, das will ich nicht zerbrechen,
„Fliegen ſoll es wieder, wie ein Pfeil,
„Und mit allen Völkern will ich ſprechen
„Von dem Namen, der der Völker Heil!"

III.

Der Mönch von Boniſacio. [2]

Alphons ſah den Wall ſich neigen,
Und des grauſen Mordes ſatt
Hieß er die Geſchütze ſchweigen
Vor der eingeſchloſſ'nen Stadt;
Seiner ringsumgarnten Beute
Wird der liſt'ge Jäger froh,
Eigen nennt er dich noch heute
Tapfres Boniſacio!

In des Waſſers grünem Scheine
Spiegelt ſich der morſche Wall,
Von der Wehre rieſeln Steine,
Loſe Quadern drohen Fall.
Ueber die zerſchoſſ'nen Mauern
Späht der Korſen Wache leis,
Sieht des Spaniers Schiffe lauern
In des eignen Hafens Kreis.

Auf dem Markte lagern Trümmer,
Thürme neigen ſich im Blau,
Glänzend bringt des Tages Schimmer
In des Doms zerriſſ'nen Bau.
Krieger ſtehn mit finſtern Mienen
In dem heiligen Raum geſchaart,
Einer mitten unter ihnen,
Welcher keine Worte ſpart:

„Genua, wo magſt du weilen,
Während Tag um Tag vergeht?
Du gelobteſt uns zu eilen
Und nun kommſt du doch zu ſpät.
Wir vertrauten deinem Bunde
Und vergoßen unſer Blut;
Wir erkauften eine Stunde
Noch mit unſerm letzten Gut.

„Und dem fremden Dränger gaben,
Wiſſend daß du nahe biſt,
Wir zu Geiſeln unſre Knaben
Nur für dreier Tage Friſt.

Drei der Tage ſind verronnen:
Korſen, was iſt euer Rath?
Seid zu opfern ihr geſonnen
Eure Kinder? — eure Stadt?“

Keiner will das Schweigen brechen,
Alle blicken niederwärts,
Keiner wagt es auszuſprechen,
Was beſchloſſen jedes Herz.
Nun ein Flüſtern, nun ein Munkeln,
Winke werden raſch getauſcht,
Und ſie ſehen nicht den dunkeln
Mönch, der an der Säule lauſcht.

Ledig aller Herzensbande,
Von dem härnen Rock bedeckt,
Trotzt im ärmſten der Gewande
Eine Bruſt, die nichts erſchreckt,
Eines nur iſt ihr geblieben
Auf der Erde fern und nah:
Zu vertheidigen, zu lieben
Deine Schluchten, Korſika!

Brauſend ſteigt der Zorn im Herzen,
Bis er mächtig überquillt,
Worte findet er, die ſchmerzen,
Hebt den hagern Arm und ſchilt:
„Wer iſt unter Euch der Feige,
Der die Heimat gibt dahin?
Daß ich zur Verdammniß zeuge
Im Gerichte wider ihn!“

Alles ſchreit in wildem Grimme:
„Von dem Mönche ſolche Schmach!
Schweige du, dem nie die Stimme
Der Natur zum Herzen ſprach!
Wirf dich am Altare nieder,
Nichts auf dieſer Welt iſt dein!
Gib uns unſre Kinder wieder,
Willſt du, daß wir Männer ſei'n!“

Nach der Mauer eilen Alle,
Doch der Mönch eilt ihnen vor;
Von dem Schiffe zu dem Walle
Ruft der König froh empor:

„Korſen, ſprecht, was will euch dünken?
Schärft die Augen, ſpäht umher!
Sehet ihr ein Segel blinken?
Seht ein Schiff ihr auf dem Meer?“

Die verhöhnten Korſen blicken
Grollend auf die leere Flut;
Müſſen ſie den Nacken bücken
Vor des Königs Uebermuth?
Auf den morſchen Rand des Walles
Kniet der blaſſe Mönch und ſpricht:
„Gott, du weißt, ich gab dir Alles,
Nun verlaß mich heute nicht!

„Wind und Meer und alle Mächte
Sind ſie nicht dir unterthan?
Rege deine ſtarke Rechte,
Welche Wunder wirken kann!“ —
Alle ſeine Muskeln beben,
Alle ſeine Pulſe glühn,
Segel aus der Flut zu heben,
Schiffe durch das Meer zu ziehn.

Und er betet immer wärmer
Mit des Glaubens Zuverſicht, —
Alphons lächelt: „Armer Schwärmer,
Du erreichſt die Schiffe nicht!“
Feurig blickt der Mönch, ... erbleichend,
Zitternd auf gebognem Knie,
Ueber Meer gewaltig zeigend
Ruft er aus: „Ich ſehe ſie!“

Drüben in der lichten Weite
Wo ſich Himmel theilt und Meer,
Iſt des Waſſers ſtille Breite
Wie der Glanz des Himmels leer. —
Wo ſie duftig ſich verlieren
Ueberm Blau, das dunkel prunkt,
Wo ſie ferne ſich berühren,
Taucht empor ein kleiner Punkt.

Und ein zweiter und der dritte, —
Und der vierte ſchon dabei,
Und ein andrer in der Mitte, —
Freudenſchrei und Freudenſchrei! —

„Herr der Katalanen, kehre,
Kehr dich ab von Korſika!
Denn die Fürſtin zahlt der Meere,
Siehe dort iſt Genua!“

Es vergrößern ſich die hellen
Segel auf dem blauen Grund,
Eifrig ſtehen Wind und Wellen
Mit den Kommenden im Bund.
Wimpel flattern, Maſte ſchwimmen
Näher immer näher her,
Und es rufen tauſend Stimmen
Ein Willkommen auf das Meer.

Die zerſchoſſ'nen Mauern zittern
In der Freude wildem Strom,
Und die Glocken ſie erſchüttern
Sich in dem zerſtörten Dom. —
Knieend an derſelben Stelle
Hört der Mönch den Jubel nicht,
Hingewendet nach der Welle
Iſt ſein ſelig Angeſicht. —

IV.

Don Juan de Auſtria.

Auf dem Markt zu Namur lärmen
Tauſend Stimmen im Gedräng,
Schwärme kommen mit den Schwärmen
In ein derbes Handgemeng.

Breitgeſchultert ſind die Pferde,
Und die Burſche reiten gut,
Alles fröhliche Geberde,
Kraft und Luſt und Uebermuth!

In der Sonne lacht das bunte
Kleid und brüſtet ſich das Band,
Und dem Liebſten drückt das runde
Mädchen insgeheim die Hand.

Alſo geht das luſt'ge Summen
Hin und her, und zu und fort,
Bis die Plaudernden verſtummen
Mitten plötzlich in dem Wort.

Und ſie winken und ſie deuten
Und ein Jeder weicht zurück,
Mitten öffnet in den Leuten
Sich ein Weg im Augenblick.

Und auf edlem Hengſte reitet
Durch die unbetretne Bahn
Schwer bekettet, ſchwarz gekleidet,
Juan d'Auſtria heran.

Er iſt bleich und eingefallen
In dem goldnen Tageslicht,
Früh ergraute Locken wallen
Um ein ſchenes Angeſicht.

Herrſcher in den Niederlanden
Für Hiſpaniens fernen Thron,
Einer dunkeln, unbekannten
Mutter und des Kaiſers Sohn.

Hoch berühmt im Kriegsgewerbe,
Von erprobter Ritterſchaft,
Aber, ach, der Schwermuth Erbe,
Die den Vater hingerafft.

Schwer erkrankt im Mark des Lebens
Und verdunkelt im Gemüth,
Ringt er mit der Macht vergebens,
Die ihn in die Tiefe zieht.

Eben ſchrieb mit trübem Mahnen
An den Bruder er den Brief:
„König Philipp, mir will's ahnen,
Bald im Grabe ruh ich tief.

„Schicke, König einen Andern,
Nimmer lächelt mir das Glück;
Aber halten will ich Flandern
Bis zum letzten Augenblick.“ —

Die Flamänder ſehn mit Grauen
Den erlauchten Reiter an,
Und die Mädchen und die Frauen
Klagen um den ſchönen Mann.

Können nicht ihn länger haſſen,
Der ſie hält im ſpan'ſchen Joch,
Wird er doch ſie bald verlaſſen,
Iſt er ein Verlorner doch!

Schauernd ſehn ſie den zerſtreuten
Blick aus zagem Augenlied
Ueber ihre Reihen gleiten,
So vergeßlich und ſo müd.

Schweigend ſteht die dichte Menge,
Alles ſtille fern und nah —
Lärmend ruft's aus dem Gedränge:
„O Don Juan d'Auſtria!"

„Don Juan, meines Herzens König!
„Nicht vorüber darf dein Roß,
„Halt es an und nick' ein wenig
„Deinem alten Kampfgenoß!"

Und ſo ſchreit es immer toller:
„Don Juan, Don Juan, ſieh' mich an!" —
Dort in dem verſchabten Koller
Auf dem Stelzfuß ſteht der Mann.

Don Juan fährt empor und feindlich
Hat er halb das Schwert gezückt:
Doch wie lächelt er ſo freundlich,
Als den Alten er erblickt!

Von dem Roß ſpringt er behende,
Drückt den Stelzfuß an die Bruſt,
Schüttelt ihm die harten Hände
Und der Alte ſtralt vor Luſt.

Rüſtig plaudert ſeine Zunge:
„Kam's dir wieder in den Sinn,
„Edler Feldherr, Herzensjunge,
„Wer ich armer Krüppel bin?

„Nun, ſo pilgert' nicht vergebens
„Ich von Barcelona's Strand
„Zu dem Abgott meines Lebens
„In dieß feuchte Nebelland.

„Dort erzählt' ich es den Jungen,
„Wo mein Häuschen ſteht am Meer,
„Wie ich einſt das Schwert geſchwungen,
„Herr, in deinem tapfern Heer.

„Meinen hingeriſſnen Gäſten
„In zerlumpter Fiſchertracht
„Gab' ich jedes Mal zum Beſten,
„Herr, deine Lepantoſchlacht.

„O der herrlichen Viktorie!
„O der unvergeſſnen Zeit!
„Glorie, Don Giovanni, Glorie,
„Erſter Held der Chriſtenheit!

„So beſchrieb ich dich den Andern,
„Bis das Herz mir wurde ſchwer,
„Bis das Herz mich trieb zu wandern,
„ — Und von Spanien komm' ich her.

„Laß die Hand in meiner rauhen,
„Daß ich feſt ſie drücken mag;
„Wieder kann ich dich erſchauen,
„Wie an deinem Ehrentag!

„Aus der Stirn die Locken ſtreichend,
„Ei, du golden Ringelhaar!
„Einem Engel Gottes gleichend
„Vor der anvertrauten Schaar!

„Den Kommandoſtab erhebend,
„Rings umwölkt von Pulverrauch,
„Alles um dich her belebend
„Mit dem leuchtend blauen Aug'!“ —

Don Juan ſtaunt und blickt betroffen
Den geſchwätz'gen Alten an,
Dieſer hat die Augen offen,
Doch — es iſt ein blinder Mann.

Don Juan hält ihn feſt an beiden
Händen, ſeine Thräne quillt,
Schluchzend ſieht vorüberſchreiten
Er ſein ſtrahlend Jugendbild.

V.

Der Zweikampf.

Die gebietende Stimme des Liktors ertönt:
Im Namen des Conſuls iſt heute verpönt
Bei Strafe des Beiles der Kampf in dem Feld,
Im Einzelgefecht, wie zu Schaaren geſellt.

Aus der Pforte des Lagers, der offenen, ſprengt
Ein Reitergeſchwader, die Zügel verhängt:
Des Conſuls in Jugend erblühender Sohn
Hat heute die Wache mit ſeiner Schwadron.

Und ſchon iſt das feindliche Lager in Sicht,
Sie umkreiſen es, aber verhöhnen es nicht,
Da reitet voran der latiniſchen Macht
Ein bärtiger Hauptmann und ſpottet und lacht:

„Was üben die Jungen im Reiten ſich hier?
„Und wenn ich ſie zähle ſind's drei oder vier, —
„Ihr niedlichen Buben, wie Mägdlein ſo zart,
„Wann wird er euch wachſen der fehlende Bart?

„Wie lang iſt es her, daß geworfen euch hat
„Die gierige Wölfin der römiſchen Stadt?
„Kriecht unter die Mutter!“ ſo lacht er und lacht,
„Und laßt mich mit Männern beſtehen die Schlacht!“

Sacht reitet der zornige Römer im Schritt:
„Wir bringen dir morgen die Uebrigen mit,
„Da werd' ich dich ſuchen, da find' ich dich ſchon
„Und zahle mit Blut dir den blutigen Hohn!“

Raſch ſpornt der Latiner den Renner und ſpricht:
„Ich ſollte dich kennen, du glattes Geſicht!“
Dann reitet entgegen dem Römer er ſchnell
Und jubelt: „Was meinſt du, mein junger Geſell?

„Von heute bis morgen das dauert zu lang,
„Auf, reit mir entgegen und mach einen Gang!
„Ihr Andern von hinnen! Wir kämpfen zu Zwei'n!
„Was fährſt du zuſammen? Da ſteh ich allein.“

Wol kehrt ſich dem Römer das Herz in der Bruſt,
Doch bleibt das Verbot ihm des Vaters bewußt;
Hart reißt er den ſtampfenden Renner im Maul,
Aufbäumt ſich mit flatternden Mähnen der Gaul.

Da ſpottet der Andre mit ſteigendem Hohn:
„Du elender Feigling, des Manlius Sohn!
„Willſt du mir nicht ſtehen, ſo reiße nun aus
„Und bringe dein Milchgeſicht ſauber nach Haus.“

Der Jüngling entfärbt ſich, wird blaß wie der Tod
Und dann wie der dunkelſte Purpur ſo roth,
Es rauſcht in dem Ohr ihm, wie Zinken und Horn,
Mit Rieſengewalt übermannt ihn der Zorn.

Die Gefährten ſie warnen mit flehendem Blick
Und halten ihn mit der Geberde zurück —
Da berührt mit der Ferſe den Renner er ſchon
Und brauſet im wirbelnden Staube davon.

Der Mann und der Jüngling, verblendet von Wuth,
Sie fallen ſich an und ſie lechzen nach Blut;
Da gleiten die Speere, ſie fehlen den Stoß
Und ſtürzen vorüber und wenden das Roß.

Der Römer hat ſchnell ſeinen Renner gekehrt,
Gewendet ſich halb das latiniſche Pferd,
Da trifft mit dem Speer er's dicht hinter dem Ohr,
Wild ſpringt es mit blutenden Nüſtern empor,

Und wirft den Latiner zur Erde: Der liegt,
Und richtet ſich auf an die Lanze geſchmiegt,
Da fährt ihm der römiſche Speer ins Genick
Und ſinkt er gemach an die Erde zurück.

Der Römer ſpringt ab und enthelmt ihm das Haupt
Und entharniſcht die Schulter ihm. — Nackt und beraubt
Starrt hohl der erlegte, verlorene Mann
Mit den irren, erlöſchenden Blicken ihn an.

Schon eilen die jubelnden Freunde herbei ...
Was verſtummen ſie mitten im Freudegeſchrei?
Sie halten die ſchnaubenden Thiere zurück
Und meiden des Siegers frohlockenden Blick.

Der Jüngling erſtaunt, und erſchrickt, und erwacht:
Er hat ſich mit ihm um das Leben gebracht ....
Kühl ſchaudert es ihn in der ſonnigen Luft
Und der ſtralende Tag wird ihm ſchwarz wie die Gruft.

Von der ſchattigen Schwinge des Todes berührt,
Und bald vor den Vater in Banden geführt,
Ein rühmlicher Sieger, — der Schuld ſich bewußt
Und der Sühne begehrend in eigener Bruſt! —

Still ſammelt der Jüngling die ſtiebende Kraft:
Er hat ſeine Geiſter zuſammengerafft,
Die zagen Gedanken, er ſchüttelt ſie fort
Und tröſtet die Freunde mit männlichem Wort:

„Mein Haupt iſt verwirkt und was iſt es denn mehr?
„Ich bin nur ein einzelner Mann in dem Heer.
„Begleitet mich alle zum ſtrengen Gericht,
„Schaut mir in die Augen, ich fürchte mich nicht.

„Mit den Blättern der Eiche bekränzt mir das Haupt,
„Daß es falle mit grünender Ehre belaubt!
„Und den ſchimmernden Helm und die glänzende Wehr,
„Tragt meine Trophä'n mir voran auf dem Speer!

„Greif aus, du mein edles, mein feuriges Thier,
„Und laß mich noch einmal verwachſen mit dir!
„Du letzte der Sonnen, wie ſpiegelſt du ſchön
„Dich in meinen erſten, erſehnten Trophä'n!"

VI.

Die Römerin.

Sie ſitzt am Rocken und ſie ſpinnt,
Sie bleibt daheim, die Zeit verrinnt,
Sie hört die Gaſſe rauſchen
Und zwingt ſich, nicht zu lauſchen,
Sie heftet den erregten Sinn
Auf ihren vollen Rocken hin.

In Trümmern liegt die Tuskerſtadt,
Die Rom herausgefordert hat,
Es läuft von Mund zu Munde
Des Sieges ſchnelle Kunde,
Den heilen oder todten Sohn
Erwartet jede Mutter ſchon.

In ſtrenge Falten hat ihr Kleid
Gelegt ein langes Wittwenleid,
Sie wartet in der Kammer
Auf Jubel oder Jammer;
Sie hält gedankenvoll im Schooß
Des Lebens und des Todes Loos.

Ihr Angeſicht iſt feierlich
Und ihre Haare bleichen ſich,
Sie ſieht mit tiefem Sinnen
Die graue Parze ſpinnen;
An ihr vorüber ſchwebt im Flug
Des Lebens ernſter Genienzug.

Es ſetzt die Spindel ſich in Schwung
Und Alles iſt noch Dämmerung,
Die Spindel dreht ſich ſchneller
Und mählig wird es heller;
Im Elternhaus erblickt ſie ſich
Als Mädchen ſitzend züchtiglich.

Da regt ſich in gedrängtem Kreiſ
Der Schweſtern und der Mägde Fleiß.
Der Mutter Schlüſſel klimpern,
Sie naht mit ſcharfen Wimpern
Und prüft den Faden, ob er fein?
Und heißt die Tochter emſig ſein.

Der Vater tritt in das Gemach,
Ein hoher Jüngling ſchreitet nach,
Sie hat ſich raſch erhoben,
Längſt hörte ſie ihn leben,
Und ſie erröthet und erbleicht,
Indem ſie ihre Hand ihm reicht.

Die Fackeln ſprühen rothen Glanz,
Die Knaben ſpringen auf im Tanz,
Sie ſingen durch die Gaſſen
Und ſcherzen ausgelaſſen
Des langen Schleiers Feuerſchein
Bedeckt die Braut und hüllt ſie ein.

Nun waltet sie im eignen Raum,
Die Mägd' und Sklaven athmen kaum,
Die Hände sind beflügelt,
Die Lippen sind gezügelt,
Und rings regiert mit weisem Sinn
Des Hauses junge Herrscherin.

An ihrem Lager der Gemal
Im stolzen Blick der Freude Strahl,
Das Kind im Arm erhoben,
Er muß die Tapfre loben,
Und dankt gerührt den Göttern dann,
Daß sie geboren einen Mann.

Nun kommt heran das böse Jahr,
Da Trauer in den Häusern war,
Heimtückisch schleicht das Fieber
Entlang die gelbe Tiber,
Und selbst die Starken sinken hin, —
Sie wird des Gatten Wärterin.

Der Herold geht von Haus zu Haus
Und ruft an allen Ecken aus:
„Am Tage vor den Iden
„Ist Mark Aemil verschieden,
„Man trägt ihn weg, wer kommen kann,
„Der gebe das Geleit dem Mann."

Zu allem Guten angeführt,
Von ihren Lippen unberührt,
Als anvertraute Habe
Erwächst der edle Knabe,
Und von des Vaters Tugend spricht
Sie ihm und er vergißt es nicht.

Schon wird der schlanke Nacken hart,
Und kräuselt sich der junge Bart,
Er nimmt das Kleid der Männer,
Er tummelt seinen Renner,
Und in dem jungen Bürger gern
Verehrt die Mutter ihren Herrn. —

Ein wild Gebraus dringt an ihr Ohr
Und reißt ſie aus dem Traum empor,
Jetzt klingen nah, — dann ferner —
Die Zinken und die Hörner,
Und Schritt und Tritt, und Schritt und Tritt
Das ganze Volk es ſchreitet mit.

Nun wird es todtenſtill umher, —
Dann ſteigts empor die Stufen ſchwer.
Jetzt öffnet ſich die Thüre,
Es ſind der Männer viere,
Und eine Bahre haben jetzt
Sie auf den Boden hingeſetzt.

Und ſie erblickt ein blaſſes Haupt
Von einem grünen Kranz umlaubt,
Verſteinert ſteht die Bleiche
Vor der bekränzten Leiche,
Und ſtarrt ihr in das Angeſicht,
Das blaſſe Haupt, es rührt ſich nicht.

Die ſtummen Träger breiten ihn
Auf ſeiner Mutter Lager hin,
Da rafft ſie ſich zuſammen
Und ihre Blicke flammen,
Feſt tritt mit ungebrochnem Sinn
Vor ihren Sohn die Römerin.

„Willkommen, mein bekränzter Sohn!
„Du thatſt die Pflicht und nahmſt den Lohn,
„Der Athem und das Leben
„War dir dazu gegeben,
„Und Ernten, welche wol gedeihn,
„Die dürfen früh geſchnitten ſein.“

Und wieder treten in die Thür
Und grüßen ſie die ſtummen Vier,
Dann wird es ſtill im Hauſe;
Sie iſt in ihrer Klauſe
Allein mit dem, den ſie geliebt
Und der ihr keine Antwort gibt.

Nun kommt der Jammer über ſie,
Und ſchluchzend ſinkt ſie auf die Knie:
„Ich habe den verloren,
„Den ich ſo ſchwer geboren“ —
Sie beugt ſich nieder, arm und wund,
Und küßt und küßt den todten Mund.

VII.

Siegesfeier am Leman.

Nach einem Bilde von Gleyre.

Die Hochgebirge glänzen
Im blendenden Gewande,
Die unberührten Grenzen
Der heimatlichen Lande,
Das Felsenhorn, der weiße Grat,
Die nie ein Menschenfuß betrat;
Der tiefe See mit grünem Kranz
Er spiegelt ihren stillen Glanz.

Und an dem Seegestade
Da schimmern nackte Leiber
Geführt, doch nicht zum Bade,
Von manchem wilden Treiber,
Besiegte Römer Paar um Paar
Und rings Helvetiens Kriegerschaar,
Ein Jüngling sitzt zu Roß und schwingt
Das helle Schwert, sein Ruf erklingt:

„Die Lanze Kampfgeſelle!
„Und Gaugenoſſe deine!
„Erbaut mir auf der Stelle
„Ein Pförtchen ohne Steine!
„Pflanzt hier den Speer und da den Speer,
„Den dritten bindet in die Quer!“ —
Die gelb gelockten Kinder ſehn
Verwundert — was da ſoll geſchehn.

Die Römer ſtehn gebunden,
Sie haben ſich ergeben,
Es ſtrömt aus tiefen Wunden
Die Ehre, nicht das Leben;
Entartet iſt, verſchwunden nicht
Der Ahnen großes Angeſicht, —
Der Jüngling herrſchet: „Kommt heran
„Und zieht vorüber Mann für Mann!“

Da ſchreiten ſie und zürnen
Dem eiſernen Geſchicke,
Gefurcht die trotzgen Stirnen,
Geſenkt die glühnden Blicke.

Der Römeradler liegt im Staub
In Baumgeſtrüpp und dürrem Laub,
Und Spott und Hohn und Schande trieft
Herab vom Joch auf ſeine Schrift.

Die blonden Kinder tanzen
Mit nediſcher Geberde —
Es naht ſich zwiſchen Lanzen
Der Römer nackte Heerde,
Der erſte mit den Händen dicht
Bedecket ſich das Angeſicht,
Dann huſcht er durch das Joch geſchwind
Und laut lacht auf das Geltenkind.

Ein Fels, gerollt zu Thale
Mit längſt verhalltem Toſen,
Erhebt das Haupt, das fahle
Gefleckt mit braunen Mooſen,
Und hoch, das Haar vom Wind verweht,
Die drohende Druide ſteht:
Sie ſtreckt den Arm und hebt die Fauſt
Und ſingt, daß es dem Römer grauſt:

„Zurück in deine Lande,
„Von Mißgeſchick begleitet,
„Du räuberiſche Bande,
„Entwaffnet und entkleidet!
„Verflucht der Weg, auf dem du kamſt,
„Und wen du dir zum Führer nahmſt!
„Wer dich gebracht durch Thal und Schlucht,
„Er ſei am ganzen Leib verflucht!

„Ihr kamet uns zu knechten
„Und Arges anzuſinnen;
„Den Stab nun in der Rechten
„Zieht baaren Haupts von hinnen!
„Durchirrt die Wildniß ohne Heil,
„Die Sonne ſchieße Pfeil um Pfeil
„Euch auf das Haupt, es krümme ſich
„Die Natter gegen euch zum Stich!“

Und nun den Blick erhebend
Zur lichten Himmelsrunde,
Spricht die Druide bebend
Mit prieſterlichem Munde:

„O Geiſt, der in der Wolke hauſt
„Und in dem Waſſerſturze brauſt,
„Verjage dieſe fremde Brut
„Und unſre Grenze hüte gut!“

Jetzt murmelt ſchen und leiſe
Sie alte Zauberlieder —
Da fährt in mächtgem Kreiſe
Ein Alpenaar nieder,
Er breitet ſeine Schwingen aus
Und ſchlägt die Lüfte mit Gebraus,
Und immer tiefer kreiſt er noch,
Bis Alle ſind gejagt durch's Joch. —

VIII.

Der Druidenhain.

Waldnacht, ungebrochnes Schweigen,
Finſter Aſt in Aſt verwebt,
Stolze Kronen alter Eichen,
Welche kein Geſang belebt.

Nie hat hier ein Blitz gelodert
Und dieß Dunkel aufgeſtört,
Was da wächſt und was da modert,
Alles iſt es unverſehrt.

Nattern liegen träg im Laube,
Rascheln im Druidenhain,
Und es iſt der alte Glaube,
Daß die Schlangen heilig ſei'n.

Grau verwittert richten Steine
In dem Dunkel ſich empor,
Schädel blinken und Gebeine
Aus dem braunen Moos hervor.

Horch, es rauſcht, und nahe Tritte!
Zweie ſind's, ein ungleich Paar,
Eines Galliers bange Schritte
Und ein alter Legionar.

Hinter ihnen Waffentöne!
Römiſches Kommando ſchallt,
Und des Krieges rauhe Söhne
Treten in den heil'gen Wald.

„Dieſe Stämme können dienen,"
Spricht der Hauptmann, „Beil in Schwung!
„Vorwärts! Cäſar braucht Maſchinen
„Zu der Stadt Belagerung." *

Murmelnd und verſtohlner Weiſe
Sagt der Gallier ein Gebet,
Auch der Römer ſchaudert leiſe
Vor des Ortes Majeſtät.

* Maſſilia.

Cäſars Willen zu vollſtrecken
Hebt gehorſam er die Axt,
Doch der Gallier ſpricht mit Schrecken:
„Weißt du, Fremdling, was du wagſt?“

„Eine Gottheit wohnt in dieſen
„Eichen ſchon ſeit alter Zeit,
„Dieſe Stämme, dieſe Rieſen
„Sind verzaubert, ſind geweiht!“

„Opfer nur und Prieſter treten
„Hier vor einen nahen Gott,
„Und der Prieſter kommt zu beten
„Und das Opfer geht zum Tod.“

„Würdeſt du ein Blatt verſehren
„Nur des Waldes freventlich,
„Möchte von dem Baum ſich kehren
„Deine Waffe wider dich.“ —

Von des Hauptmanns bärt'gem Munde
Weicht der Trotz und flieht der Spott,
Lauern in dem Hintergrunde
Sieht er einen böſen Gott.

Er belauſcht das tiefe Schweigen,
Die Gefährten athmen kaum,
Unbeweglich ſtehn die Eichen
Finſter drohend Baum an Baum.

Aus des Hauptmanns bangen Händen
Stürzt des Beils geſenkte Wucht,
Und von Schreck geſchüttelt wenden
Sich die Römer in die Flucht.

„Steht!“ ſchallt eine ſtarke, helle
Stimme, Jedem wolbekannt,
Und ſie ſtehen auf der Stelle
Nach dem Rufe hingewandt.

Mit des Zaubers böſer Tücke
Sind ſie länger nicht allein;
Cäſar mit dem Adlerblicke
Waltet im Druidenhain.

Alle, die ſich um ihn ſchaaren,
Halten flehend ihn zurück,
Doch der Kenner der Gefahren
Zaudert keinen Augenblick.

Kühn des Nächſten Beil ergreifend
Holt er aus, der Arm iſt ſtramm,
Sauſend fährt der Schlag und pfeifend
In den alten Eichenſtamm.

Und ſie glauben, daß er ſinke
Blutend von dem eignen Beil,
Doch er ruft mit raſchem Winke:
„Kinder, ſehet, ich bin heil!“

Rinden fliegen, Stämme krachen!
„Schlaget zu und hauet ein!“
Unter Jubel, unter Lachen
Wankt und ſinkt der heil'ge Hain.

Bläulich leuchtet nun ein Schimmer,
Und die Beile feiern nicht;
Auf den Moder in die Trümmer
Lächelt nieder ſchon das Licht.

IX.

Jakobs Söhne in Aegypten.

Die Brüder ziehn auf nächt'gem Pfad
Indeß der Morgen ſchauernd naht;
Und neben ihnen wandert fort
Des breiten Stromes mächtig Rauſchen,
Sie müſſen ſeinem dumpfen Wort
Und ſeiner Rieſenſtimme lauſchen;
Den Söhnen Jakobs zieht voran
Ein heitres Kind, ein ernſter Mann.

Der Knabe plaudert wolgemuth
In ſeines Bruders ſichrer Hut:
„Was dünkt dir von dem Prachtgewand,
O Bruder Ruben, mein geliebter,
Das umgelegt mit eigner Hand
Der Mächtigſte mir der Aegypter?“
Und Ruben lächelt ohne Neid
Zu ſeines Bruders buntem Kleid.

Dann wird er ernſt und ſenkt den Blick
Und ſeine Seele denkt zurück:
„Bin ich derſelbe Ruben? Bin
Ich's der den Bruder einſt beneidet?
Wer warf in einen Brunnen ihn,
Weil ihn der Vater bunt gekleidet?“
Die dumpfen Fluten murmeln: Du! —
Und ohne Ruh — und immerzu. —

Der Knabe treibt ſein träges Thier
Und jubelt: „Heimwärts ziehen wir!
Glück auf! Aus dem Aegypterland
Entführen wir den weißen Waizen,
Und mit dem Biſſen in der Hand
Braucht nicht der Vater mehr zu geizen.
Weißt du noch, wie er ängſtlich war
Und ſchüttelte ſein graues Haar?“

Und Ruben ſchweigt und ſenkt den Blick
Und ſeine Seele denkt zurück:
„Hüt' ich den Jüngſten nun getreu,
Wer war's der einſt den Jüngſten raubte?

Und der dem Vater ohne Reu
Die Locken hat gebleicht am Haupte?“
Die dunkeln Fluten murmeln: Du! —
Und immer zu — und ohne Ruh.

Da bebt die Erde, horch, es ſauſt
Und ſtürmiſch kommt ein Roß gebrauſt!
Und andre ſchnauben nahe ſchon,
Hell wiehernd ſtampfen ſie die Erde,
Die Reiter ziehn das Schwert und drohn
Und einer ruft mit Zorngeberde:
„Wer hat von euch mit frevler Hand
Den Becher meines Herrn entwandt?“

Der ſtille Ruben iſt erblaßt;
Dann beugt er ſich und ſpricht gefaßt:
„So harte Worte redeſt du!
Wir zahlten redlich das Getreide;
Da ſchütt' es aus und ſiehe zu,
Ob es verheimlicht ein Geſchmeide!
Und findeſt du's, ſo binden wir
Den Schuldigen dir auf ſein Thier.“

Der braune Reiter ſpricht: „Es ſei.
Er wird mein Knecht, ihr gehet frei!“
Sie legen ihre Säcke hin
Der Reihe nach, die ſchweren, vollen,
Doch nichts als Waizen iſt darin,
Die fromme Gabe dunkler Schollen,
Und zu dem Jüngſten tritt zuletzt
Der liſtige Aegypter jetzt.

— „In meinem Waizen iſt er nicht!“
Sagt der mit lauterm Angeſicht. —
— „Was glitzert golden da hervor?“
Ruft ſpähend aus der finſtre Wächter,
Und aus dem Waizen zieht empor
Die Schale er mit Hohngelächter,
Und blitzen in dem Golde rein
Läßt er den erſten Sonnenſchein.

Doch Ruben ſtarrt den Becher an
Als hingen blut'ge Tropfen dran,
Er rauft den Bart, zerreißt das Kleid,
Der Knabe ſchmeichelt: „Sei geduldig,

Gott ſchlummert nicht, wacht allezeit
Und weiß es wol, daß ich unſchuldig.“ —
Und Ruben ſagt: „Mein Augenlicht,
Ich bin bei dir, ich laß dich nicht.“

Die Brüder rufen ungeſtüm:
„Nimm uns zu Knechten an mit ihm!“
Sie ziehn hinauf den Strom gemach,
An dem ſie ſich herabgewunden,
Und folgen ihrem Bruder nach,
Der auf dem Thiere liegt gebunden.
Sanft glänzen an dem Horizont
Die Pyramiden weiß beſonnt.

Im Dickicht rauſcht es hier und dort
Und flattert an des Weges Bord,
Der Ibis iſt's, wie Schnee ſo weiß,
Mit ſeiner dunkelſchwarzen Haube
Und an dem Waſſer wandelt leis
Die ſilbergrau geperlte Taube.
Des Stromes Kinder haben's gut
In ihres Vaters milder Hut.

Kameele ziehn auf engem Pfad
Und ſteigen nieder aus Geſtad,
Beladen hoch mit blühndem Klee,
Das eine ſchreitet nach dem andern,
Wie grüne Höh an grüner Höh,
Wie duft'ge Hügel, welche wandern,
In breiten Barken laſſen ſie
Gemach ſich nieder auf das Knie.

Am Ufer kommen Frau'n herauf,
Die ſchöpften aus des Fluſſes Lauf.
Sie ziehen weiter ohne Gruß,
Verhüllten Haupts in langem Zuge,
Mit hellem Kleid und dunkelm Fuß,
Das Haupt beladen mit dem Kruge.
Man ſieht ſie aus einander gehn,
Wo die zerſtreuten Hütten ſtehn.

Die Sonne ſchärft den goldnen Stral,
Da dunkelt es mit einem Mal,
Der heiße Weg iſt überdacht
Von eines Palmenhaines Fächern,

Und geht in grüner Zaubernacht
Geſchlängelt unter Schattendächern,
Und aus der Kühle ſüßem Traum
Tritt wieder er in hellen Raum.

So wechſelt friedlich Bild an Bild
Und reiht ſich in dem Flußgefild;
Das Maulthier, — immer ſchneller geht's,
Die Pyramiden werden höher,
Und Rubens Angſt wird größer ſtets
Und banger wird ihm ſtets und weher.
Da glitſcht des Thieres Huf am Thor,
Auf Säulen ragt die Burg empor. —

Um den beſtaubten Zug geſchwind
Verſammelt ſich das Hausgeſind.
Die Brüder treten ins Gemach,
Es rauſcht der Vorhang hinter ihnen,
Und auf den Zehen ſchleichen nach,
Aegypter und Aegypterinnen.
Sie horchen an der Schwelle ſtill,
Was nun ihr Herr beginnen will.

Und eine Knabenſtimme ſpricht
Im Saal, doch ſie verſtehn es nicht, —
Dazwiſchen ſteht ein rauher Schall:
— „Nimm mich, und gib den Knaben wieder!“ —
Und zehenfach ein Wiederhall:
„Laß ihn und feßle ſeine Brüder!
Statt ſeiner nimm uns, wir ſind dein,
Der alte Vater harret ſein.“

Die Diener neigen Stirn an Stirn,
Es lauſcht die athemloſe Dirn:
Da hören ſie an Zornes Statt
Ein Rauſchen, wie von Thränenbächen,
Und ſeiner Thränen nimmer ſatt
Den ſchluchzenden Gebieter ſprechen:
„Erkennet mich! Umarmt mich doch!
So lebt der alte Vater noch?

„Ich bin's, den ihr vor langer Zeit
Verkauft im armen Sklavenkleid!
Doch zürnet nicht auf euern Rath,
Er iſt gediehen euch zum Frommen!

Die eurer Hand entrollte That
Hat Gott in ſeine Hand genommen,
Und der verkaufte Bruder bot
Euch fremder Ernte rettend Brot.“ —

Den Lauſchenden gefällt es wol,
Daß es ſo glücklich enden ſoll.
Den Vorhang wirft der Herr zurück,
Da ſieht er die Aegypter weinen,
Und ruft mit einem Freudenblick:
„Aegypter, ſeht, da ſind die Meinen!“
Es drängt ſich um das jüngſte Paar
Der Brüder dunkle Männerſchaar.

Und Joſeph ſpricht zu Benjamin
Und zieht an ſeinen Buſen ihn:
„Wie du, des heil'gen Stromes Lauf
Sah' ich, ein Kind, in fremden Landen,
Wie du, zog ich den Strom hinauf
Gedrückt von unverdienten Banden!
Getroſt! es trägt ein dunkel Kleid,
Was kommen ſoll zur Herrlichkeit!“ —

Und Ruben, der zur Seite ſteht,
Ergießt ſich in ein Dankgebet:
„Herr, deine Stimme zieht mit Macht,
Es rauſcht dein Mantel in den Winden,
Du treibſt die Wandrer Tag und Nacht,
Bis ſie das Zelt der Ruhe finden.
Die Wellen eilen ohne Ruh,
Doch auf den Waſſern wandelſt du.“

X.

Theſpeſius.

Nach Plutarch.

Sich begegnend auf der Reiſe
Raſteten in Griechenland
Zwei ſich unbekannte Greiſe
Hoch an eines Berges Rand.

Wie ſie ſo beiſammen ruhten,
Dünkten ſie ſich bald bekannt,
Sahn ſich freundlich in die guten
Augen, reichten ſich die Hand.

Und der Eine ſpricht zum Andern:
„Sag mir deinen Namen, Freund,
„Den mit mir ein heißes Wandern,
„Eine kühle Raſt vereint.“ —

„Meinen erſten? meinen zweiten?“
Spricht der Andre räthſelvoll,
„Doch ich muß dir dieſes deuten,
„Denn es ſcheint dir dunkel wol.“

Mit geſenktem Angeſichte
Hebt in ernſtem Ton er an:
„Meine Jugend ward zu nichte
„In der Sinne Luſt und Wahn.

„Von dem Wein des Lebens trunken
„Peitſcht' ich mein Geſpann mit Wuth,
„Bis der Weg vor mir verſunken
„Und verſchwendet war mein Gut.

„Dann erwacht in nacktem Elend
„Ging auf Gold ich gierig aus,
„Aber freche Wege wählend
„Brachte' ich dunkle Schmach nach Haus.

„Endlich ſelber mich erblickend,
„Floh ich tief erſchreckt das Licht,
„Und ich trug ein niederdrückend
„Immer wachſendes Gewicht.

„Ringend mit der Reue Schlangen,
„Ihren Biß im Herzen ſchon
„Eilt' ich mit verirrten, bangen
„Schritten aus der Stadt davon.

„Und in nächt'ger Wildniß ſchreitend
„Ueber einer Felſenwand,
„Stürzt' ich plötzlich, niedergleitend
„Bis mir das Bewußtſein ſchwand.

„Wie der Körper lag, und ſtille
„Sich des Lebens Puls verlor,
„Stieg aus abgeworfner Hülle
„Der erſtaunte Geiſt empor.

„Und mich wie auf Schwingen hebend
„Ueber Fläche, Meer und Strand,
„Kam ich wandelnd oder ſchwebend
„In ein blau gebirgig Land.

„Auf den lichten Bergesſpitzen
„Sah ich mit bekränztem Haar
„Und in weißen Kleidern ſitzen
„Eine feierliche Schaar.

„Friede lag auf ihren Zügen,
„Wonne ruht' in ihrem Blick,
„Und ſie ſchauten mit Vergnügen
„Auf den ſteilen Pfad zurück.

„Eine dieſer Lichtgeſtalten
„Hatt' ich wol als Kind gekannt,
„Vielmal kam ich zu dem Alten,
„Denn er war mir blutsverwandt.

„Gutes Werk im engen Kreiſe
„That er, ein beſcheidner Mann,
„Friedlich zog er ſeine Gleiſe
„Und im Frieden ſchwand er dann.

„Dieſer ſchwebte mir entgegen,
„Und entbot mir ſeinen Gruß;
„Glück zu deinen neuen Wegen,
„Sprach er, o Theſpeſius!

„Und ich frug den wunderſamen
„Alten: Sag' mir, wie du's meinſt!
„Trag' ich einen neuen Namen?
„Aridäus hieß ich einſt.

„Doch er ſchüttelte die Locken,
„Die ambroſiſchen, zum Gruß;
„Wandle fürder unerſchrocken,
„Sprach er, o Theſpeſius!

„Da verſchwanden rings die Bilder.
„Aus der ſel'gen Inſel Glück
„Führte mich ein ſchwarzer wilder
„Sturm in meinen Leib zurück.

„Ich erwacht' beim Schrei der Raben
„Blutend an des Felſens Fuß,
„Einen Namen eingegraben
„In das Herz: Theſpeſius.

„Wieder kehrt' ich in das Meine,
„Anders bin ich, als ich war;
„Denn es ſtärkte mich der reine
„Neue Name wunderbar.

„ un ſich meine Jahre ſenken,
„Meine Tage niedergehn,
„Muß ich jener oft gedenken
„Auf den wolkenloſen Höhn.

„Sich erheben, ſich befreien,
„Dieſer Kampf, er iſt nicht klein,
„Aber, glaub' mir, unſre neuen
„Namen werden herrlich ſein."

Schweigend ſinnen beide Greiſe,
Und: „Auf Wiederſehen bald," —
Sagen ſcheidend ſie ſich leiſe,
„In der Sel'gen Aufenthalt."

XI.

Die Schlacht bei Tiberias.

Drommeten ſammeln die zerſtreute Flucht
Der Frankenritter mit gebrochnen Tönen,
Sie ringen ſich empor aus enger Schlucht,
Getrieben von des Morgenlandes Söhnen.

Der Raſen an dem Hange kniſtert leis
Und raucht und qualmt, — in Flammen ſteht der dürre;
Die Erde brennt auf Saladins Geheiß
Und Roſſe bäumen wild ſich im Gewirre.

Geſtalten jagen durch den braunen Rauch,
Den Reitern und den Roſſen glüh'n die Adern,
Der Qualm verweht, und in dem friſchen Hauch
Des Bergs beginnt die flücht'ge Schaar zu hadern.

Der Templer zürnt: „Raimond von Tripolis, “ —
Und hebt die Hand zum Schwur, die blut'ge, wunde,
— „Beim heilgen Kreuz! Dein ſchnödes Werk iſt dies,
„Ich weiß, du ſtehſt mit Saladin im Bunde!“ —

Der Graf erblaßt beim Namen Saladin,
Jäh brauſt er auf: „das ſollſt du mir entgelten!“
Und haut mit ſeinem Schwerte gegen ihn,
Da naht der Dritte ſich mit bitterm Schelten,

Sibyllens übermüthiger Gemal:
Sie meſſen ihn vom Scheitel zu den Füßen,
Als ſpotteten des Purpurs ſie, der fahl
Um ſeinen Panzer flattert und zerriſſen.

„Dein trügeriſcher Stern verſinkt in Nacht,
„Veit Luſignan!“ ſo gellen ſie und höhnen;
Da wird ein morſches Holz herbeigebracht,
Als hätte Kraft es, Feinde zu verſöhnen.

Die Sarazenen drängen näher ſchon,
Die auf der Wüſte raſchen Thieren reiten,
Es reißt die Flucht die Hadernden davon,
Empor den Berg! die müden Renner gleiten.

Und mitten unter Lanzen und der Zier
Der Helme und der Banner Wehen ragen
Sieht man das dunkle Holz als Feldpanier
Hoch über eines Roſſes Haupt getragen.

Es iſt das Holz, an dem geblutet hat
Das Lamm, das nicht dem Schlächter widerſtanden,
Das Kreuz, erobert mit der heil'gen Stadt
Von den erlauchten Ahnen dieſer Banden.

Und ſchwärmeriſche Blicke hangen dran,
Die noch von Haß und Mordbegierde brennen.
Ob ſie des Gottes Zeichen retten kann,
Den ſie den König ihres Reiches nennen! —

Frei thut ſich auf des Himmels ganzer Kreis,
Ein Felsſtück ſteht im Blau, ein hellbeſonnies,
Davor ein ſanfter Raſen ſtufenweis,
Und Gipfel rings im Duft des Horizontes.

Vergeinſamkeit! In dichten Büſchen ſteht
Ein Lilienheer; ſie blühen ohne Sorgen;
Und auf des nahen Tabors Haupt erhöht,
Wie bliebe dort die weiße Stadt verborgen!

An dieſem Felſen ſaß der Herr und ließ
Das Volk ſich lagern in den reinen Lüften,
Als er den Sanften Reich und Land verhieß,
Und göttlich nannte, die den Frieden ſtiften.

Wol athmen hier dieſelben Lüfte noch,
Die wehten, als er dieſes Wort geſprochen,
Noch leuchtet eine Stadt am Berge hoch,
Des Feldes Lilien ſind noch ungebrochen.

Das Felſenhorn erklimmt die Frankenſchaar
Von Waffen dröhnt es nieder zu der Stufe,
Die einſt des ſanften Meiſters Lehne war,
Und zornig ſchmettern die Trommetenrufe.

Gewaltig ſchallt: Chriſtus regiert und lebt!
Wie von den Zinnen einer Burg es nieder,
Der ganze Berg vernimmt den Ruf und bebt,
Regiert und lebt! ſo hallt es rollend wieder.

Es mehren ſchon ſich um den Felſenhort
Der Sarazenen ungeſtüme Wogen,
Und Saladin ruft das Prophetenwort:
„Erkämpft das Paradies mit Schwert und Bogen!“

Er zeigt den Felsen: „Seht das Räubernest,
„Das sich besudelt hat mit jeder Sünde!
„Auf, jagt sie in das überschrittne Meer,
„Auf, werft sie nieder in die Höllengründe!

„Seht ihr sie flattern dort um ihr Idol,
„Wie um das Licht bethörte Schmetterlinge?
„Spannt eure Bogen, zielt und treffet wol!“
Der Kurde zeigt das Kreuz mit seiner Klinge.

Der Kreuzesträger sinkt erblaßt zurück,
Ein Mönch ergreift's und hält es ohne Wanken,
Am Kreuze haftet der ergrimmte Blick
Der von der Pfeile Zing getroffnen Franken.

Doch er, den ihre Lippe wankend nennt,
Er wandelt nicht in diesem grausen Streite,
Und seines Opfertodes Zeichen kennt
Er nicht mehr, das zum Mordpanier entweihte.

Gen Himmel schreit der Mönch: „Hörst du den Spott?
„Bei deinem Kreuz, das brünstig wir verehren,
„Komm! räche deine Schmach, verhöhnter Gott,
„Gefolgt von deines Vaters Engelheeren!“

Wie leuchtet wonnig über ihm das Licht!
Die Wolken ſchiffen friedlich mit den Winden.
Das Reich, das hier zerfällt, iſt jenes nicht,
Das einſt der Himmel niederſtieg zu gründen.

Der Mönch umfängt das Holz mit Ungeſtüm,
Der Sarazenen Pfeile ſauſen wieder, —
Er wankt und ſinkt, es ſinkt das Kreuz mit ihm, —
Wehklagend in den Abgrund ſtürzt er nieder. —

XII.

Kaiſer Otto's Weihnachten.

Weihnacht iſt's, die Zeit der erſten Metten,
Die durch das geſtillte Münſter tönt;
Mit dem Volke ſteht an heil'ger Stätte
Otto, den das deutſche Volk gekrönt.

Dunkel wogt die Menge von der Schwelle
Durch das hohe Schiff zum hellen Chor,
„Fürchtet nichts!“ erſchallt es aus der Helle,
„Große Freude bringt euch hervor!“

Um den König ſammeln ſich die Armen
Die er wird begaben mit Gewand,
Dieſer Stunde himmliſches Erbarmen
Oeffnet ſeine milde Fürſtenhand.

Noch dem Boten lauſcht er aus der Höhe,
Unter ihm verſinkt der Erde Leid,
Es verſinkt ein Jahr von Streit und Wehe,
Eine brudermörderiſche Zeit.

Dürft'ge Frauen, Greiſe, längſt entlaubte,
Die gedrängte Schaar der Armen ſteht
Vor des Königs ernſt geſenktem Haupte,
Aber Keiner ſtört ihn im Gebet.

Nur ein Bettler mit gefurchten Wangen
Läßt ihm auch nicht im Gebete Raſt,
Hat verzweifelnd ihm das Knie umfangen,
Hat ihn heftig am Gewand gefaßt.

Doch des Königs ruhige Geberde
Wehrt dem Fremdling und beſchwichtigt ihn,
Jammernd ruft der Bettler an der Erde:
„Siehſt du nicht, daß ich dein Bruder bin?"

„In der heil'gen Nacht bin ich gebrochen
„Aus des Kerkers, aus der Erde Schooß!
„Bis du dein verzeihend Wort geſprochen
„Laſſe dein Gewand ich nicht mehr los.

„An die Krone hab' ich dir getaſtet,
„Ich umgarnte dich mit Mörderliſt,
„Keiner iſt wie ich mit Schuld belaſtet,
„Keiner, der vom Weib geboren iſt.

„Willſt du alle meine Schuld bedecken?
„Aus dem Abgrund wind' ich mich hervor!
„Laß dich ſeine Tiefe nicht erſchrecken,
„Tritt heran und zieh mich ſtark empor!

„Hab ich nicht mit dir geſpielt als Knabe?
„Theilt' ich Freude nicht mit dir und Leid?
„Bruder, wiederfinden, vor dem Grabe,
„Laß die Treue mich der Kinderzeit!

„Laß mich werden, der ich vor der Stunde
„War, da mich des Neides Natter biß,
„Eh' ich mit der Lüge Geiſt im Bunde
„Frevelnd dieſes deutſche Reich zerriß!

„In des Haſſes unfruchtbaren Werken
„Hat verzehrt ſich meiner Jugend Glut,
„Doch die Liebe wird mich wieder ſtärken,
„Und ich bringe dir mein übrig Blut.

„Als ich's hielt mit frevelnden Genoſſen,
„Schlug ein dir getreues Schwert mich hart;
„Sachter rinnt mein Blut, das nicht vergoſſen
„In dem ſegenloſen Kampfe ward.

„Herr, mit einem einz'gen Wink verſcheuchen
„Kannſt du das Geflüſter meiner Schuld,
„Stufen aus dem Dunkel kann mir zeigen
„Das geringſte Leuchten deiner Huld.

„Neige, Herr, dich meiner tiefen Reue,
„Daß ſie nicht verhindre dein Gebet,
„Mache mich zu einem Bild der Treue,
„Welches ernſt an deinem Throne ſteht

„Alle Armen werden heut ſich freuen,
„Jedem hältſt du ſein Geſchenk bereit;
„Willſt du deinem Bruder nicht verzeihen,
„Herr, in dieſer gnadenreichen Zeit?“ —

Und er athmet ſchwer, es klammert bange
An den Purpur ſich die ſtarre Hand ....
König Otto löſt die goldne Spange,
Um den Bruder legt er ſein Gewand.

Wie ſich dieſer alſo ſieht begnadet,
Da verdoppelt ſich ſein Herzeleid,
Und mit einem Thränenſtrome badet
Er ſein unverdientes Purpurkleid.

In den Armen liegen ſich die Brüder,
Otto's klares Auge glänzt vor Luſt,
Aber Heinrich ſchlägt das ſeine nieder,
Und verbirgt ſich an des Bruders Bruſt.

Und des Himmels unſichtbare Heere,
Die in dieſer Nacht verſammelt ſind,
Stimmen an die hellen Jubelchöre:
„Friede jedem will'gen Menſchenkind!“

XIII.

Königin Mathilde.

Das Jahr verraucht, das Feld verliert ſein Grün,
Danieder liegt die greiſe Königin;
Sie iſt ein abgelöſtes, dürres Laub,
Und wird des Winters Raub.

Und was ſie hat gegründet mild und reg,
Das muß nun gehen ſeinen eignen Weg,
Doch manches ſchöne Stift im deutſchen Land
Es bleibt nach ihr genannt.

Sie aber ſehnt ſich nach dem reinen Licht,
Hat nur noch Einen Wunſch und ſagt ihn nicht,
Hat einen Liebling, den ſie möchte ſehn
An ihrem Lager ſtehn.

Vor Jahren hielt ſie wol ihn auf dem Schooß,
Ein feiner Knabe war's, — nun iſt er groß.
Ihr farbig Meßbuch hat er oft beſchaut
Und las die Sprüche laut.

Und wie ſie denkt: „Ich wollt', er wäre hier!"
Da öffnet er mit leiſer Hand die Thür;
Sein braunes Lockenhaar, es trägt die Spur
Der geiſtlichen Tonſur.

Ihr Enkel Wilhelm iſt's, des Kaiſers Sohn,
Und nun im Reich der erſte Biſchof ſchon;
Sie ſieht ihn zärtlich an und freut ſich ſtill, —
Da weiß er, was ſie will.

Dem jungen Biſchof beichtet ſie ihr Fehl,
Er netzt die Sohlen ihr mit heil'gem Oel,
In ihrem Blicke glänzt des Glaubens Stral,
Sie nimmt das Abendmal.

Nun muß er ſcheiden, doch es wird ihm ſchwer, —
Mathilde mahnt, — noch immer zögert er,
Da ſpricht ſie: „Geh', die Stunde kaum iſt dein,
Laß du mich nun allein.

„Doch darfſt du nicht von hinnen unbegabt,
Ihr Mägde, ſeht, was ihr im Schranke habt.
Der Weg iſt weit, die Herberg, die iſt ſchlecht ...
Wie deckſt du nachts dich recht?“ —

Richburg, die Schaffnerin, klagt: „Nichts iſt da.
Den Armen, Herrin, gabſt du Alles ja,
Nur eine Decke blieb, die liegt bereit
Bei deinem Todtenkleid.“

Da ſagt Mathilde lächelnd: „Gib ihm die!
Brautkleid und Leichenhemd, die mangeln nie;
Beſchwerlich iſt ſein Weg, und oft entlaubt
Ein Jahr ſich eh' man's glaubt.“ —

Der Biſchof zieht, ſie träumt im Dämmerlicht,
Und Tag um Tag vergeht, ſie merkt es nicht.
Ihr Lager deckt ein goldgewirktes Tuch,
Das ſchimmert hell genug.

Und eines Morgens iſt ſie aufgewacht
Und ſpricht erfreut: „Nun wird es nicht mehr Nacht.
Doch, Schaffnerin, woher der Decke Glanz?
Sie blendet mich ja ganz.“

— „Herberge ſchickt ſie, deine Tochter, dir,
Und es iſt noch ein andrer Bote hier,“ —
Schnell hat die Schaffnerin ſich abgewandt,
Und weint in ihre Hand.

Mathilde fragt: „Was redet ihr ſo leis?
Warum verberget ihr mir, was ich weiß?
Ich weiß, daß ihr um einen Todten klagt,
Wenn ihr mir's geſagt.“ —

— „O Herrin, auf dem Wege ward er krank;
Für deine Decke ſchickt er noch den Dank.“ —
Mathilde ſpricht: „So betet für ſein Heil ...
Nun aber hab' ich Eil.“

Das große Münſter hebt zu läuten an,
Und ernſte Männer ſich im Zuge nah'n;
Mathildens Lager fließt in gold'nem Schein,
Sie ſchlummert ſelig ein.

Und in der Greiſin Todtenkammer dröhnt
Der Glockenſchlag, der für den Enkel tönt,
Im Quedlinburger Münſter läutet heut
Ein doppelt Grabgeläut.

XIV.

Königin Agnes,

in Königsfelden.

Ein tiefer Kloſterhof, ein Gitterthor,
Mit Gyvich iſt ſein Bogen überſponnen,
Im Hintergrund der Kirche ſchmaler Chor,
Eintönig plätſchert ein verborgner Brunnen.

Der Boden, den bedeckt der Kirche Schiff,
War König Albrecht's grünes Sterbebette;
Nun ſchläft er unter dem Altare tief,
Und ſeine Tochter hütet ſtreng die Stätte.

Sie hat den Vater ſchauerlich gerächt:
Die Burgen ließ ſie lodern aller Enden,
Und der entfloh'nen Mörder ganz Geſchlecht
Ausrotten mähte ſie's mit blut'gen Händen.

Und als das Rachewerk vollendet war,
Und als vollbracht die grauſe Todtenfeier,
Verbirgt ſie der Meduſe flatternd Haar
Als Büßerin mit einem Nonnenſchleier.

Und zwiſchen ſich und ihre ſchwere That
Läßt ſie die frommen Kloſtermauern treten,
Und an die Gruft des Vaters früh und ſpat
Kommt ſie für ſeiner Seele Heil zu beten.

Sieh'ſt du ſie ſitzen an der Linde dort,
Wo ihren feuchten Schatten wirft die Mauer,
Und an des ſonn'gen Hofes dunklem Bord
Entlang die Wand des Kloſters ſchleicht ein Schauer?

Sie ſtickt an einem reichen Meßgewand
In ihrer Nonnen ehrfurchtsvollem Kreiſe,
Es regt ſich ſacht die ſchmale, weiße Hand
Und auf dem Purpurſtoffe rauſcht ſie leiſe.

Durch's Gitter blicken arme Kinder ſcheu
Und wagen's nicht zu bieten ihr die Veilchen,
Und kommt ein Weib der Nachbarſchaft vorbei,
So bückt es tief ſich als vor einer Heil'gen.

Sie faſtet viel und gibt den Armen reich,
Von ihrer Frömmigkeit ergeht die Kunde,
Doch ſteinern iſt ihr Angeſicht und bleich,
Und nie ein Lächeln auf dem harten Munde.

Es iſt verfloſſen eine lange Zeit,
Seit ſie in Lachen Blutes iſt gegangen
Nun übt ſie Werke der Barmherzigkeit
Und möchte gern Barmherzigkeit erlangen.

Des Pilgrims müde Füße waſcht ſie rein,
Bald iſt der Staub der Straße weggebadet,
Ein kräftig Waſſer aber müſſt' es ſein,
Das Füße wüſche, die in Blut gewatet.

Auf ihrem Steinſitz liegt ein offen Buch,
Schön iſt's bemalt und ohne Fehl geſchrieben,
Ein gold'nes Zeichen haftet bei dem Spruch,
Wo ſie zuletzt bei'm Leſen ſteh'n geblieben.

Sie nimmt's und reicht es hin der jüngſten Dirn'
Und ſpricht: „Zur Arbeit leſen iſt erbaulich."
Die Nonnen ſenken die verhüllte Stirn,
Die ſchatt'ge Wimper auf ihr Werk beſchaulich.

Und die von ihr das heil'ge Buch empfing,
Verwaiſt in jenen wilden Nachetagen
Und ſtill erwachſen in des Kloſters Ring,
Lieſt von dem Blatte, welches aufgeſchlagen:

„Was hülf' es mir, wenn offen meine Hand,
„Und daß ich mich in harten Werken übe,
„Und wenn ich trüge härnen Bußgewand
„Auf bloßem Leib — und mangelte der Liebe?"

XV.

Die Rehe.

Im Schloß, in grüner Einſamkeit,
Die wachen Hunde bellen,
Es ſtampft ein Roß von Zeit zu Zeit
Und wiehert in den Ställen;
Der edle Herzog zecht im Saal
Fern von dem fürſtlichen Gemal
Mit ſeinen Waidgeſellen.

Den Becher ſchwingt er ſorgenlos:
„Sie zählen nicht im Leben,
„Die Tage, da in Waldes Schooß
„Der Jagd wir uns ergeben.
„Es lebe," ruft er jubelnd aus
Und donnernd hallt es durch das Haus,
„Das Junggeſellenleben!"

„In meines weiſen Kanzlers Joch
„Verkümmert wär' ich balde;
„Da iſt's ein ander Leben doch
„So mitten in dem Walde!
„Die Freiheit lebe!" ruft er aus,
Und donnernd hallt es durch das Haus,
„Die Freiheit in dem Walde!"

Muſik ſie ſchmettert zu dem Hoch,
Dann fängt ſie an zu ſcherzen
Und flüſtert nur wie Blätter noch
Und ſäuſelt um die Herzen.
Der Herzog lacht: „Was wird das ſein?
„Tritt meines Waldes Fee herein
„Gelockt von unſern Kerzen?"

Im Hofe lärmt die Dienerſchaar,
Die Jägerburſche fluchen.
„Du ſchmucke Dirn, du Flatterhaar,
„Haſt drinnen nichts zu ſuchen!
„Bleib' du bei deinesgleichen hier
„Und fürſtlich dich bewirthen wir
„Mit Meth und würz'gem Kuchen!"

Und wie die Schaar der Knechte ruft,
Da tritt ſie in die Helle,
Es ſtrömt mit ihr ein Tannenduft
Herüber von der Schwelle.
Sie ſchmiegt ſich wie ein ſchüchtern Reh,
Das zögert, ob es weiter geh',
Und wo den Fuß es ſtelle.

Ihr braunes Haar noch flattert's halb,
Halb iſt's im Garn gefangen,
Und Blätter blieben roth und falb
An ihrem Röcklein hangen,
Die ſchwarzen Augen blicken ſcheu;
Der Herzog, wie durch Zauberei,
Bleibt in dem Netze hangen.

Und ſpricht: „Mein lieblicher Beſuch,
„Du Reh im braunen Kleide,
„Tritt näher, ſage dein Geſuch
„Und komm' an meine Seite!"
Sie eilt herbei mit leichtem Fuß,
Sie neigt ſich zu beſcheid'nem Gruß,
Ihr klopft das Herz vor Freude.

Da ruft der Herzog heiß von Wein
Und will das Kind umſchlingen:
„Das Schloß iſt dein und du biſt mein
„Und kannſt mir nicht entſpringen!“
Und die Muſik ſie tobt und hallt,
Wie wenn gehetzt durch Buſch und Wald
Die armen Rehe ſpringen.

Sie macht ſich los und blickt ihn an,
Die zorn'gen Augen blitzen,
Und ſchon gelaßner ſpricht ſie dann:
„Ich bin das Kind des Schützen!
„Doch heute hat im Wald gethan
„Der Vater, was nicht frommen kann,
„Und muß im Kerker ſitzen.

„Er traf im Thal ein flüchtig Reh,
„Das führt ihn ſacht von hinnen,
„Und dein Gebiet betritt er, eh
„Er mochte ſich beſinnen.
„Dein Förſter hört es, wie er knallt,
„Und überraſcht ihn in dem Wald
„Beim frevelnden Beginnen.

„Vorüber führt er unſerm Haus
„Gebunden ihn zum Kerker,
„Da lief ich in den Wald hinaus
„Und immer lief ich ſtärker,
„Und als mir faſt das Herz zerſprang,
„Da hört ich deinen Liederklang,
„Sah Licht in deinem Erker.

„Die güt'ge Herrin glaubt' ich da
„Und wollte zu ihr flehen,
„Und nun muß tief beſchämt ich ja
„Vor meinem Herzog ſtehen!
„O, gib den Vater wieder los,
„Daß ich aus deinem hellen Schloß
„Getröſtet möge gehen!"

Der edle Herzog iſt verwirrt,
Mißt Fehle gegen Fehle.
Wie leicht man ſich im Wald verirrt,
Das tritt ihm vor die Seele,
Und daß ein Reh verlockt vom Weg, —
Noch pocht das Herz ihm viel zu reg,
Als daß er ſich's verhehle.

Er fordert eilig Blatt und Stift
Und Einer kann ſie leihen,
Und auf das Blatt mit großer Schrift
Schreibt kurz er: „Wir verzeihen.“ —
„Mein gnäd'ger Herr, ich danke ſchön
„Und will nun ſchnell von hinnen gehn,
„Den Vater zu befreien.“ —

Der Herzog tritt an's Fenſter ſacht
Und öffnet es den Winden;
Hell breitet eine Sternennacht
Sich über Waldesgründen.
Da ſieht er ſie von dannen geh'n
Und ohne nur ſich umzuſeh'n
Im finſtern Wald verſchwinden.

XVI.

Die Novize.

„In der ſtillen Klauſe
„Fühl' ich mich ſo wol;
„Was mich einſt ſo tief bewegt,
„Hat ſich nun zur Ruh gelegt,
„Alles hier im Hauſe
„Iſt ſo friedevoll!“ —

— „Tochter, übereil' es
„Nicht mit raſcher Wahl!
„Gibt es nichts mehr auf der Welt,
„Das dich in den Banden hält?
„Iſt dein Herz ein heiles?
„Frag' es noch einmal.“ —

— „Nein, in dem Gewande
„Geht man leicht einher!
„Was die falſche Welt mir bot,
„Bitterer war es, als der Tod,
„Und gelöſte Bande
„Knüpfen ſich nicht mehr.

„Vor Mariens Bilde
„Iſt mein Herz geheilt! —
„Zürnend, ohne Scheidewort
„Ritt beim erſten Zwiſt er fort ...
„Weiß ich, wo der Wilde,
„Wandert oder weilt?

„Nein, ich bin geneſen
„Von der Erde Tand;
„Selber will ich pflegen nun
„Fremde Leiden, nimmer ruhn,
„Mit gelaſſ'nem Weſen
„Mit gelinder Hand." —

— „Machen wir die Runde
„Tochter, im Spital!
„Geſtern brachten Wagen ſchwer
„Aus dem Feld von Lützen her
„Sterbende und Wunde
„Eine große Zahl.“ —

Eilig geh'n die Zwei
Ohne Aufenthalt;
Die Aebtiſſin geht voran,
Tief gegrüßt von Jedermann,
Hinter ihr die ſcheue
Schwebende Geſtalt.

In den Kreuzgang treten
Beide Nonnen nun;
Bogenfenſter blicken hin
Auf der Gräber friſches Grün,
Für die Schweſtern beten
Sie, die drüben ruh'n.

Ueber manche Schwelle
Wandeln ſie geſchwind,
Zu den Wunden hier und dort
Sprechen ſie ein tröſtend Wort,
Bis ſie in der Zelle
Nun des Letzten ſind.

Auf den Arm geſunken
Ruht ſein Haupt geknickt,
Und vom Schemel hebt ſich ſacht
Eine Nonne, die gewacht,
Und wird, ſchlummertrunken,
Nun zu Bett geſchickt.

„Klara, bleib und hüte,
„Er iſt fieberkrank, —
„Siehſt die blaue Schale du?
„Schlummert er, gönn' ihm die Ruh, —
„Regt er ſich, ſo biete
„Ihm den kühlen Trank." —

Klara läßt ſich nieder
Fern im düſtern Raum,
Und hinüber blickt ſie ſtill,
Ob er nicht erwachen will,
Und dann blickt ſie wieder,
Doch er regt ſich kaum.

Anders ſich zu legen
Nöthigt ihn der Schmerz,
Und nun zeigt im Dämmerlicht
Er ſein ſchlafend Angeſicht;
Mit verſtärkten Schlägen
Pocht der Nonne Herz.

Leiſe will ſie beten
Ihren Roſenkranz,
Stöhnen hört ſie ſchmerzlich ihn,
Und die junge Wärterin
Muß an's Lager treten,
Aber zittert ganz.

Den verſtoß'nen Knaben
Sieht ſie Zug um Zug,
Nur der herbe Stolz iſt nicht
Mehr auf ſeinem Angeſicht,
Furchen ſind gegraben
In die Stirn genug.

Und ſie möchte weinen
Und ihr Herz iſt ſchwer;
Sinnend ſteht ſie und vergißt,
Wo die blaue Schale iſt;
Schlummernd flüſtert einen
Lieben Namen er.

O wie lauſcht ſie bange:
Wer ſo theuer ihm!
Eine Weile bleibt er ſtumm, —
„Klara!“ haucht er wiederum;
Und ihr färbt die Wange
Sich mit Ungeſtüm.

Seine blut'gen Locken
Küßt ſie ſanft und gut .....
Heftig zieht ſie eine Hand;
Schnell hat ſie ſich umgewandt
Und iſt arg erſchrocken
Und wird lauter Glut.

Unverſehns iſt wieder
Die Aebtiſſin da.
Zitternd ſchlägt die Himmelsmagd
Von dem erſten Blick befragt
Tief die Augen nieder,
Iſt den Thränen nah.

Lange ſchweigen Beide,
Und zuletzt beginnt
Die Aebtiſſin voller Schmerz:
„O du ſchwaches Menſchenherz!
„Geh, und lieb' und leide,
„Armes Erdenkind!“ —

XVII.

Das Münſter.

Der alte Meiſter liegt danieder
Und ſeine hohle Wange brennt;
Die Hände faltend ſchlicht und bieder
Empfängt er fromm das Sakrament.
Der Prieſter ſchreitet ſacht von hinnen,
Des treuen Weibes Zähre fließt,
Es ſteht der Sohn in ernſtem Sinnen,
Der ſeines Vaters Schüler iſt.

Der Alte ſpricht zu ſeinem Weibe:
„Laß mich mit meinem Sohn allein!“
Und zu dem jungen Meiſter: „Bleibe!“
Und weiſt auf den verzierten Schrein;
Der weiß es, was der Vater deutet,
Und holt die Rolle, die er kennt,
Und auf das Sterbelager breitet
Er aus das alte Pergament.

Da reicht ein Münſterthurm gewaltig
Vom obern bis zum untern Rand,
Gezeichnet eins und mannigfaltig
Mit kühnem Wurf und ſich'rer Hand.
Und wie den liebſten ſeiner Pläne
Vergilbt er ſieht und modernd ſchon,
Zerdrückt der Meiſter eine Thräne
Und ſpricht zu ſeinem wackern Sohn:

„Dieß welke Blatt erinnert wieder
Mich an die Tage meiner Kraft;
Als in der Vaterſtadt ich nieder
Gelegt den Stab der Wanderſchaft:
Da war ein tauſendfaches Leben
Und mitgeriſſen Alt und Jung;
Ein Münſter wollen ſie erheben
In glühender Begeiſterung:

„Mit ſeinen Hunderten von Stufen
Soll's ſchau'n in's deutſche Land hinaus,
Mit ſeinen Glocken ſoll es rufen
Auf jeden Platz, in jedes Haus,

Umſpielt von munt'rer Knabenrunde,
Vom Wandrer ferne ſchon geſeh'n,
Des Lebens Hort, bis zu der Stunde,
Wo drinn die Todten ſchlafen geh'n.

„Die Herzen ſchlugen in die Wette,
Es war ein herrliches Vertrau'n;
Gewaltiger als and're Städte
Und höher wollten noch ſie bau'n.
Nun hießen mich die Bürger kommen
Und es ermahnte mich der Rath:
Was du gelernt haſt, laß es frommen
Dem Helle deiner Vaterſtadt.

„Da ſaß ich auf in langen Nächten,
Es wich der Schlaf von meinem Pfühl,
Zur Linken ſtunden mir und Rechten
Der Heiligen und Helden viel;
Und ſchuf ich nicht als ſtrenger Meiſter:
Gleich, mit erzürntem Angeſicht,
Droht' einer mir der alten Geiſter:
Nimm dich zuſammen, tändle nicht.

„Ich grub im Geiſt nach feſten Gründen,
Dann ſtellt' ich Pfeiler ſacht und Wand,
Ließ jeden Stein die Stütze finden
Und wog ihn ab mit ſtrenger Hand.
Ich hob das Werk und fühlte heben
Mich ſelbſt das Werk, das ich vollbracht,
Da plötzlich fing es an zu leben
Und regte ſich aus eigner Macht.

„Mit luſtiger, durchbroch'ner Hülle
Erhob ſich der befreite Chor,
Es riß des neuen Lebens Fülle
Mich trunken über mich empor.
An allen Pfeilern ſchwebt' die Ranke,
Das Laub der Erde himmelan,
Mit allen Bogen ſtieg das ſchlanke
Gebäude zu der Sternenbahn.

„So ſtund das Münſter auf dem Platze,
So frei und voll, ſo ſcharf und kühn!
Still dacht' ich, wer's vollendet hatte,
Und lobte dankergriffen ihn.

Zum Ganzen reiht er das Zerſtreute,
Bis er es wiederum zerſtreut,
Für jedes irdiſche Gebäude
Zeigt er den Ort und weiß die Zeit.

„Aus meiner ſtillen Kammer tretend
Stellt' auf den Markt das Bild ich dann,
Daneben ſtund ich heiß erröthend,
Und ſie betrachteten den Plan.
Das Große muß das Herz verlocken,
Der Geiſt begreift es nicht allein,
Sie hörten ſchon des Münſters Glocken
Und ſprachen: Ja, ſo muß es ſein!

„Und mitten in des Volkes Wogen
Legt' ich den erſten Stein gemach,
Ich ſchloß beherzt den erſten Bogen,
Die andern wuchſen mächtig nach.
Der Aermſte brachte ſeine Spende,
Den Schmuck verkaufte Magd und Frau,
Und alle Herzen, alle Hände
Vereinigten ſich zu dem Bau.

„Doch als das ernſte Werk in Jahren
Nur langſam ſtrebte himmelwärts,
Fing wieder an die Hand zu ſparen
Und bald erkaltete das Herz.
Sie ſprachen zweifelnd und erſchrocken
Zuerſt von einer kleinen Friſt;
Und nun gerieth der Bau in's Stocken,
Und dann verfaulte das Gerüſt.

„Wie die Begeiſterung verſtummte,
Iſt hungrig die Begier erwacht,
Es feilſchte rings der Markt und ſummte
Vom Morgen an bis in die Nacht.
Die Bürgerhäuſer und die Buden
Verkleideten den edlen Bau,
Doch wie ein Fels aus niedern Fluten
Ragt er vereinſamt in das Blau.

„Vertrieben aus dem Heiligthume
Trat ich in Dienſt für Brot und Dach
Und baute, ſtatt zu Gottes Ruhme,
Des Reichen ſtattliches Gemach.

In eigennützigen Geſchäften
Wie wird das Leben müd und lang: —
Erſchüttert von des Himmels Kräften
Vernimmt es einen tiefen Klang!

„Ich trieb es wacker, wie die Andern,
Und ward darüber alt genung,
Doch manchmal beim Nachhauſewandern
Beſchlich mich die Erinnerung,
Und wann des Tages letztes Schimmern
Auf mein geliebtes Münſter fiel,
Stund ich vor den erglüh'nden Trümmern
In dunkler Tiefe lange ſtill.

„Die Alten waren ſchon zu Hauſe
Und legten ſich zurecht den Pfühl:
So ging um's Münſter noch im Brauſe
Das zügelloſe Knabenſpiel.
Wol Manchen ſah ich trotzig ſchauen
Auf an dem dämmernd hohen Haus;
Da ſagt' ich mir: Was gilt's, es bauen
Die Jungen noch das Münſter aus.

„Gebeugter ward ich ſtets und greiſer
Und lebte fürder ſchlecht und recht;
Indeſſen ſchoſſen auf die Reiſer
Und es ergrünt' ein friſch Geſchlecht;
Die Alten kann ich alle nennen
Und weiß es was ein jeder werth,
Ich möchte wol die Jungen kennen
Und was ihr pochend Herz begehrt.

„Jüngſt ſtund das junge Volk beiſammen,
Als ich am Münſter ſchlich vorbei,
Ich las in ihrer Blicke Flammen,
Daß etwas hier im Werke ſei.
Schon wurde die Geberde dreiſter,
Ein Jüngling rief mit blondem Haar:
Geſellen, grüßt den alten Meiſter!
Da grüßte mich die ganze Schaar!

„Gott dank euch, biedere Geſellen!
Ihr nehmet mich zu ſpät in Lohn,
Doch wollt' ihr die Gerüſte ſtellen,
So geht und rufet meinen Sohn!

Ich ſegne euch, ihr grünen Ranken!
Vergeßt den alten Meiſter nicht,
Der zögernd muß zu Grabe wanken
In dieſem friſchen Morgenlicht.

„Mein Sohn, dir iſt es übergeben;
Du baust es, aber Keiner mehr;
Mein Münſter machte mir das Leben,
Nun macht es mir das Sterben ſchwer. —
— Was ſeh' ich in die Lüfte ragen?
Vollendet ſteigt's im Blau empor!
Und feine Glocken hör' ich ſchlagen,
Und ſingen hör' ich es im Chor!“ —

XVIII.

Das Bild der Muller.

Der Schenke trübes Kerzenlicht
Iſt tief herabgeſunken,
Der Wirthin junges Angeſicht
Nickt bleich und ſchlummertrunken,
Und an dem Tiſche ſpielen Zwei.
Es rückt die Mitternacht herbei,
Die weißen Würfel ſchallen,
Der Wurf iſt ſchlecht gefallen.

Der Jäger brennt das Pfeifchen an,
Beginnt bequem zu ſchmauchen,
Da murrt der junge Handwerksmann
Mit überwachten Augen:
„Das war mein letztes Silberſtück!
„Doch wenden muß ſich noch das Glück,
„Du, Grüner! kannſt mir borgen
„Und Alles zahl' ich morgen!"

Der Jäger ſchneidet ein Geſicht:
„Ich muß die Münze ſehen,
„Und haſt du ſie im Beutel nicht,
„So magſt du ſchlafen gehen.“
Den Burſchen hat der Spott empört,
Er ballt die Hand und blickt verſtört,
Da hört er mit Erſtaunen
Den Spielgeſellen raunen:

„Wer mag der Herr des Gutes ſein
„Hier rechts am Hügel oben?
„Geſchloſſen ſind die Fenſterreih'n,
„Die Riegel vorgeſchoben.
„Er iſt, ſo mein' ich, in der Stadt,
„Seit ſich der Wald entblättert hat:
„Ihr Weſen treiben leiſe
„Im Haus die luſt'gen Mäuſe.

„Die Reichen, ja, die ſind geſcheit,
„'S iſt eine feine Bande,
„Sie wechſeln mit der Jahreszeit
„Die Häuſer, wie Gewande.

„Der Herr ſitzt im Kaſinoſaal
„Und ſpielt beim hellen Kerzenſtral,
„Mir iſt, ich höre klingen,
„Wie die Dukaten ſpringen.

„Hat mir die Wirthin recht geſagt,
„Dein Vater war ſein Pächter?
„Und ſeit der Herr ihn ausgejagt,
„Ging's deinem Vater ſchlechter?
„Da weißt du ja, wo ein und aus
„Dort in des reichen Mannes Haus! ...
„Hat nichts zurückgelaſſen
„Als Teller er und Taſſen?

„Ei, wär' ich da, wie du, bekannt,
„Ich borgt' mir auf ein Weilchen
„Von ſeinem Gut auf eigne Hand
„Ein ganz beſcheiden Theilchen!
„Und holſt du nichts Gemünztes dir,
„Bring ein Gerät, bring ein Geſchirr,
„Du kannſt mir's gleich verhandeln,
„Ich will's in Gold verwandeln.

„Wer alle Thüren öffnen kann,
„Braucht keine zu erbrechen ...
„Was blickſt du mich ſo grimmig an,
„Als wollt'ſt du mich erſtechen!
„Von ſelber faſt geht auf der Schrein,
„Du müßteſt nicht ein Schloſſer ſein;
„Es merkt es keine Seele,
„'S iſt Alles ohne Fehle."

Der Burſche lauſcht mit dumpfem Hirn
Dem hölliſchen Gemunkel,
Es überſchattet ſeine Stirn
Die Macht der Tiefe dunkel. —
Und ſchlimmer wird ihm ſtets zu Muth,
Ihm klopft der Puls in Fiebergluth;
Und wieder leis und lüſtern
Beginnt das böſe Flüſtern:

„Kurt, ſieh dir doch den Weltlauf an,"
So lacht der Jäger heiſer,
„Und mach's, wie der berühmte Mann,
„Der welterfahrne Kaiſer.

„Der kluge Herr verſteht den Pfiff,
„Erſt thut er einen ſichern Griff,
„Und dann ſpielt er Verſtecken
„Und läßt ſich nicht entdecken.“ —

Jetzt beut er ihm ein volles Glas
Und flüſtert: „Raſch gehandelt!“
Der Jüngling ſchlürft das ſcharfe Naß,
Da iſt er wie verwandelt: ..
„Wo ſuchſt du deine Schlüſſel, Kurt?
„Du trägſt den ganzen Bund am Gurt;
„Du haſt ja heut die Schränke
„Beſchloſſen in der Schenke.“

Die Wirthin, überwacht und müd,
Sitzt in dem dunkeln Raume,
Und wie den Gaſt ſie fliehen ſieht,
Spricht ſie ſchon halb im Traume,
Sie weiß nicht was, ſie weiß nicht wie: —
„Wie geht's der Mutter? Grüße ſie!“
Der Burſch ſchon in der Pforte
Hört die verträumten Worte.

Er taumelt in die Nacht hinaus
Und ſeine Schritte ſchwanken,
Um ſeine Stirn fliegt ein Gebraus
Verworrener Gedanken:
„Wo war der Silberſchrein? — Er ſtand
„An der damaſtgewirkten Wand ....
„Da wird er ja noch ſtehen! ..
„Wie mag's der Mutter gehen?

„Die ſchläft nun über'm Berge weit"
Denkt er, „in finſtrer Hütte" —
Und fördert mit Behendigkeit
Die frevelhaften Schritte;
Die Mauer überſteigt er leis
Und kniſternd bricht das Tannenreis,
Er wandelt eine Strecke
Auf dichtgeſchneiter Decke.

Und an der dunkeln Scheune hangt
Die wolbekannte Leiter,
Die er ſich auf die Schulter langt,
Dann ſchreitet raſch er weiter

Und ſteht am Herrenhauſe ſchon, —
Er klettert über den Balkon, —
Sein Herz, er hört es pochen, —
Er hat die Thür erbrochen.

Schnell iſt ein Wachslicht angebrannt,
Er leuchtet nach dem Schreine,
Da kracht es in der Täfelwand, —
Er lauſcht beim Kerzenſcheine, —
Erſchrocken ſtarrt er hin und wild,
Und ſieht ein friedevolles Bild
Von lichtem Reif umgeben
Sich aus dem Dunkel heben.

Auf warmem Lager ſchläft ein Kind,
Die Mutter kniet zur Seite
Mit Händen, die gefaltet ſind
In dürftig dunklem Kleide;
Die Augen ſind ſo warm und licht,
Und ſtralen voller Zuverſicht,
Und auf dem Munde ſehen
Kann er das heiße Flehen.

Und kann die Blicke von dem Mund
Der Betenden nicht wenden, —
Da plötzlich klirrt der Schlüſſelbund
Ihm aus den ſtarren Händen;
Die Mutter betet fort und fort
Und weiß, der Himmel hört ihr Wort, —
Da muß mit Thränenbächen
Die harte Rinde brechen.

Er faltet auch die Hände dann,
Es wendet ſich zum Guten, —
Er flieht davon, ſo ſchnell er kann,
Als eilt' er über Gluten.
Die Leiter trägt er ſtill davon, —
Jetzt ſpringt er von der Mauer ſchon, —
Und trägt mit wachen Sinnen
Ein neues Herz von hinnen.

XIX.

Die Flucht Karls I.

Einer voraus mit verwilderten Locken,
Finſter das Antlitz, den Hut überſchneit,
Sprengende Reiter und wirbelnde Flocken!
Iſt es Verfolgung? iſt es ein Geleit?

Karl iſt's, der König, mit wenig Genoſſen,
Und vor dem Feind zu dem Feind muß er flieh'n;
Seit er das Blut ſeines Volkes vergoſſen,
Sprengt an zerſchmetterndem Abgrund er hin.

Das iſt die Schuld der erſchütternden Zeiten,
Welche das Fieber des Werdens durchglüht,
Die mit dem eigenen Volk ihn entzweiten,
Die ihn entzweit mit dem eig'nen Gemüth.

Seinem Gefolge von Dienern und Spähern
Eilt der unmuthige König zuvor;
Neblicht die Thürme von Newport ſich nähern
Sieht er, und reitet gemach durch das Thor.

Durch die geſchäftigen, ſummenden Straßen
Zieht er die reinlichen Häuſer entlang;
Aber ſein Werkzeug hat Keiner verlaſſen,
Keiner geſchmückt ſich zu Gruß und Empfang.

Trotzig, wie grollende Republikaner,
Haben die Bürger an ihn kein Geſuch,
Dort in der Werkſtatt klopft ein Puritaner, —
Dieſer verwünſcht ihn mit bibliſchem Fluch.

Iſt ſie vergeſſen die heimiſche Sitte,
Daß ihm das Mädchen, am ſchönſten erblüht,
Reiche die Roſe mit feſtlichem Schritte,
Wenn an dem Markte vorüber er zieht?

Keine der ſtattlichen, brittiſchen Frauen
Tritt ihm entgegen, den Strauß in der Hand,
Selbſt aus dem Erker mag keine mehr ſchauen,
Seit er mit Krieg überzogen ſein Land.

Auch nicht ein einziges Zeichen der Liebe,
Sonnig kein Lächeln, kein Wimpel das wallt!
Alles iſt düſter und Alles iſt trübe,
Himmel und Menſchen verſchloſſen und kalt.

Ruhig durchreitet der König die Stille;
Aber im Innern zerreißt ihn der Schmerz,
Und ſeines Volkes entfremdeter Wille
Preßt, eine eiſerne Fauſt, ihm das Herz.

Wie er die letzte der Straßen durchritten,
Tritt aus dem letzten verödeten Haus,
Dunkel gekleidet, mit ängſtlichen Schritten
Eilig ein ſchüchternes Mädchen heraus.

Schmächtig und bleich, nicht die Schönſte von Allen,
Und mit wie traurigen Augen ſie blickt!
Iſt für den König der Vater gefallen?
Hat ſie die weinende Mutter geſchickt?

Unter dem Tüchlein hervor weht das loſe
Haar in dem Wind, doch es kümmert ſie nicht,
Und dem ſich neigenden König die Roſe
Reicht ſie, verbeugt ſich und flüſtert und ſpricht:

„Nimm es, das unter dem Schnee ſich geröthet,
„Nimm es, das Röschen, zum Reiſegeleit,
„Das ſich im Garten verſteckt und verſpätet,
„Daß es uns tröſte zur traurigen Zeit ...

„Herr, nach den alten, den guten Gebräuchen
„Reich' ich die Roſe von Newport dir dar;
„Möge, der Zahl ihrer Blätter zu gleichen,
„Wonniglich reihen ſich Jahr dir an Jahr!"

Karl nimmt das Röschen und dankt der Getreuen,
Welche den Spruch nicht, den alten, vergaß;
Aber im Herzen kann er ſich nicht freuen,
Und ſein beſchattetes Auge wird naß.

Sachte den Renner von hinnen nun lenkend,
Und an ſein eig'nes verlaſſenes Kind
Und an ſein Weib, das geflüchtete, denkend,
Birgt er im Buſen die Roſe geſchwind:

„Roſe, was ſoll dein Geleit mir bedeuten,
„Und dein ſo ſchimmernd entfaltetes Roth?
„Darf ich noch glauben an glückliche Zeiten,
„Oder weiſſagſt du mir blutigen Tod?" —

XX.

Der Hugenot.

Wild zuckt der Blitz, der Donner kracht,
Es kämpft ein Reiter mit dem Sturm,
Ein neuer Blitz zerreißt die Nacht
Und grell beleuchtet ſteht ein Thurm.
Der Reiter ſpornt ſein ſcheues Roß,
Und eine Brücke führt zum Schloß.
Raſch ſpringt er ab und pocht an's Thor,
Sein Mantel ſauſt im Wind empor.

Er drückt ſich in die Stirn den Hut
Und hält das Thier am Zügel feſt,
Verdoppelt tobt des Sturmes Wuth,
Der kaum den Renner ſchnaufen läßt.
Ein Gitterfenſter ſchimmert ſchnell,
Dann öffnet ſich die Thüre hell,
Ein Edelmann im ſchwarzen Kleid
Erſcheint, und Diener ſteh'n bereit.

Der Reiter ruft: „Des Königs Knecht!
Nach Nimes eil' ich als Kourier!
Beherbergt mich, es wettert ſchlecht,
Den Rock des Königs kennet ihr!"
Des Schloſſes Herr verſetzt: „Mein Gaſt,
Was kümmert's mich, welch' Kleid du haſt.
Komm' an den Herd, tritt in's Gemach
Und wärme dich, ich folge nach."

Ein kniſternd Feuer flackert gut;
Der Kriegsknecht tritt an den Kamin,
Und Ahnenbilder von der Glut
Beleuchtet, ſchauen rings auf ihn,
Die Ritter mit den ſtrengen Brau'n,
Im Sammtgewand die Edelfrau'n.
Des Hauſes Wappen wiederholt
Sich oft, es iſt ein Kreuz in Gold. —

Der Reiter ſtaunt, ihm ſcheint bekannt
Der heller ſtets geword'ne Saal;
Scheu blickt er in des Herdes Brand
Und auf das Wappen noch einmal, —

Da tritt mit Sohn und Töchterlein
Der ernſte Herr des Hauſes ein,
Und ſpricht ihm zu: „Du ritteſt weit,
Komm zu dem Mahl, es ſteht bereit.“

Dem fremden Gaſte tönt wie Droh'n
Des Wirthes mahnendes Geheiß.
Gerüſtet iſt die Tafel ſchon,
Das Linnen ſchimmert blendend weiß.
Erſchaudernd wie in Fieberglüh'n
Wirft er auf einen Stuhl ſich hin,
Und in die Runde treten ſacht,
Die Drei in ihrer ſchwarzen Tracht. —

Es haftet auf dem Fremden bald
Der Kinder unverwandter Blick;
Der wünſcht ſich in den nächt'gen Wald
Und in den finſtern Sturm zurück.
Den Becher faßt der wilde Gaſt
Und füllt, und übergießt ihn faſt,
Da wehrt der Herr des Hauſes: „Nein!
Laß erſt das Mahl geſegnet ſein.“

Unruhig wird der Knabe jetzt
Und iſt zum Vater hingerückt;
Das bleiche Mädchen ſtarrt entſetzt,
Als hätt's ein reißend Thier erblickt.
Den Kindern winkt der Vater: „Still!“
Und weiß nicht, was da werden will —
Der Reiter ſtammelt: „Ich bin matt, —
Herr, gebt mir eine Lagerſtatt.“

Er eilt davon mit Ungeſtüm
Und ſeine Tritte dröhnen ſchwer,
Ein alter Diener leuchtet ihm,
Doch mit dem Leuchter zittert er.
Und an der Schwelle wirft zurück
Der Reiter einen wilden Blick,
Da ſieht den Knaben er empor
Sich heben zu des Vaters Ohr.

Er ſtürzt erſchreckt zum Saal hinaus,
Und alle Sinne ſind ihm wirr,
Er flöhe gern in Nacht und Graus,
Doch ſeine Schritte gehen irr,

Und wie ein Trunk'ner folgt er nach
Dem Diener in das Schlafgemach.
Da iſt er nun und weiß nicht wie,
Er prüft die Thür und riegelt ſie.

Feſt preßt er mit der Hand die Stirn
Und frägt ſich: „Iſt es Sinnentrug?“
Da fügt im dämmernden Gehirn
Zum düſtern Bild ſich Zug an Zug.
„In dieſer Burg vor einem Jahr
Lagſt du mit deiner Reiterſchaar,
Wie du die Hugenottenjagd
In den Gebirgen mitgemacht. —

„Wo hat der Junker ſich verſteckt?
Frag' ich ein bleiches Frauenbild.
Sie weint und hat mir's nicht entdeckt,
Die Kinder ſchrei'n, — ich werde wild, —
Da ſeh ein Feuer ich verglüh'n,
Da reiß ich ſie zum Herde hin,
Die Füße hab' ich ihr gepackt
Und hielt ſie in die Gluten nackt.

„Will ſich die Kammer mit mir dreh'n?
Bin ich berauſcht? Nein! es iſt wahr!
Wer hieß dich hier zu Gaſte geh'n,
Du blöder Thor! Du blinder Narr!
Hat er nur einen Tropfen Blut,
So rächt er deinen Uebermuth,
Er überfällt dich heute Nacht,
Da liegſt du morgen umgebracht."

Wild greift nach Schwert er und Piſtol
Und ſtellt ſich an die Thür und lauſcht;
Es pfeift der Sturm und raſ't wie toll,
Der Erker bebt, die Diele rauſcht;
Und will es einmal ſtille ſein,
So zuckt ein fahler Blitz herein,
Und über ſeinem Haupte rollt
Der Donner ſchwer und zürnt und grollt.

Schon weit iſt's über Mitternacht,
Noch immer ſteht der Reiter da,
Und wenn im Haus ein Balken kracht,
Glaubt er den Schritt der Rache nah.

Doch endlich bricht des Sturmes Wuth
Und plätſchernd ſtürzt die Regenflut,
Da ſchließt ſich ihm das Augenlid
Und nieder ſinkt er bleiern müd.

Er ſchlummert .... Fackeln in dem Saal,
Ein hölliſches Gelächter ſchallt:
Weib, wo verſteckſt du den Gemal?
Sprich! oder du bereuſt es bald!
Er zerrt mit widerwill'ger Wuth
Die Füße nieder in die Glut;
Da ſprüht die Flamme weit umher
Und wird ein lodernd Feuermeer.

Er krümmt auf feuchtem Lager ſich
Und er erwacht .... Es iſt ſo ſtill.
Am Himmel ſteht ein lichter Strich,
Der ſchon den Tag verkünden will.
Er ſchleppt ſich an das Fenſter ſacht
Und öffnet und blickt in die Nacht,
Es zwitſchert in dem nahen Baum
Ein Vögelein, noch halb im Traum.

Die Scholle athmet kräft'gen Duft,
Gebadet iſt der Garten ganz,
Es ſchwimmen Wolken in der Luft
Mit einem matten Silberglanz,
Und in dem erſten Dämmerſchein
Wie iſt die Erde ſtill und rein! —
Da fühlt er dumpf wie ſich verwies
Er aus des Friedens Paradies.

Raſch klopft es an: „Mach dich bereit!
Biſt du bereit? Der Tag bricht ein.
Ich gebe ſelbſt dir das Geleit,
Du ſollteſt ſchon von hinnen ſein.“ —
Mit ſeinem Führer reitet bald
Der Kriegsknecht durch den dichten Wald,
Mit Aeſten iſt der Weg beſtreut,
Doch nicht ein Lüftchen regt ſich heut.

Der Reiter lauert tückiſch ſcheu
Indem ſie rüſtig fürder zieh'n,
Erſtaunt, daß er am Leben ſei,
Und fragt ſich: „Weiß er, wer ich bin?“

Da däucht ihn halb ergraut das Haar,
Das gestern noch so dunkel war,
Da scheint ihm, wie vom Sturm gebeugt,
Der ihm des Waldes Wege zeigt.

Und schon im Felde seh'n den Pflug
Sie in der Morgensonne geh'n,
Da ruft der Reiter: „Herr, genug!
Habt Dank! Auf Nimmerwiedersehn!
Ihr seid ein Mann von weisem Sinn,
Und seht, daß ich des Königs bin,
Des größten Königs in der Welt,
Der meinen Weg im Auge hält!"

Jetzt spricht der Andre feierlich:
„Du hieltst in meinem Hause Rast,
Und durch den Wald geleit' ich dich,
Der du mein Weib gemordet hast!
Ich weiß, daß du des Königs bist,
Der über Alle mächtig ist ...
Doch wurde heut sein Dienst mir schwer;
Mein ist die Rache! spricht der Herr."

Anhang.

XX.

Fingerhütchen.

Märchen.

Wiſſen es die Kinder, wo
Seßhaft Fingerhütchen?
In dem Thal von Acherlo
Steht ſein einſam Hüttchen;
Aber ſchon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen;
Setzt auf ſeinen Stuhl er ſich,
Iſt's ein ſeltſam Sitzen,
Und das Kinn kann wunderlich
Auf das Knie er ſtützen.

Körbe flicht aus Binſen er
Früh und ſpät ſich regend,
Trägt ſie zum Verkauf umher,
In der ganzen Gegend

Und ſo lebt er wol zufrieden,
Aber einſam und gemieden,
Denn man ziſchelt mancherlei,
Und man trägt es weiter,
Wie er wol ein Zaub'rer ſei,
Kundig aller Kräuter.

Dieſes iſt die Wahrheit nicht,
Iſt ein leeres Meinen,
Doch das Volk im Dämmerlicht
Schaudert vor dem Kleinen,
Und die Jungen und die Alten
Weichen aus dem Ungeſtalten;
Einen Zweig von Fingerhut
Oder Elfenkäppchen
Steckt er ſtets an ſeinen Hut,
Trägt er auf dem Käppchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
Nach des Tages Laſten,
Hat den halben Weg gemacht,
Darf ein Bischen raſten,

Und er ſitzt an einem Hügel;
Eben ſteigt des Mondes Spiegel,
Doch es iſt ihm gar nicht bang
Iſt ihm gar nicht ſchaurig,
Nur daß noch der Weg ſo lang,
Dieſes macht ihn traurig.

Etwas hört er klingen klar,
Nicht mit rechten Dingen,
In den Lüften, unſichtbar
Ein bezauberndes Singen .....
Deutlich hört er nun, doch leiſe:
„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,“
Fingerhütchen ſpähet ſcharf
Und kann nichts erblicken,
Aber was er hören darf,
Das iſt zum Entzücken.

Wieder hebt das Liedchen an
Unter Buſch und Hecken,
Und wo's nicht mehr weiter kann,
Bleibt es wieder ſtecken.

„Mondenſcheibe, ſtille, weiße“ —
Dann verſtummt die kurze Weiſe.
Lieblich iſt, doch einerlei
Der Geſang der Elfen;
Fingerhütchen fällt es bei
Ihnen fortzuhelfen.

Und nun lauſcht er ſcharf und ſtill
Auf der Töne Leiter;
Wie ſie eben enden will,
Führt er leicht ſie weiter:
„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reiſe!“
Aus dem Hügel ruft's hervor:
„Trefflich und gelungen!“
Unterm Boden kommt empor
Kleines Volk geſprungen.

„Fingerhütchen, Fingerhut“
— Lärmt die tolle Runde —
„Faß dir einen friſchen Muth!
„Günſtig iſt die Stunde!

„„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,
„„Sei begrüßt auf deiner Reiſe!““
„Dieſes haſt du gut gemacht,
„Lernet es, ihr Sänger!
„Wie du es zu Stand gebracht,
„Hübſcher iſt's und länger.

„Zeig' dich einmal, ſchöner Mann,
„Laß dich einmal ſehen!
„Daß uns nichts entgehen kann,
„Sollſt du noch dich drehen.
„Ei, was müſſen wir erblicken,
„Fingerhut, auf deinem Rücken?
„Weißt du, daß du ſchrecklich biſt,
„Schrecklich biſt zum Grauſen?
„Nein, was innen lieblich iſt,
„Sei auch lieblich außen!

„Wem die ganze Stirne voll
„Glücklicher Gedanken,
„Unter einem Höcker ſoll
„Länger nicht er ſchwanken!

„Strecket euch, geſunde Glieder!
„Garſt'ger Höcker, purzle nieder!
„Fingerhut, nun biſt du grad
„Und geſchickt zum Wandern,
„Und ein ſchlankes Rückengrat
„Haſt du, wie die Andern!"

Plötzlich wieder unſichtbar
Wird der Kleinen Menge,
Wieder läuten ſilberklar
Die entfernten Klänge:
„Mondenſcheibe, ſtille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reiſe."
Fingerhut iſt müd und laß,
Wäre gern daheime;
Er entſchlummert in dem Gras
Ueber ſeinem Reime.

Und er ſchläft die ganze Nacht
An derſelben Stelle;
Wie er morgen früh erwacht
Scheint die Sonne helle,

Kühe weiden, Schafe grasen
Neben ihm auf grünem Rasen.
Fingerhut ist bald bekannt,
Läßt die Blicke schweifen;
Und dann will er mit der Hand
Nach dem Höcker greifen.

Was ihm halb im Traum geschehn,
Ist es eine Wahrheit?
Wird das Elfenwort bestehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er tastet sachte hinten,
Aber nichts ist mehr zu finden!
Jubelnd springt er in die Höh,
Jubelt ohne Ende,
Und dann jagt er wie ein Reh
Ueber Feld behende.

Fingerhut steht plötzlich still,
Tastet leicht und leise,
Ob er wieder wachsen will? —
Nein in keiner Weise!

Fingerhütchen fühlt ſich ſelig
Und an Leib und Seele fröhlich.
Und er wandelt grad und ſchlank
Und als hätt' er Flügel,
Seit er ſchlummernd niederſank
An dem Elfenhügel.

Anmerkungen.

[1] **(Die Stadt im Meer.)** Cingles und Albiola, mittelalterliche Namen venetianiſcher Inſeln.

[2] **(Der Mönch von Boniſazio.)** Die Belagerung von Boniſazio auf Korſika durch Alphons V (1420) iſt erzählt von Platen in ſeinen Geſchichten des Königreichs Neapel.

[3] **(Römerin.)** „Des langen Schleiers Feuerſchein“: das velum flammeum.

Zum Leichengeleite wurde geladen durch den Ruf des Weibels der Gemeinde: „Jener Webermann iſt Todes verblichen; wer da kann, der komme dem Lucius Aemilius das Geleite zu geben; er wird weggetragen aus ſeinem Hauſe.“ Mommſens röm. Geſchichte.

[4] **(Theſpeſius.)** Nach Plutarch.

[5] **(Die Siegesfeier am Leman.)** Zur Erinnerung an das Bild Glevrès im Muſeum von Lauſanne. Der Sieg des jungen TigurinerS Divikо über den Conſul L. Caſſius am Ufer des GenferſeeS fällt in das Jahr 107 v. Chr. Das Joch wird ausdrücklich erwähnt von Cäſar. bellum gall. I. 12.

[6] **(Die Schlacht bei Tiberias.)** Siehe Felix-Bovet, Voyage en Terre-Sainte. „Seht ihr ſie flattern dort um ihr Idol,“ Saladins eigene Worte in ſeinem Schlachtbericht. Michaud, Croiſades.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Der Heilige.

(Thomas a' Becket.)

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig

Verlag von H. Haessel.

1880.

Dd 3 : 1011 4.a.

1937/521

Landes-
Bibliothek
Weimar

Jedes Recht, vorzüglich das der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen, wird vorbehalten.

Nachdruck strengstens verfolgt.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Conr. Ferd. Meyer, Denkwürdige Tage. Zwei Novellen. (Der Schuß von der Kanzel. — Das Amulet.) 2. Auflage. ℳ 3. —

—— —— Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte. 2 Bände. 2. Auflage. ℳ 6. —

—— —— Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung. 2. Auflage. ℳ 2. —

—— —— Engelberg. Eine Dichtung. ℳ 2. —

—— —— Balladen. ℳ 1. —

—— —— Romanzen und Bilder. ℳ 1. —

I.

Langsam fallend deckte der Schnee das blache Feld und die Dächer vereinzelter Höfe rechts und links von der Heerstraße, die aus den warmen Heilbädern an der Limmat nach der Reichsstadt Zürich führt. Dichter und dichter schwebten die Flocken, als wollten sie das bleiche Morgenlicht auslöschen und die Welt stille machen, Weg und Steg verhüllend und das Wenige, was sich darauf bewegte.

Jetzt erscholl auf dem Holzboden der bedachten Brücke, welche sich unfern der Stadt über den Sihlstrom legt, der dumpfe Hufschlag eines Pferdes und unter dem Sparrenwerk der finstern, den Stadtmauern zugewendeten Oeffnung erschien ein einsamer Reiter. Seine feste Gestalt war so warm in einen grobwollenen Mantel gewickelt und er hatte sich dessen Kapuze derart über den Kopf gezogen, daß von seiner Person kaum mehr als ein breiter grauer Bart zum Vorschein

kam. Hart hinter dem ſtarken Gaul von heimiſcher Race trabte mit beſchneitem Rücken und melancholiſch geſenkter Schweiffahne ein großer Pudel. Der polternde Wiederhall des Hufes in der Holzwölbung weckte die drei Reiſegefährten aus dem Halbſchlummer, den Froſt und Schnee über ſie gebracht hatten, und ſtellte ihnen Thor und Herberge in nahe Ausſicht. Erſteres wurde in raſchem Trotte erreicht. Unter dem niedrigen Thorbogen warf der Reiter ſeine Kapuze zurück, ſchüttelte die Flocken vom Mantel, rückte ſich die Pelzmütze aus der energiſchen Stirn und ritt in guter, trotz der Laſt ſeiner Jahre kriegeriſcher Haltung durch den Rennweg, die erſte am Fuße der kaiſerlichen Pfalz ſich hinziehende Straße.

Es war der drittletzte Tag des Jahres der Gnade 1191, denn der Reiſende hatte die Gewohnheit, Zürich zwiſchen Weihnachten und Jahresende heimzuſuchen.

Rechts wo der Bäcker ſeine friſchen Laibe ausgab, links wo unter dem rußigen Vordach der Rollenſchmiede der Ambos erdröhnte und die Funken ſprühten, ward der Reiter auch heute, wie jederzeit bei ſeinem Einzug in Zürich, mit ſchallendem Zuruf als Hans der Armbruſter, Hans der Engelländer bewillkommt. Die allemanniſchen Laute aber, in welchen er Gruß und Rede zurückgab, ſchlugen ſo rund und frank aus ſeinem

Munde, daß ſein zweiter Zuname kaum auf eine ferne Heimath zurückführte, ſondern auf befriedigte Reiſeluſt und kecke Wanderfahrt.

Auch gab der Reiſende dem Herbergsvater zum Löwen, der bei ertönendem Hufſchlag neugierig unter die Thür getreten war und, den Vorüberreitenden erkennend, ſich von demſelben, mit gezogener Kappe, Auskunft über das Verhalten des heurigen Schaffhauſers im Keller erbat, ſo ſachkundige und den Betheiligten verrathende Antwort, daß unſchwer zu erkennen war, wo Hans dem Engelländer heute ſein Waizen blühe und ſein Wein reife.

Bis hieher geſchah Alles, wie Hans der Armbruſter die Stadt der Fürſtin-Aebtiſſin ſeit Jahrzehnten kannte. Eines aber befremdete ihn an dieſem Tage, der kein Feſttag war, und allgemach begann er ſich darüber zu wundern. Von Frauen verkehrten ſonſt in dieſer ſtrengen Jahreszeit und frühen Stunde nur wenige vor dem Hauſe; heute aber überſchritten ſie eilfertig und geſchmückt alle Schwellen; und als Meiſter Hans durch ſteil abfallende Gäßlein der Mitte der Stadt und den raſch dahinſchießenden Waſſern der Limmat ſich zuwandte, als er über die untere Brücke und am Rathhauſe vorüber ritt, ſah er es wie Ameiſenzüge an beiden Flußufern aufwärts laufen. Häuflein folgte

dem Häuflein. Frauen jeglichen Standes, hochmüthige Edelweiber mit kostbaren Meßbüchern in der Hand, ehrbare Töchter des Handwerks, züchtige Klosterfrauen, hübsche Dirnen von leichtem Wandel eilten neben runzligen, hustenden Großmüttern, die das Oberkleid im Schneegestöber über die armen, grauen Häupter gezogen hatten. Alles strömte seewärts, wo am Ausfluß der Limmat wie zwei Behelmte die Münster stehen.

Doch — was bedeutete das? — nur eines derselben, das Münster unserer lieben Frau, ließ mit fliegenden Glocken seine dringende Einladung erschallen: das gegenüber liegende große Münster aber verharrte in einem mißbilligenden Schweigen.

Nachdenklich ritt der Armbruster, dem allgemeinen Zuge folgend, unter den Schwibbögen längs der Limmat hinauf der berühmten Herberge zu den Raben St. Meinrads entgegen, wo er alljährlich abzusteigen pflegte. Jetzt aber, unten am Hügel, wo weiland St. Felix und Regula geblutet haben, hielt er seinen Braunen an. Er hatte einen Blick in die steile Kirchgasse geworfen, die hier, vom Großmünster herabführend, ausmündet. Es bewegte sich darin, ihm entgegenschreitend und sorgsam die besten Stellen im schmelzenden Schnee aussuchend, die feine, ehrwürdige, in Marderpelz gehüllte Gestalt eines Chorherrn. Das

unter dem schwarzen Baret blaß erscheinende Antlitz heftete sich mit schmerzlichem Ausdruck auf die genäßten Schuhe. So wurde er des Armbrusters nicht gleich gewahr, der sich rüstig vom Pferde geschwungen hatte, um den alten Herrn in bescheidener Stellung und trotz des noch immer dauernden Gestöbers mit entblößtem Haupte zu erwarten.

„Gottes und seiner Mutter Gnade zum Gruß, ehrwürdiger Herr," sagte Hans der Engelländer, als der Greis neben ihm stand.

Leicht überrascht heftete dieser das kluge Auge auf den Grüßenden und ein plötzlicher Gedanke leuchtete über seine durchsichtigen Züge, ein Gedanke offenbar erfreulicher Art, den er aber listig für sich behielt.

So sprach ihn denn der Armbruster zuerst und folgendermaßen an: „Gestattet, daß ich mich bei Euch erkundige, ob ich den edeln Herrn Kuno, Euern würdigen Bruder, im Stifte finden werde. Er schuldet mir eine Kleinigkeit für hergestellte Armbruste, ferner den Kaufpreis eines nach englischer Manier gebauten Stückes, das vor drei Jahren bestellt und geliefert wurde, was Alles, nach meiner Uebung, ich vor Neujahr einzuziehen trachte. Den vorletzten und letzten Christmond traf ich den edeln Herrn bei erschöpfter Kasse, da er mit dauerndem Unglück im Würfelspiel

zu kämpfen hatte. Wie mag es wohl heuer um ihn ſtehen?“

„Das frage Du ihn ſelber, nachdem Du Imbiß bei mir gehalten haſt!“ erwiderte der Alte. „Er kehrt bei Zunachten in's Stift. Alle Brüder, Probſt und Capitel, ſind auf die Jagd verritten, mich Alten, wie Du ſiehſt, ausgenommen. Ich gedachte meinen Ausgang dem neuen Heiligen zu widmen, deſſen Marter und Wunder dort drüben“ — er wies nach dem ſchlank aufſteigenden Chor des Fraumünſters — „zu dieſer Stunde von einem geiſtreichen Luzernerpfaffen dem gläubigen Volke dargelegt werden und deſſen Glorie meine darüber unbilliger Weiſe empfindlichen Brüder für heute aus der Stadt vertrieb. Da jedoch mehr Neugier als Andacht meine Schritte lenkte und der Schnee des Himmels ſie hemmt, ſo mag ich ohne Schaden meiner Seele umkehren.

Laß Deinen Braunen in die Herberge zu den Raben führen! Dort ſteht der Stallknecht St. Meinrads wie eingepflanzt am Waſſer und ſtarrt nach der Frauen Münſter hinüber! Dein Tapp, der hier trübſelig im Schnee ſitzt, mag ſich an meinem Küchenfeuer wärmen. Aber bei St. Felix' blutigem Haupte, ich kann nicht länger im Naſſen ſtehen! In dieſen Schneepfützen ſitzt die tückiſche Hexe mit ihrer Zange, ich

meine die böſe Gicht, die mich dieſen Winter gezwickt und erſt vor Kurzem losgelaſſen hat. Folge mir bald' Engelländer!“ –

Nach dieſen geflügelten Worten ſchmiegte Herr Burkhard ſich fröſtelnd in ſeinen Pelz und begann, vorſichtig wie er gekommen war, die feuchte Gaſſe wieder hinanzuſteigen.

Hans aber rief den lungernden Knecht herbei und übergab ihm mit den Zügeln ſeines Gauls allerhand Aufträge und Weiſungen an den Wirth und die Stammgäſte des Hauſes zu den Raben; denn dort ſprach der Adel ein und unter ihm hatte der Armbruſter viele Kunden und Schuldner.

Dann ſchnallte er ſein Felleiſen von dem Rücken des Thieres, nahm das Gepäck unter den Arm und ſchritt mit Tapp, der ſich nie von dem Eigenthum ſeines Herrn trennte, die zum Stifte führende ſteile Gaſſe hinauf.

Die Einladung des Chorherrn kam ihm gelegen, denn Hans der Armbruſter war ein ſparſamer Mann.

II.

Der Wintertag blieb so dunkel, daß der schmale Wohnraum des Chorherrn, wo er seinen Gast bewirthete, mehr von der golden flackernden Flamme des Herdes als durch das einzige hochgelegene Bogenfensterchen erhellt wurde.

Während der Armbruster sein Mahl beendigte, hatte sich Herr Burkhard, der von feiner Körperlichkeit und mäßiger Lebensweise war, schon eine Weile in seinen mit weichen Vließen überlegten Armstuhl versenkt und die pelzumhüllten Füße dem Feuer zugestreckt. Ein ebenfalls ergreifter Schaffner räumte das Tischgeräthe weg und stellte eine Kanne kräftigen Landweins mit zwei silbernen Bechern auf das Steinsims des Kamines.

Der Chorherr war offenbar in vergnügter Stimmung. Es ergötzte ihn, an diesem trüben Wintertage einen welt- und menschenkundigen, auch weitgewanderten Mann schnellen Geistes in sein Gelaß gelockt zu haben

zur Befriedigung einer längſt gehegten Neugierde. Das feingeformte Haupt mit ſeinen wenigen ſchneeweißen Locken lag auf dem rothen Kiſſen der Lehne, mit geſchloſſenen Augen, aber dem wachen Ausdrucke des Triumphes über einen gelungenen Anſchlag.

Jetzt öffnete er plötzlich einen leuchtenden Blick und ſagte: „Geſegnete Mahlzeit, Hans! Wende Deinen Stuhl und rücke zu mir. Du fragteſt mich, wer der neue, von der Frau am Münſter erhöhte, von uns Chorherren aber geſchmähte Heilige ſei. Ueber Tiſch halte ich es nicht für heilſam, von kirchlichen oder gar himmliſchen Dingen zu reden; aber nun bin ich da, um Auskunft zu geben. Der neue, von dem heiligen Vater der Chriſtenheit beſcheerte Fürſprecher im Himmel hat im ſelben Jahre mit mir das Licht der Welt erblickt. Schon das ſpricht gegen ihn. Es gilt von den Heiligen, wie vom Weine: je älter, deſto beſſer und wunderthätiger. Wie dieſer hier," — er ſchlürfte aus ſeinem Becher — „das Blut unſeres Bodens, mit unſerem Blute verwandt iſt und es ſeit undenklicher Zeit würzt und ſtärkt, ähnlich wirken unſere Heiligen St. Felix und Regula, über deren Leibern dieſes Stift und dieſe Stadt erbaut ſind. Geſchlecht um Geſchlecht haben ſie als ſtreitbare Nothhelfer behütet. Wir ſind ihnen und ſie uns vertraut und verpflichtet. Mit

ihrem Bild und Siegel machen wir, nach dem Vorgange unſerer Väter, unſer Thun und Laſſen gültig. Ich will keine Hoffart damit treiben, daß ſie nach ihrer blutigen Marter die abgeſchlagenen Häupter urkundlich in den eigenen Händen von der Richtſtätte am Limmatufer bis hieher getragen haben, vierzig Schritte bergan, obgleich ihnen das ſicherlich keiner der abgeſchwächten neuen Heiligen nachthut. Für mich kommt in Betracht, daß St. Felix und Regula ihren Glauben gegen einen heidniſchen Kaiſer mit ihrem Blute bezeugt und nicht gegen einen chriſtlichen König und Lehensherrn ſich überhoben und aufgelehnt haben, wie dieſer neue Heilige von meinem Jahrgang.

Solcher gerechten Erwägungen aber ſind die Köpfe unſerer Frauen vom fürſtlichen Stifte nicht fähig! Da mußte ihnen unter andern koſtbaren Schriftſtücken ein Pergament zukommen, worauf das Leben und die Marter meines Altersgenoſſen beſchrieben und verherrlicht iſt. Die heiligen Acten wurden zur Erbauung während der Mahlzeit vorgeleſen und von Stund' an konnten die Gedanken der edeln Frauen nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie trieben offen und heimlich daran, daß der Tag dieſes Märtyrers auch bei uns feierlich begangen werde.

Den Weibern gefällt das Neue und Fremdländiſche.

Der Rath unſerer Stadt war aus genannten Gründen der Sache abhold und hätte ſie auch wol verhalten, wäre den Frauen nicht eine Güte des Himmels zu Hilfe gekommen.

Verwichenen Herbſtmonat bei der langen Dürre gerieth der Abtei eine Scheune voll Heu neben ihrem großen Gehöfte zu Wiedikon in Brand. Der Föhn jagte die Flamme gerade auf das Meierhaus zu, das zu rauchen begann und verloren ſchien. Da ließ die mächtig fromme Kuſterin, Frau Berta, die eben zugegen war, durch den Meier und ſeine Söhne den ſchweren Schiefertiſch vor das Haus ſchleppen, zog eine Kreide aus der Taſche und ſchrieb mit armlangen Buchſtaben auf die Platte:

Sancte Thoma, ſteh' uns bei!

Was geſchah? Blickte der Heilige vom Himmel herunter und las? Dem ſei wie ihm wolle, der Wind wandte ſich augenblicklich, das Scheuerlein fiel in erlöſchenden Schutt zuſammen und die Meierei war gerettet. Jetzt langte die Hilfe aus der Stadt an. Hier ſtand der Tiſch, dort verkohlte der Trümmerhaufen — das Wunder und der Heilige waren nicht weiter anzufechten.

So iſt es gekommen, daß wir heute ſein Feſt feiern,

den Tag, daß ich's zu ſagen nicht vergeſſe, des heiligen Thomas von Canterbury."

Nach dieſer ausgiebigen Rede ergriff der Chorherr ſeinen Pokal, that ein paar kleine Züge und, die Kanne ergreifend, ſah er ſich nach ſeinem Zuhörer um, deſſen Becher er auffüllen wollte. Hans, der auf einem Holzſchemel am Feuer ſaß, gab keinen Laut von ſich. Etwas Seltſames war mit ihm vorgegangen. Im Anfang war er, die Ellenbogen auf die Kniee ſtützend und das geſenkte Haupt in die Hände gelegt, der Erzählung des Chorherrn mit Aufmerkſamkeit gefolgt. Herr Burkhard hatte den Namen des Heiligen abſichtlich bis zuletzt verſchwiegen, doch der Armbruſter mochte ihn ſchon früher errathen haben. Er blieb jetzt unbeweglich, wie in ſich ſelbſt zuſammengebrochen und es war, als ſchüttle ein Schauder ſeine Glieder. Der Chorherr ſchenkte ihm den Becher voll und betrachtete ihn mit Blicken der Theilnahme und etwas durchſchimmernder Schadenfreude.

„Halt' ich Dich endlich, ſchlauer Mann!" begann er wieder. „Bei den blutigen Zöpfen der heiligen Regula, heute, Armbruſter, trittſt Du mir nicht über die Schwelle zurück, ohne mir von St. Thomas von Canterbury erzählt zu haben, was Du weißt, und ganz andere Dinge, als der Luzernerpfaffe unſerer

gnädigen Frau drüben im Stift aufbindet oder als in dem Pergamente ſtehen, das mir die edle Herrin zur Geſundung meiner Seele geliehen hat. Du biſt dem Heiligen zu ſeinen Lebzeiten begegnet, das wirſt Du mir nicht leugnen! Ich habe es ſelbſt gehört, wie Du meinen Brüdern, den Chorherren, es mag ſich jetzt gerade verjähren, in unſerer Trinkſtube mit lauter Stimme — denn ſie hatten Dir mit dem Becher ſtark zugeſetzt — und gewaltigen Geberden darthateſt, daß Du an König Heinrich gehaftet habeſt wie der Knopf am Wamſe, ja wie die Haut am Leibe. Du gerietheſt in lodernden Eifer; denn die Herren hatten in Zweifel gezogen, daß König Heinrich bei jener unſeligen Krönung ſeines älteſten Sohnes Thränen der Freude vergoſſen habe. Du rieſeſt: „Ich habe ſie rieſeln ſehen!“ und verſchwureſt Dich bei Deiner Seelen Seligkeit. Ich, der gerade eintreten wollte, um einen geſelligen Becher zu trinken, denn ich war noch um das jünger, und Dich Deine Geſchichte betheuern hörte, ich glaubte Dir, denn Du biſt kein Prahler. Biſt Du aber immerdar um König Heinrich geweſen, haſt ihm Gewand und Becher gereicht, ſein Lachen und Weinen gekannt, wie Du verſicherteſt, ſo mußt Du auch den Mann gekannt haben, der ihm Leib und Seele zerſtört hat, ſei es, während er als Kanzler ihm zu Dienſten war,

ſei es ſpäter, da er als heiliger Biſchof, ſein Feind und ſein Opfer, ihn zur Verzweiflung und in's Verderben trieb. Am Ende, Unglücklicher, wareſt auch Du unter Jenen, die dem Heiligen zu ſeinem Martertode geholfen haben. Doch nein! In dem Pergamente der Aebtiſſin ſteht geſchrieben, wie die Mörder des Heiligen durch ihre Sünde dergeſtalt entmenſcht wurden, daß es der ganzen Schöpfung vor ihnen graute und ſelbſt ihre Leibhunde den Biſſen aus ihrer Hand verabſcheuten. Tapp aber" — er wies auf den zwiſchen den Knieen des Armbruſters ſich aufmerkſam hervordrängenden Pudelkopf — „nimmt, wie ich geſehen habe, Alles, was Du ihm reichſt."

„Der gnädige Gott hat mich davor behütet," murmelte Hans: „aber den Heiligen — ja — ich habe ihn gekannt, ſo gut als ich Euch kenne, Herr Burkhard. Und dabei bin ich auch geweſen, wenn Ihr es doch wiſſen wollt, als ihm der Wilhelm Tracy vor dem Hochaltare den Schädel einſchlug. Und ſein Lächeln ſehe ich noch, das — Gott genade mir — heilige Hohnlächeln, mit dem er verſchied, als erwieſen ihm ſeine Henker gerade einen Liebesdienſt. O Herr, das ſind ſchwere, unerforſchliche Geſchichten!"

„Erzähle Hans," rief der Chorherr mit zitternder Lebendigkeit, und richtete ſich, die alten Hände auf

die Armlehnen ſtützend, begierig in ſeinem Stuhl in die Höhe.

Der Armbruſter ſchürte ſchweigend das Feuer und faßte ſeine Gedanken zuſammen. Seine feſten eckigen Züge waren finſter geworden und ſeine funkelnden Augen ſannen. Offenbar ſchien ihm billig, den Wunſch ſeines Gaſtfreundes zu erfüllen; aber ungerne that er es. Denn jene Ereigniſſe, ſtaunenswerth und unbegreiflich nicht nur für die Fernſtehenden, ſondern auch für die Mithandelnden, waren der wichtigſte Theil ſeiner eigenen Geſchichte, die es dem verſchloſſenen Manne zu erzählen ſchwer wurde, und griffen in Tiefen ſeiner Seele hinunter, wo ſein Empfinden zwieſpältig wurde und ſeine Gedanken wie vor einem Abgrunde ſtehen blieben.

Er äußerte ſich mit behutſamen Worten: „Ihr mögt leichtlich beſſer Beſcheid wiſſen, Herr Burkhard, in dem was meines Herrn Königs Fürſtenhändel und Thaten im Weltlauf betrifft; was aber den Wandel und die Natur ſeiner Perſon angeht — und des Thomas Becket Menſchenantlitz auch," — fügte er ſcheu und leiſe hinzu, — „ſo habe ich wahrlich vor einem Jahre in jener trunkenen Nacht nicht geprahlt, als ich mich berühmte, ſie zu kennen, obwol ich, heilſamer für mich, davon geſchwiegen hätte. Noch jetzt, Herr, brauch' ich

nur die Augen zu ſchließen, um den König wie den Prieſter leibhaft vor mir zu ſehen. Lieblich iſt der Anblick nicht, wie der dieſer langen ruhigen Geſichter, welche Eure Stadtheiligen hier in den Händen tragen!“ und er wies auf das Mittelbild eines farbig gewirkten Teppichs, der die Mauer bekleidete. „Viele Jahre lang, nachdem ich aus Engelland heimgekehrt war, hatte ich während des Tages in Gedanken und des Nachts im Traume mit jenen zwei unglücklichen Herren zu ſchaffen. Am Tage mußte ich mir die ſanften, ſpitzfindigen Reden des Einen, die leichtfertigen Scherze, harten Drohungen und verzweiflungsvollen Zornworte des Andern ohne Unterlaß wiederholen und war gezwungen, darüber nachzuſinnen, wie unabwendbar beider Verderben ſich daraus entwickelte. Des Nachts ſah ich ſie aufeinanderſtoßen mit Rauch und Feuer, wie der Apoſtel Hans in ſeiner Offenbarung ſchreibt, und keines meiner Weiber, — ich habe deren etliche gehlicht und begraben, — konnte es dann unterlaſſen, mich mit Angſt und Grauen aus dem Schlafe zu rütteln. Denn, Herr, es iſt etwas Anderes, wenn Könige und Heilige gegen einander fahren, als wenn in unſeren ſchwäbiſchen Trinkſtuben geſchrieen und geſtochen wird. Wolan, ich will Euch von dieſen Geſchichten erzählen, obwol es ein ſchlimmes Ding iſt und ſchwierig zu

bewältigen; aber ich darf den Wunſch meines Gaſtfreundes nicht unerfüllt laſſen," ſchloß der Armbruſter mit einem grimmigen Lächeln.

„So thue, wie Du verheißeſt," ſagte der Stiftsherr und legte ſich mit erwartungsvoll angeregten Mienen in ſeinen Seſſel zurück.

III.

„Ich rede nicht gerne von meiner Jugend“ — begann Hans der Engelländer seine Erzählung — „und meine Gedanken weichen ihr aus, wenn ich nicht vor den heiligen Festen, um mich vor Gott und seiner heiligen Mutter zu demüthigen, sie aus dem Dunkel emporsteigen lasse, oder wenn nicht ein Neider und Widersacher mir dieselbe böswillig in meinen alten Tagen gegen die Zähne wirft.

Lieber Herr“ — und der Armbruster that einen tiefen Seufzer — „sie ist eine unehrliche und befleckte. Dennoch muß ich damit Euch und mir zur Last fallen, denn mein armer Lebenslauf läßt sich von dem des Heiligen und des Königs nicht trennen, wenigstens in meinem alten Kopfe nicht. Ihr müßt wissen, ich bin aus einem edeln Geschlechte, und wenn Ihr Hohenklingen oder Hohenkrähen sagt, so nennet Ihr zwar nicht mein Stammhaus, das in Schutt versunken ist, aber sein Name lautete ähnlich und es lag, wie jene festen Häuser, unweit vom Bodan und vom Rhein.

Schon mein Vater war ſchwer verſchuldet und — warum, das weiß Gott — von ſeiner Sippe geſcheut und gemieden, als er, um ſeinen Gläubigern zu entgehen und um ſeine Seele zu retten, ſich das Kreuz anheftete und nach dem gelobten Lande zog, aus welchem er nicht zurückkehrte. Mein Mütterlein ſchleppte ſeit meiner Geburt einen ſiechen Leib und weinte ſich die Augen blind, als mein älterer Bruder nicht in ritterlicher Fehde, ſondern in böſem Raufhandel um Dein und Mein erſchlagen wurde; denn wir halfen uns, wie wir konnten und lauerten an den Wegen, wo etwas vorüber kam. Bei meiner Sippe ſuchte ich weder Rath noch Hilfe, ich hätte dort keine gefunden. Die einzigen Freunde waren mir meine Armbruſt und meine Hunde, mit denen ich zu Walde zog; aber ich ſelbſt ward wie ein Wild gehetzt von einem böſen Feinde, den ich wie den Teufel haßte. Das war der Jude Manaſſe, der in Schaffhauſen ſaß und auf Zinſen lieh. Ihm hatte mein Vater ſeinen Burgſtall und ſeine wenigen Aecker verpfändet. Nun begab es ſich, daß mich meine Mutter zu dem Juden ſchickte, um Aufſchub zu verlangen, aber keine Barmherzigkeit war bei dem Wucherer zu finden. Da erfaßte mich plötzlich eine große Kümmerniß und ein Erbarmen mit meinem ſiechen Mütterlein und auch mit dem blutigen

LB. Weimar

Leiden unſeres Heilandes, den die Juden grauſam gemartert haben, und ich ſchlug den Manaſſe hart mit Fäuſten, daß er ſtarb. Gott rechne mir dieſen Mord nicht zu! Als ich ihn beging, war ich, wenn auch ſchon von Mannesgeſtalt und Stärke, noch ein Kind und dazu von weicher und heftiger Gemüthsart. Der Jude indeſſen hatte in der Stadt und unter dem umliegenden Adel viele Freunde und ich wäre verloren geweſen ohne die geöffnete Kloſterpforte von Allerheiligen. Und da ich froh ſein mußte, daß ſie ſich feſt hinter mir ſchloß, wurde ich unverhofft geiſtlich und nach Jahresfriſt ein Mönch. In alledem hatte ich aufrichtig gehandelt und war kein Falſch an mir geweſen; aber ich taugte ſchlecht zum Mönche und hatte den Wuchs meiner Natur und das Erdreich ihres Gedeihens nicht vorausgekannt. Mißverſteht mich nicht, Herr! Nicht das ſündige Blut unſerer Stammeltern allein meine ich, ſondern mehr noch den zündenden Funken, der aus der Schöpferhand Gottvaters in den Thon, aus welchem ich geformt bin, herübergeſprungen iſt, das iſt: Kraft, Verſtand, Unternehmung, Baukunſt und Wanderluſt. Aber von menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft war zu Allerheiligen Nichts zu lernen, als der Poet Virgilius, den ich auch heute noch großentheils auswendig weiß.

Der Prior rühmte an dieſem Poeten, daß er ein frommer Heide geweſen und Gott ihm zum Lohne ſeiner Tugenden prophetiſche Kraft eingehaucht, ſo daß in ſeinen Verſen die hochgelobte Mutter mit dem Kinde ſich ſpiegle und deutlich zu erkennen ſei. Daher kam es, daß die Rolle, aus der ich lernte, ganz von Meſſerſtichen durchlöchert war. In der Johannisnacht, da ich von Allerheiligen ſchied und bevor ich den Sprung über die Mauer that, habe auch ich hineingeſtochen zu dreien Malen, nach inbrünſtiger Anrufung der drei heiligen Namen, und die Worte getroffen: sagittas, calamo, arcui. Und Virgilius hatte wahr geſprochen: mit Pfeil und Bogen hab' ich all' mein Lebtag zu thun gehabt.

So genoß ich denn meiner raſchen Füße wieder und eilte durch das Waldgebirg dem Elſaß zu, den großen Bogen des Rheines mit einer geraden Linie abſchneidend. Gegen Mittag kam ich vor einem feſten Orte auf eine Wieſe, wo von allerlei Volk ein Bogenſchießen abgehalten wurde. Ich war ſchon unterwegs wie berauſcht von dem Odem der Erde und der Luft, meine Glieder zu brauchen, und da iſt es nicht zu verwundern, daß ich mir in dem Luſtlager und Getümmel der Schießenden von den ausgelaſſenen Geſellen, die der verlaufene Mönch ergötzte, einen Bogen in die

Hand geben ließ und dann, mit vorgeſtrecktem Fuße Stand faſſend, Schuß um Schuß an's Ziel ſchickte. Mein Blick, ſei Euch geſagt, iſt ſcharf und ſicher von Natur und hat mich von Kindheit an nie betrogen.

Ich glaube, daß ſie mich, der den Becher verlernt hatte, trunken machten, daß ich in der Gluth die Aermel aufſtreifte und die Kutte bis an die Schenkel ſchürzte, und mir ſteht dunkel und ärgerlich vor Augen, daß ich zuletzt unter Spott und Gelächter mit nackten Armen und Beinen im Narrentriumphe herumgetragen wurde.

Am frühen Morgen, in der Knechtstracht, die mir ein guter Geſell geſchenkt, weiter wandernd, betrachtete ich nicht ohne Scham den Stand meiner Dinge. Ein beflecktes Wappen lag rechts und eine zerriſſene Kutte links hinter mir am Wege. Nichts blieb mir als das Handwerk und ich ſuchte mir eines, das mich von ritterlichen Leuten und Dingen nicht ganz entferne und ſeinen Mann ernähre in Kriegs- und Friedenszeiten. Da erhellte ſich mir die Loſung des Virgilius und ich beſchloß, ein Bogner und Armbruſter zu werden. Aller Anfang iſt ſchwer, lieber Herr; und neben den müßigen Gewöhnungen des Wegelagerers und des Mönches hatte ich noch viel Thorheit eines weichen Herzens zu überwinden. Ich mußte zu feſtem

Stande kommen; denn, ob ich ſchon einen Juden getödtet und ein Kloſtergelübde gebrochen, ſo hätte mich doch mein frommes Gemüth faſt in eine dritte Miſſethat geſtürzt. Dies will ich Euch noch erzählen — vom Uebrigen werde ich kurz ſein.

Ich war, gen Straßburg wandernd, unter eine Bande von fahrenden Schülern gerathen und wir zechten in einer Schenke gegenüber den Mauerwerken und Thurmſpitzen der berühmten Stadt. Da fiel mir ein, wie mein Mütterlein mir weiland viel geredet hatte von einer frommen Muhme, die in einem Straßburger Kloſter ein heiliges Leben geführt und deren Fürſprache im Himmel ſie, wenn das Waſſer des Elends ihr bis an den Mund ſtieg, mit Nutzen anzurufen pflegte. Solches dachte ich auf meinen irrenden Wegen auch zu thun. Alſo ging ich einen der Fahrenden, der ein helles offenes Geſicht hatte und wie er ſagte, die Stadt von früher her wohl kannte, mit freundlichen Worten an, ob er mir das Kloſter nicht weiſen könne, wo meine Muhme Willibirg im Geruche der Heiligkeit geſtorben ſei.

„Lieber," antwortete er, „ſieheſt Du dort den achteckigen Thurm mit dem farbigen Dache? Und daneben das lange Gebäude an der Stadtmauer? Dort hat Deine Muhme gewaltet."

Da warf ich mich auf die Kniee und rief, nach dem Hause hinüberblickend, die heilige Frau inbrünstig an, mir zu allem guten und heilsamen Werke behilflich zu sein. Was höre ich hinter mir? ein unterdrücktes Gekicher, ein toll ausbrechendes Gelächter und, rasch den Kopf wendend, sehe ich den Fahrenden, der die Zipfel seines Gewandes zu zwei langen Ohren gestaltet hatte, die er neben den meinigen winken und wedeln läßt. Zu gleicher Zeit lachten die Anderen unbändig: „Der Esel betet zum Hause der schönen Frauen hinüber! . . .“ Aber schon lag der Schalk unter meinen Knieen, während ich schwere Thränen fallen ließ über die Bosheit und Schlechtigkeit der Welt und ihn würgte, daß ihm der Lebensodem ausgegangen wäre, wenn ihn mir die Anderen nicht entrissen hätten.

In Straßburg trat ich in die erste Lehre bei einem Bogner, der mich ehrlich hielt und mir die Handgriffe, so viel er sie wußte, rechtschaffen beibrachte. Doch war er ein Mann des Brauches und der Gewohnheit, der den Kopf eigensinnig schüttelte zu den Verfeinerungen und Ausbildungen, deren das Wesen und die Gestalt der Armbrust fähig ist und die damals aus Engelland und Flandern, besonders aber aus dem heidnischen Granada bis zu uns in das

deutſche Reich hereindrangen. Mir aber, der einen jungen und neugierigen Geiſt hatte, ließ es, nach den einmal überwundenen Anfängen, keine Raſt noch Ruhe; denn, lieber Herr, in jeder, auch der geringſten Kunſt iſt ein Ziel der Vollendung verborgen, das uns ruft und lockt, ihm Tag und Nacht ſehnſüchtig nachzuziehen.

Oft hab' ich damals im Traume eine Armbruſt gebaut und einen Bolzen gebildet, die noch weiter trugen als das ſarazeniſche Schießzeug, aber im Frühlicht verblichen meine Fündlein wie höhniſche Irrwiſche; denn es waren plumpe Taſtungen oder willkürliche Gedanken, da ich wol einige Griffe, aber noch nicht die Gründe und Geſetze meiner Kunſt erkannt hatte.

So beſchloß ich zu wandern und bei den Meiſtern zu lernen. Durch Frankreich und Aquitanien wanderte ich und überſtieg den Pyrenäenberg und erblickte jeden Abend in den rothen Wolken des Sonnenniederganges die Wunderſtadt Granada, wohin mich meine Seele zog, bis ſie zuletzt wahr und wirklich vor mir auf dem Abendhimmel ſtand. Und es war mir vergönnt, die Weltpracht, die ſie dort aufgerichtet haben, zu betrachten, das durchbrochene Schmuckwerk ihrer Paläſte, die Palmen und Cypreſſen ihrer Zaubergärten und die aufſteigenden Strahlen ihrer rauſchenden Waſſerkünſte."

„Und Du biſt unbeſchnitten an Leib und Glauben

wieder zurückgekehrt, armer Hans?“ warf Herr Burkhard ein.

„Zweifelt nicht daran und mit einem weit klügeren Kopfe auf den Schultern, als ich ihn hingetragen hatte. Was aber meinen Chriſtenglauben betrifft, Herr, ſo habe ich ihn gegen einen großen Philoſophen behauptet, dem ich die Röhren, wodurch er den Gang der Geſtirne beobachtete, vervollkommnen half. Allnächtlich zeigte er mir die langſam wandelnden Heere des Himmels und erklärte mir, wie von Ewigkeit her die menſchlichen Geſchicke an dieſe leuchtenden Zeichen und Figuren, dieſe Thiergeſtalten und Wagen geſchmiedet ſeien, ſo daß keine Hand, weder menſchliche noch göttliche, in die ſich drehenden Speichen des Feuerrades greifen könne und kein Raum bleibe weder für die menſchliche Wahl noch für den Zorn und die Gnade Gottes.

Ich aber glaubte ihm nicht und berief mich auf die Gewitterfluth der Reue, wann ich meine Sünde vollbracht hatte.

Im Uebrigen fand und lernte ich in Granada, was ich dort zu ſuchen gekommen war. Es iſt nur die Wahrheit, lieber Herr! die heidniſchen Bogner ſind unübertroffen. Haben ſie doch vor Zeiten mit klugem Witze aus dem Umfange des Bogens die gedrungene

und handliche Geſtalt der Armbruſt gezogen, wie die Sage lautet und ich gerne glauben will: denn Gott hat den Heiden viele Kunſt und Wiſſenſchaft gegeben, Mathematik, Mechanik, Baukunde, alle Lehre, wo gezählt und gewogen wird, um ihnen, wie ich meine, vor dem ewigen Tode einen kurzen Stolz zu gönnen."

Der Chorherr nickte billigend zu dieſem weiſen Worte und der Bogner fuhr fort:

„Drei Jahre verblieb ich in der Heidenſtadt, die Tage verflogen mir im Wettlaufe der Arbeit und an den Abenden ergötzte ich mich, da mir nach und nach die arabiſche Zunge geläufig wurde, ohne Wein und Streit in den luftigen offenen Hallen, wo ſie Märchen erzählen. Dort vernahm ich einmal aus dem Munde eines braunen, gluthäugigen Burſchen, dem ſie am liebſten lauſchten, denn er verſtand es, die Geberde beider Geſchlechter und jeden Alters und Standes mit beweglichem Mienen- und Gliederſpiele darzuſtellen, eine Geſchichte, nicht beſſer und nicht ſchlechter als ſeine übrigen: Sie ſcheint Euch abweges; aber ich laſſe ſie nicht liegen, denn ſie gehört zur Sache.

Es iſt das Märchen vom Prinzen Mondſchein.

Ein junger Fremdling ſei von einer gegen Mitternacht gelegenen Inſel nach Cordova gekommen und habe ſich dort bei dem Kalifen in Gunſt geſetzt durch

den Zauber ſeiner Geſtalt und Rede und durch ſeine Meiſterſchaft im Schachſpiele. Daneben habe er trotz ſeiner anmuthigen Jugend eine ſolche Schärfe des Verſtandes und politiſche Weisheit beſeſſen, daß der von ihm berathene Kalife ohne Krieg und Blutvergießen durch die bloße Anwendung der Staatskunſt in nicht langer Zeit der mächtigſte der mauriſcher Könige geworden ſei. Darum habe er den Prinzen Mondſchein — ſo nannten die Cordovaner den Fremdling um der Bläſſe und Sanftmuth ſeines Antlitzes willen — ganz närriſch liebgewonnen und ihm ohne Bedenken die ſchönſte ſeiner Schweſtern zum Weibe gegeben, Prinzeſſin Sonne, die, nachdem ſie einmal den Fremdling erblickt, ihre leuchtenden Augen nicht mehr von ihm habe abwenden können. Sonne und Mond ſeien aber nicht über einen Jahreslauf zuſammengeblieben, da die Geburt eines Mädchens der Prinzeſſin das Leben gekoſtet. Hierauf hätten hundert neidiſche Höflinge gegen den Fremden, deſſen Stellung ſie erſchüttert glaubten, ſich heimlich verſchworen. Der Kluge habe ſie entlarvt, doch in milder Geſinnung für ihr Leben gebeten. Da ſeien eines Tages von königlichen Sclaven zehn Maulthiere, mit eben ſo vielen Säcken beladen, durch die Pforten ſeines Palaſtes getrieben worden, und, als das Geſinde die Säcke geöffnet, ſeien die

abgeſchnittenen Köpfe ſeiner hundert Feinde auf den Marmorboden des Hofes gerollt. Der Beſchenkte aber ſei beim Anblicke der blutigen Gabe erblaſſend in ſeine Gemächer zurückgetreten und habe nach eingebrochener Nacht ſein Kind aus der Wiege gehoben, ein Pferd beſtiegen und die ſchlummernde Cordova verlaſſen. Mit ihm aber habe Glück und Macht dem König auf immer den Rücken gewandt.

Der Märchenerzähler verſchwor ſich im Feuer ſeines Vortrages, den Prinzen Mondſchein perſönlich gekannt und ihn oft auf den Plätzen von Cordova mit über der Bruſt gekreuzten Armen demüthig begrüßt zu haben. Sie ſeien nicht ſehr verſchieden an Alter und nicht zehn Jahre ſeien vorüber ſeit jenen Begebenheiten.

Er war überzeugt, daß er die Wahrheit rede, aber ich nicht völlig; denn die Mauren, ehrwürdiger Herr, lügen mit mehr Aufrichtigkeit als wir, weil ihnen ihre raſche Einbildungskraft das Nichtgeſchehene täuſchend wie das Geſchehene vorgaukelt.

Kurz vor meiner Abreiſe dann hörte ich den braunen Geſellen die Märe vom Prinzen Mondſchein zum anderen Male erzählen und — dieſe Gerechtigkeit widerfahre ihm! — ohne merklichen Ausſchmuck oder Umbau. Das fiel mir auf. Doch hatte ich nicht Zeit, ihn auszufragen, denn ich ſelber bereitete mich damals

darauf vor, wie Prinz Mondschein, aus diesen fremden Sitten und Gebräuchen mich in der Stille nach der Christenheit heimzufinden.

Ich unternahm eine Meerfahrt nach Engelland, wo es mir bald gelang, bei dem vornehmsten Bogner in der Stadt London selbst Arbeit zu finden. Er hatte seine Werkstätte an der Themse unweit des festen Stadtthurmes aufgethan und arbeitete mit vielen Gesellen. Da seine Kunst von König und Ritterschaft gesucht wurde, war sein Gut groß angewachsen und man hätte ihn einen angesehenen Mann nennen können, wäre er nicht, wie alle vom Handwerk, von sächsischem Geblüte gewesen. Die Sachsen aber werden seit der Eroberung von ihren normännischen Herren unehrlich gehalten und auf eine unchristliche Weise unterdrückt."

„Oho!" unterbrach Herr Burkhard. „Ist das die Rede eines Mannes, der ein halbes Menschenalter hinter Herrn Heinrich getrabt und stolzirt hat?"

Hans warf dem Chorherrn einen gescheidten Blick zu und erwiderte ohne langes Besinnen:

„Es kommt, o Herr, beim Urtheilen wie beim Schießen lediglich auf den Standpunkt an. Damals, mitten unter den Sachsen lebend, drückte ich mich bei Seite, oder zog die Mütze, wann ein Zug Normannen auf ihren gepanzerten Rossen vorübersprengte. Hernach,

als ich ſelber droben ſaß, hätte es meine Ehre nicht gelitten, mich von einem Sachſen anders als baarhaupt anſprechen zu laſſen. Jetzt, da Sachſen und Normannen für mich verblichene Bilder ſind, habe ich, nebſt der Weisheit meiner grauen Haare, einen mittleren und mäßigen Stand und ſpreche: Macht und Eroberung ſind von Gott geſetzt, und da die Normannen ſchärferes Blut und ungeſtümere Geiſter haben, ſo ſind ſie die Herrſcher. Aber derſelbe Gott hat Knechtsgeſtalt angenommen und uns alle mit ſeinem theuern Blute gekauft: darum mache der Herr ſein Geſinde nicht bitter und vergreife ſich nicht an dem Weibe und Kinde ſeines Knechts!

Solches aber geſchah meinem Meiſter, dem zu ſeinem Unſegen eine ſchöne Tochter im Hauſe wuchs.

In Wahrheit, die goldhaarige Hilde war die ſchönſte Magd in London und ich konnte kein Auge von ihr verwenden, wann ſie uns nach der Vespermahlzeit, ohne ſich allzulange bitten zu laſſen, ihre Balladen vorſang."

Von Erinnerung überwältigt, wiegte der Bärtige ſeine breit vorragende Stirn und ſummte in unmelodiſchen Tönen:

„In London was Young Beichan born,
He longed strange countries for to see —"

„Wohin verläufst Du Dich, Hans?“ rief Herr Burkhard, der das Englische nicht verstand, mit beginnendem Mißmuth.

Der Armbruster fuhr aus seinem Traume auf und in den etwas abgespannten Zügen seines alten Zuhörers lesend, daß diesem der Einleitung zu viel und die Weile lang werde, sprach er ihn heftig an: „Wisset Ihr, Herr, von was diese Ballade, welche jung Hilde uns vorsang, handelt? . . .

Von der Geburt eines Heiligen aus dem Schooße einer Sarazenin, desselben heiligen Thomas, dessen Geschichte Euch zu erzählen ich hier bin!“

Die plötzliche Wendung, mit welcher Hans sein Schifflein aus dem Fahrwasser des eigenen Lebens in die Strömung eines größeren hineinsteuerte, gab dem Chorherrn einen Stoß; er richtete sich in seinem Sessel so steil und so rasch in die Höhe, als sein Alter es zuließ und rief erstaunt:

„Sarazenenblut in den Adern des heiligen Thomas? Lieber, bist Du bei guten Sinnen?“

„Hättet Ihr das Pergament geduldig gelesen, das Euch die Frau vom Münster, wie Ihr sagt, geliehen hat, Ihr würdet mich nicht mit so entsetzten Augen anschauen. Denn gerade dieser Punkt, will ich wetten, ist darin schön hervorgehoben. Hat sich doch die ganze

Pfaffheit von London ſtark der Sache angenommen und die Heidin, bevor ſie dieſelbe in eine chriſtliche Ehe treten ließ, ſorgfältig bekehrt! Sie tauften ſie auf den Namen Grazia oder Grace, was deutſch lautet: Gnade. Um der großen Gnade willen, welche die Mutter Gottes der Ungläubigen erwieſen!

In der Brautnacht der Sarazenin aber hatte eine prophetiſche Nonne zu London ein Geſicht und ſah aus dem neuen Ehebunde eine weiße Lilie, das iſt einen Heiligen, entſprießen und gen Himmel wachſen.

Und es geſchah, wie die Nonne geſehen hatte.

Aber viel hat es gebraucht, bis aus dem Heidenkinde der Heilige herauswuchs: Blut und unendlichen Jammer, den Sturz eines Königs und wo nicht den Untergang, doch die Erſchütterung eines Königreiches!

Ich will nun ganz nach der Ordnung, wie es Euch bequem iſt, Herr, erzählen, wer die Eltern des Thomas Becket geweſen ſind.

Die Geſchichte iſt mir vertraut; denn ſie war die Freude der blonden Hilde, welche damals noch jung und unſchuldig war und das Wunder natürlich fand, daß Zweie, die ſich liebten, über Land und Meer zuſammenkamen.

Vor vielen Jahren begab es ſich einmal, daß ein Handelsmann aus London mit Namen Gilbert Becket

nach dem Morgenlande fuhr und dort von einem mit ſeinen Reitern und Heerden in der Wüſte ziehenden Fürſten überraſcht und gebunden wurde. Die eigene Tochter des Heiden aber erbarmte ſich ſeiner Bande und zerſchnitt ſie. Vor Jahresfriſt dann floh ſie dem Sachſen nach; denn ſie hatte ihr Herz an ihn verloren, und in England ſingen und ſagen ſie, daß die vornehme heidniſche Magd, obwol ihrem Willen und Gedanken nur zwei Worte zu Gebote ſtanden: London und Gilbert, mit dieſen den Weg zu ihrem Lieblinge geſucht und gefunden habe."

„Höre, Hans," gab der Chorherr einem aufſteigenden Zweifel Ausdruck, „Du reiteſt das geflügelte Rößlein der Fabel nicht ſchlechter als Dein brauner Freund, der Märchenerzähler in Cordova. Es fehlt nur noch, daß auch Du darauf ſchwöreſt, Du ſeieſt dabei geweſen."

Der Bogner zuckte gleichmüthig die Achſeln.

„Nicht ich, lieber Herr; mein Meiſter aber in London, der ein pünktlicher und trockener Mann war, hat mir oft geſagt, wie er, ein junger Geſelle, durch die Straßen der Stadt hinter der fahrenden Sarazenin hergelaufen ſei. Denn dieſe habe jeden Vorübergehenden angehalten und ihn gefragt: „Gilbert?" Dadurch ſei ſie ſtadtkundig geworden, ſo daß ihr am Ende viel

Volk nachgezogen, um mit ihr „Gilbert!“ zu rufen. Die Einen aus Mitleid mit dem ſchönen ausgehungerten Frauenbilde, das vor Kümmerniß jede Speiſe zurückwies, die Andern der Thörin ſpottend, die einen Gilbert aus Tauſenden in London, wo der Name gemein iſt, herausfinden wollte. Endlich ſei der wahre Gilbert an ſein Fenſter und vor ſeine Schwelle getreten, habe die Heidin bei der Hand ergriffen und an ſeinen Herd geführt.

Wann aber der Meiſter ſo erzählte, ermangelte er nie anzufügen:

„Fahrende Heidinnen, Hans, bringen uns Chriſten nichts Gutes. Wäre doch das Wüſtenkind in ſeinem Zelte geblieben, ſtatt nach unſerm Engelland zu ſchwimmen und uns hier den Kanzler auf die Welt zu ſetzen, den Verräther an ſeinem Volke!“ —

Der Kanzler, der weltberühmte Kanzler von Engelland, die Wonne und Weisheit des Königs, die Bewunderung und der Neid der Normannen, der Haß und geheime Schrecken der Sachſen, war damals in aller Munde.

Sein raſch aufleuchtender Stern, die wie aus einem unerſchöpflichen Füllhorn über ihn ausgeſchütteten Gnaden und Würden, ſeine Thürme, Burgen, Abteien, ſeine Zaubergärten und unbegrenzten Wälder, ſein

Gefolge von hundert und dann von tauſend Rittern, die goldenen Geſchirre ſeiner Roſſe und Mäuler, die üppigen Tafeln ſeiner Feſte und die unabſehbaren Reihen der Geladenen, ſeine köſtlichen Gewande und blitzenden Steine — das Alles gab den Leuten von London zu wundern und zu reden von Morgen bis Abend.

In der Werkſtätte konnte ich mir während der Arbeit die Ohren nicht verhalten und ſo klangen ſie mir unabläſſig von dem Sohne des Sachſen und der Sarazenin. Daß ihm ſeine Landsleute alle ſchwarzen Frevel nachredeten, ſetzte mich nicht in Erſtaunen und lag in den Staatsverhältniſſen, da der Kanzler der einzige Sachſe war, der im Sonnenlichte der königlichen Gnade wandelte. Aber denkwürdig bleibt es immerhin, daß die Väter an demſelben Manne keine gute Faſer fanden, den die Söhne jetzt auf den Knieen anrufen.

Ein ſchlechter Sohn ſei er geweſen, der den Geruch der väterlichen Oelfäſſer und Waarenballen verabſcheut habe. In den Dienſt eines ſchwelgeriſchen normänniſchen Biſchofs ſei der Jüngling zuerſt getreten, dort habe er franzöſiſch liſpeln gelernt und kein ehrliches ſächſiſches Wort ſei mehr über ſeine Lippen gekommen. Um ſeinen von Vaterſeite ſächſiſchen Urſprung zu ver-

wiſchen, habe er von den Händen dieſes Normannen, als ein Leichtfertiger, die erſten Weihen empfangen. Dann, reich geworden durch den Tod des Vaters, ſei er über Meer gefahren, habe in Calais ſeine treuen ſächſiſchen Diener verabſchiedet, welſches Geſinde gedungen, köſtliche Gewande gekauft und ſich als Ritter aufgethan. Durch Aquitanien und Spanien ſei er an die mauriſchen Höfe gezogen, von ſeinem mütterlichen heidniſchen Blute getrieben, und beim Könige von Cordova in die höchſte Gunſt gekommen. Dort habe er mit Weiſen aus dem Morgenlande Sterndeutung und geheime Wiſſenſchaft getrieben, worin er ſeine Meiſter bald übertroffen, ſo daß es ihm nach ſeiner Heimkehr habe glücken können, König Heinrich durch hölliſche Sympathie unvergänglich an ſich zu ketten.

Herr, darin war das Goldkorn der Wahrheit ſchwer zu finden. Um ſo mehr wuchs meine Begierde, dieſe lebendige Fabel mit Augen zu ſchauen; aber lange mußt' ich mich gedulden, denn Thomas Becket weilte damals mit dem Könige jenſeits des Meerarmes in Aquitanien, das, wie Ihr wißt, zu dem Weibergute ſeiner Königin gehörte.

Endlich kam der Tag. Ich ſchnitzte in der Werkſtatt an einem Bolzen. Da fängt es an, auf der Straße unruhig zu werden, zu treiben und zu ſummen.

Meine Gesellen verlassen ihr Zeug, steigen auf Schemel und Bänke und drücken die Köpfe in die Fenster. Pauken und Cymbeln schmettern. Hinter den berittenen Spielleuten folgte ein Herold mit den drei Pardeln auf der Brust und bereitete den Weg dem Sohne der Heidin Grazia.

Ein schöner Mann war er und fürstlich, wie König Salomo. Mit den normännischen Herren konnte er sich wol nicht messen an Frische des Antlitzes und Macht des Wuchses. Aber er lenkte mit unvergleichlichem Anstande seinen goldgeschirrten, tanzenden Araber und sein farbloses Antlitz besaß eine ernste Lieblichkeit.

Wie ich damals, mitten unter dem niedern Volke stehend, ihn bewunderte, ließ ich mir nicht einfallen, daß ich selbst über ein Kurzes in den Dienst des Königs treten und dort diesem wundersamen Herrn täglich, ja stündlich begegnen würde.

Das begab sich aber folgendergestalt.

In der Werkstätte meines Meisters gingen die Normannen ein und aus, denn da gab es stets mit neuer Kunst erfundene oder vervollkommnete Armbruste zu prüfen. Leider blieb bei diesen Besuchen die schüchterne Hilde nicht immer verborgen. Sie war die Freude und der Wunsch meiner Augen; so konnte

mir nicht entgehen, daß die der normänniſchen Ritter ſchärfer auf ihr hafteten als heilſam war. Einer von ihnen, den ſie Gui Malherbe, das iſt Veit Unkraut, hießen und der im Gefolge und an der reichen Tafel des Kanzlers ſein ſchädliches Daſein friſtete, ein frecher, ungebundener Edelknecht, aber gegen die Frauen von geſchmeidigen Manieren, wurde mir täglich mehr zum Stachel und zum Aergerniß, und es fraß mir das Herz ab, ihn mit der ſächſiſchen Magd auf der Grenzſcheide verblümter Tändelei und nackter Herrenfrechheit ſpielen zu ſehen, ohne ihm dafür mein Meſſer zwiſchen die Rippen ſtoßen zu dürfen. Mein Leben hätt' ich es mir vielleicht koſten laſſen; aber den Meiſter und das Mägdlein wollt' ich nicht in's Verderben ſtürzen, wie es doch damit geſchehen wäre.

Was ſoll ich da Worte machen, wo mein Herr Burkhard ſich aus ſeiner Jugend erinnert, wie behend der Böſe in ſolchen Fällen ſein Netz auswirft und zuzieht!

Eines Tages wurden der Meiſter und ich auf ein etliche Meilen von London gelegenes Schloß gerufen, um einem normänniſchen Herrn die Waffenkammer einzurichten. Es wird ein verabredetes Spiel geweſen ſein. Wir wurden unter allerlei Vorwand dort aufgehalten, und als wir nach London heim-

kehrten, war Jung Hilde verſchwunden — gewaltſam entführt nach der Ausſage der Nachbarn, die nächtlicherweile Pferdegetrappel und eine jammernde Stimme gehört hatten, willig folgend, wie die feigen Geſellen und furchtſamen Mägde logen, da ſie der Meiſter zur Rede ſtellte.

Ich warf meinen Verdacht auf Gui Maltzerbe — was ſage ich? die Sache war mir gewiß und ſo rieth ich meinem Meiſter, dem Kanzler knieend den Weg zu verlegen, wenn er an unſerer Werkſtatt vorüberritte nach dem feſten Thurme von London, zu deſſen Kaſtellan der König ihn erhoben hatte, und nicht zu weichen, bis er ihm Gehör gebe und ſeinen normänniſchen Knecht zur Rechenſchaft ziehe.

So geſchah es eines Tages. Mein armer Meiſter warf ſich vor dem prächtig geſchirrten Zelter des Kanzlers in den Staub und heiſchte, ſeinen grauen Bart rauſend, mit erſtickter Stimme und mit thränenbedeckten Wangen Gerechtigkeit gegen den Räuber ſeines Kindes, der mit trotziger Miene, aber unruhigen Augen in der dritten Reihe hinter ſeinem prunkenden Gebieter herritt.

Ich kann es nie vergeſſen und ſehe es jetzt noch, wie dieſer gelaſſen und unbewegt, ohne eine Miene zu verziehen, den Geängſtigten kaum mit einem dunkeln

Blicke aus ſeinen halbgeſchloſſenen Augen ſtreifte, das Pferd langſam an ihm vorüberlenkend.

Als dann der verzweifelnde Sachſe auf die Füße ſprang, die geballten Fäuſte gegen ihn ſchüttelte und ihm nachſchrie: „Schade, Pfaffe, daß du kein Kind haſt, das dir ein Normanne verderben kann!“ da berührte Thomas Becket, wie von einem läſtigen Inſect umſchwärmt, leiſe ſein arabiſches Roß, um es in etwas raſchere Gangart zu ſetzen. Ich aber drängte den alten Mann in ſein Haus zurück und entzog ihn den höhnenden Blicken und verächtlichen Scherzreden der den Kanzler geleitenden Reiterſchaar.

Nun folgten jammervolle Tage, an die ich noch heute nur mit Bitterkeit zurückdenke; damals glaubte ich ſie kaum zu überſtehn. Es wurde nichts beſſer, als eines Tages die arme Hilde unverſehens, da es dunkelte, in der verlaſſenen Werkſtatt ſaß, den Vater erwartend, von dem ſie wußte, daß er bei einbrechender Nacht mit eigenen Händen Laden und Thüre verriegelte.

Ich habe nie erfahren, ob der Normanne Malherbe ſeine Gefangene freiwillig zurückgab, weil er ihrer müde geworden, oder ob der Kanzler in ſeiner verborgenen Weiſe einen Druck auf ihn ausgeübt hatte.

Eines dagegen ſah ich deutlich: der Meiſter trieb

mich in treuer Absicht aus dem Hause. Er war gesonnen, sein zertretenes und scheu gewordenes Kind einem Angelsachsen aus seiner Verwandtschaft, der in der Werkstatt arbeitete und Trustan Grimm hieß, einem ungeschlachten Rothkopf, zum Weibe zu geben. Dabei wollte er mich nicht zusehen lassen. So lag er mir täglich an, eine bessere Stellung zu suchen, und da ich in jener Zeit, um Groll und Gram zu verwinden, eine Armbrust erfand, die weiter trug und sich leichter spannen ließ als alle damaligen — ein braves Werk, wenn ich es auch später abermals übertroffen habe — so redete er mir zu, meine Erfindung König Heinrich, der ein Förderer und Pfleger der edeln Wurf- und Schießkunst war, persönlich zu überbringen und zu empfehlen. Ich sah, er meinte es gut mit mir, und ich befolgte seinen Rath.

IV.

Als ich auf Schloß Windsor zum ersten Male vor den König von Engelland trat, zitterte mir das Herz im Leibe, denn er war von gewaltigem Wuchs und herrischer Geberde und seine blauen unbeschatteten Augen brannten wie zwei Flammen. Er blickte mich zuerst ungnädig an, begriff aber sogleich, warum es sich handelte, mehr aus der dargebotenen Armbrust als aus meinen stockenden Worten, nahm, spannte sie, legte den Pfeil, trat an das geöffnete Fenster und schoß nach einer Krähe, welche sich auf die, da es windstill war, bewegungslose Fahne des Schloßthurms gesetzt hatte; und ein helles Lachen ging über sein Antlitz, wie sich die Fahne drehte und das Thier flatternd in die Dachrinne stürzte.

Noch einmal prüfte er mit dem Finger Senne und Drücker, dann warf er mir einen befriedigten Blick zu. „Das ist mit Kunst gemacht, mein Junge,“

lobte er mein Werk. „Da, trag' es in meine Rüſtkammer und melde dich beim Waffenmeiſter als meinen Dienſtmann; denn du bleibſt um mich, Deutſcher, und magſt mir die Armbruſt auf die Birſch nachtragen."

Da war keine Widerrede, auch wenn mein eigenes Herz nicht danach gelüſtet hätte, den Königsdienſt zu verſuchen als das Höchſte im Weltſpiel.

Während Herr Heinrich noch zu mir ſprach, kam ſein Dritter, der halbwüchſige Herr Richard, hereingeſprungen mit dem Jubelrufe: „Vater, die normänniſchen Hengſte ſind da! Prächtiges Blut!" und Herr Heinrich ließ ſich von ſeinem Lieblinge fortziehen.

Jetzt erhob ſich aus einer tiefen Niſche, wo er, ohne von mir erblickt zu werden, vor einem mit Schriftſtücken belegten Marmortiſch geſeſſen hatte, ein vornehmer, bleicher Mann in köſtlichen Gewanden und trat, dieſe ſchön und langſam bewegend, zu mir, als trüge er Verlangen, auch ſeinerſeits über meine Erfindung ſich unterrichten zu laſſen. Es war der Kanzler. Ich wiederholte meine Lehre mit mehr Verwirrung — könnet Ihr es glauben? — als vor dem Könige; denn mir wurde bange, da er, aufmerkſam lauſchend, mich ganz ausreden ließ, und mir ſchien,

als ertöne meine einſame Rede viel zu keck und laut in der hochgewölbten Halle.

„Eure Gnade,“ endigte ich, „iſt ein Gelehrter und hat wol kein Gefallen an Kriegszeug?“

Er ſenkte die dunkeln Augen und antwortete leutſelig: „Ich liebe das Denken und die Kunſt und mag es leiden, wenn der Verſtand über die Fauſt den Sieg davonträgt und der Schwächere den Stärkeren aus der Ferne trifft und überwindet.“

Mit dieſem ſchönen und einſichtigen Lobe der Armbruſt, lieber Herr, köderte mich der Kanzler ohne es zu wollen, und ich hätte ihm meine Luſt an ſeiner Weisheit mit dankbaren Worten bezeigt, hätte ich meine Scheu vor ſeinem blaſſen und übermenſchlich klugen Antlitz verwinden können.

In die Rüſtkammer tretend, fand ich dort den Waffenmeiſter, einen eisgrauen Normannen, der mich wol um Kopfeslänge überragte. Herr Rollo empfing mich hochfahrend und geringſchätzig, beſchäftigte ſich dann aber eingehend mit meiner Erfindung; denn er war in Engelland der beſte Kenner alles Rüſtzeuges. Er brummte etwas Beifälliges zwiſchen den Zähnen und kam endlich dahin, meinen Gedanken zu billigen. Als er mich dann um meine Heimath befragte und

erfuhr, ich ſtamme von unweit des ſchwäbiſchen Meeres her, ſchenkte er mir aus ſeinen harten Runzeln einen aufmerkſamen Blick.

„Treue Leute, die Schwaben, und deren ſind wir hier zu Hofe bedürftig," ſagte er. „Hältſt du dich aufrichtig, Deutſcher, ſo mangelt es hier nicht an Gnaden und Lohn. Du trittſt in eines gewaltigen Herren Dienſt."

Und er hob an, das Weſen der normänniſchen Könige mit großen Worten zu preiſen und mir ihre Reiche und Herrſchaften aufzuzählen. „Dieſſeits und jenſeits des Meeres ſind ſie mächtig, rühmte er, und was ſie ergreifen, das laſſen ſie nimmermehr los."

Dabei zeigte er mir die Panzerhemden und Kronhelme des Eroberers und ſeines Sohnes, welche, an den Mauern der langgeſtreckten Halle, zuvorderſt in einer endloſen Reihe von Rüſtungen und Waffenſtücken hingen.

„Eines nur," fuhr er kopfſchüttelnd fort und wehrte mir, einen verroſteten Pfeil zu berühren, der unter der Rüſtung des zweiten Königs auf den Steinflieſen lag, „Eines nur, das Letzte, mißräth ihnen. Die hohen Herren haben alleſammt ein böſes Sterben. Dieſer Bolz — Gott und der Teufel wiſſen, wer ihn abſchoß — hat Herrn Wilhelm dem Rothhaarigen mitten

im luſtigen Jagen den Lebensfaden zerſchnitten. Aber was thut's? Glänzende Sonnen gehen blutig unter.“

So ritt ich denn von nun an in Jagd und Fehde hinter meinem Herrn und Könige her und fand ihn, wie er ſich mir am erſten Tage gezeigt hatte: von wechſelnden Launen wie April, harſch, ungeduldig, aufbrauſend, ſchrecklich im Zorn, aber auch wieder von mittheilſamem Gemüthe, zugänglich und leutſelig, ſo daß man zur guten Stunde einen Scherz wagen durfte und es geſchehen konnte, daß der erhabene Herr mit ſeinem Geſinde lachte, bis ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

Daß ich aber aus dem Stalle und der Gewehrkammer in das Vorzimmer gelangte und mich zuletzt auf die Schwelle der königlichen Schlafkammer wie ein Rüde betten durfte, das geſchah nicht ſprungweiſe, ſondern allmälig von Schritt zu Schritte.

König Heinrich war ein gewaltiger Nimrod, der es liebte, in geſtrecktem Jagen auf den Fährten eines Hirſches zu fliegen, ſein Gefolge weit hinter ſich laſſend, und der dann, von wenig Bedürfniſſen wie er war, bei einbrechender Nacht mit dem erſten beſten Lager vorlieb nahm. Da war ich, auf meinem ſchnaubenden Thiere mich dicht hinter ihm haltend, oft der

Einzige in der Nähe, ihn zu bedienen und brachte ihn auch trunken zu Bette, wann er, nach dem Schweiße der Jagd, dem Becher zugeſetzt hatte. So gewöhnte er ſich an meinen Dienſt und mich, und, wenn ich mich auch nicht mit böſen Liſten einſchmeichelte, war ich doch witzig genug geworden, um mir mein gutes Spiel nicht täppiſch zu verderben.

Dreierlei aber kam mir dabei zu gute: daß ich weder Normanne noch Sachſe war, daß ich von Niemandem als meinem Herrn Mieth' und Gabe nahm — einzig den Kanzler, dem keiner Etwas weigern durfte, zu Zeiten und unter Umſtänden ausgenommen — und daß ich, ohne gerade den dummen Hans zu ſpielen, mich etwas einfältiger ſtellte, als ich von Natur war, und etwas neuer, als mich die Erfahrung gelaſſen hatte. Dergeſtalt fand Herr Heinrich ein Wohlgefallen an meiner ſchwäbiſchen Treuherzigkeit.

Doch auch Herr Thomas half mir weiter in der Gunſt des Königs dadurch, daß er ſeine Blicke gnädig auf mir ruhen ließ — denn der König ſah mit den Augen ſeines Kanzlers — und dadurch, daß er mir zuweilen ein ſcherzendes, ſinnvolles Wort zuwarf, welches er in ſeiner Ehrerbietung an Herrn Heinrich nicht richten durfte und von welchem er doch wünſchte, daß dieſer es vernehmen möge.

Das Wohlwollen des Kanzlers aber fiel mir zu an einem Tage, da er und ich den Finger an den Mund legten.

Im erſten Jahre meines Königsdienſtes nämlich begab es ſich, daß Herr Heinrich an einem ſchwülen Sommernachmittage in ſeinem Gemache ſich zum Schlummer gelegt hatte, als der Kanzler in dringenden Geſchäften ihn aufſuchte. Ich trat Herrn Thomas entgegen und flüſterte, den Finger auf die Lippen legend: „Herrlichkeit, der König ſchläft. . . .“ Nun müſſet Ihr wiſſen, ehrwürdiger Herr, daß die Heiden in Granada, Vornehm und Gering, die fromme Gewöhnung haben, jedesmal wann von Schlummer und Schlaf geredet wird, hinzuzufügen: „Gelobt ſei, der nicht ſchläft noch ſchlummert!“ So thun ſie von Kindesbeinen an, ohne ſich mehr dabei zu denken, als wir Schwaben bei unſerem „Grüß Gott“. Da ich unter den Heiden lebte, hatte ich mir dieſen Spruch gleicherweiſe angewöhnt, um mir auf eine unſchuldige Art etwas Landesfarbe zu geben. War ich nun ſelber ſchlummertrunken, oder erinnerte mich der im verhängten Zimmer noch blaſſer als ſonſt erſcheinende Kanzler an einen Mauren, oder that ich es aus bloßer Gewohnheit, deren Macht ſtark iſt, — kurz, ich ſagte: „Herrlichkeit der

König ſchläft, — gelobt ſei, der nicht ſchläft noch ſchlummert!“

Da lächelte der Kanzler wider ſeinen Willen, bis zuletzt die ganze Reihe ſeiner Perlenzähne ſchimmerte, und fragte mich dann in ernſthaftem Tone: „Wie kommt ein Deutſcher zu dieſem Gruße?“

Ich erzählte ihm, das Erwachen des Königs erwartend, daß ich drei Jahre in Granada die Bognerkunſt erlernt hätte, und erzählte ihm auch die Geſchichte des Prinzen Mondſchein. Das war freilich ein gewagter Muthwille und hätte mir zum Schlimmen gereichen können. Aber die Verſuchung zu ergründen, ob Prinz Mondſchein und der Kanzler ein und dieſelbe Perſon ſeien und zu erproben, ob der ewig Ruhige nicht wenigſtens diesmal ſich überraſchen laſſe, war für mich zu ſtark. Herr Thomas aber verzog keine Miene. Er hielt eine Weile, wie er zu thun pflegte, die Augen ſinnend geſenkt, dann erhob er ſie auf mich und legte langſam den weißen Finger auf den Mund. Ich dagegen bog das Knie vor ihm und meldete ihn dann dem Könige, der in ſeiner Kammer eben ein Geräuſch gemacht hatte.

Da mich nun die beiden Herren leiden mochten und mir gleicherweiſe trauten, werdet Ihr an das Wunder glauben, daß ich der ſeltnen Gunſt genoß,

hinter dem Stuhle meines Königs zu stehen, wann er mit dem Kanzler in Staatsgeschäften zusammensaß. Herr Heinrich ließ sich dann von mir einen perlenden weißen Wein einschenken, der aus Frankreich kam, während er mit listigen Augen und innigem Vergnügen den scharfsinnigen Auseinanderlegungen und verwickelten Schachzügen seines Kanzlers folgte, und dieser sonnte sich, wie eine schlanke weiße Schlange, in den Strahlen der fürstlichen Gunst.

König Heinrich betrachtete den von ihm aus dem Nichts Gehobenen mit Wohlgefallen als sein Geschöpf; aber das Geschöpf, ehrwürdiger Herr, war dem Schöpfer unentbehrlich geworden und unterjochte ihn mit seinem sanften Eigensinne.

Oft habe ich dabeigestanden, wann der Kanzler den König, dessen zur Jagd gesattelte Pferde schon im Schloßhofe wieherten und stampften, noch beim Ueberschreiten der Schwelle aufhielt, seine Rollen vor ihm entfaltete und den Unbändigen durch den Zwang seiner milden Worte nöthigte, ihm Gehör zu schenken, und ich mußte mich wundern, wie er, den Stift in der einen und das Pergament in der andern Hand, Herrn Heinrich's hingeworfenen Bescheid wiederholte und entwickelte, denselben in eine schöne, geschmeidige Rede verwandelnd, daß es nur so strömte, wie flüssiges Gold."

„Auch Deine Rede ſtrömt, daß ich mich wundern muß," ſtichelte der greiſe Chorherr.

„Gebt Raum meiner Rede," rief Hans, „und laßt mich Euch den wunderſamſten Mann beſchreiben, welchen die Erde getragen hat, das Vorbild und die Mode des Jahrhunderts. Der vornehmſte Adel von Engelland gab ihm ſeine Söhne als Edelknaben in die Lehre und welcher Jungherr den Ritterſchlag nicht von der Hand des emporgekommenen Sachſen empfangen hatte, galt nicht für voll unter dieſer hochmüthigen und wegwerfenden Jugend.

Es hat mich oft ergötzt, wenn die ſchmucken Knaben, welche ihre blühenden Lippen nie mit einem engliſchen Worte verunreinigt hätten, an den farbloſen des Thomas Becket hingen, dem freilich die franzöſiſche Herrenſprache zierlicher vom Munde klang, als nicht Einem unter ihnen; wie ſie ſich jede ſeiner Redensarten und Wendungen ſorgfältig merkten, die Feinheit ſeiner Scherze bewunderten, den Schnitt ſeiner Kleidung nachzeichneten und ſeine ruhige Geberde nachahmten, als das Höchſte höfiſcher Vollendung.

Eines aber, mein' ich, mangelte dem Kanzler: das Ungeſtüm und die Schärfe eines männlichen Blutes.

Nicht, daß er feige geweſen wäre! Eine Memme hätte ſich keinen Tag am Hofe König Heinrich's ge-

halten; denn die Normannen ſind kitzlich im Ehrenpunkt wie kein anderer Adel. Gleich fährt das Schwert aus der Scheide und verloren iſt unter ihnen, wer den Stich eines Blickes oder einer Klinge nicht pariren und zurückgeben kann.

Ob zwar ein halber Cleriker, war Herr Thomas in jeder ritterlichen Uebung und Waffe wohlerfahren, wobei ihm ſein biegſamer Wuchs zu ſtatten kam, und zog wol auch, wenn es die Staatsgeſchäfte erlaubten, mit dem König zu Felde. Ich bin einmal hinter ſeinen Ferſen eine Sturmleiter hinaufgeklettert und habe ihn innerhalb der erſtiegenen Ringmauer jener franzöſiſchen Burg mit einem wüthigen Picarden handgemein werden ſehen, todtenblaß in der That und die Zähne aufeinander beißend. Aber er täuſchte die feindliche Waffe und jagte dem Recken richtig zielend das Schwert durch das Herz, freilich um es dann, als ſein Gegner in der Lache ſeines Blutes lag, mit Ekel und Abſcheu zu betrachten und wegzuwerfen. „Bogner, gieb mir ein reines!“ gebot er mir. Und doch war dieſes Schwert ein Meiſterſtück fremder Schmiedekunſt, das Euch die Maſchen jedes Panzers durchſchnitt wie Tuch. Ich habe es aufgehoben und lange Jahre zu meiner eigenen Sicherheit gebraucht.

Herr Thomas konnte kein Blut vergießen.

In den Bezirken ſeiner weiten Beſitzthümer ſpielte und weidete das Wild in den Waldlichtungen wie im Paradieſe, und wenn er ſeine Forſte beſuchte, näherten ſich die Rehe und freuten ſich, ihm aus der Hand zu freſſen.

Auch das Todesurtheil eines Menſchen vermochte er ohne Erblaſſen nicht zu unterſchreiben, und eine Hinrichtung, wie ſolche in einem ordentlichen Staatsweſen häufig ſind, mit anzuſehen, überſtieg ſeine Kraft, während mein Herr und König ſich gerne herabließ, ihnen, als die verkörperte Gerechtigkeit, vorzuſtehen. Oft gab es Herrn Heinrich zu lachen, wann er mit ſeinem Kanzler an einem Rabenſteine vorüber ritt und Herr Thomas mit Unluſt das Haupt abwendete, nicht wegen der Geiſter, die dort heimiſch ſind (denn der Kanzler war ein ungläubiger Mann), ſondern aus Grauen, wie er einmal fallen ließ, vor der gequälten Menſchheit, deren zerriſſene Glieder dort auf dem Rade zuckten.

Sogar das Urtheil einer landkundigen und ihrer teufliſchen Frevel geſtändigen Zauberfrau und Hexe zu unterſchreiben, weigerte ſich der Kanzler und ſetzte ſich dadurch, der ſonſt ſo kluge Mann, einer heidniſchen Laune wegen, in Widerſpruch mit ganz Engelland: König, Adel, Volk und Pfaffheit.

Das war die ſchwarze Mary, die in einem Dorfe unfern von London ihr Weſen trieb, Gewitter braute, Seuchen ausgehen ließ, Vieh und Kindlein würgte, bis ſie zuletzt von einem geiſtlichen Gerichte gefoltert und, nachdem ſie willig bekannt, um ihre reuige Seele aus dem ewigen Brande zu retten, zum zeitlichen Feuer begnadigt wurde.

Da geſchah es, daß der verzärtelte Kanzler die Unholdin in ihrem ekeln Kerker aufſuchte und ſich ihre verlaſſene Jugend und ihren ſpätern Umgang mit dem Teufel erzählen ließ. Könnet Ihr es mir nun glauben daß Herr Thomas der ſchwarzen Mary, die unter heißen Thränen nach der reinigenden Flamme ſchrie, den Satan auszureden ſuchte und ihr vorhielt, ſie betrüge Andere und ſich ſelbſt? Und je handgreiflicher ſie ihm Alles ſchilderte, um ſo ungläubiger wurde der Heide. Herr Thomas riß den Proceß vor den König; dieſer aber wollte nichts von Gnade hören, ſondern ſagte majeſtätiſch: „Kanzler, ich bin das chriſtliche Gewiſſen von Engelland, ich kann nicht!“ Da ſprach der Kanzler gelaſſen: „Was vermag ich gegen die hohe Weisheit des Jahrhunderts, welche, o Herr, die Deinige iſt!“ und unterſchrieb das Todesurtheil.

Später, als er den Saal verließ, wendete er ſich zu mir, der neben der Schwelle ſtand, und ſagte:

„Die Mary iſt eine Hexe, wie ich ein Heiliger! Alter Hans, es gibt Augenblicke, da mir gleichermaßen graut vor dem, was die Menſchen ſind und vor dem, was ſie ſich zu ſein einbilden.“

Dieſe Rede habe ich nie verſtanden; aber ich muß vermuthen, daß Herr Thomas in hochmüthiger Philoſophie nicht an die Künſte Satans glaubte.

Als hernach die ſchwarze Mary hinausgeführt und gerichtet werden ſollte, fanden ſie ihren Kerker leer, und da Herr Heinrich mit drohendem Finger den Kanzler darüber zur Rede ſtellte, meinte dieſer, das ſei ein Blendwerk, ſo gut wie alles Frühere — und damit war die Sache abgethan.

Später lief die Rede, die ſchwarze Mary ſei nicht mit ſolchem Geſtank abgefahren, ſondern führe auf einer entlegenen Meierei des Kanzlers ein ſtilles und eingezogenes Leben. Wenn ſie aufrichtig in ſich gegangen iſt, ſei es ihr wol gegönnt! Ich will Euch nur geſtehen, daß auch mich ein Mitleid mit der Sünderin überfallen hatte, als ich ſie auf ihrem modrigen Strohhaufen ſitzen und unter den verwirrten Strähnen ihrer Haare hervor mit ſchwarzen, irren Augen zu dem Kanzler aufblicken ſah, als ich ſie über ihre unbeſchirmte Jugend klagen hörte und über die Unbill, die man ihr angethan, als ſie noch unſchuldig

war. Wußte doch auch ich ein Lied davon zu ſingen!

Ihr ſehet nun, Herr, denn ich habe es in meiner Ehrlichkeit an den Tag gelegt, daß der Kanzler, als er die Hexe beſuchte, mich als einen verläßlichen Mann hatte mitreiten laſſen."

Der Chorherr blickte den Armbruſter prüfend an. „Du biſt es, Hans," rief er, „der das arge Weib geflüchtet hat!"

„Meint Ihr wirklich, Herr?" verſetzte Hans, und es war, als ob er unter ſeinem Barte den Mund verzöge. Dann lenkte er ſeitwärts:

„Eine ſchlimmere Hexe, die zu jener Zeit in Engelland lebte, konnte auch nicht verbrannt werden, und aus triftigen Gründen.

Mein Herr und König war mit ihr verheirathet.

Warum Herr Heinrich mit Frau Ellenor in die Ehe getreten war, dem geſchiedenen Weibe des Königs von Frankreich,' das offenbart ſich Jedem, der die Weltkarte betrachtet und darauf die Länder zählt, die ſie ihm zubrachte; das iſt Gascogne, Saintonge und Poitou mit unzähligen Burgen und Städten. Sie ſoll in ihrer Jugend lieblich und beſcheiden geweſen ſein. Ich will ihr dieſe Märzblume nicht aus der Krone nehmen. Zur Zeit, da ich das Knie vor ihr

beg, hatte ſie einen ſchwarzen Helm von üppigen Haaren, unſtäte, beſchäftigte Augen und ſtets gejagte Füße. Auch hielt ſie Herr Heinrich beiſeits, bald in einer Abtei, denn ſie war zeitweiſe andächtig, bald in einer abgelegenen Burg mit wenig Geſinde, das zuweilen ein ehrgeiziger nachgeborener Sohn oder ein eitler Fahrender, der mit einer Vornehmen zu thun haben wollte, vergrößerte.

Der Kanzler begegnete ihr, wo er ihr nicht ausweichen konnte, mit tiefer Ehrerbietung, während ich glaube, daß ſie ihm zuwider war; denn er liebte an Frauen das Zarte und Anſtändige. So vergnügte er ſein Auge — wenngleich der große falſche Prophet den Seinigen dieſe bildlichen Ergötzungen unterſagt hat — oft an den weißen und ruhigen Gliedmaßen der keuſchen Marmorweiber, die er in ſeinen Paläſten aufgeſtellt hatte. Ihr habet wol noch keine geſehen. Sie werden aus dem Schutte zerſtörter Griechentempel hervorgezogen, und der Herr von Byzanz hatte dem Kanzler für eine politiſche Gefälligkeit deren einige zugeſchickt. Es ſind todte Steine ohne Blick und Kraft der Augen, aber betrachtet man ſie länger, ſo fangen ſie an zu leben, und nicht ſelten bin auch ich vor dieſen kalten Geſchöpfen ſtehen geblieben, um zu ergründen, ob ſie heitern oder traurigen Gemüthes ſind.

An Frau Ellenor dagegen, die nicht von Marmor war, hatte der Kanzler kein Wohlgefallen, und ihrerseits haßte ſie ihn von Herzen. Möglich, daß er ihr einmal, wie der unſchuldige Joſeph der Aegypterin, ſeinen Purpurmantel in den Händen zurückließ; denn ſie hatte, obſchon ſie eine Rechtgläubige war — in dieſem Punkte hab' ich ihr nie etwas nachreden hören — eine Anmuthung zu den Heiden; wie ſie es denn auch vor Zeiten mit einem ſarazeniſchen Flaumbarte gehalten hatte, da ſie ihren gottesfürchtigen erſten Gemahl auf ſeiner Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande begleitete.

Es kann Euch das nicht unbekannt ſein, denn es iſt über den Erdkreis erſchollen.

Oder ſie haßte ihn auch nur, weil er ſie auf allen ihren Wegen im Auge behielt, als eine Gefahr und drohende Verwirrung des Königreiches. Bedenket wohl, lieber Herr, daß ihre drei Länder den Herren Heinrich, Gottfried, Richard und Hans, des Königs vier Söhnen als Muttererbe zugehörten. So bemühte ſich die Weisheit des Kanzlers, Frau Ellenor in erträglicher Gangart und mäßiger Zügelung zu halten, nicht zu locker, damit ſie nicht durch die Launen ihres heißen Blutes Schande über den König und Engelland bringe, nicht zu hart, damit ſie ſich nicht bäume

in jähem Unmuth und sich losreiße mit ihren Ländern und Söhnen.

Diese Söhne aber ließ Herr Thomas nicht von seiner Seite und war ihnen ein zärtlicher Vater und stündlicher Lehrer. Wenn die Natur der Zucht nicht öfter spottete als ihr gehorchte, die vier Kinder von Engelland hätten nicht ihresgleichen gefunden, eine so große Liebe und herrliche Weisheit hat der Kanzler an sie gewendet. Aber Junker Heinrich schätzte an ihm nur den Wurf seines Kleides und die edle Beredtsamkeit seiner Geberde; denn er war ein Geck und ein Schauspieler. Junker Gottfried dagegen vergaß über Nacht, was er gestern geliebt oder geschworen hatte, und konnte, von unstäter Art, keine Ergötzung und keinen Ernst zu Ende führen.

Den Dritten des Königs, Richard, das Löwenherz, hatte Herr Thomas besonders lieb und auch mir war er in's Herz gewachsen. Das Spiel seiner Natur war ehrlich wie ein Stoß in's Hifthorn und überquoll wie der Schaum am Gebiß eines jungen Renners. Da blieb kein Widerstand, man mußte ihm gut sein — aber Klugheit war nicht in ihm, nicht eines Pfennigs werth; wie er denn auch zu dieser laufenden Stunde für eine That seines jähen Blutes

Junker Hans, der Vierte — Gott behüte meine Zunge, gegen ihn zu reden, denn er steht jetzt zunächst dem Throne! — aber einen nichtsnutzigern, bösern Buben trug die Erde nicht; und diese meine Hand hat mir oft gegen ihn gezuckt, wenn er an mir oder einem andern Gottesgeschöpf seine Tücke ausließ, — wenn er mir eine kunstreiche Armbrust muthwillig schändete oder stumme Thiere marterte.

Wie er lachte! Ich habe Tag meines Lebens, auch in Schenken und auf Märkten, nicht gemeiner lachen hören.

Wißt, der Kanzler sah zuweilen nach, wann ich die Viere schießen lehrte, und erzählte ihnen dann wol während einer Rast, zu Lust und Warnung, Thierfabeln, die mich, als einen Waidmann, besonders ergötzten. Da redeten und handelten Geflügelte und Vierfüßige, je nach ihrer Natur, oder wenigstens nach der Art, die ihnen von den Menschen beigelegt wird. Auch dieses kluge Spiel haben die Araber erfunden, um ungestraft die Fehler ihrer Machthaber unter der Thiermaske zu tadeln und zu verspotten.

Kam nun eines dieser Fabelgeschöpfe zu Schande und Schaden im Munde des Kanzlers, plumpte Braun der Bär in die Grube, hing Isegrim in der Falle

eine gellende teuflische Lache auf, daß ich, obwol mit seinem Wesen vertraut, zusammenschrak und der Kanzler, der doch ein Freund der Klugheit war, das Kind mit traurigen Augen betrachtete. Aber er gab seinen Ekel dem innerlich Mißschaffenen nicht zu fühlen, sondern ließ sich mehr zu ihm herunter und bedachte ihn mehr als die Andern. Ich habe ihn auch wol seufzen hören, was sonst nicht seine Art war, wenn ich ihm eine frische Missethat Herrn Hansens zu berichten hatte.

In Wahrheit, der Reichskanzler liebte die Königskinder wie seine eigenen, und übel ward ihm vergolten.

Jetzt komme ich zu reden auf ein Geheimniß der Ungerechtigkeit, das zwar in keiner Chronik wird verzeichnet stehen, aber doch die Grabschaufel ist, die Herrn Thomas und Herrn Heinrich, Einem nach dem Andern, seine Grube gemacht hat."

Hans der Armbruster faltete mechanisch die starken alten Hände, als hätten auch sie mit dieser Schaufel gegraben.

V.

„Jetzt, da Ihr einen Einblick habt in Herrn Heinrich's Haushalt," fuhr Hans der Armbruster fort, „erkennt Ihr von Weitem, daß er bei Frau Ellenor keine Ruhe und kein Vergnügen fand und daß er auf seinen Kriegs- und Königsfahrten häufige Umschau hielt unter den Töchtern seiner Länder diesseits und jenseits des Meeres.

Ich will es Euch nicht verhalten, daß ich ihn auf manchem Ritte begleitet habe, den ich als ein anfänglich unter geistlicher Zucht Gewachsener lieber unterlassen hätte und welcher mir zeitweilig die Beichte erschwerte. Aber wollet bedenken, daß der König wenig sichere Leute um sich hatte und ich durch meine Treue auf geraden und krummen Straßen Hauszwist, ja Meuchelthat und Giftmord verhütete.

Denn Frau Ellenor war ein eifersüchtiger Teufel, ob sie auch selber ihrem Eheherrn keine Treue hielt.

sich bestechen ließ, dermaßen, daß ihr seine Absprünge alle bekannt wurden und sie ihre Nebenbuhlen in feindseliger mörderischer Weise verfolgen konnte. Mehr als Eine fand der König todt, oder sie verwelkte plötzlich in seinen Armen.

So war es ihm billig zu gönnen, daß er an mir einen verläßlichen Knecht gefunden hatte.

Eines Tages begab es sich, daß der König mit wenig Gefolge eine Birsch anstellte in einem entlegenen Forste, wo er, meines Wissens, sonst nicht zu jagen pflegte. Gegen Abend überfiel uns ein flammendes Wetter und trieb die Herren auseinander. Ich aber hielt mich bei dem König und fand für ihn Schutz unter einem ausgehöhlten Felsen, wo er den Wolkenbruch vorübergehen ließ. Als die Donner verrollt hatten und der Regen kaum noch durch das Laub der Eichen schlug, suchte ich den Weg, den wir hergekommen waren, fand ihn aber versperrt durch ein Wirrsal abgerissener Aeste und bloßgewaschener Wurzeln, worüber die gelben Wasser eines ausgetretenen Baches sich wälzten. Ich ließ mein Hifthorn schmettern, doch von keiner Seite kam Antwort. Da befahl mir der König, nach derjenigen vorzuschreiten, wo der Wald sich lichte. Ich that es und bahnte für ihn Pfad

mit dem Jagdschwert. Bald sah ich die Gluth der sinkenden Sonne purpurn vor mir auf den Stämmen blinken. Ich wandte mich um nach dem Könige, er aber drang ungeduldig an mir vorüber der röthlichen Helle entgegen, so heftig, daß ich Mühe hatte, ihm auf den Fersen zu bleiben.

Da sah ich ihn plötzlich verwundert den Schritt hemmen. Am Waldsaume stand er unter den tröpfelnden Zweigen und lugte, die Augen mit der erhobenen Rechten beschattend, unverwandt in die untergehende Sonne hinaus. Ich hob mich auf den Zehen und reckte das Haupt über seine Schulter empor, und was ich erblickte, erschien mir als eine Verblendung und Zauberei, die in den nächsten Augenblicken zerfließen müsse.

Auf einer goldgrünen Waldwiese stand ein Schlößchen, wie ich seinesgleichen wol im Königreiche Granada gesehen hatte. Es war von hohen glatten Mauern aus gelbem Steine umgeben, über welchen eine kleine blauschimmernde Kuppel emporstieg und schlanke dunkle Baumspitzen ragten, die ich Cypressen genannt hätte, wären wir unter einem südlicheren Himmel gewesen.

Das zierliche, feste Bauwerk war frisch und neu und glänzte im letzten Lichte wie ein Juwel

Der König verlor kein Wort, sondern ging mit raschen Schritten auf die schmale Pforte zu und klopfte mit dem Griffe seines Schwertes an. Nichts regte sich drinnen. Nun begann auch ich gegen das Holz des tief in einer Mauerwölbung verborgenen Thores zu hämmern. Da glaubte ich in der schmalen Spalte eines Seitenfensterchens ein altes Gesicht erscheinen und verschwinden zu sehen, und bald darauf wurden die Riegel geräuschlos zurückgezogen.

Ein grauer Sachse öffnete und bog stumm und zitternd das Knie vor dem König. „Du, Aescher?“ sprach ihn Herr Heinrich an und fuhr ungeduldig lachend fort: „Du wirst Deinen König doch nicht draußen stehen lassen? Ich bin naß und hungrig! Wem gehört denn dieser schmucke Schrein? Dem Kanzler? Oder stehst Du nicht mehr in seinen Diensten? — Bei Sanct Jörg, ich muß glauben, der strenge Herr habe sich mit einer Waldfei eingelassen! Welche Melusine hat ihm zu Lust und Ruhe dies da hingezaubert? Flugs melde mich ihrer elfischen Lieblichkeit!“

Nun erkannte auch ich den Alten und erinnerte mich, daß ich ihn einst in London mitten im Trosse des Kanzlers an unsrer Bognerwerkstatt vorübertraben sah. Dort war er mir aufgefallen durch sein schwer-

müthiges Aussehen und seine schwarzen zusammengewachsenen Brauen unter weißem Haupthaar. Am Hofe hatte ich ihn hinter Herrn Thomas nicht wieder wahrgenommen.

Der Sachse blickte den König mit flehenden Augen an und stammelte, das könne ihm das Leben kosten.

„Bei meinem Königswort, das soll es nicht. Mich kann das Gebot, das Du erhalten, nicht angehen!“ drängte Herr Heinrich und setzte seinen Fuß über die Schwelle, während er mir einen Wink gab, draußen zu verharren.

Aescher in seiner übergroßen Bestürzung wußte nicht, wohin zuerst sich wenden, bis ihn mein Herr mit majestätischen Worten zurechtwies:

„Schließe dies Thor und melde Deiner Herrin den Besuch und die Gnade ihres Königs!“

Ich setzte mich wartend nieder und lehnte den Rücken gegen die Mauer. Mir war behaglich zu Muth in der Abendkühle und die Rast nicht unlieb. Das Abenteuer schien mir ergötzlich. Ich lachte unter meinem Bart über Herrn Heinrich's letzte erhabene Rede und lobte es in meinem Geiste, daß der Herr diesmal, in Anbetracht seines Hungers und seiner reifen Jahre, nicht als singender Troubadour vor der Pforte geblieben, sondern der Dame des Schlößchens,

kurz und gut, seine Würde und königliche Herrlichkeit offenbaren ließ.

Ich elender Thor!

Als sich nach geraumer Zeit die Pforte wieder öffnete und Herr Heinrich aus dem Bürglein trat, war es, obwol das Jahr in der Sommermitte stand, tiefe Nacht geworden. Der Sachse schritt uns mit der Fackel den schmalen Pfad voran, auf welchem wir bald einen einsamen Meierhof erreichten, wo man uns Pferde und einen Führer gab.

Als wir im Frühroth in das Thor der Burg einritten, aus welcher gestern der König zur Jagd gezogen war, und ich ihm den Bügel hielt, gab er mir aus leuchtenden Augen einen Blick und während seine Linke mir den Mund zuschloß, warf mir seine Rechte eine mit Edelsteinen besetzte Spange zu, die er sich vom Hut gerissen.

Das Gold, das er im Beutel trug, hatte er alles dem alten Aescher in die Hände geschüttet.

Das war der Anfang. Aber von der Sonnenwende jenes Jahres bis zu seinen fallenden Blättern habe ich den König oft durch jenen friedlichen Forst begleitet und den Ritt häufiger noch allein gemacht, um seinen Besuch anzusagen oder die Zeichen seiner

brünſtigen Liebe, ſeltene Perlen des Meeres und was der Erdenſchooß Koſtbares gibt, ſeiner verborgenen Buhle zu überbringen. Ohne daß ich dieſe je erblickt oder den Burghof betreten hätte! Nur an der Pforte verkehrte ich mit dem alten Aeſcher, der freilich jedesmal, wenn er meiner anſichtig wurde, erbärmlich ſeufzte, aber weder den Gehorſam weigerte, noch je zurückwies, was aus der königlichen Hand auf ſeine Seite fiel.

Ich hatte ſtrenges Verbot, auf dieſen Pfaden mich bei Tageslichte blicken zu laſſen; auch gehörten ſie zu den einſamſten, die ich je geritten bin. Keiner lebendigen Seele bin ich darauf begegnet, als etwa im Morgengrauen einem äzenden Wilde und zweimal, da ich mich verſpätet hatte, einſamen Waldfahrern.

Der Mond hatte gewechſelt ſeit Beginn dieſes Abenteuers, als eines Tages mein brauner Hans ſich einen Hinterfuß verſtauchte. Ich liebte das Thier wie einen Bruder und blieb bei ihm in der Meierei zurück, bis ich um dasſelbe außer Sorge ſein konnte. Dann ſchlug ich den Rückweg zu Fuß ein. Raſch eilte ich von hinnen. Es war klarer Tag, als ich eine weite grüne, von ſpottenden Echoſtellen umgebene Lichtung durchſchritt, an deren Ende ein dort beginnender Felsweg vom Hufſchlag eines Pferdes er-

klang. Ich ſchlug mich ſchnell ins Gebüſch und legte mich auf den Bauch, die Augen ſpähend auf den langen Wieſenpfad gerichtet. Und ich erblickte dort den arabiſchen Schimmel des Kanzlers, von ſeinem Herrn langſam und läſſig gelenkt. Das ſchöne Thier ſchnoberte wollüſtig und ſog mit geöffneten Nüſtern die Morgenluft und den Waldgeruch ein.

Herr, ich war nicht überraſcht, den Kanzler auf dieſen grünen Wegen zu finden. Ich war darauf gefaßt, ſeiner früher oder ſpäter anſichtig zu werden, wie er dieſe Straße fahre; denn die Zierveſte wurde von ſeinem Knechte gehütet, und ihre mauriſche Bauart, die ausländiſchen Bäume des Burggartens, das jagdfreie Wild ringsherum hatten mich längſt über den Erbauer ins Gewiſſe gebracht. Daraus hatte auch der König am erſten Tage errathen, wer hier etwas Liebes verſteckt halte.

Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Es ergötzte mich, dieſen Vater der Weisheit und tiefen Gelehrten auf etwas Menſchlichem zu betreffen, und daß ihm Herr Heinrich, der Einzige, der es ungeſtraft durfte, ins Gehege gekommen, das ließ mich in Sicherheit lachen. Auch iſt es ſeit grauen Zeiten angenommen, daß in Buhlſchaft und Liebeswette Cleriker und Gelehrte ausgeſtochen werden von Fürſten und Kriegsleuten.

Sicherlich jedoch ließ ich von meiner Wissenschaft gegen Herrn Heinrich nichts merken, weder mit einer schlauen Anspielung, noch mit einem lustigen Gesichte; denn es gibt Grenzen, Herr, im gefährlichen Umgange eines Knechtes mit einem König, selbst dem leutseligsten. In der Stille meiner Gedanken ergötzte mich ein Thun, das ich für einen fürstlichen Muthwillen hielt; aber ich verwickelte mich in einen Greuel und in eine Thorheit, die Herrn Heinrich die Krone, das Leben und — wehe — seiner Seele Seligkeit gekostet hat.

Versteht, Herr, ich meinte, der Kanzler hätte sich eine reife, süße Traube aus irgend einem besonderen aquitanischen Weinberge in den englischen Nebel herübergeholt, und wenn er nun an ihr die gefaulten Beeren entdecke, schiebe er sie gleichgültig und höchstens, als ein Zärtling, mit etwas Ekel auf die Seite. Schon sah ich ihn, wie er, seinen König und Schöpfer als Nebenbuhler findend, mit einer höfischen, leise verächtlichen Miene aus den Schranken trat.

Dergestalt gewahrte ich in diesem Verrathe wenig Uebel und keine Gefahr.

Mit schadenfroher Neugier blickte ich aus meinem Versteck zu dem langsamen Reiter hinüber, der seit wenigen Tagen aus Canterbury zurückgekommen war,

wo ihm die Pfaffen des Königs zu thun gegeben hatten, und der jetzt seine Nächte in Windsor über den während seiner Abwesenheit liegen gebliebenen Geschäften zubrachte. Bei dem gleichmäßig milden Scheine einer griechischen Ampel schrieb er unermüdet, so daß der König, wann er aus unruhigem Schlafe auffuhr, über den Hof hinweg den für ihn und das Reich Sorgenden erblicken konnte.

Aber ist er's? Ist dies der verschlossene Kanzler mit den kalt prüfenden Blicken und den Staatssorgen, fragte ich mich verwundert, oder ein andächtiger Ritter und Pilger nach dem heiligen Graale? — Ihr kennet die Mär von dem Kelch mit dem kostbaren Blute, der, unter süßem Getön vom Himmel sinkend, auf Montsalvatsch sich niedergelassen hat? — In den blassen, träumenden Zügen lag eine selige Güte und das Antlitz schimmerte wie Mond und Sterne. Sein langes Gewand von violetter Seide floß in priesterlichen Falten über den Bug des silberfarbenen Zelters, der, sonst nach dem feurigen Schalle der Zinken und Pauken zu tanzen gewöhnt, heute langsam den weichen Pfad beschritt und den zierlichen Fuß hob wie nach dem Tone der Flöten, welche die verborgenen Waldgötter spielen.

Ich entsetzte mich ob der Frömmigkeit, mit welcher

der Scheinheilige auf ſündige Buhlſchaft ritt — ganz anders als mein fürſtlich frecher und minnedurſtiger Herr — und doch übermannte mich ein Mitleid mit dieſer getäuſchten Andacht und dann eine plötzliche Furcht; der Blaſſe dort, deſſen Weſen mir von jeher eine mir ungewohnte Scheu angehaucht hatte, möchte den Raub ſeines Heiligthums an uns, meinem König und mir, insgeheim, aber unerhört und grauſam rächen.

In dieſem Augenblicke zeigte ſich die ſenkrechte, tiefe Staatsfalte wieder zwiſchen den feinen Brauen des Kanzlers. Herr Thomas trieb ſein Pferd an, nicht von Ungeduld befallen, ſondern von einer aufſteigenden Sorge, wie mir ſchien.

Wieder ſtand die Sichel eines neuen Mondes am Himmel, als ich zum andern Male auf dieſen Wegen vom Tag ereilt wurde. Der König hatte gegen Mitternacht von ſeiner Buhle Abſchied genommen, denn es ſtand ſeine Reiſe nach der Normandie bevor, mich dann aber, an der Grenze des Forſtes angelangt, wieder zurückjagen laſſen mit der Botſchaft, er begehre ſie noch einmal zu umfangen und werde morgen wiederkommen.

Nach ausgerichtetem Auftrage ritt ich müde und

ſchläfrig durch den ſchon herbſtfeuchten Wald zurück. Während mein ſchreitender Gaul die gelben Blätter von den Zweigen ſtrich, hatte ich trübſelige Gedanken über die Vergänglichkeit des irdiſchen Weſens, wie ſie mir gewöhnlich ſind, wann ich die bleichen Lichter der Zeitloſen auf den Wieſen erblicke.

Ein helles Gewieher in nächſter Nähe erweckte mich aus meiner Schwärmerei. Nach einer Wendung des Pfades erblickte ich einen geſattelten Gaul, der an das Gehege des Meierhofes gebunden ſtand. Ich gleite vom Pferde, führe es in's Dickicht und ſpähe, geräuſchlos zurückgeſchlichen, über den hohen Zaun des Gehöftes. Drinnen verkehrte mit dem ihn mißtrauiſch betrachtenden Meier ein hagerer geharniſchter Geſell, der mir erſt den Rücken zuwandte, dann aber mitten im Geſpräche raſch den Kopf drehend, gerade in der Richtung des Schlößchens, den ſcharfen Haken ſeines Raubvogelgeſichtes zeigte. Ich erkannte den Geier, ſuchte meinen Gaul und ſetzte ihn in Galopp. Niemand anders umkreiſte das Luſtrevier meines Königs als der Normanne Malherbe, mir verhaßter ſeit Hilde's Entführung als jener Kriegsknecht auf dem Paſſionsbilde zu Allerheiligen, welcher unſerm Herrn und Heiland in's Geſicht ſpeit und gegen den ich ſchon auf Kindesbeinen einen beſonderen Grimm ver-

ſpürte. Der Kanzler hatte den Verworfenen aus ſeinem Gefolge entfernt und es verlautete, er habe bei Frau Ellenor Dienſt und Gunſt gefunden. Ich ſah, was da bevorſtand. Erfuhr Frau Ellenor das Verſteck der Waldelfe, ſo wettete ich keinen Pfennig auf ihr zartes Leben.

Als ich dem Könige von dieſer ſchlimmen Begegnung Bericht gab, ſchoß ihm das Blut dunkelroth zu Kopfe vor Zorn und Liebe.

„Wir müſſen mit der kleinen Dame über Meer,“ ſagte er und runzelte die Brauen. „Und zur Stunde! Bevor der Habicht die Taube zerfleiſcht!“

Er befahl mir auf den Abend drei geſattelte Roſſe und für ihn eine unſcheinbare Tracht bereit zu halten.

Es war ſchon dunkel, als der erſt ſpät vom Kanzler freigelaſſene Herr Mantel und Kappe ergriff und ſich zu Pferde warf.

Nach einer Stunde ſcharfen Rittes, ſchon faſt auf der Hälfte des Weges, winkte er mich an ſeine Seite und ſagte mir, ich kehre in der Frühe nicht mit ihm zurück, ſondern habe morgen in dem Schlößchen zu bleiben und die Herrin mit einer Zofe nach eingebrochener Nacht auf ſeine nächſte Burg zu bringen, von wo er ſie werde über Meer geleiten laſſen.

Rasch waren wir am Ziel. Der Herr fand für sein Haupt einen weichen Pfühl und ich am Fuße der Mauer einen harten, den Sattel meines Pferdes, dem ich mit den zwei andern eine nächtliche freie Weide gönnte.

Als sich die nebelfeuchten Wipfel des Waldes vergoldeten und ich eben die drei Thiere wieder eingefangen hatte, trat der König aus der Pforte und an seinem Arme hing ein liebliches Geschöpf, nicht über fünfzehn Jahre alt. Das schönste Mädchenhaupt, das ich je erblickt habe, lehnte an der Schulter des Königs und heftete auf seine lusttrunkenen Augen zwei flehende und furchtsame. Rabenschwarze Haare, von einem goldenen Stirnreif zusammengehalten, flossen aufgelöst über die zarten Schultern und Hüften nieder bis fast zur Erde. Sie war in Thränen und Herr Heinrich sprach ihr Muth ein.

„Ich lasse Dir Diesen hier. Er ist mein treuer Knecht und wird Dich hüten wie seinen Augapfel. Laß Dich heut' Abend ohne Furcht zu Rosse heben. Es muß sein, ich will es, Grace! Ein Kurzes, und wir sind unter einem warmen Himmel wieder vereinigt."

Er küßte sie, schwang sich zu Pferde und sprengte von dannen, während ihm das Kind mit beiden Armen

Grüße nachſendete. Mir aber war alles Blut aus dem Herzen gewichen. Die Wahrheit durchfuhr mich wie ein ſcharfer Strahl. Vernehmt es: der König hatte den Kanzler nicht bei einer prächtigen und ehrgeizigen Schönheit ausgeſtochen, Leid und Sünde! er hatte ſich an des Thomas Becket unſchuldigem Kinde vergriffen. Wißt: Gnade, wie ſie der König genannt hatte, war des Kanzlers leibhaftiges Ebenbild, ſoweit ein junges unwiſſendes Antlitz einem erkälteten und welterfahrenen gleichen kann. Der edle Zug ſeiner Brauen, ſeine dunkeln, ſchwermüthigen Augen, das ernſte Lächeln ſeines Mundes, die Sanftmuth ſeiner Geberde — da war kein Zweifel: Gnade, zu jung, um des Kanzlers Schweſter zu ſein, war ſein eigen Fleiſch und Blut. Herr Heinrich, ein chriſtlicher König, hatte ſchlimmer als heidniſch an einer unmündigen Seele und einem kaum reifen Leibe geſündigt.

Obgleich ein armer Knecht, zürnte ich mit meinem Herrn und meine Fäuſte ballten ſich, als hätte man mir das eigene Kind zerſtört. Alſobald ergriff mich auch eine große Kümmerniß und ich hätte blutige Thränen weinen mögen, daß mein König, den ich lieb hatte, durch den Mord der Unſchuld den göttlichen Zorn herausforderte. Ich ſuchte den hohen Herrn zu entſchuldigen mit ſeinem ſtarken Blute, ſeiner Allmacht,

ſeinen blinden, unklugen Stunden, doch vergeblich! Es klang mir in den Ohren: dein Herr hat eine Todſünde begangen! Meine Sinne öffneten ſich: ich ſah Gnade's Schutzengel, der ſich aus Betrübniß und Scham mit beiden Händen ein weißes Tüchlein vor das Geſicht hielt, und hörte die Poſaunen des Gerichtes mächtig erdröhnen.

Doch ich nahm mich zuſammen. Die zwei Thiere, zwiſchen denen ich ſtand, wurden unruhig, ich faßte ſie feſter und meine Verzückung wich.

Das Kind des Kanzlers war in der Burg verſchwunden. Aeſcher ſtand allein im Thorweg und winkte mich zum erſten Male in ſein kleines, in die dicke Ringmauer hineingebautes Wächterſtübchen.

Er ſah ſcheu und elend aus und war ſo zerfahrenen Gemüthes, daß er vergaß, mir die Speiſe und den Trank vorzuſetzen, deren ich nach meinem Schrecken wahrlich bedürftig war. Während ich mir ſelbſt zu einem Brode verhalf und den Weinkrug aus dem Wandſchrank holte, geſtand er zögernd, die von meinem Könige befohlene Flüchtung der ſchönen Gnade werde nicht ohne Gefahr ſein. Er habe ſeinem Herrn, dem Kanzler, in aller Treu und Redlichkeit berichtet, das Waldſchloß werde von dem Normannen Malherbe ſeit

mehreren Tagen belauert und umkreiſt. Er erwarte ſtündlich den Kanzler, der mit Bewaffneten anlangen und eine Beſatzung hinter dieſe Mauern legen werde.

„Hätte ich doch dem Teufel widerſtanden,“ jammerte er in elender Reue, „und meinem Herrn gleich den erſten Beſuch des Deinigen geoffenbart. Mein Leib wäre daraufgegangen — jetzt hab' ich auch meine Seele verkauft! — Aber woher den Muth nehmen, mich der höchſten Gewalt zu widerſetzen! Verwirrender Schrecken wandelt vor Deinem Könige her! Fluch über die Stunde meiner Geburt! Alles, ſelbſt die Kenntniß des Guten und Böſen, haben uns dieſe Normannen geraubt! . . . Aber auch mein Herr, der Kanzler, trägt eine Schuld. Er, welcher die verkörperte Weisheit iſt, hat Gnade ſchlecht erzogen. Glaubſt Du mir's, Bogner? Kein Crucifix, kein Meßbuch, keinen Heiligen halten wir im Hauſe! . . . Außer einem geringen Sanct Joſeph dort in der Mauerniſche für uns Dienſtleute. — Mit arabiſchen Lettern bedeckte Pergamente brachte er dem Kinde, heidniſche Märchen, die den grauſamen Weltlauf zu einem ſüßen Abenteuer verfälſchen — und das Kind ergötzte ſich bei Tag und Nacht an dieſem ſchönen Lug und Trug. Auch Monna Liſa, die welſche Lautenſpielerin, ihre Zofe, hat den Kanzler in Gedanken oft darüber ange-

klagt. Die Aermste! Sie hielt den Gang des Königs knieend auf. Aber er füllte ihr die Hände und schob sie bei Seite. Bei den Weibern ist Dein Gebieter ein so herzgewinnender Herr, als für uns ein grausamer König — und so wurde die Thorheit begangen."

Während der greise Sachse also bänglich und unnütz jammerte, hatte ich mich nach und nach mit Trank und Speise gestärkt und in meinem Gemüthe ermuntert.

„Hans," sprach ich zu mir, „sei kein altes Weib — nimm Dich zusammen. Unheil ist geschehen; aber noch ist eine Möglichkeit, daß es zum Bessern umschlage. Wer weiß, ob Königin Ellenor nicht vor ihrer Zeit mit dem Tode oder nach ihrer Zeit mit einem Fahrenden abgeht! So würde der Herr frei und machte seine Gnade zur Königin. Ist sie doch zwiefach aus fürstlichem Geblüte! Besorge Du das Heutige und bringe das Kind über Meer!"

Wißt, Herr, das sagte ich, um mich zu trösten. Aber, glaubet mir, all meine im Herrendienst schwer erworbene Habe, meine Kunst und die Hälfte meines Blutes hätte ich daran gegeben, um Herrn Heinrich von seiner That und mich von meiner Dienstleistung dabei loszukaufen. Diese Sünde sank so schwer in die göttliche Wagschale, daß ihr Ge-

wicht den Herrn und den Knecht wol erdrücken konnte.

Herr Heinrich hatte den Glauben eines Kindes mißbraucht. Gnade war von beiden Eltern her heidnischen Blutes und die unterwürfigen arabischen Weiber beugen sich vor dem Scepter bis in den Staub. Der König ist ihnen an Gottes und des Gesetzes Statt und mehr als Vater und Mutter. So begriff ich, daß Gnade das böse Geheimniß des Königs vor dem Vater bewahrt hatte.

Wie heiß und unbesonnen mußte der Kanzler sein Töchterlein lieben, um es, der sonst nach allen Seiten Umblickende und das Keimen der Dinge Belauschende, in seine und damit in die Nähe des normännischen Hofes gebracht zu haben — so klügelte ich weiter. Und wie schwer wird er es bereuen! — Doch ich raffte mich schleunig auf, um das Nöthige zu beschicken.

Ich nahm drei runde Brote unter den Arm und führte meine zwei Rosse, die draußen angebunden standen, in eine nahe Waldschlucht neben ein klares Wässerlein, speiste sie, ließ sie saufen und knüpfte ihre Zügel an zwei Fichtenstämme. Es that mir wohl, für zwei kluge und treue Geschöpfe zu sorgen, die

Als ich aus der Schlucht wieder emporstieg, schreckte mich ein Hornruf, der aus einer andern Ecke des Waldes erscholl, und auf welchen das Flattern eines Tüchleins von der die blaue Kuppel umgebenden Zinne antwortete.

Schleunig durcheilte ich den mich von der Burgmauer trennenden Raum und schlich, in ihren Schatten gedrückt, nach der Pforte, durch die mich der erbleichte Aescher zitternd hineinzog. Seine kleine Pförtnerstube blickte durch drei schmale Luken in das Freie, in die Thorwölbung und in den Burghof.

Wol ein Dutzend Reisige sprengten aus dem Walde. Voran der Kanzler, den ich an seinem wunderschlanken arabischen Grauschimmel erkannte und an der feierlichen Art, wie er ihn lenkte. Er war in voller Rüstung mit gesenktem Visier. Vor dem Thore, wo sie abstiegen, ließ er von Einigen die Thiere in der Richtung der Meierei wegführen; die Uebrigen folgten ihm, nicht zu meiner Freude, durch die Pforte und erhielten im Hofe den Befehl, sich rings auf die Mauerzinnen zu vertheilen.

Ich hatte meinen Standort gewechselt, den Kanzler im Auge behaltend, dem jetzt Aescher Rechenschaft abzulegen schien, und der dann in der Burgwohnung verschwand. Der alte Pförtner trug den Schlüssel

meines Verſteckes am Gurt, ich war in der Falle und legte mich auf die Lauer.

Mir gerade gegenüber, in der Mitte des Burghofs, ſtand der Kuppelbau, von dem Halbrunde ſeiner mit immergrünen üppigen Sträuchern bewachſenen Terraſſe umgeben. Nach einer Weile trat Herr Thomas, Gnade an der Hand haltend, durch die hohe Bogenthür und ließ ſich mit ihr auf einer weiß ſchimmernden Marmorbank nieder neben einer roth geäderten Schale, über welcher emporſchießende Waſſerſtrahlen ſich in der Luft kreuzten. Und aus ſolcher Nähe blickte ich in die beſorgte, aber nicht argwöhniſche Miene des Herrn und in Gnade's räthſelhaftes Geſichtchen, daß ich plötzlich den Kopf zurückbog, obgleich die Mauer, durch die ich auslugte, außen von Eppich überſponnen war.

Jetzt winkte der Kanzler die Zofe, welche mit geſenkten Augen unter der Thür ſtand, hinweg — wol jene welſche Monna Liſa, deren Tugenden ich eben aus Aeſcher's Munde kennen gelernt hatte. Eine Weile ſaßen ſie ſchweigend und Grace blickte, um den väterlichen Augen auszuweichen, in das perlende Waſſer.

Dann begann der Kanzler in arabiſcher Sprache:

bleiben und es ist nicht unmöglich, daß Du in dieser kurzen Zeit noch durch einen Ueberfall geängstigt wirst. Aber fürchte Dich nicht. Ich lasse Dir zehn tapfere Leute, welche diese Mauern gegen feindliche Ueberraschung zu halten vollkommen im Stande sind. Du wirst Dich nach und nach an Waffenlärm gewöhnen müssen, mein scheuer Vogel. Das ist das Loos jeder Burgfrau in der Willkür und Zuchtlosigkeit dieser Tage.

„Und es ist die Zeit gekommen, daß ich mich von Dir, meine Wonne, trenne und Dich vermähle. Nicht zwar unter diesem feuchten Himmel, sondern jenseits des Meeres in einem sonnigen Lande von mildern Sitten. Wenn es sein kann und Dich Dein Stern dahin führt, nicht weit von Deinen Pflegeeltern im Poitou. Du gedenkst doch immer noch des ehrlichen Calas, dem sie, weil er Arabisch versteht, nachreden, daß er aus maurischem Geblüte stamme, der aber sein Unser Vater betet nicht anders als wir Beide? Ist doch kaum ein Jahr vergangen, daß der Alte, Dich hieher bringend, mit Thränen sich von Dir getrennt hat!

„Ich weiß nicht, ob es gut war," sagte er, die Stirne faltend.

ſchuldigend, da Grace ſchwieg, „nicht eine kurze Spanne meines Lebens an Deiner keuſchen Jugend ohne Theilung erfreuen?

„Doch iſt nun die letzte Friſt verfloſſen, die ich mir gönnen konnte, und der Augenblick des Scheidens da.

„Ich darf dieſes liebe Haupt nicht gefährden!“ und er legte ihr die ſchmale Hand auf den Scheitel.

„Der Herr verreiſt morgen nach dem Feſtlande und ich folge ihm in wenig Tagen. Du aber begleiteſt mich, dicht verſchleiert, mit Deinen Frauen und weichſt nicht von meiner Seite, bevor ich Dich in die Hut eines tapfern und feinen Mannes gebe.

„Der König wird mir doch einen Tag, wenn er von ſeinen unreinen Freuden trunken iſt, für meine reinen gönnen. Dieſer König!“ ſagte er mit verächtlichen Lippen, als erblickte er ihn leibhaftig vor ſich. — Wahrhaftig, ich wunderte mich, ihn ſo reden zu hören.

„Erſchrick mir nicht,“ fuhr er fort, denn Grace's Hand, die er feſthielt, zuckte in der ſeinigen, „ich verſtehe zu wählen. Ich werde zuſehen, wem ich Dich anvertraue und auch aus der Ferne meine Hand ſchirmend über Dir halten, denn ich bin mächtig in allen normänniſchen Landen.

„Und in ein Kloſter begehrſt Du Dich nicht einzuſchließen? Nein, ſagen mir Deine Blicke, Du haſt keine Sünde zu büßen und Licht und Sonne nöthig.“

Wäre der weiſe Herr Thomas nicht in ſeinen eigenen Gedanken befangen geweſen, er hätte die Seelenangſt ſeines Kindes bemerken müſſen; aber ſeine Augen waren gehalten und Gnade, die nach Worten rang, brachte endlich ein ſchwaches Flüſtern hervor:

„Wer iſt es, Vater, der mich hier gefährdet?“

„Wer?“ wiederholte der Kanzler mit leiſe bebender Stimme und wie mit dem Entſchluſſe, ſeinem Kinde den Lauf und die Bosheit der Welt nicht länger zu verbergen, ſagte er ohne Hehl: „Eine beſudelte Königin. Sie haßt mich, ihre Späher haben ihr von Deinem Daſein berichtet und ich will nicht, daß Frau Ellenor von Dir wiſſe und an Dir herumrathe — ihre Gedanken ſchon verunreinigen.“ Grace erblaßte, woran ich erſah, daß Herr Heinrich vor ihr ſein Eheweib, an dem Nichts zu rühmen war, klüglich mochte beſchwiegen haben.

Sie raffte ſich aber zuſammen und flüſterte wieder: „So ſpracheſt Du, mein Herr und Vater, nicht immer. Hatteſt Du nicht beſchloſſen, mich einſt vor das Angeſicht des Königs zu ſtellen und rühmteſt Du nicht ſeine Gunſt als die eines gütigen und majeſtätiſchen

Herrn? Auch Herrn Richard haſt Du vor mir gelobt . . .“

„Sprach ich ſo,“ erwiderte Herr Thomas ernſthaft, „ſo ſprach ich thöricht und beirrt von meinem väterlichen Wohlgefallen an Dir. Ich habe mich eines Beſſern beſonnen. Jene eitle Rede ſei verweht, wie die Luft, in der ſie verhallte. Du darfſt nicht an den Hof, in dieſen Peſthauch, wo nichts Reines gedeiht. Aber in Einem ſprichſt Du recht: dem Könige gebührt Ehrfurcht und Gehorſam!

„Doch genug! Meine Stunde iſt um. Uebergib Dich kindlich und ohne weitere Gedanken meiner Sorge. Meinſt Du, daß ich Dich liebe? Unermeßlich! Mein Einziges, mein Alles!“

Und er drückte ihr einen ſanften Kuß auf die Stirne.

Herr Thomas hatte ſich erhoben. Er ließ ſeinen prüfenden Blick rings über die Zinnen gehen, ob jeder ſeiner Reiſigen den befohlenen Poſten wahre, und ſo durchdringend war dieſer Blick, daß ich mich in meinem dunklen Verſteck auf den Boden gleiten ließ und nur noch die Worte vernahm: „In drei Tagen denn! Bereite Dich. Auf Wiederſehen!“ und den an den Anführer der Zehn gerichteten Befehl: Du [illegible]

mir Niemanden ein noch aus bei Deinem eigenen Leben!“

Als ich mich vorsichtig wieder in die Höhe richtete, war die Marmorbank leer. Thomas Becket mit seinem unglücklichen Kinde war verschwunden.

Mir hatte geschaudert, da ich den Mann, welchen ich als allwissend kannte, zum ersten Male als einen Getäuschten und Betrogenen erblickte; Entsetzen kam über mich, daß sich der Teufel des väterlichen Glaubens an die theure Unschuld eines Kindes bedient hatte, um den Scharfblick des Klügsten zu blenden und durch eine vollkommene Rüstung den vergifteten Pfeil zu treiben.

Nach einer Weile wurde draußen die arabische Stute des Kanzlers vorgeführt, Herr Thomas verritt und der Schlüssel knarrte in der Thüre meines Gelasses. Aescher starrte mich mit seinen hilflosen, matten Augen an, ich sah, daß er völlig haltlos war und ergriff die Herrschaft.

„Geh' hinüber,“ sagte ich, „bringe Monna Lisa, der Lautenspielerin, im Namen des Königs den Befehl, sie habe sich bei Todesstrafe mit ihrer jungen Herrin reisefertig zu machen und diese Nacht im Thorgewölbe sich einzufinden, sobald Deine Ampel erlischt. Geh'!“

Er kam mit der Antwort zurück, die Welſche leiſte Gehorſam. Ich hieß ihn, da es dämmerte, ſein Licht anzünden und ſich, die Kreide in der Hand, vor ſeine Rechentafel ſetzen, wenn etwa eine auf der gegenüberliegenden Zinne auf- und niederſchreitende Wache einen mißtrauiſchen Blick in das helle Fenſter ſchickte, und warf mich in eine Ecke auf ſein Lager, denn ich war nach der Spannung des Tages der Ruhe bedürftig. Aber der ſtöhnende Alte verdroß mich mit ſeinem ängſtlichen Gemurmel und ſeinen eintönigen Selbſtanklagen. Ich gebot ihm Ruhe und fand doch den Schlaf nicht.

Wie es denn grauſamer Weiſe geſchehen kann, daß, während das Herz von Angſt zuſammengepreßt iſt, die kalten Gedanken unermüdlich und gleichgültig ihren beſonderen Weg wandern, arbeiteten die meinigen daran herum, aus welchem Grunde der Kanzler ſein unſeliges Kind habe Gratia nennen müſſen. Ob der gnädigen Bekehrung ſeiner eigenen ſo getauften Mutter zu Ehren, oder einer heidniſchen Anwandlung nachgebend, weil Gratia wol die himmliſche Gnade bedeutet — die Gott uns Allen ſchenken möge! — aber ebenſogut die feinſte Blüthe menſchlicher Art und Anmuth.

Weiter gab es mir zu denken, daß Herr Thomas

alſo wol eine Weile in dem ſträflichen Ehrgeiz gewiegt hatte, ſein Kind an Herrn Heinrich's Hof und zu fürſtlichen Ehren zu bringen. Darüber entſchlummerte ich und der Traumgott betrog mich mit allerhand Gaukelſpiel. Es iſt ja bekannt, daß geträumte Trauer Freude bedeutet, geträumte Luſt Thränen. — Mir war, als trete ich wieder aus dem Walde hinter Herrn Heinrich, deſſen Antlitz ſich plötzlich verjüngte und in das ſeines Sohnes Richard verwandelte. Der unbändige Königsſohn pochte an das Thor des Waldſchloſſes und zertrümmerte die Pforte mit einem Schlage ſeiner gepanzerten Fauſt. Aber der treue Aeſcher warf ſich ihm dreiſt in den Weg und Monna Liſa zürnte in tugendhaften Thränen. Doch ſiehe, da trat der Kanzler, Gnade an der Hand haltend, aus dem Innern des Schloſſes und, die Rechte Richard's ergreifend, führte er die Beiden unter die Wölbung der Bäume. Dieſe aber verwandelte ſich in die Wölbung der Halle von Windſor. Vor Heinrich und Ellenor, die elterlich blickten, kniete das von Schönheit duftende Brautpaar, Pauken und Drommeten ſchmetterten, ich warf meinen Filz in die Luft und ſchrie: „Lang lebe Prinz Richard und Prinzeſſin Grazia!“

Aeſcher Gebete murmeln, und, an das Fenſter tretend, erblickte ich das Licht in dem Burggemach, wo Monna Liſa mit dem unreifen Rebsweibe eines alten Königs auf das Erlöſchen meiner Ampel harrte.

Es war eine böſe Nacht, die ſchlimmſte meines Lebens. Am Himmel wanderten ſchwarze lange Wolken und bedeckten die wachſende Mondſichel mit ihren ſchleppenden Gewändern. Eben verhallte auf den Zinnen der Schritt der Runde. Ich löſchte die Ampel. „Wir haben zwei Roſſe, Aeſcher," ſagte ich, „Du ſetzeſt Monna Liſa auf das Deinige." Wir taſteten uns die Wendeltreppe hinunter. Im Thorwege ſtanden zwei verhüllte Frauen. Eine von ihnen, die Schlanke, Dichtverſchleierte, ward von Schluchzen erſchüttert. Ich zog behutſam die Riegel zurück, ſchlich aus dem Thore und ſpähte über mich. Mir war, als hörte ich auf der Mauer die Sehne eines Bogens ſpannen, aber es regte ſich Nichts weiter — ich mußte mich getäuſcht haben.

Drei Vaterunſer lang, ich habe in meinem Leben keine inbrünſtigeren gebetet, wartete ich. Eine Bracke heulte, dann wurde wieder Alles ſtill.

Jetzt holte ich die zitternde Gnade, hob ſie auf meinen Arm und lief mit ihr, was ich konnte, dem

uns. Ein Wolkenbild ward vom Winde ſo haſtig getrieben, daß der Mond aus ſeiner Schleppe hervorrollte.

Ein Pfiff und ſauſender Schwung! Hätte doch der Pfeil mich getroffen! Das leichte Weſen in meinen Armen ergriff krampfhaft meinen Hals. Warmes Blut überſtrömte mich und die hervordringende Spitze des Pfeiles, der dem Kinde des Kanzlers die Kehle durchbohrt hatte, ritzte meine Wange. Ein erſticktes Röcheln, und es war mit Gnade zu Ende!

Ich ließ die junge Leiche der mir auf den Ferſen folgenden Monna Liſa in die Arme gleiten, und während das leichtſinnige Weib ein durchdringendes Geſchrei ausſtieß, erreichte ich den Wald, von Pfeilen umſchwirrt und gefolgt von dem keuchenden Athem Aeſcher's.

Ich hatte mich auf das eine Roß geſchwungen, Aeſcher auf das andere. Wir brauſten über den nächtlichen Waldweg, und ich und Aeſcher, der im Sattel wankte, wir drückten unſere Häupter in die fliegenden Mähnen der Pferde, damit wir nicht abgeſtreift würden von den kahlen Aeſten, welche, als trauerten ſie, ſchwarz und tiefer als ſonſt herabhingen.

Lichtung, an deren Ende der Weg ſich ſenkt. Hier flogen unſere geängſtigten Thiere. Da höre ich einen mißtönigen Schrei hinter mir. Ich wende mich und ſehe Aeſcher's Rappen, ſonſt ein frommes Thier, bolzgerade aufſteigen, mit geſträubten Mähnen und plötzlich in wilder Angſt ſich rückwärts überſchlagen. Ein vorüberhuſchender weißer Schein hatte ihn erſchreckt. Es mag eine blanke Hirſchkuh geweſen ſein, wie ſie der Kanzler der Seltenheit wegen in ſeinen gefriedeten Forſten hegte. Neben einem Haufen Feldſteine wälzte ſich das Roß und lag ein Todter mit entſtelltem Geſicht. Da ſtieg mir das Haar zu Berge. Ich trieb mein Thier an, ohne mich mehr nach dem verendenden Rappen, noch dem gerichteten ungetreuen Knechte umzuſehen.

VI.

Ich wandte mich nach Dover, um Herrn Heinrich über das Meer in die Normandie zu folgen; doch widrige Winde hatten ihn aufgehalten. Ich fand ihn noch dort und die Stunde, ihm das Unheil zu berichten, traf mich früher, als ich geglaubt, und noch auf engliſchem Boden.

Der Herr brach in ſchwere Jammerthränen aus und verſchloß ſich in ſeiner Kammer. Ich aber legte mich auf die Schwelle meines Königs, wie ich von jeher in gefahrvollen Stunden zu thun gewohnt war. Drinnen floh ihn der Schlaf und ich hörte ihn nächtlicher Weile mit harten Tritten auf- und niederſchreiten. Dazwiſchen wehklagte er erbärmlich und redete zu ſich ſelber laut und ungeſtüm, ſodaß ich ſeine von Seufzern unterbrochene Rede wohl vernehmen konnte.

„War ſie nicht meine Wonne!“ klagte er. „Ich

gebracht! . . . . Aber was kann ich gegen die böſe Art meiner Königin und die Dummheit meiner Knechte! Was kann ich gegen die Tücke des Schickſals? . . . . Mir und dem Kanzler — uns Beiden — iſt auf der Waldwieſe groß Herzeleid gewachſen . . . Aber ich will ihm mein Gemüth ſchreiben . . . er ſoll es wiſſen, daß ich ihn mit Gunſt und Gnaden überſchütten will, mehr als je zuvor, und daß er meinem Herzen und meinem Throne für immer der Nächſte bleibt."

Gegen Morgen wurde er ruhiger und im erſten Frühlichte rückte er ſich Tiſch und Sitz zurecht und ſchien einen Brief zu beginnen, je und je einen Satz vor ſich hermurmelnd, bevor er ihn niederſchrieb. — Zuletzt hörte ich ſeines Siegels ſchweren Druck.

Er rief mich und übergab mir ein Schreiben.

„Dieſes haſt Du in des Kanzlers eigene Hände zu legen," ſagte er, „ſuche ihn, bis Du ihn findeſt."

Dergeſtalt fuhr der König über Meer, ich mit meinem Briefe nach London, und der war keine leichte Bürde, das dürft Ihr mir glauben. Ob ich auch im Gehorſam meines Herrn gehandelt, war mein Ge-

die wahre Ursache von Gnade's Untergang an's Licht gezogen haben.

In London, wo ich ihn zuerst suchte, war er nicht. Auf welchem seiner vielen Schlösser er sich befinde, konnte oder wollte mir sein städtisches Gesind nicht sagen: ich hatte es auch nicht nöthig, denn ich wußte es.

Auf einem frischen Pferde jagte ich am hellen Tage — was war noch zu verbergen? — denselben Weg, den ich oft genug in Dämmer und Mondlicht gemacht hatte. Der klarste Himmel schimmerte über den gelben Baumkronen und zwischen den hier und dort schon entlaubten Zweigen.

Das Herz pochte mir wie ein Hammer, als ich das schimmernde Schlößchen erblickte und, vom Pferde springend, die sonst so wol verschlossene Pforte offen stehen sah. Kein Thürhüter fragte nach meinem Begehr. Im Burghof war es still, nur der Wind flüsterte in den immergrünen Zweigen des fremden Holzes und der Springbrunnen spielte plätschernd mit seinen goldenen Kugeln.

Ich hielt den Fuß an, mich nach einem lebendigen Wesen umschauend. Da ward ich eines Weibes gewahr, das an der Gartenmauer vor einem dort eingefügten Heiligenschreine kniete. Sie hielt das Haupt

in beide Hände versenkt und bemerkte mein Kommen nicht. Ich aber berührte Monne Lisa hart an der Schulter. Sie wandte sich erschrocken und starrte mich mit von Thränen gerötheten Augen an. Dann bedeutete sie mich mit beiden Händen, schleunig zu entweichen. Da wies ich ihr den Brief und verlangte, als Bote des Königs, unverzüglich vor den Kanzler geführt zu werden.

Zitternd, aber ohne Widerrede, stieg sie die Stufen zu den gelblichen Säulen des Kuppelbaues mir voran und öffnete die Thür: „Sie liegt in der Kapelle, — ich habe sie noch geputzt wie eine Königin," sagte sie furchtsam und verschwand.

Ich trat in den heitern Raum einer von oben erleuchteten kleinen Rundhalle. Rings der Mauer entlang lief ein kostbares Polster und in der Mitte stand ein vergoldetes Gitterhaus voll Geflatter und Gezwitscher. Bunte, fremdländische Vögel spielten da unter Zwergpalmen, aber nirgends war ein menschliches Wesen, das sich daran gefreut hätte.

Ich schritt über die farbigen Figuren des Mosaikbodens nach einer schmalen Marmortreppe, die zu einer Bogenpforte führte, öffnete und schlug scheu die innen darüber hangende Damastdecke zurück.

Mir wurde ein Anblick, der mir das Wort auf der Lippe bannte und den Athem in die Brust zurückdrängte. Ich schaute in das Halbdunkel der Burgkapelle. Aber da war kein Crucifixus und kein ewiges Licht und statt eines heiligen Leichnams unter dem Altare [illegible] in einem Schreine vor demselben, ebenso reich geschmückt, die todte Gnade. Ein Lichtstrom, der durch das einzige, hoch gelegene Fenster sich ergoß, beleuchtete ihre überirdische Schönheit. Ihr Haupt ruhte auf einem Purpurkissen und trug ein Krönchen von blitzendem Edelgestein. Der zarte Körper verschwand in den von Goldstickerei und Perlen starrenden Falten ihres über die Wände des Schreins ausgebreiteten Gewandes. Die kleinen durchsichtigen Hände lagen auf der Brust gekreuzt und hielten keusch den schwarzen Schleier ihres Haares zusammen, der vom Scheitel fließend die zarten Wangen einrahmte und, die zwei Wunden des Halses bedeckend, sich unter dem blassen Marmorkreuz ihrer Arme wieder vereinigte.

Neben dem lieblichen Todesantlitz aber lag ein anderes hingesunken, von demselben Sonnenstrahle gebadet, lebloser und gestorbener als das der Leiche, ein Antlitz, über das die Sterbenoth der Verzweiflung gegangen und von dem sie, nach gethanem Werke,

wieder gewichen. Es war der Kanzler, der mit zerrauftem Haar und aufgerissenem Gewande neben dem Sarge lag, die Arme auf den Rand desselben stützend.

Lautlose Stille herrschte. Nur ein Laubgeflüster regte sich im offenen Fenster und leichte Blätterschatten tanzten über das Purpurkissen und die beiden Angesichter.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mir in dieser bangen Stunde das maurische Wesen in Granada durch den Sinn fuhr. Ich erzähle Euch eben die Sache, wie sie war. Was immer es sein mochte, die Einflüsterung eines lichten oder eines schwarzen Geistes, ich wurde getrieben, in arabischer Zunge einen Vers des Korans auszusprechen — Gott der Heilige rechne es mir nicht zu — der Anblick der erblaßten Gnade mag mich an das Paradies der Ungläubigen und seine Engel erinnert haben. — Der heidnische Spruch aber lautete so:

„Schön sind sie und lieblich, ja, sie sind schön wie Lilien und Hyacinthen. Sie senken die Lider und ihr reines Antlitz hat die Bläße des Straußenei's, das im Sande wol geborgen ist."

Kaum war der Spruch meinen Lippen entfahren, so ging mit dem Gesichte des Kanzlers eine Veränderung vor. Es glitt eine Bewegung der Freude und

Liebe darüber hin. Er wandte ſich langſam zu dem, der ihn mit dieſem Koranvers getröſtet hatte.

Ich nahm den Augenblick wahr, nahte mich ihm, bog das Knie und überreichte mit banger Furcht den königlichen Brief.

Eine Weile brauchte der Entrückte, ſich in dieſe Welt zurückzufinden. Nun wurde er der drei Leoparden des königlichen Siegels anſichtig — die Hand, in welche ich das Schreiben gelegt hatte, zuckte, wie von einem Skorpion geſtochen, und ſchleuderte es in heftigem Schmerze von ſich. Gleich einem Manne, der auf der Folter liegt und unſagbare Qual erduldet, verzog er ſeine edeln Brauen. Die vorwurfsvollen Augen richteten ſich auf mich und in ihrer Tiefe entglomm eine Flamme, grauſam und gramvoll wie die Hölle. Dieſer Blick traf mich mit der Gewalt eines Wurfgeſchoſſes, ich entſetzte mich in der Seele und floh ohne Urlaub von dannen.

VII.

Nun erschreckt Ihr, Herr, und vermuthet, zu dieser Stunde sei die Feindschaft ausgebrochen zwischen dem König und Thomas Becket, — Ihr würdet irren. Eine Weile zwar mieden sie Einer des Anderen Athem und Angesicht; doch in begründeter und ungezwungener Weise, weil Herr Heinrich jenseits des Meeres mit dem Capetinger in Fehde stand und der Kanzler inzwischen in England die Staatsgeschäfte besorgte.

Denn der Glaube meines Herrn an die Weisheit und Treue des Kanzlers blieb unerschüttert; ja dieser Felsenglaube war überhaupt nicht ins Wanken zu bringen. Und seinerseits nahm Herr Thomas nie williger jede Bürde der Arbeit und Feindschaft auf sich, die ihm aus seinem Eifer für die Größe seines Königs entsprang.

Er hatte damals keinen leichten Stand, da er zum Vortheil der königlichen Rechte mit der vornehmen normännischen Pfaffheit angebunden und sich verbissen

hatte. Ihr kennt diese Händel, Herr, denn sie wuchern überall. In England waren sie aus den unmäßigen, von dem Eroberer an die bischöflichen Stühle geknüpften Vorrechten erwachsen. Nicht nur, wie auch anderwärts, Händel von Pfaffe mit Pfaffe wurden den königlichen Gerichten entzogen, sondern auch der von einem Pfaffen geschädigte Laie mußte den Geschorenen vor dem geistlichen Richter suchen. Da nun — in aller Einfalt geredet — keine Krähe der anderen die Augen aushackt, blieben, schwächere Dinge ungerechnet, pfäffischer Todtschlag und Weiberraub ohne Ahndung, oder, schlimmer noch, wurden so sanft bestraft, daß es einem bösen Scherze glich und die ungedämpfte Brunst der Geschorenen immer weiter um sich griff.

Darüber ergrimmte mein Herr und König, denn er war im gemeinen Wesen ein gerechter Mann, und versuchte, seine Pfaffheit einzuthun. Kein leichtes Werk!

Auf dem Stuhle des Primas und Erzbischofs von Canterbury, welchem der Eroberer weiland aus Staatsgründen die anderen englischen Bisthümer völlig untergegeben hatte, saß damals ein trotziger Normanne, dem seine Tonsur gerade recht war, um gegen seinen Lehensherrn und König Panier aufzuwerfen. Und

auch der damalige heilige Vater in Rom, — sie sagen, man habe ihn aus einem Kloster hervorgezogen, um ihn auf den Thron zu setzen und er hätte Zeit seines Lebens nicht viel von der Welt und ihren Geschäften gehalten und begriffen, — nahm Partei für den normännischen Bischof, weil er überhaupt kein geistliches Recht wollte umkommen lassen. An diesen wendete sich nun der Kanzler von Engelland in zahlreichen Staatsschriften, das taube Ohr Seiner Heiligkeit bestürmend, sie möge dieser in Muthwillen ausgearteten geistlichen Gerichtsbarkeit Regeln und Schranken setzen.

Und ich sage Euch, Herr, — denn ich weiß, auf welcher Seite die Chorherrn von St. Felix und Regul stehen, — Gerechteres wie Schlaueres wurde nichts gegen die weltliche Gewalt der Pfaffen geschrieben und wird in Ewigkeit nicht geschrieben werden, als was dem Kanzler aus seiner geschmeidigen Feder floß. Mit keiner beleidigenden Rede oder langweiligen Beghardenpredigt verdarb er seine Sache, das ist nicht gebräuchlich im Staatsverkehr; sondern er berannte den schlichten Geist des heiligen Vaters mit schlagenden Thatsachen. Er stieß, figürlich geredet, einen Fensterladen nach dem andern auf, so daß eine große Helle entstand und selbst ein Kind begreifen mußte: Geiz, Habsucht, Raub, Hinterlist, Unzucht und Gewaltthat,

wie sie die Pfaffen König Heinrich's an sich hatten, seien etwas Anderes, als der reine und unschuldige Wandel des Heilands und seiner zwölf Boten.

War es auch nur, um seinen Schmerz zu verwinden, der Kanzler zog mannhaft ins Feld. Schrift, Kirchenväter, Rechtslehrer ließ er für sich streiten, und sein schärfstes Schwert war der schöne evangelische Spruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Ich sehe die Frage auf Euern Lippen, wie mir Solches zur Kenntniß kam. Hört an. Wenn eine Botschaft, oder ein Staatsbrief des Kanzlers ins Lager gelangte, welche mein König zu unterzeichnen hatte — denn in Person und Kraft des Königs stritt der Kanzler mit dem Papste — ließ sich Herr Heinrich, wenn ihm gerade keiner seiner Cleriker zur Hand war, das Schriftstück von seinem unwürdigen Knechte vorlesen. Es war ihm bewußt, daß ich in meiner Jugend auf pfäffischen Wegen gewandelt und des Lesens kundig sei; seine eigenen Augen aber, ob sie wol noch scharf und sicher in die Ferne blickten, waren untauglich geworden, Handschriftliches zu entziffern.

Er lachte herzlich über die getroffenen Bildnisse, welche der Kanzler von seiner Pfaffheit entwarf. „Merke, Hans, es macht ihm Kurzweil," sagte er wol

zu mir, „meine Pfaffen an den Haaren zu ziehen, denn er ist ein ungläubiger Philosoph und verkappter Sarazen.“

Auch mich hat dabei oft ein Lachen angewandelt, aber kein fröhliches. Nicht daß ich es dem heiligen Vater mißgönnt hätte, wie er zu Zeiten beschaffen ist, sondern mir schien, was meinem Herrn und Könige bei seiner treuherzigen Art gänzlich entging, unter diesem spielenden Witz brenne ein Abgrund von strafendem Ernst und dunkler Trauer.

Herr, ich konnte das Antlitz aus der Burgkapelle nicht vergessen!

Oft, wenn ich etwa einen Pfeil schnitzte und dabei meinen Gedanken freien Lauf gab, fragte ich mich, ob Herr Thomas sich je wieder an den königlichen Tisch setzen und Scherzreden mit Herrn Heinrich werde wechseln können, den Hauch seines Mundes mit dem des Königes mischend. Dieser schien nicht daran zu zweifeln und mit seiner natürlichen Tapferkeit vergangene Dinge hinter sich zu werfen.

Aber ich wettete in meinem Geiste gegen ihn; denn nach dem Urtheile meines Herzens ging es wider menschliche Möglichkeit.

Mein Herr und König saß nach beendigter Fehde

auf einer seiner Burgen in der Normandie; da geschah es eines Tages, daß ich, was selten vorkam, ein müßiger Mann war und auf dem Thurme mit dem Wärtel, einem guten Gesellen, plauderte. Er übergab mir eine Weile sein Amt, da ihm das Liebchen aus dem Küchengarten winkte.

Wie ich Umschau halte, erblicke ich an einem nahen Hügel eine kleine, auf den Krümmungen des Weges sich herabwindende Heerfahrt. Voran in der Abendsonne ein blitzender Gewappneter, der in das Hifthorn stößt! Das war das Löwenherz. Hinter ihm ritten seine drei Brüder und ein reisiges Gefolge. Jetzt erblick' ich etwas leuchtend Weißes — den Schimmel des Kanzlers. Ein höhnisches Lachen der Sicherheit überkommt mich — ich ergreife das große Wächterhorn, erwidere Herrn Richard's Ruf und begrüße den Kanzler, freilich nur mit meinem natürlichen, auf diese Entfernung nicht vernehmbaren Mundwerke, mit den frechen Worten: „Herr Thomas, Ihr habt keines Mannes Mark in den Knochen und keines Ritters Blut in den Adern! A la bonne heure! Mich soll's nicht anfechten, wenn meinem Herrn einfällt, Euch lebendig auf dem Roste zu braten und Euch zu einem heiligen Lorenz zu machen." Und mir schien, da ich das weiße Roß erblickte, der Herr und der

Knecht habe von dem Kanzler Nichts weiter zu befahren und auch der Himmel werde die Rache des feigen Mannes sinken lassen.

Ich eilte hinunter und beobachtete den Einzug, mich möglichst bei Seite haltend.

Herr Thomas war nicht verändert, seine Geberde so ruhig und sein Gewand so kostbar wie vordem. Der König in seiner heftigen Art stürzte den Söhnen und seinem Kanzler entgegen, nach dem er sich wol noch mehr als nach seinen Kindern gesehnt hatte. Dieser ersparte ihm jede Scham und äußerliche Reue, er verneigte sich ehrfürchtig vor ihm und redete dann von den Knaben mit Sorgfalt und Wohlwollen, fügte aber mit milder Ruhe hinzu, seine Zeit, die wachsenden Staatssorgen, seine Reisen und Gesandtschaften, auch eine früher ihm unbekannte Müdigkeit erlaube ihm nicht länger, ihre Erziehung persönlich zu leiten, er werde ihnen berühmte Männer zu Lehrern geben, die ihn leicht entbehrlich machen würden.

Der König stand betroffen von dieser Rede und seine Kinder umringten den Kanzler und umarmten ihn mit Thränen, bittend und flehend, er möge sich ihnen nicht entziehen. Nur der kleine Hans schnitt eine vergnügte Grimasse. Da bat Herr Heinrich mit den Knaben, daß er sie nicht von sich weise.

Die beredten Lippen des Kanzlers wiederholten seine Weigerung mit neuen anmuthigen Wendungen, aber seine dunkeln Augen richteten sich auf den König und schienen zu sagen: „Grausamer Mann, Du hast mich meines Kindes beraubt und verlangst, daß ich mich um die Deinigen bekümmere!“

Ich weiß nicht, ob Herr Heinrich in diesem Blicke die Wahrheit las; aber er drang nicht weiter in den Kanzler.

Von jener Stunde an brach Hader aus zwischen den vier Königskindern und die Liebe des Kanzlers versöhnte sie nicht; denn sie waren ihm gleichgültig geworden und er überließ sie ihren Trieben.

Ich habe Euch schon erzählt, daß ich im Bogen und in der Armbrust der Lehrmeister der vier Jungherren war. Ich hatte strenges Verbot, von ihnen jemals zu weichen, oder ihnen eine Armbrust in den Händen zu lassen; denn da sie von verschiedener und unbrüderlicher Natur waren, mußte gewehrt werden, daß sie nicht mit der Schießwaffe auf einander losgingen.

Eines Tages nun, da ich mit den vier Armbrusten zu den vier Jungherren in den hintern Burghof ging, hörte ich schon von Weitem zwischen dem Gebelle der

Bracken Getümmel und Schlachtruf. Ich fand die Herren dort so hart in einander verwickelt, daß ich Mühe hatte, sie zu sondern. Das Löwenherz hatte Herrn Gottfried mit der Rechten an der Kehle, mit der Linken aber Herrn Heinrich an den gekräuselten Haaren gefaßt und schüttelte Beide wacker. Ihm selbst hinwiederum hatte sich der kleine Hans, der es mit den beiden Aeltesten hielt, an den Rücken gekrallt und biß ihn in den Hals. Ich griff zuerst nach dem Kleinen, der Wildkatze, und löste dann die Herren Heinz und Gottfried aus den streitbaren Fäusten des Löwenherzens.

Da warf sich Herr Richard mit flammendem Zorne nach mir herum und schrie mich an: „In Teufels Namen, Armbruster, willst Du uns unser Hauserbe rauben?“ — „Welches Erbe, Beausire?“ fragte ich verblüfft. — „Uns zu hassen!“ rief er. „Darauf leistet Keiner von uns Verzicht.“ — Mich erfaßte ein tiefes Verbärmniß über diesen Worten eines Unmündigen. Ich zog ihn bei Seite und redete ihm christlich zu, wie süß es sei, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen. Herr Richard aber brach in stürmische Thränen aus und schluchzte: „Er hat mich heute nur nicht angeschaut!“ Und ich errieth, daß er von Herrn Thomas sprach. „Wenn der Kanzler sich weniger mit Euch abgiebt, tröstete ich: so

ist es dringender Staatsgeschäfte halb Eurem Herrn Vater zu Nutz und Lieb.“ Da schüttelte Jung Richard trotzig den Kopf, leuchtete mich mit seinen großen blauen Augen an und rief: „Das lügst Du, Armbruster! Der Kanzler liebt den Vater nicht!“

Aber nicht nur unter einander verfolgten sich die Viere; sondern — wehe — sie begannen auch der Majestät ihres Vaters die schuldige Ehrerbietung zu versagen. Ich weiß noch, wie es mir ins Herz schnitt, was ich sehen und hören mußte, als ich einst meinen Herrn und König in seine Schlafkammer geleitete. Er hatte sich den Kopf an den Staatsgeschäften erarbeitet und den Leib mit einer Hirschjagd ermüdet; so hatte er denn sein schweres Haupt über dem Schlaftrunke geneigt und schnarchend in seine auf den Tisch gelegten Arme versinken lassen.

Wir begegneten auf dem Gange den schlimmern seiner Söhne, dem ältesten und dem jüngsten. Erfrechte sich da nicht der kleine Hans, der, wäre der Herr bei unverhüllten Sinnen gewesen, sich vor ihm verkrochen hätte, schwankend, als spotte er eines Trunkenen, hinter den königlichen Tritten herzuziehen, und der Andere, der Kleidernarr, wandte sich von seinem Erzeuger mit einem hochmüthigen Pfui. Nachdem ich meinen Herrn wohl versorgt hatte, traf ich Junker

Heinrich noch auf dem Gange. Da ließ ich ihn hart an, nannte ihn einen schwarzen Ham und drohte, ihn bei dem Kanzler zu verklagen. „Herr Thomas verachtet den Vater," versetzte der Knabe. „Wie hielte der feine Berberhengst mit dem borstigen Eber Freundschaft?" Entsetzt hielt ich ihm die Hand auf den Mund; er aber warf die langen weichen Locken aus dem Gesicht und entsprang mit einem scharfen Gelächter.

Ich mußte mich über die feine Witterung wundern, welche oft kindliche Unerfahrenheit von den verborgenen Dingen des Gemüthes hat. Denn, wahrlich, es war nicht Herr Thomas, der sich etwas merken ließ von seinem Widerwillen gegen den König, oder der es in irgend einem Falle an williger Ehrfurcht hätte fehlen lassen.

Allabendlich saß dieser Unentbehrliche am königlichen Tische und erheiterte den Herrn mit den feinen Spielen seiner Rede.

Noch seh' ich, wie er lächelnd in seinem Stuhle zurücklehnte und der frohe König lauschend an seinen kaum bewegten Lippen hing. Ich stand hinter dem Stuhle meines Herrn und betrachtete zuweilen mit stiller Furcht dieses unkörperliche Antlitz, das im Ampelschein wie im Tageslicht gleich blaß war und

auf welchem für mich jener Todeszug, der mich daraus angestarrt hatte, als es damals neben Grace's Haupt auf dem Sargkissen lag, auch in der belebten Laune des Bankettes nie mehr völlig verschwinden wollte.

Habt Ihr das aus Byzanz gekommene Bild gesehen, das die Mönche in Allerheiligen zu Schaffhausen als ihren besten Schatz hüten? Es ist ein todter Salvator mit eingesunkenen Augen und geschlossenen Lidern; aber betrachtet man ihn länger, so ändert er durch eine List der Zeichnung und Vertheilung der Schatten die Miene und sieht Euch mit offenen Schmerzensaugen traurig an. Eine unehrliche Kunst, Herr! Denn der Maler soll nicht zweideutig, sondern klar seine Striche ziehen.

Mit dem Kanzler aber ging es mir umgekehrt. Wenn ich sein Antlitz länger betrachtete und er gerade schwieg, so war es, als schlössen sich seine Lider und es sitze ein Gestorbener mit dem König zu Tische.

Ich bin dessen nicht gewiß, Herr, aber ich muß es glauben, daß mein König in jenen Tagen sich gegen den Kanzler mag ausgelassen haben über die Trauer, die er ihm wider Willen bereitet. Wenn auch nur mit wenigen oder verdeckten Worten hat er ihm wol sein Leid bezeugt und gebeichtet. Ich denke, daß er

die Last von sich abzuwälzen suchte und zwar auf diese meine Schultern hier, was ich ihm nicht verübte, denn so ist der Lauf der Welt, und zu befahren hatte ich dabei nichts. Der Kanzler war viel zu weise, um das Werkzeug mit der Hand, die es führt, zu verwechseln, und viel zu hoch, um einen Knecht seiner Rache zu würdigen.

Versteht mich! Herr Heinrich mag das Spiel des Zufalls und mich verklagt und verlästert haben, was das böse Sterben des Kindes angeht; den Raub desselben und die Fleischeslust rechnete er sich nicht hoch an, denn er kannte in diesen Dingen kein Recht und kein Gesetz. Auch trug er die That damals leicht, glaub' ich, weil unser Aller Richter sie ihm noch nicht in ihrer vollen Schwere zugewogen hatte.

In jenen Tagen begab es sich, daß der Kanzler einmal gegen Abend dem König auf die Jagd nachgeritten kam und die Herren unter einer weithin schattenden Eiche sich lagerten. Ich saß an der lichten Seite des Stammes und kraute einem Jagdhunde hinter den Ohren. Der König kannte meine Treue und war gewohnt, meinetwegen sich keinen Zwang anzuthun und Herr Thomas sah über mich hinweg oder, wenn er mir einen Blick schenkte, war es kein un-

freundlicher, denn jener von mir neben Gnade's Sarg gesprochene Koranvers hatte ihm gefallen und wohlgethan. So war ich Zeuge eines wunderbaren und dem Menschenverstand unglaubwürdigen Gespräches, das aber so wörtlich wahr und gewiß ist, als daß ich hier bei Euch sitze.

Die beiden Herren beredeten sich über ein Schreiben des Königs von Frankreich, das Herr Thomas aus seinem Gewande hervorgezogen hatte. Er unterhielt nämlich einen geheimen Briefwechsel mit dem Capetinger in Paris, dem dazumal sein Kanzler, der Abt Sugerius, gestorb .. war und der, um einen Ersatz zu finden, Herrn Thomas, als den klügsten Mann der Erde, gerne seinem Herrn abtrünnig gemacht und in den eigenen Dienst gelockt hätte. Dieser that nicht unwillig und erfuhr unter der ungesucht ihm in die Hand gefallenen Larve auf einem' kurzen und sichern Wege Alles, was er von den Anschlägen des fremden Königs gegen den seinigen und die normännische Krone durchaus wissen mußte.

In dem Briefe, den der Kanzler Herrn Heinrich übergeben hatte, mochte der König von Frankreich ihm wieder hart zusetzen, in seine Dienste überzutreten, denn mein Herr ergötzte sich mit wahrhaft königlicher Lust an dem Schreiben.

„Schau, ſchau!“ ſpottete er, „zehntauſend Pfund bietet er Dir. Er will es ſich etwas koſten laſſen. Aber daraus wird nichts, mein Vetter Frankreich. Dieſen preiswürdigen Mann laß' ich nimmermehr fahren!“ Und er legte die Hand liebevoll auf die Schulter ſeines Günſtlings. Dann ſcherzte er in übermüthig vermeſſener Laune:

„Haſt Du etwas gegen mich auf dem Herzen, mein Thomas, und willſt es mich entgelten laſſen, tapferer Mann, ohne Gefahr Deines Leibes und Lebens, wolan, dazu kann Rath werden! Morgen ſend' ich Dich — in den Geſchäften, die Du weißt — nach Paris zu dem, der um Dich wirbt! Laß ſehen, ob es ihm gelingt, Dich zu verführen und mit Schmeichelwort zu Falle zu bringen!“

Wundert Euch nicht allzuſehr über dieſe unvernünftige Scherzrede und die freche Sicherheit meines Königs. Sahet Ihr die Zweie zuſammenſitzen, den gewaltigen Leib und den Löwenkopf des einen, die feinen Gliedmaßen und die milde Miene des andern, es wäre Euch verſtändlich geweſen.

Darauf entſtand eine Stille. Ich glaubte, der Kanzler empfinde es bitter, daß Herr Heinrich, der ſo tief in ſeiner Schuld ſtand, ihm die Angeborenheit ſeines ſchmiegſamen und unterwürfigen Weſens, die

doch der Majestät allein zu Gute kam, in grausamem Leichtsinne vorhalten mochte. Doch erwiderte Herr Thomas nach einer Weile ohne merkliche Aergerniß in ruhiger und — wie sage ich — philosophischer Rede:

„Was ich gegen Dich auf dem Herzen habe, ob wenig oder viel, Du hast Grund, mein Gebieter, an meiner Treue nicht zu zweifeln. So böse bin ich nicht und auch nicht so kurzsichtig und abenteuerlich, daß ich an Dir zum Verräther würde. Doch hat Deine scherzende Weisheit meinen wunden Punkt getroffen; denn Du kennst meine unvollkommene Natur und mein zur Erniedrigung der Dienstbarkeit geschaffenes Wesen. Sei es frühe Gewohnheit des Herrendienstes, sei es die Eigenschaft meines Stammes und Blutes, ich kann dem gesalbten Haupte und den hohen Brauen der Könige keinen Widerstand leisten. — Und da Du so glücklicher Laune bist und ein Wohlgefallen hast an Deinem Knechte, erkühnt er sich, Dir in dieser traulichen Einsamkeit einen Rath zu ertheilen: Gib mich nie aus Deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als Du! — Denn in der Schmach meiner Sanftmuth müßte ich ihm allerwege Gehorsam leisten und seine Befehle ausführen auch gegen Dich, o König von Engelland .....

Aber ich rede thöricht . . . wo ist der König, der mächtiger wäre als Du? Welche Herrschaft kann mit der Deinigen hadern ohne ihren eigenen Schaden und Verlust? Siehe, es lebt Keiner, der Dich vor Gericht zöge! . . . Darum rede ich thöricht und spreche von etwas, das nicht vorhanden ist, von einem Traum, einem Hauch, einem Nichts."

Der König mochte diese Rede nicht höher anschlagen, als der Kanzler; denn nachdem er ein Bischen gesonnen, gähnte er, wie zu einer unnützen und unangenehmen Betrachtung und befahl mir, ihm einen Becher Weines zu reichen. — Auch ich konnte mir aus der Rede des Kanzlers nichts machen und legte es mir erst später aus, daß der heimlich zu Tode Verwundete verdeckter und zweifelnder Weise von der dunkeln und langsamen Rache Gottes sprach.

Herr Heinrich erhob den Becher, betrachtete das schimmernde Gold des Rheinweins, als ergötze er seinen Geist an dessen Klarheit, leerte den starken Trank auf einen Zug und lachte, daß ihm die Augen übergingen.

„Wie Du mir vorkommst, mein Thomas," lallte der Herr mit unsicherer Zunge, denn er hatte durstig getrunken und der Wein stieg ihm zu Kopfe, „immer erhabener! . . . Meiner Treu — ich weiß nicht, was

ich rede, aber nicht übel Luſt hätte ich, Dir ein Meßglöcklein um Deinen Ziegenhals zu hängen und Dich in Teufels Namen mit einem Ruck auf den Stuhl von Canterbury zu ſetzen! . . . Dort throne mir und orakle gegen den heiligen Vater! . . ."

Der Kanzler erhob ſich raſcher, als ſeine Gewohnheit war. „Unter dieſer Eiche iſt nicht gut wohnen," ſagte er. „Es mag in der Vorzeit grauſamer Zauber unter ihr getrieben worden ſein! — Ihr Schatten verwirrt das Hirn."

Hier verſtummte das Geſpräch.

So ganz neben das Ziel traf übrigens mein Herr und König in der Laune ſeiner Trunkenheit nicht, wenn er meinte, der Kanzler ergebe ſich zeitweilig tiefſinnigen und wunderbaren Betrachtungen. Ich ſelbſt weiß davon zu erzählen. In der Vorhalle, wo ich oft meines Herrn gewärtig mich ſtundenlang aufhielt und auch der Kanzler zuweilen, ohne meiner zu achten, in tiefem Sinnen auf- und niederſchritt, hing in einer düſtern Ecke ein großer hölzerner Crucifixus, ein grobes, mageres Werk, aber ein Haupt mit rührenden Zügen. Der König hielt ihn hoch in Ehren, weil ſein Vorfahr, Wilhelm der Eroberer, ihn vor der Schlacht bei Haſtings inbrünſtig angebetet

und durch seine Macht dann auch den Sieg erlangt hatte. Auf dieses Bildwerk hatte der Kanzler sich sonst wol gehütet, seine verwöhnten Augen zu heften; denn er verabscheute das rieselnde Blut und das Häßliche. Aber in jener Zeit hörte ich zuweilen mit Verwundern, wie er mit dem gebräunten Crucifixus Zwiesprach hielt. In arabischer Zunge, ich vernahm es deutlich, flüsterte er mit ihm. — Ich freute mich, daß er sich an den guten Tröster wandte, obschon mir dabei fast unheimlich zu Muthe war; denn, Herr, ich hörte davon zu wenig und zu viel und Dinge, die ich nicht gern wiederholen mag, weil sie, wenn nicht Eure Seele gefährden, doch Eurer Frömmigkeit zum Aergerniß sein könnten. Wußt' ich doch nicht, in wie weit Herr Thomas das maurische Wesen von sich gethan und ob er, wie wir, den Hochgelobten, der am Kreuze hängt, als den heiligen Gott selber anrufe. Einzelne Stoßseufzer, unzusammenhängende Worte nur vernahm ich in der allmälig aus meinem Gedächtnisse entschwindenden Sprache, die mich erbauten oder auch erschreckten. Innig und schmerzvoll sprach er zu dem stillen Gekreuzigten, aber lästerlich und wie zu seines Gleichen, so schien mir.

Also geschah es eines Tages, daß der Kanzler wiederum vor dem Bildnisse stand ohne mich gewahr

zu werden, der, in einer Ecke des weiten Gemaches auf einem Schemel sitzend, sich stille hielt und gering machte.

„Auch Du hast gelitten," so hauchte er, „und wol so grausig, als Du hier in der Marter schwebst! . . . Warum? Warum? . . . Der Welt Sünde zu tragen, steht geschrieben . . . Was hast Du gesühnt, Du himmlisches Gemüth? . . . Friede solltest Du bringen und an den Menschen ein Wohlgefallen . . . . aber, siehe, diese Erde dampft und stinkt noch von Blut und Greuel . . . und Schuld und Unschuld wird gemordet wie vor Deiner Zeit! . . . .

„Sie haben Dich geschlagen, angespieen, gemartert . . . Du aber beharrtest in der Tapferkeit der Liebe und batest am Kreuze für Deine Mörder . . . Verscheuche den Geier des unversöhnlichen Grams, der mein Herz verzehrt! . . . . Damit ich in Deine Stapfen trete . . . Ich bin der Aermste und Elendeste der Sterblichen . . . Siehe ich gehöre Dir zu und kann nicht von Dir lassen, Du geduldiger König der verhöhnten und gekreuzigten Menschheit! . . ."

Nachdem der Kanzler noch eine Weile mit dem Bilde geflüstert, wendete er sich langsam und entdeckte mich auf meinem Schemel. Ich hielt mich unverwundert und beschloß tapfer zu lügen, wenn er mich früge, ob ich ihn belauscht hätte.

Er aber näherte ſich mit ruhigen Schritten, unmerklich lächelnd. — „Sohn Japhets,“ ſprach er mich an, „Du haſt unter den Kindern Sems gelebt und weißt, daß ſie es nicht glauben, der Ewige habe ſeinen einigen Sohn ans Kreuz ſchlagen laſſen — wie belehrſt Du ſie eines Beſſeren?“

Ich erhob meine Augen feſt auf den Kanzler und antwortete unverzagt: „Mein Salvator hat den Verräther Judas geküßt und ſeinen Peinigern vergeben; ſolches aber vermag ein bloßer Menſch nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt.“

Herr Thomas wiegte leiſe das Haupt. „Das haſt Du recht geſagt,“ meinte er, „es iſt ſchwer und unmöglich.“ —

Waren aber die Worte des Kanzlers nicht alleſammt chriſtlich, ſo wurden es ſeine Werke je mehr und mehr. Es ſchien in jenen Tagen, als wolle Herr Thomas, müde ſeines Glanzes, der Herrlichkeit ſich entkleiden und, ſelbſt ein friedloſer und herzkranker Mann, Uebel heilen und Frieden bringen, ſoweit ſeine Macht reichte. Aber er that es mit furchtſamer Klugheit, damit der König und die Normannen ſeiner nicht ſpotteten oder einen Argwohn gegen ihn faßten.

Es wurde ihm nicht ſchwer dem Könige zu zeigen,

daß es klug sei, nicht über Maß seine Sachsen zu belasten und sie nicht zur Verzweiflung zu treiben und daß es vortheilhaft sei, als ein gütiges Wesen über ihnen zu stehen, großmüthiger als seine Normannen, die ihre sächsischen Knechte und Mägde nach ihrem Gefallen mißhandelten. So durfte er mit königlichen Gesetzen das sächsische Volk erleichtern, nicht auffällig und herausfordernd, sondern umsichtig und verborgen, um die Normannen nicht zu reizen. Begreift, er packte die Last auf dem Rücken des Saumthieres um, ohne sie zu vermindern und sorgte nur dafür, daß die Riemen nicht zu tief ins Fleisch schnitten.

Aber auch den Normannen erwies er Dienste und verdoppelte gegen sie seine Freigebigkeit. Er überhäufte sie mit Gunst und fürstlichen Geschenken und schlichtete ihre persönlichen Zwiste mit weisen Schiedsprüchen. Hatten sich zwei Mächtige verfeindet, so trat er als Friedensstifter zwischen sie.

„Wer bin ich?“ sagte er dann wol, „um mich in die Angelegenheiten der Großen zu mischen? Ein Diener meines Herrn, der ihm die Stützen seines Thrones erhalten will.“ Und die zwei Feinde gingen versöhnt und in ihrem Stolze befriedigt von ihm.

Hätte sich Herr Fauconbridge nur warnen lassen! Dieser beneidete den Kanzler um seine Gunst bei

beiden Königen, Herrn Heinrich und dem Capetinger, und stellte ihm nach mit gezogenem Schwerte, aber auch mit heimlicher Verleumdung und der Schrift des Kanzlers nachgefälschten, an den König von Frankreich gerichteten Briefen, mit denen er unter der Hand Herrn Thomas des Hochverraths bezichtete, während er selbst mit dem Hofe von Frankreich gefährliche Ränke spann.

Doch Herr Thomas durchschaute und überblickte ihn. Er lud ihn ohne Wissen und Beunruhigung des Königs zu sich — ich selber trug den Brief — und legte ihm dann mit gelassenen Worten und in sichern Beweisstücken die Wahrheit vor. — Weil er ihn aber, ohne Rache an ihm zu suchen, ziehen ließ, statt ihn, wie er gekonnt hätte, mit einem Schlage zu vernichten, hielt ihn der Normann für einen vorsichtigen Feigling, der sich vor dem entscheidenden Streiche fürchte, und geberdete sich fortan zwiefach sicher und frech, bis er mit einer That offener Felonie die Krone angriff und man ihm dann freilich sein Blutgerüst zimmern mußte.

Dergestalt verlor Herr Fauconbridge, dessen Ahnen mit dem Eroberer gekommen waren, sein Erbe und sein Haupt durch die langmüthige Barmherzigkeit des Kanzlers.

Als dieſer dem Könige ſpäter erzählte, er habe die verwegenen Pfade des rebelliſchen Barons von Anfang an gekannt und im Auge behalten, der König aber ihn fragte, warum er den Verräther nicht früher entlarvt habe, antwortete der Kanzler: „O Herr, wozu? . . . Es regen ſich unter dem Thun eines Jeglichen unſichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife und Jeden ereilt zuletzt ſeine Stunde.“

VIII.

Da begab es ſich eines Tages, daß der König mit ſeinem Kanzler über Staatsgeſchäften zuſammen ſaß. Das war in einem Schloſſe der Normandie. Der Herr ließ ſich von mir den Becher füllen mit jenem leichten Schaumweine, den er liebte, und der Kanzler legte ihm den Inhalt der eben aus Engelland angelangten Botentaſche vor. Einen Brief, an welchem das Siegel von Canterbury hing, behielt er bis zuletzt und ſprach dann, denſelben vor dem Könige entfaltend, in ſeiner ruhigen Art:

„Der Primas von Canterbury iſt zu Anfang verwichener Woche geſtorben, erhabener Herr.“ — Herr Heinrich wunderte ſich wenig darüber. Ohne Etwas zu entgegnen, ließ er wohlgefällige Blicke auf dem Kanzler ruhen.

„Er kränkelte ſchon lange,“ fuhr Herr Thomas fort, „doch glaubte ich ihn ſeinem Ziele noch nicht ſo nahe. Jetzt iſt für Dich, o König, und für die eng-

liſche Staatsmacht die gelegene Zeit, die entſcheidende Stunde gekommen, wo Du das ſchädliche Geſchwür Deines Reichs, die geiſtliche Gerichtsbarkeit, ſchneiden und heilen kannſt. Wenn mein Herr dieſe gefährliche Stelle mit kühner Wahl beſetzt, ſo iſt er der Erfüllung ſeiner königlichen Wünſche nahe gerückt."

Der König zwinkerte ſchalkhaft mit den Augen, ſei es, daß er wie gewöhnlich an der Weisheit ſeines Kanzlers ſich ergötzte, ſei es, daß er dieſelbe mit der ſeinigen diesmal noch zu überbieten und zu überraſchen hoffte.

Herr Thomas ſah die ſchlaue Miene des Königs und beobachtete ſie gelaſſen. „Auch einen beſſeren heiligen Vater als den, welchen ſie vor etlichen Monden in Rom auf den Thron gehoben haben, könnten wir uns nicht wünſchen. Er hat eine Leidenſchaft, durch welche wir ihm menſchlich nahe kommen können. Mit gelehrter Haſt ſammelt und betrachtet er Münzen und, wunderbar, während er ſich begnügt, die alten römiſchen Imperatoren in ein Paar wohlerhaltenen Exemplaren zu beſitzen, kann er Deiner Goldſtücke, o Herr, nie genug bekommen, zu Hunderten, zu Tauſenden erſehnt er ſie, weil ſie Dein erhabenes Antlitz tragen und er an ihm, als an demjenigen eines treuen Sohnes der Kirche, ſein Gefallen findet."

Herr Heinrich ſchüttelte ſich vor Lachen, während der Kanzler dieſe Hohnrede mit ernſtem und traurigem Munde, wie er immer zu ſcherzen pflegte, vortrug. „Wie aber wird mein Herr nun den Stuhl des Primas beſetzen?“ ſprach er weiter. „Mit jenem Biſchof, oder mit dieſem Abte“ — ich bin der Namen nicht mehr ſicher, und möchte Euch um Nichts in der Welt, auch nur in einer Kleinigkeit, das Unwahre ſagen — „Beide ſind ſie geeignet für die Zwecke meines Herrn, doch vielleicht der Abt noch beſſer, denn er iſt der laſterhaftere.“

„So läßt er ſich leichter handhaben,“ ging der König auf den Gedanken ſeines Kanzlers ein.

„Der Biſchof wäre nicht weniger gefügig,“ verſetzte Herr Thomas, „der Vorzug des Abtes iſt ein anderer und ich gebe nur der Weisheit meines Königs Worte, wenn ich der Gefahr Deiner Politik folgendermaßen das Antlitz aufdecke. Du weißt, o Herr, wie und warum der Eroberer, Dein erhabener und ruhmbedeckter Ahne, die engliſchen Bisthümer nicht nur mit der Gerichtsbarkeit über die Cleriker, ſondern, was den Staat entkräftet und zerſtört, über die Händel zwiſchen Clerikern und Laien begabt hat. Das war damals nützlich, da die erſten Biſchöfe des Eroberers Creaturen waren; jetzt iſt es ſchädlich und

unerträglich, denn aller Eigenwille Deiner Normannen duckt unter den Bischofsstab, und jeder Empörer gegen Deine Majestät läßt sich eine Krone scheeren, um die Blitze Deiner Gerechtigkeit ungestraft verhöhnen zu können." —

Mein Herr und König ballte seine auf der Lehne des Stuhles liegende Hand, denn er war ein Freund der Ordnung und der Gerechtigkeit.

„Deiner Weisheit ist nicht verborgen," bemerkte Herr Thomas, „warum auch erschlichene Rechte der Kirche sich so schwer mindern oder aufheben lassen: weil die Kirche ein Doppelwesen ist, das aus Leib und Seele besteht. Der Leib ist ein Heer von Geschorenen und Ehelosen, ein paar tausend von Münstern und Klöstern, ein Bündel von Gebräuchen, Gelübden und auf Fabeln und Fälschungen beruhenden Ansprüchen. — Die Seele der Kirche aber ist Tugend, Bescheidenheit, Erbarmen, Keuschheit" — der König machte unwillkürlich eine Geberde und zuckte mit den Wimpern — „kurz, Alles, was jener Andere lehrte, den sie gekreuzigt haben."

Ihr müßt wissen, Herr Burkhard, daß der Kanzler den Salvator nie bei einer seiner hochgelobten Würden nannte, sondern immer nur den „Andern", und ich meine, daß es seinem heidnischen

Blute widerſtrebte, den heiligen Namen auszuſprechen.

„Das Volk aber, o Herr, kann Gefäß und Inhalt nicht trennen; — haſt Du es mit einem Primas zu thun, der durch ſeine Tugend Gewalt über die engliſchen Seelen übt, Du nimmſt ihm nicht ein Titelchen ſeiner Vorrechte. Darum wähle Du einen öffentlichen Sünder, einen unbeſtritten Laſterhaften wie unſern Abt . . . . .“

Alſo fuhr der Armbruſter, der im beſten Zuge war, in der Rede des Kanzlers fort, doch Herr Burkhard hatte ſich gegen ihn vorgeneigt und zupfte ihn am Aermel.

„Armbruſter,“ that er Einſpruch, „ich halte Dich für einen wahrhaften Mann; aber es wird mir ſchwer zu glauben, daß ein jetziges Mitglied der triumphirenden Kirche ſich bei Lebzeiten, auch vor ſeiner Bekehrung, über die hienieden ſtreitende ſo ſchnöde geäußert und Deinem König einen ſo ruchloſen Rath gegeben. Ich habe es Dir geſagt, dem neuen Heiligen bin ich nicht grün; aber was zu viel iſt, iſt zu viel. Das kommt aus Deinem Eigenen!“

„Herr,“ verſetzte Hans der Engelländer mit einem

bösen Lächeln unter seinem grauen Barte, „es mag sein, daß der Kanzler dazumal nicht diese körperlichen Worte ausgesprochen hat, dem Geiste nach aber hat er sich so ergangen, das dürft Ihr mir glauben, und nicht ein- sondern hundertmal, — versteht mich, als Staatsmann. Er hat vor meinem Könige diese Frage häufig erörtert. Daß aber etwas von dem Meinigen beifloß, ist nicht unmöglich, denn leider beten wir Alle dieselbe Litanei, sobald auf die Sitten der Pfaffheit die Rede fällt, — natürlich mit gebührender Ausnahme Eures Stiftes und noch mehr Eurer eigenen ehrwürdigen Person. —

Gesetzt aber auch, meine Geschichte wäre etwas ins Ungewisse gerathen, von jetzt an wird sie echt und unumstößlich wie das Evangelium. Denn was nun geredet wurde, haftet in meinem grauen Kopfe wie die römische Schrift auf einem umgestürzten Meilenstein, dessen Bruchstücke noch die unauslöschlich eingegrabenen Lettern tragen. Bei der Gnade der Mutter Gottes, ich rede die Wahrheit und lüge nicht. Wo aber stand ich, ehrwürdiger Herr, als Ihr mich unterbrochen habt?“

„Bei Deinem lasterhaften Abte,“ versetzte der Alte noch etwas gereizt.

„Zweifelt nicht daran, daß der Kanzler ihn empfohlen hat!“ fuhr Hans mit Feuer fort.

„Mein König,“ sagte Herr Thomas, „diesem thierischen Menschen wird es nicht gelingen, die Rechte seines Stuhles als göttliche zu vertheidigen. Du wirst sie ihm entreißen — und dann: weg mit ihm!“

Er stieß diese Worte verachtungsvoll von seinen feinen Lippen und fügte hinzu: „Der Unreine wird sich überdies selbst zerstören. Begnügt er sich doch nicht, o Herr, wie Deine anderen Bischöfe, Buhlerinnen zu halten, sondern überfällt und verdirbt die unschuldige Jugend.“

Ich meine, daß der Kanzler nur jenen landkundigen Sünder im Sinne hatte; aber unversehens mußte ich an Gnade denken und auch der König bewegte sich unruhig. Doch schnell überwand er die Scham und verwarf diesen Verdacht, wußte er doch, daß Herr Thomas es verschmäht hätte, sein Inneres durch eine Anspielung zu enthüllen.

In der hellen Laune eines Freigebigen, der im Begriffe steht, ein großes Geschenk zu machen, und mit freudestrahlenden Augen fuhr der König fort:

„Wohin denkst Du, Thomas? Diesen Stuhl, worin zwei Heilige und Gelehrte gesessen haben, von denen der eine er selige Lanfranc, den die Wand-

lung leugnenden Ketzer Berengar beſiegt, der andere, St. Anſelm, einen triumphirenden Beweis für das Daſein Gottes geführt hat, dieſen Stuhl ſollte ich mit einem Schweine beſetzen? Das bleibe ferne von meinem königlichen Willen!“ Und mein Herr und König freute ſich ſeines Wiſſens.

In der Miene des Kanzlers war die vorwurfsvolle Frage zu leſen, ob ihm Herr Heinrich durch eine plötzliche Laune lang erwogene Pläne durchkreuzen werde.

Der König ergriff ſeinen Becher und leerte ihn fröhlich. „Ich will meinen Pfaffen einen Primas ſetzen, darob ſie ſich wundern werden, einen Mann von vornehmer und unbefleckter Sitte, einen ſpitzfindigen Philoſophen und dazu einen mir ergebenen Mann und geborenen Gegner des päpſtlichen Weſens.“

Herr Thomas aber erwiderte mit einem ungläubigen Lächeln: „Ich laſſe meine Blicke, o Herr, durch Deinen Clerus wandern, aber ſie ſuchen Deinen Erwählten vergebens.“

„Du erräthſt nicht?“ drängte der König, „ich will Dir zu Hilfe kommen! ich ſage Dir, wahrlich Keiner wird auf dem Stuhle des Primas ſitzen als Du!“

Der Kanzler blieb ruhig, aber in allmäligem Erblaſſen wich jede Farbe aus ſeinem Antlitz. Er lehnte

ſich in ſeinen Seſſel zurück. Dann wendete er, den Anblick des Königs vermeidend, ſeine dunkeln Augen ſeitwärts zu mir. Mit zwei Fingern ſeiner läſſig herabhangenden Rechten hob er eine Falte ſeines Purpurgewandes langſam in die Höhe, ſo daß die zurückgebogenen Schnäbel ſeiner köſtlichen Schuhe ſichtbar wurden.

„Bogner," ſcherzte er und ſtreifte mit einem verächtlichen Blicke ſeine von Edelſteinen ſchimmernde Kleidung, „beſchaue Dir einmal den heiligen Mann! . . . Dieſen Täufer Hans, der die weichen Kleider verſchmäht, die man an den Höfen der Könige trägt, — betrachte Dir dieſen guten Hirten, der das verirrte Lamm auf den Schultern heimholt und ſein Leben läßt für die Heerde."

Der König ſtieß ein grelles Gelächter aus — mir aber ward übel dabei zu Muthe.

Inzwiſchen hatte ſich der Kanzler mit kaltem Angeſichte gegen den König gewendet. „Hoheit," ſagte er, „dieſe Wahl' iſt nicht Dein Ernſt. Sie iſt eine unmögliche in den Augen Deiner Biſchöfe, Deiner Normannen und Deiner Sachſen. — Soll der engliſche Clerus, als ſeinem Vater, einem geſchmeidigen Höfling gehorchen, weil dieſer einmal in ſeiner Jugend durch Zufall, oder um eines Vortheils willen die erſte Weihe empfangen hat, — ſoll ein Sachſe die Seelen

Deiner Normannen, oder ein Abtrünniger — wie ſie ihn nennen — die Seelen Deiner Sachſen weiden? Herr, Dein Kanzler widerräth Dir dieſe ſchlechte Wahl.“

„Sie iſt die vortrefflichſte,“ behauptete Herr Heinrich hartnäckig. — „Du auf dem Stuhl von Canterbury, und der Thron St. Petri kracht in ſeinen Fugen: Du unter der Mitra, und dem heiligen Vater wackelt die ſeinige auf dem Kopfe! Schach und Schachmatt!“

„Ich weiß nicht, Herr,“ fuhr der Kanzler mit ernſthaftem Spotte fort, „ob Du je von jenen plötzlichen Wandlungen gehört haſt, die mit einem Menſchen vorgehen können, der ſein Kleid wechſelt und geiſtliches Gewand anzieht. Es iſt kein Geringes, den Hirtenſtab zu ergreifen, den zwei jetzt in der Glorie Stehende in den Händen getragen haben: der ſelige Lanfranc, der die Frucht der Aehre und des Weinſtockes als den Leib und das Blut Gottes erkannte, und der heilige Anſelm, der den Unergründlichen ergründete. Wenn ich nun durch ein Wunder zu einem wahren Biſchof würde? Das käme Dir unerwartet und ungelegen!“

„Thomas, zügle Deine Zunge!“ drohte ihm der König mit dem Finger, „ich leide keinen Spott über

heilige Dinge! Wol ist es schon lange, daß ich anfange Dich zu durchblicken. Du hast arabische Philosophie eingesogen, — Du folgst einer Geheimlehre und bist kein demüthiger Christ; ich aber will als ein solcher leben und sterben!"

„Du kannst nicht glauben, o König," antwortete Herr Thomas traurig und deutete auf seine Brust, „daß auf diesen abgestorbenen Baum noch ein Thau des Himmels fallen möge — und Du hast wol recht! Aber auch ohne Frömmigkeit kann man der Welt müde werden. Unter den Flügeln Deiner Macht habe ich dieses Reich lange Jahre regiert, mit welchen Mitteln? Mit Gewalt, Bestechung, Wortbruch . . . und mit schlimmern, die ich nicht aussprechen mag. So werden die Reiche der Welt verwaltet, aber ich bin es müde. Was ist mir dieses Engelland? Ich bin kein Normanne, nicht einmal ein Sachse! Fremdes Blut fließt in meinen Adern. — Und die Schätze, mit welchen Du mich, Großmüthiger, überhäufst — für wen sammle ich sie? — Für den Rost und die Motten!"

Hier sah ich gleich, daß Herr Thomas an den Tod von Gnade dachte, und auch der König war davon gerührt. Eine Thräne rollte auf seiner Wange, denn Herr Heinrich hatte ein weiches Herz.

„Sunt lacrymae rerum," murmelte der Kanzler vor ſich hin.

„Von wem iſt dieſer Vers, Armbruſter? Du warſt ja ein Cleriker!" wandte er ſich von Neuem gegen mich, als wollte er die Maske des Gleichmuthes, die einen Augenblick gefallen war, wieder vornehmen.

„Von dem römiſchen Poeten Virgilius," antwortete ich ohne Anſtand, „und er bedeutet, daß man die menſchlichen Dinge nicht zu ſtark preſſen ſoll; denn ſie ſind innerhalb voller Thränen." Alſo wollte ich meinem Herrn und Könige zu Hilfe kommen.

„Nimm mir ab das alte Joch," bat der Kanzler, „ſtatt mir ein neues aufzubürden, das mich zum Doppelſinnigen und Zweideutigen macht."

Einen andern Kanzler ſuchen? Unmöglich. Herr Thomas war unentbehrlich und das konnte nicht ſein Ernſt ſein. So ſagte ſich Herr Heinrich, wie ich mir es denken muß, denn er brach plötzlich in die Worte aus:

„Du biſt ehrgeizig, ehrgeizig, ehrgeizig! — Du machſt Dich koſtbar, Du Ueberkluger, weil Du Dich unerſetzlich weißt. Sieh', Thomas, das gefällt mir nicht. Ein fröhlicher Geber, ein fröhlicher Nehmer!"

„Dein Kanzler muß ich bleiben, denn ich glaube, unſere Sterne und unſere Geburtsſtunden ſtehen zu

einander in Beziehung," erwiderte Herr Thomas; „aber zwinge mich nicht, Dein Primas zu werden!"

„Greif' zu, greif' zu!" ſchrie Herr Heinrich, durch dieſen Beginn von Nachgiebigkeit angefeuert.

„Halt ein, o König!" rief zu gleicher Zeit der Kanzler — mit einem Blicke, ehrwürdiger Herr, den ich nie vergeſſe, mit dem Blicke eines Sterbenden. Er fuhr mit der Hand an die Stirn, als brenne ihn dort eine Wunde und ſeine Stimme ſank zum Geflüſter herab:

„Wohin werde ich geführt? In welche Zweifel? In welchen Dienſt und Gehorſam? In welchen Tod?"

Dann erhob er ſie wieder faſt drohend zur Frage: „Biſt Du meiner gewiß, o König?"

„Gewiſſer als meiner ſelbſt," verſicherte Herr Heinrich, der kein feines Ohr beſaß und deshalb die geflüſterten Worte überhört hatte. „Genug des Räthſelns! — Ich brauche Dich, Thomas! Und ſage nicht: was geht mich Engelland an? Meine Gunſt hat Dich längſt über die Sachſen weggehoben und ich habe mehr für Dich gethan, als für irgend einen Normann."

Hier verzog ein Blitz des Hohns das Antlitz des Kanzlers; aber Herr Heinrich achtete deſſen nicht

und ſchrie ungeduldig: „Keine Widerrede mehr! Ich erhebe Dich ſo hoch ich will und Du, gehorche!“

Da neigte Herr Thomas ſein bleiches Haupt und ſprach: „Was Du verhängſt, das geſchehe!“

IX.

So begab ſich denn der Kanzler mit unbeſchränkter königlicher Vollmacht im Gehorſame ſeines Herrn nach Engelland zurück, und dort formte und bildete er mit ſeinen geſchickten Fingern die Biſchöfe, die den Primas zu wählen hatten, wie geſchmeidigen Thon, bis ſie aus ſeiner Meiſterhand als ſeine Geſchöpfe hervorgingen und ihre Stimmen zu ſeinen Gunſten vereinigten. Alles verlief aufs Beſte. Herr Thomas wurde ernannt und der normänniſche Biſchof von Wincefter legte ihm mit bitterſüßer Miene und großer Feierlichkeit ſeinen brüderlichen Segen aufs Haupt.

Da gelangte eines Tages eine unglaubliche Mär in die Normandie. Meinem Herrn und Könige wurde berichtet, ſein Kanzler habe alle Pracht des weltlichen Lebens mit einem Male und gänzlich von ſich gethan. Zu dem üblichen Gaſtmahle ſeiner Biſchofsweihe habe

er gegen alle Art und Sitte nicht ſeine Brüder, die Biſchöfe, und übrige vornehme Pfaffheit nebſt der Blüthe des normänniſchen Adels geladen, ſondern er habe Armuth und Schwären, die Bettler und Krüppel von den Landſtraßen und Zäunen holen laſſen, um ſeine weiten Säle und ſeine biſchöfliche Tafel würdig zu füllen.

Der König hielt dieſes ſtaunenswerthe Ereigniß für erfunden, oder wenigſtens von den Neidern und Feinden ſeines Lieblings ins Große getrieben. Er machte ſich über ſeine normänniſchen Hofleute luſtig, die ſolches neue und unerhörte Ding verdroß. „Herren," ſchäkerte er mit ihnen, „das müßt Ihr meinem Kanzler ſchon laſſen, über Miene und ſchickliche Tracht jeden Standes weiß er Beſcheid. In Allem zeigt er Geſchmack! Euch hat er in der Vollendung des Höflings vorgeleuchtet und euch Alle an ſeinem ritterlichen Anſtand übertroffen. Jetzt gibt er ſeinen neuen Standesgenoſſen, den Biſchöfen, das hohe Beiſpiel der echten apoſtoliſchen Lebensart. Ein ſeltener, o, ein einziger Mann!" —

Als neue Kunden die erſte beſtätigten, hinzufügend, der Primas habe ſein koſtbares Biſchofsgewand gleich nach der feierlichen Handlung der Weihe wieder abgelegt und wandle mit magerem, verfaſtetem Angeſicht

in einer groben Kutte durch die Straßen von Canterbury, seine Gäste, die sächsischen Bettler, wo er gehe und stehe, hinter sich herziehend, da wurde Herr Heinrich unsicher und die scherzhaften Anwandlungen vergingen ihm; doch bald hatte er errathen, daß der unvergleichlich Kluge die Maske eines heiligen Mannes nur vorgenommen, um gegen den Papst in den bevorstehenden Unterhandlungen über die geistliche Gerichtsbarkeit in Engelland eine Macht zu gewinnen.

Immerhin beschloß er, selbst zu der Sache zu sehen, und beschleunigte seine Ueberfahrt nach Engelland.

Unterwegs zwischen Dover und London wurde er zu wiederholten Malen von normännischen Herren erwartet und um Recht angerufen gegen den neuen Primas, seinen Kanzler, der sich weigere, ihnen ihre entlaufenen sächsischen Knechte zurückzugeben, welche — so klagten die Herren — jetzt haufenweise den Klöstern zueilen, um sich das Haupt scheren zu lassen; wozu Herr Heinrich mißmuthig das seinige schüttelte.

Am Morgen nach seiner Ankunft in Windsor versammelte sich in der großen Halle des Schlosses aller Adel, um die heimgekehrte Majestät zu begrüßen. Sie schlummerte noch. Ich aber bewachte die Thür, durch welche mein König in die Halle zu treten pflegte, und

von wo sich die glänzende Versammlung leicht überschauen ließ.

Unter all' den Herren war von nichts Anderem die Rede als von der unerklärlich plötzlichen Verwandlung des Herrn Thomas. Sie waren gespannt auf seine Erscheinung; denn sie wußten, daß er kommen würde, die Majestät zu begrüßen und unterhielten sich lebhaft mit gedämpften Stimmen, wie es sich in königlichen Gemächern geziemt. Nur Herr Rollo, der Greis, der sie Alle um Haupteslänge überragte, that sich keine Gewalt an und seine Rede grollte wie ein dumpf rollender Donner.

Er stand auf der rechten Seite des Saales in einem Kreise bejahrter Herren, die hagerste, trockenste Gestalt unter ihnen, und lästerte nach seiner Art gegen die Gesammtheit der Geschorenen und den neuen Primas insbesondere.

„Nie traute ich ihm Mannestreue zu," schalt der Waffenmeister, „dieser blassen Memme! Der falsche und feige Sklave duckt seinen dünnen Leib in die Kutte, weil er ihn dort mehr in Sicherheit glaubt, als unter dem Schilde seines Königs. Hätt' ich mit dem Heuchler angebunden, so lange er ein Schwert trug! Ihr werdet erleben, der Ränkeschmied stiftet uns schweres Unheil an!"

Und die Herren ſtimmten ihm bei.

Auf der anderen Seite höhnten und kicherten die Jüngern, denen Herr Wilhelm Tracy ſein Mokierbüchlein wies.

Dieſer Herr war ein fertiger Zeichner, müßt Ihr wiſſen, der mit dem Stifte zu ſpotten verſtand wie kein Anderer. Mit einer kleinen Verzerrung verwandelte er ein Menſchenantlitz in das eines Thieres oder in das Abbild eines todten Dinges, dem Gelächter aller Welt es preisgebend. Auch mich faßte einmal ſein Griffel und ſchuf mich zu einem krummbeinigen Jagdhund, der dem König in ſeiner großen Schnauze eine Schnepfe zutrug. Obſchon mir damals der Spaß nicht gefiel, war ich der Erſte ihn zu belachen, denn es war das Klügſte. Andere, von reizbarerem Blute und beſſerem Adel als ich, erzürnten ſich wol, wenn ſie Herr Wilhelm in ſolcher Verwandlung auf die Täfelchen ſeines Buches kritzte, das er jederzeit an den Gurt gekettelt trug. Gut, daß ſeine Klinge ebenſo ſpitz war als ſein Griffel, ſonſt hätte ihm deſſen Schärfe das Leben gekoſtet.

Der Spötter wies jetzt der jungen Ritterſchaft ein neues Blatt ſeiner Schildereien. Neugierig näherte ich mich Herrn Rinald dem Schönen, wie ſie ihn nannten, der das Spottbüchlein eben in der Hand

hielt. Er wand ſich vor Lachen und ließ dabei das Büchlein auf den Boden fallen. Ich hob es ihm auf und erblickte darin eine ſeltſame Pflanze. Aus einem magern Halme, deſſen herabhängende Blätter die Aermel einer Kutte bildeten, wuchs am ſchwanken Stielchen eines dünnen Halſes als Aehre ein mir wolbekanntes Marterangeſicht. Es war die Heuchelgeſtalt eines Eremiten und der Primas, wie er leibte und lebte.

So ſchnell wird am Hofe ein Gefürchteter zu einem Verlachten.

Das Büchlein machte noch die Runde, da vernahm man aus der Ferne einen wunderlichen Klang. Es war eine fromme, einfältige Litanei, die ſich dem Burghofe langſam näherte, von tauſend und aber tauſend inbrünſtigen Stimmen halb kriegeriſch, halb klagſam geſungen.

„Der Primas und ſeine Bettler!“ ertönte es im Saal und die Herren eilten an die Fenſter. Auch ich fand meine Spalte und ſah, wie Herr Rollo von der zunächſt ragenden Zinne die gepanzerte Rechte gebieteriſch ausſtreckte.

„Die Zugbrücke auf! Zu die Thorflügel!“ ſchrie er in den Burghof hinunter, wo normänniſche Waffenknechte das Thor hüteten. Aber der friedliche Heer-

haufe: Mönche, Bettler, Kinder, jegliches Volk geringer Art, drückte und drang wie eine Heerde unaufhaltſam herein. Die Kriegsknechte konnten Herrn Rollo nicht mehr gehorchen, ſie waren unwillkürlich zurückgewichen, denn Herr Thomas hatte ſie mit ausgebreiteten Armen geſegnet. Er ſchritt hinter einem hochgetragenen Kreuze an der Spitze ſeines armen Zuges. Er, den ich nie anders hatte zu Hofe kommen ſehen, als im koſtbarſten Aufzuge und mit dem edelſten Geleite, trug ein grobes, härenes Gewand, und die Zehen ſeines nackten, auf Sandalen wandelnden Fußes glänzten unter der dunkeln Wolle hervor wie ein Stück Elfenbein.

Ehrerbietig und ſcheu empfing ihn die königliche Dienerſchaft, um ihn in die Burg zu geleiten. Noch einmal wandte er ſich auf der Schwelle gegen die Seinigen und gebot ihnen, geduldig ſeiner Rückkehr zu harren.

Sie gehorchten und lagerten ſich demüthig auf den Boden, die ſteinernen Bänke des Hofes und die Stufen der Marmortreppe frei laſſend. Mein Blick fiel auf den Sachſen, der dem Primas das Kreuz vorgetragen hatte. Er war in der Mitte des Haufens ſtehen geblieben und hielt das ihm anvertraute Zeichen noch immer hoch. Ein rother Bart deckte zum großen

Theil das lehmfarbene Geſicht; dennoch ſchien mir, ich ſollte dieſe groben Züge kennen. Wahrhaftig, es war Truſtan Grimm, der Verlobte meiner Hilde, der Tochter des Bogners in London. Ich freute mich, ihn als Mönch zu finden und muthmaßte, daß ihn Hilde trotz ihrer Erniedrigung und dem Willen ihres Vaters verſchmäht habe, wie es ſich auch verhielt, ich aber erſt in ſpäteren Tagen mit Gewißheit erfuhr.

Inzwiſchen hatte Herr Thomas die inneren Treppen erſtiegen und gerade, da ich mich wieder vom Fenſter zurückwandte, trat er in die Halle. Das Ziel aller Blicke, ſchritt er leiſe bis in die Mitte des Gemaches. Hier erhob er langſam den Blick auf die Verſammlung und mit einer väterlichen Geberde die ſegnende Rechte. Ein unmuthiges Gemurmel lief durch die Reihen, aus dem das Scheltwort des Waffenmeiſters hervorbrach:

„Behalt' ihn für Dich, Pfaff, Deinen ſchäbigen Segen; wir begehren ihn nicht!“

Herr Thomas bewegte ſich ſchweigend gegen das offene Fenſter nnd breitete, von den Normannen verſchmäht, ſeine barmherzige Rechte über das Volk der Sachſen aus.

Da ſtieg aus der Tiefe des Hofes ein lautes Ge-

töne auf, gemiſcht aus Geſchrei des Weinens und der Freude, ſo daß man den Jubel vom Jammer nicht unterſcheiden und trennen konnte; denn es war, ſeit die Sachſen ihre heimiſchen Könige verloren hatten, ſeit hundert Jahren das erſte Mal, daß aus einem königlichen Fenſter Gruß und Segen auf ſie herabfloß.

Die Normannen aber ballten die Fäuſte oder legten ſie an den Knauf ihrer Schwerter.

Der Primas wandte ſich, ohne Jemandes zu achten, gegen die wohlbekannte Thüre des Königs, gerade da ein Kämmerer von innen ſie öffnete und Herr Heinrich in guter Morgenlaune in den Saal trat. Ehrerbietig ſtand Herr Thomas vor ihm und harrte ſeiner Anrede mit geſenktem Haupte und in unterwürfiger Haltung.

Herr Heinrich betrachtete ſeinen Kanzler eine Weile aufmerkſam und zweifelnd, nicht anders — haltet mirs zu Gute — als man einen langjährigen Liebling — Roß oder Bracken — beſchaut, der durch Schur oder Stutzen des Schweifes ſeine Geſtalt verwunderlich geändert hat. Ueberraſchung und Gelächter ſtunden auf ſeinem Geſicht; doch gedachte er ſeiner königlichen Würde und Weisheit und entließ zuerſt die Hofleute mit einer leutſeligen Handbewegung.

„Wir danken Euch, Herrſchaften," ſagte er, „für

Eure Begrüßung, Dienſtwilligkeit und Liebe. Freude und Fröhlichkeit des Wiederſehens verſparen Wir auf Unſere feſtliche Tafel, zu der Wir Euch Alle einladen, wie es Unſrer Gnade und Euerm Werthe ziemt. Doch vorerſt die Geſchäfte mit Unſerm Kanzler. Wollet inzwiſchen einen Gang in Unſre neuen Gärten thun. Vergeßt nicht einen Blick zu werfen auf den neuen Waſſerſpender im hinteren Hofe, den grimmigen ehernen Löwenkopf, den Uns der walloniſche Meiſter in Unſrer Abweſenheit vollendet hat. Au revoir, seigneurs barons!“

Nach dieſen Worten des Königs leerte ſich der Saal; der Letzte, der widerwillig hinausſchritt, war Herr Rollo der Waffenmeiſter.

Jetzt konnte ſich mein Herr und König nicht länger halten. „Zum Henker, Thomas, wie ſiehſt Du aus?“ ſprach er neckend ſeinen Kanzler an, „kommſt Du aus der Mauſer? Die Federn ſind Dir ausgefallen und die Widderhörnchen Deiner ritterlichen Schuhe haſt Du Dir abgeſtoßen — ja, wie ich ſehe, ſogar die Schuhe ſelbſt verloren! . . . Ei, ei! Was kann man nicht Alles an einem Philoſophen, wie Du, erleben! — Du biſt doch keine ſchillernde Schlange, welche die Haut wechſelt? Zugegeben, daß etwas Abſtinenz einen Biſchof kleide, ſo thuſt Du des Guten zu viel, Du

Großartiger, viel zu viel! . . . Willſt Du Dich wie ein Aſcet der Wüſte abtödten? So kann ich nicht wieder mit Dir Mahlzeit halten, was meine Wonne war; denn Waſſer und Wurzeln taugen einem königlichen Magen nicht!"

Herr Thomas hatte dieſen luſtigen Worten mit geſenkter Stirne zugehört, ohne eine Miene zu verziehen; nun richtete er die Augen auf das Angeſicht des Königs. Da ſah mein Herr, wie ſtrenges Faſten und grauſame Kaſteiung die Wangen des Biſchofs verzehrt, die Form ſeines Schädels verſchärft und ſeinen jederzeit ernſten Blick fremdartig vertieft hatte.

Es übermannte meinen Herrn ein Mitleid. „Thomas, mein Liebling," begann er wieder, „wirf nun Deine Maske weg! Wir ſind allein und unbelauſcht. Ich glaub' es, die Mummerei iſt zu meinem Beſten, aber Gott verdamme mich, wenn ich verſtehe, wohin Du damit zielſt! Was bedeutet dieſe Verwandlung? Oeffne Deinen Mund, Du Räthſelhafter, Geheimnißvoller."

„Deine Rede, mein Herr und König, trifft mich unerwartet," antwortete der Kanzler. „Ich bin kein Anderer als ich ſcheine und mich trage! Dein Diener, den Du kennſt."

„So bin denn ich behext?" rief Herr Heinrich.

„Iſt dies meine Hand? — Bin ich der König? — Biſt Du mein Kanzler? — Haben wir Tag um Tag zuſammengeſeſſen und dieſes Land regiert? . . . — Nein, treiben wir keinen unzeitigen Scherz! Es iſt nicht Faſchingsnacht, ſondern heller, nüchterner Tag! Welch ein unheimlicher Geiſt iſt in Dich gefahren? Schütte Dein Herz vor mir aus . . . Du weißt, das meinige ſteht Dir immer offen!“

„Ich danke Dir, o König, daß Du Dein Geſchöpf ermuthigſt, frei mit Dir zu reden,“ erwiderte der Primas. „So wag' ich es Dir zu bekennen, daß dieſe Hand zu ſchwach iſt, um zugleich den Biſchofsſtab und Dein Siegel zu führen. Unausbleiblich käme das eine der mir anvertrauten Kleinode oder das andere dabei zu Schaden und ich bin ein zu getreuer Knecht, um Dir einen unbrauchbaren Kanzler oder der Kirche einen ſchlechten Biſchof zu gönnen. Nimm, ich flehe Dich darum an, o Herr, dies Zeichen Deines mächtigen Willens, der mich zu ſeinem Werkzeuge erkor, dies Pfand Deiner übergroßen, unverdienten Gnade, die mich lange Jahre beglückte, nimm es heute wieder von mir!“

Und Herr Thomas griff in die Falten ſeines allzuweiten Gewandes, zog das Staatsſiegel mit den drei Leoparden daraus hervor und reichte es

dem Könige entgegen, um es in seine Hand zu legen.

„Keineswegs!“ rief Herr Heinrich und trat einen Schritt zurück, „so, Kanzler, haben wir nicht gewettet! Nicht eine Stunde kann ich Deinen Dienst entbehren. Nur Du und Deine Klugheit können das zu Stande bringen, worüber wir zusammen gedacht und gewacht haben. Ich könnte mit meiner starken Hand das zarte Gewebe Deiner Finger zerstören! Kein Sträuben! Mein Kanzler bist und bleibst Du!“

„Du willst nicht mein Verderben,“ beschwor ihn Herr Thomas, „dafür bist Du zu großmüthig! Siehe, ich fürchte mich, den Höhern zu erzürnen, dem Du selbst mich anheimgegeben hast. Er ist ein eifersüchtiger Meister, der keinen Zweiten neben sich duldet.“

Diese schwer zu deutende Rede verwirrte den König dergestalt, daß er das Siegel unwissentlich zurücknahm. Er runzelte argwöhnisch die Stirn und seine Stimme klang mißtönig, als er fragte: „Wem habe ich Dich abgetreten? Doch nicht dem Papste in Rom?“

Der Primas verneinte mit dem Haupte.

Ein überirdisches Licht umglänzte plötzlich seine Stirn. Er erhob den hagern Arm, daß der Aermel der Kutte weit zurückfiel und zeigte nach oben. Da erstaunte mein Herr und König und erschrak in den

Tiefen ſeiner Seele. Das Staatsſiegel entglitt ſeiner Hand und fiel klirrend auf den Marmorboden. Ich trat hinzu und bückte mich nach dem koſtbaren Geräthe, deſſen Griff von purem Golde war. Als ich es prüfend beſichtigte, ſiehe, war es zerſprungen und eine feine Spalte lief mitten durch den edeln Stein und das Wappen von Engelland! Schweigend ſtellte ich es auf den Tiſch mit den vier Drachenfüßen, der neben dem Seſſel meines Königs ſtand.

Als ich mich wieder nach den Beiden wandte, hatte ſich mein Herr gefaßt und ſagte in gewaltſam ſcherzhafter Laune: „Sanct Jörg ſteh' mir bei! Du haſt mir einen frommen Schreck eingejagt, Thomas! Jetzt aber genug der Ueberraſchungen und Kunſtſtücklein! . . . Setze Dich zu mir, wie immer, und laß uns die trockenen Geſchäfte vornehmen."

Er warf ſich in ſeinen Stuhl und ich rückte einen anderen, etwas niedrigeren, aber ebenſo reich verzierten für den Kanzler herbei, denſelben, auf welchem er immer neben dem König geſeſſen.

Aber Herr Thomas blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Könige ſtehen.

„Erhabener Herr, gib mir Zeit und gedulde Dich," ſagte er. „Ein halbes Leben habe ich gebraucht, um die Verhältniſſe und Rechte Deines Reiches zu er-

forſchen — wie könnte ich diejenigen der heiligen Kirche, in deren Dienſt Du mich geſtellt haſt und der ich lange fremd blieb, ja feindſelig entgegenſtand, von heute auf morgen erkannt haben? Darum trage mich mit Geduld."

„Zur Sache, Thomas, zur Sache!" drängte der König. „Dir iſt wol bewußt, warum ich Dich zu meinem Primas gemacht habe! Laß uns nun gemeinſam die geiſtliche Gerichtsbarkeit aufheben und vernichten."

„Du ſollſt mich geneigt finden," antwortete der Biſchof nachdenkend. „Sind doch in meinen Augen dieſe Rechte, über die hin und her geſtritten wird, veränderliche Geſtaltungen, wechſelnde Formen, irdene Gefäße, tauglich oder untauglich, je nachdem ſie den Wein der ewigen Gerechtigkeit rein bewahren oder vergiften. Ich will mich an den Meiſter ſelbſt wenden mit der Frage, wie er es meine."

„Bei wem willſt Du Dich erkundigen, Thomas?" lachte der König, „bei der heiligen Dreifaltigkeit?"

„In den Evangelien," flüſterte Herr Thomas, „bei Ihm, an dem keine Ungerechtigkeit erfunden wurde."

„So ſpricht kein Biſchof!" rief Herr Heinrich in ehrlicher Entrüſtung, „ſo redet nur ein böſer Ketzer! Das hochheilige Evangelienbuch gehört auf eine per-

lengeſtickte Altardecke und hat nichts zu thun mit dem Weltweſen und der Wirklichkeit der Dinge. Blicke mir ins Auge, Thomas! Entweder willſt Du mein Feind werden, oder Du haſt mit unſinnigem Faſten die herrliche Klarheit Deines Geiſtes getrübt. In Kürze: bringe mir die geiſtliche Gerichtsbarkeit um, Thomas! Dafür, nur dafür habe ich Dich auf meinen ſchönen Stuhl von Canterbury geſetzt. — Ich will nicht, indem ich die Frevel meiner Pfaffheit ungerochen laſſe, die Blitze des göttlichen Gerichtes auf mich und mein Haus herablenken. Jüngſt noch hat ein ſächſiſcher Cleriker das Werk und den Ruhm meines Ahns, des Eroberers, auf der Kanzel rebelliſch geläſtert und ein normänniſcher ſich an der Unſchuld eines Kindes vergriffen."

„Herr," verſetzte der Primas und ſeine eingefallene Wange flammte, „ſei gewiß, daß ich die Sünden meiner Cleriker härter ahnde als kein weltliches Gericht thun würde! . . . Abſcheuliche Dinge! . . . und das Abſcheulichſte . . ." hier hielt er inne und ſchloß dann mit ſinkender, veränderter Stimme . . . „Aufruhr und Empörung gegen Deine Ahnen und Dich — chriſtliche Könige. — Hier erkenne ich den Willen Gottes. — Ob er mir aber die in meine Klöſter geflüchteten Sachſen ihren Peinigern, Deinen Ba-

ronen, auszuliefern gebietet, das frag' ich mich und zweifle!"

Jetzt erkannte Herr Heinrich deutlich, daß der Primas ihm die geiſtliche Gerichtsbarkeit nicht zurückgeben wolle und ſeinen heiligen Spott mit ihm trieb.

„Ich bin ein Betrogener!" ſchrie er und ſprang von ſeinem Sitze empor.

In dieſem Augenblicke begannen die im Burghofe harrenden Sachſen, vielleicht um ihre Beſorgniß für den Primas zu beſchwichtigen, eine neue Litanei. Sie ſangen das ſiegesgewiſſe Vexilla dei prodeunt."

Da ſtürzte der ſchon gereizte Herr Heinrich ans Fenſter und blickte hinunter. „Thomas," gebot er, „heiße die Schächer ſchweigen, die Du hinter Deinen Ferſen nachziehſt. Das Geheul Deiner verhungerten Meute iſt mir widerlich."

Herr Thomas regte ſich nicht. „Mag auch ein Biſchof den Armen und Mühſeligen verbieten, dem Kreuze zu folgen?" fragte er demüthig.

Da gerieth der König in bleiche Wuth. „Du wiegelſt mir die Sachſen auf, Rebell! Verräther!" ſchrie er und that einen Schritt gegen den Primas. Seine blauen Augen quollen aus den Höhlen und er griff mit den nervigen Händen in die Luft, als wolle er den ruhig vor ihm Stehenden erwürgen.

Da öffnete ſich eine Thüre.

Frau Ellenor ſtürzte herein und warf ſich, in Thränen aufgelöſt, dem Primas zu Füßen.

„Ich bin die größte der Sünderinnen!“ ſchluchzte ſie, „und nicht werth, den Staub von Deinen Sandalen wegzuküſſen, Du heiliger Mann!“

Herr Thomas neigte ſich zu ihr und beſchwichtigte ſie mit milden Worten.

Dieſes Schauſpiel gab meinem Herrn die verlorene Faſſung wieder. Er betrachtete ſein zu den Füßen des Biſchofs liegendes Weib eine geraume Weile. Dann zuckte er die Achſeln, ſchlug eine Lache auf, wandte den Rücken und verließ die Halle.

X.

An jenem Tage verwundete ein Giftpfeil das Herz König Heinrich's. Erſt war der Stich nur klein und mitunter ſchien es, als wolle er heilen. Aber in der Tiefe eiterte er fort und fraß immer ſchmerzhafter ins Fleiſch, bis zuletzt von dieſem einzigen Punkte aus Herrn Heinrich's ganzes Weſen untergraben und ſein Königsleben zerſtört wurde.

Schnell zwar kam das Verderben nicht über ihn, denn meines Königs ſtarke, freudige Natur leiſtete ihm Widerſtand. Im Drange der Geſchäfte, im Wetten und Wagen des Lebens verbiß und vergaß er wol auch ſeinen Groll. Zu Nacht aber fuhr er, kaum eingeſchlummert, aus unruhigen Träumen empor, ſprang von ſeinem Lager und ſtellte, raſtlos in der Kammer auf- und niederſchreitend, den undankbaren Liebling, der ihn als nächtliche Scheingeſtalt heimgeſucht und erſchreckt hatte, zur Rede, bald beleidigt und drohend, bald aber auch liebreich mit koſenden Worten. Er hielt

ihm alle Beispiele des Undankes vor, deren er sich aus biblischer und weltlicher Historie entsann und überwies ihn, der seinige sei der größeste. Keines Menschen Mund schildert, was mein König litt. Anwesend und abwesend verfolgte ihn Herr Thomas gleicherweise.

Stand der Primas leiblich als ein stiller Dulder vor dem Könige, so ergrimmte dieser über den erbarmungswürdigen Anblick; hielt sich Herr Thomas abseits vom königlichen Angesichte im Frieden seiner bischöflichen Wohnung, so zürnte und klagte Herr Heinrich um so herzzerreißender, daß sein Vertrautester, früher die Seele seiner Rathschläge, der ihn kenne wie Keiner, sein Herz verrathe, sich von ihm entferne und sondere, die Schärfe einer übermenschlichen Klugheit gegen ihn wendend.

Und doch ließ es der Primas nicht fehlen an versöhnlichen Worten und unterwürfigem Entgegenkommen. Dann fuhr der König zu und faßte hastig die bedingungsweise gebotene Hand, welche der über dies triumphirende Zugreifen Erschrockene schon wieder erkältet zurückzog. Ebensogut hätte mein König eine Wolke umarmt, als seinen ehemaligen Kanzler, diesen schlanken, schmeidigen Aal festgehalten.

Aber auch wenn der Primas über einen streitigen Punkt ein wahres und wirkliches Zugeständniß machen

wollte, durfte es nicht gelingen. Entweder ſtieß er auf der Fahrt nach Windſor mit einem weltentfremdeten Einſiedler zuſammen, der gerade jenes Tages aus ſeiner Höhle kriechen mußte, um den übertreuen Biſchof zu beſchwören, die Rechte Gottes und der Armen, ſeiner Kinder, nicht dem Fürſten der Welt preiszugeben. Oder es vertrat ihm, wenige Schritte vor der königlichen Schwelle ein verzückter Mönch, das Kreuz in der Fauſt, den Weg und trieb mit ſchwärmeriſchen Worten den Demüthigen nach Canterbury zurück.

Wollt ihr die Wahrheit erfahren?

Eine vermittelnde Formel, welche die engliſche Königsmacht und die Rechte der barmherzigen Kirche zu gleichen Theilen geſchont und geſichert hätte, wäre ſchon vorhanden und der Klugheit des Kanzlers erfindlich geweſen, wie ich meine. War doch der König nicht unmenſchlich und Thomas kein erhitzter Eiferer! Aber die Herzen der beiden Herren kannten ſich nicht mehr, und wenn ſie den letzten Schritt zu einander thun wollten, trat das Geſpenſt ihrer geſtorbenen Liebe als blaſſe Feindſchaft zwiſchen ſie.

Dann ſei nicht vergeſſen, daß Frau Ellenor jetzt als ein züchtiges Eheweib nicht mehr von meinem Herrn wich und ihm ſeit ihrer Bekehrung Tag und Nacht in den Ohren lag, den Heiligen Gottes nicht

zu beleidigen, womit ſie den König erboſte und verhärtete.

Gehetzt und gezischelt, Gluth gelegt und ins Feuer geblaſen wurde gleichfalls nach Hofgebrauch. Der normänniſche Adel insgeſammt hatte ſeinen Haß und Abſcheu geworfen auf den gottſeligen Rebellen, der den entlaufenen Hörigen der eroberten Güter die unerſtürmbare Zuflucht ſeiner Klöſter öffnete. Täglich und ſtündlich wurde dem Herrn hinterbracht, wie der Biſchof zunehme und groß werde im Volke der Sachſen und ſeine gleißneriſchen Hände überall und allezeit hilfreich und ſegnend ausſtrecke. Er unterwühle das Reich mit einem heimlich brütenden frommen Aufruhr der Seelen, gefährlicher als ein offener und körperlicher, weil er ſich nicht mit Waffen niederwerfen laſſe.

Wurde dem König ſolcher Argwohn eingeraunt, ſo gab der Gereizte ſeinem liebſten Rüden einen Tritt und behandelte auch mich unwirſch, beſonders wenn ich ihm eines jener ſubtilen Schreiben überreicht hatte, in welchen der Primas mit der ängſtlichen Linken zurücknahm, was ſeine großmüthige Rechte gegeben.

Dann geſchah es wol, daß der Herr das trügliche Schriftſtück fluchend in der Fauſt zerdrückte und zur Jagd blaſen ließ, ob er ſeinen Unmuth auf freier Heide verwinde. Aber es gelang ihm nicht. Wurde ihm der

Edelhirsch zugetrieben und reichte ich ihm die Armbrust, so erblickte er statt des geängstigten Wildes seinen Verfolger, stöhnte qualvoll: „Hüte Dich, Thomas Schlankhals!“ und durchbohrte dem Thiere das Herz.

Endlich entschloß sich Herr Heinrich, forderte den Primas vor ein Gericht seiner Barone, ließ ihn als Reichsverräther verurtheilen und vertrieb ihn auf ewig aus seinen Landen. Am selben Tage aber, da Herr Thomas wie ein Verbrecher über Meer entfliehen mußte, wich Frau Ellenor von ihrem Gemahl und verließ Schloß Windsor mit einem weit vernehmbaren Wehegeschrei.

Jetzt begann das Ohr meines Herrn und Königs Tag und Nacht über Meer zu lauschen, was Herr Thomas drüben beginne.

Zuerst verlautete, der Capetinger habe ihn an der jenseitigen Küste mit Ehrfurcht empfangen und um seinen Segen gebeten, ihn versichernd, er, als ein christlicher Fürst, habe wahrlich sein Lebenlang nie einen Mönch beleidigt, geschweige einen Bischof.

Das war König Ludwig, den sie den Jüngling nannten, weil er als ein unbärtiger Knabe den Thron bestieg, und der Name blieb ihm, da er es nie zu einer herzhaften Männlichkeit gebracht hat; wie denn

auch Frau Ellenor, die er als seine Königin, heimgeführt hatte, in der Gährung ihrer übermüthigen Jugend sich bitterlich beklagte, man habe sie mit einem heiligen Mönche vermählt.

Dieser Herr war ein geborner Freund der Geistlichkeit und beschwor den Vater der Christen mit Beilegung goldener Pfennige, die Sache des heiligen Primas an die Hand zu nehmen gegen Herrn Heinrich, welcher sein und seines Hauses Erbfeind war und den er mit den Waffen der Kirche wirksamer zu bekriegen hoffte, als mit seinen weltlichen.

Seinerseits hielt der heilige Vater die Wage in sorgsamer Hand, beflissen seine Gnade je und je in diejenige der Schalen zu legen, die durch das Gewicht hineingelegten Goldes herabgezogen werde.

Diese päpstliche Weisheit gedieh meinem Könige in jener Zeit zum Nachtheil, da ihn seine Kriege in Irland ein schweres Geld kosteten und ihm weniger als früher für den Vater der Christenheit übrig blieb.

Dennoch zögerte der heilige Vater, für Herrn Thomas ohne Rückhalt einzutreten. Er konnte kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen und in seinem Geiste den verfolgten Bischof von dem ehemaligen Kanzler nicht sondern. Diesen hatte er wiederholt als einen durchtriebenen Staatsmann erfahren und es erschien

ihm verdächtig, daß er jetzt von seiner Kunst keinen Gebrauch mache, sondern sich verfolgen lasse wie ein großer Apostel der ersten Kirche oder ein schwärmerischer Ketzer der jüngsten Zeit.

Es wurde mir von glaubwürdigen Zeugen versichert und, wie ich Herrn Thomas kannte, hielt ich es für Wahrheit, er habe seine Sache heilig gehalten und seine Hände rein von jedem Verrath an seinem Herrn und Könige, den Papst nicht weiter in Anspruch genommen und vom Capetinger nichts verlangt als eine Klosterzelle, wohin er sein Haupt berge.

Dergestalt ging er denn, vom heiligen Vater aufgeopfert, die Hoflager des Capetingers vermeidend, am Wanderstabe des Elends von Kloster zu Kloster, und oft verloren sich seine Spuren. Während so seine Leiblichkeit in Frankreich abnahm und schwand, wuchs seine Macht und geistige Gegenwart in Engelland und stand über den trauernden Sachsen wie der Vollmond in der Nacht. Oder, wenn Ihr lieber wollt, Herr Thomas wohnte wie das Christkind im Stalle, niedrig und prächtig, in allen englischen Hütten und Herzen. Er herrschte dort als König und vertrieb die Furcht aus den Seelen.

Diese meine Augen haben es gesehen, wie die Sachsen und mehr noch ihre Weiber jetzt, da Herr

Heinrich den Primas gerichtet hatte, ſeiner Majeſtät Ehrfurcht und Kniebeugung verweigerten, ſich abkehrend wo er vorüberritt. Noch iſt mir ein Stücklein davon erinnerlich. Mein König luſtwandelte eines Tages in ſeinen Gärten, wo ſie ſich gegen Wald und Fluß ins Freie verlieren, und ich ging nach meiner Gewohnheit von ferne in ſeinen Stapfen. Da kroch aus den blühenden Büſchen ein blondes Sachſenkind hervor und gerieth dem König zwiſchen die Füße. Der heute gutgelaunte Herr hob den Buben auf, liebkoſte ihn und drückte ihm ein Silberſtück in das Händchen. „Halte feſt, mein Junge!“ ſagte er. Da ſprang die Mutter, die ſich in einer erſten Anwandlung von Ehrfurcht und Zittern hinter einen Baumſtamm geduckt hatte, mit brennenden Augen hervor, entriß dem Kinde die Münze und warf ſie entſetzt ins Dickicht, als wäre es einer der dreißig verfluchten Silberlinge. Ich eilte herbei, um die Freche, welche mit dem Kinde auf dem Arme davonrannte, zu ergreifen. Herr Heinrich aber ſprach: „Hans, laß ſie laufen!“ und wandelte fürbaß mit verdorbener Laune, ſeufzend und nachdenklich.

Tag und Nacht ging alles Träumen und Sinnen meines Königs darauf hin, wie er Herrn Thomas ſeiner Primaswürde, an der, wie er ſich einredete, die Verehrung der Sachſen hing, rechtsgültig und für

immer entkleide. Darüber habe ich ihn oft, die Faust auf die Stirne gedrückt, grübeln und brüten sehen. Eines Morgens trat er mit triumphirendem Angesicht aus seiner Kammer, — er glaubte das Räthsel gelöst.

Es war am Tage der Himmelfahrt unseres Herrn, daß Herr Heinrich vor die Versammlung seiner Barone trat und ihnen vorstellte, sein weit veräftetes Reich bedürfe eines zweiten Hauptes und er würde sich, die Krone mit seinem Erstgebornen theilend, Last und Sorge erleichtern.

Die Herren willigten in guten oder bösen Gedanken und Absichten ein, daß Prinz Heinrich neben seinem Vater gekrönt werde, und es krönte und salbte den Jüngling der normännische Bischof von York. Darauf folgte ein der Gelegenheit würdiges Festmahl und dabei begab es sich, wie ich hier vor einem Jahre Euern Brüdern, den Herren im Stift, vorgemacht und nach Wahrheit betheuert habe, daß mein Herr dem Jungkönige Heinz bei Tische diente und ihm eigenhändig die Speise vorlegte. „Heute bin ich einer schweren Bürde ledig geworden!“ rief er und vergoß Thränen der Freude.

Ist Euch die List der Sache klar, Herr? Erkennet Ihr, welche Last mein König abzuwerfen wähnte?

Ihr ſchüttelt das Haupt? Wolan, hier habt Ihr den Schlüſſel dazu. Das große Privilegium, der unvergleichliche Edelſtein der biſchöflichen Mütze von Canterbury war die Krönung der engliſchen Könige. Dadurch, daß ſie ein anderer Biſchof vollzog, wurde die Primaswürde vernichtet und Herr Thomas heruntergerückt. So rechnete mein König und ergriff das Mittel, den eiteln Heinz an ſeine Seite auf den Thron zu heben; denn er meinte, ſein Erſtgeborner werde ſich damit begnügen, das ſchimmernde Krönlein auf ſeinem Haupte im Spiegel zu betrachten und es auf Gewand und Pferdedecke ſticken zu laſſen.

War der Plan nicht fein und ſtaatsklug wie weiland die Rathſchläge des jetzt der Schlauheit der Welt abgeſtorbenen Kanzlers?

Es war ein böſes Fündlein, wie Herr Heinrich kein ſchlimmeres hätte thun können!

Wenige Wochen ſpäter zeigte es ſich. Zwei Unheilskunden langten an dem gleichen Tage in Windſor an.

Die eine erzählte, Jungkönig Heinrich ſei, den wetterwendiſchen Herrn Gottfried mit ſich ziehend, nach Paris geritten unter dem Vorwande eines Turniers, in Wahrheit aber, um die jenſeits der Meeresenge gelegenen Länder des Normannenreiches unnöthiger

und schmählicher Weise von dem Capetinger zu Lehen zu nehmen.

Die andere lautete, der verborgene Herr Thomas sei in einer französischen Stadt zu Pfingsten an den Tag getreten und habe unter dröhnendem Glockenschlage die brennenden Kerzen auf dem Hauptaltare des Doms mit dem Hauche seines Mundes gelöscht, den Bischof von York, der in die Rechte des Stuhles von Canterbury gegriffen, mit dem Banne schlagend.

Wie der alte König, denn diesen unlieben Namen mußte mein Herr seit der Krönung seines Sohnes tragen, diese zwei Botschaften erhielt, geberdete er sich wie ein wahnsinniger Mann. Er tobte, entgürtete sich vor seinen Knechten, warf sich stöhnend auf sein Lager, zerfetzte die seidenen Decken, riß mit den Zähnen die Wolle aus den Polstern und zerschlug sich die Brust mit verzweifelten Fäusten.

„Löset mir den verruchten Vampir vom Herzen!“ heulte er, den Schaum vor dem Munde und meinte Herrn Thomas, „er zernagt mir Leib und Seele!“

Herr Burkhardt hörte diese Mär mit Unlust, denn er war ein reichstreuer Waiblinger und darum auch in den Händeln anderer Nationen ein königlich gesinnter Mann. Es konnte ihm nicht gefallen, einen

großen und tapfern Fürsten in solcher Erniedrigung seiner selbst zu erblicken.

Er machte seinem Mißbehagen mit einem Stiche gegen den gehärteten Armbruster Luft.

„Die zwei Hiobsposten an demselben Tage? . . : Hans, Du träumst! — Liegt doch ein volles Jahr dazwischen, wenn die Zahlen auf den Rändern meiner Chronik nicht lügen! . . .“

„Bleibt mir vom Leib mit nichtigen Zahlen!“ grollte der Armbruster. „Ein Anderes ist es,“ fügte er, seines unwirschen Wortes sich sogleich bewußt, mildernd hinzu, „ob Einer noch im Tagewerke und in der Zeit steht, oder ob der Tod sein Lebensbuch geschlossen hat. Ist einmal das letzte Sandkorn verrollt, so tritt der Mensch aus der Reihe der Tage und Stunden hinaus und steht als ein fertiges und deutliches Wesen vor dem Gerichte Gottes und der Menschen. Beide haben Recht und Unrecht, Eure Chronik und mein Gedächtniß, jene mit ihren auf Pergament gezeichneten Buchstaben, ich mit den Zeichen, die in mein Herz gegraben sind.

Aber, haltet mich nicht auf! Mich verlangt zu enden, lieber Herr. Denn ich erblicke ein blutiges, todtes Haupt vor mir und den gegeißelten Rücken meines Königs.

XI.

Am Abende des Tages, da mein Herr und König durch sein blindes Wüthen sich selbst geschändet und vor seinen Knechten erniedrigt hatte, saß ich niedergeschlagen und einsam, voll Scham und Trauer um meinen Herrn, auf einem Mäuerchen bei den Stallungen. Da erhielt ich unversehens einen Schlag auf die Schulter und Herr Richard, der nach seinen Hengsten geschaut, schwang sich, leutselig, wie er mit den Knechten war, rittlings neben mich auf die Mauer.

„Hans," sagte er ohne Umschweif, „deine Augen haben gesehen, wie sinnlos und unritterlich der Vater sich heute geberdete! Versänke dieser Tag in ewige Finsterniß! .... Eine reißende Bestie! .... Jammer und Schande! ...." Zwei kindliche Zornesthränen rannen über seine Wangen. — „Gut noch, daß die Aufrührer, der Heinz und der Gottfried, solches Ding nicht geschaut haben; sie würden den elenden Mann

am französischen Hofe und bei allen andern Thronen als einen Wahnwitzigen und Unfähigen ausfünden, der sein Reich so wenig als sein eigen Gemüth bezähmen und regieren kann. Bleibt es so, oder wird es schlimmer mit ihm, ei, wie leichtes Spiel haben die Brüderlein, dem Vater die Krone vom Haupte zu reißen und mir mein Erbtheil zu entwinden! Aber bei den Augen Gottes," betheuerte er, „das darf nicht dauern! . . . ."

„Habet Geduld, Herr Richard," unterbrach ich ihn, „und weichet nicht von einem Kranken! Wenn Ihr mit Sicherheit in Euer Erbe treten wollt, bauet auf Gottes Verheißung, die denen, so Vater und Mutter ehren, langes Leben und den Besitz des Landes verbürgt!"

„Nicht meinetwegen allein muß das Ding ein Ende nehmen," sagte Herr Richard. „Ich bin der Drittgeborne und, meiner Treu, mich ergötzte besser, ein Reich mit dieser Faust zu ergreifen, als das des Eroberers zu erben! Aber . . ." er sprang auf die Füße und reckte die Hand gen Himmel, „umkommen lasse ich es nicht, das Reich des Normannen, so wahr sein Blut in meinen Adern rollt! Diesseits und jenseits des Meeres soll es zusammenhalten und die Welt beherrschen!"

Wie er so hoch und herrlich vor mir stand, konnte

ich von ſeinem Glanz das Auge nicht verwenden. Er aber wandte ſich zu mir mit den ungeduldigen Worten: „Hans, wo begann das? Und wurde ſo ſchlimm? In der Stunde, ſag' ich Dir, wo der Vater mit der Weisheit, das iſt mit Herrn Thomas ſich entzweite. — Widerſprich mir nicht! — Ich will verkappt über Meer und nach dem Kloſter fahren, wo der Primas faſtet und betet. Er hat mich lieb gehabt und liebt mich zur heutigen Stunde, wenn noch eine Faſer ſeines Weſens unvermönchtt iſt. — Rede mir nicht ein! — Ich gehe, ſeine Kniee zu umfaſſen! Ich will flehen und bitten, — nicht wie ein Königskind und nicht wie zu einem Menſchen, . . ich ruhe und raſte nicht, bis ich die Zweie zu einander gezogen und verſöhnt habe! . . Er muß wiederum des Vaters Kanzler werden; denn allein ſeiner großen und einzigen Weisheit iſt es möglich, das Wirrniß zu löſen!“ —

Ich wußte, wie gerne Herr Richard ſich verkleidete und auf Abenteuer ausritt. Diesmal jedoch wurde er durch frommes, kindliches Leid mehr noch als durch ſein Blut getrieben.

Ich hielt dem ehrlichen Wildfang noch vor, wie leicht mißlungene Verſöhnung in verſchärfte Feindſchaft umſchlägt; dann ging ich unverzüglich, ihm und mir geringes Gewand zu verſchaffen, willfährig ihn auf

ſeinen Wegen zu begleiten, denn die fröhliche Zuverſicht ſeiner Augen hatte mich Gewitzigten verblendet.

Urlaub von meinem Könige nahm ich nicht, dieweil es ihm ſelbſt genehm ſein mußte, nachdem ich der Zeuge ſeiner Schmach geweſen, meinen Anblick etliche Tage zu miſſen.

Wir durchritten Frankreich in zwei ärmliche deutſche Reiter verkleidet, die Kriegsdienſt und Löhnung ſuchen. Herrn Richards Jugend und Adel aber ſtrahlte ſo ſiegreich aus dem geflickten Mantel hervor, daß ich, um jeden Verdacht abzuwenden, mich meiner Hoffitten gänzlich entäußerte, in Herbergen und auf Heerſtraßen gröblich fluchend und ſchwörend in meinem väterlichen Allemanniſch. Auch ritten wir Nachts und raſteten des Tages.

Da ſtieß ich mit Einem zuſammen in einer Herberge, wo Herr Richard in der entlegenſten Kammer ſchlief, mit Einem, der von unten her Gewalt über die Geiſter empfangen hatte, der mit ſcharfem Schwerte und noch ſchärferer Zunge, wo er ſtand und ging, wie ein Engel der Zwietracht Bande der Natur zerſchnitt und den Frieden mordete. Auch das Löwenherz ſollte ihn ſpäter erfahren, aber jenes Tages blieb er noch vor ihm verſchont.

Ich saß vor meinem Imbiß in der Trinkstube, da hörte ich Pferdegestampf auf dem gepflasterten Flur und den Lärm eines anlangenden reisigen Truppes. Ein Fünf oder Sechs in Kostbarkeit gekleideter und turniermäßig gewaffneter Ritter traten ein und verlangten einen guten, schnellen Trunk.

Es waren Südfranzosen von gelenken Gliedern, feurigen Augen und geflügelter Rede, die, wie ich bald erfuhr, von einem Lanzenspiele in der berühmten Stadt Paris kamen, das sie in Folge eines plötzlich entloderten bösartigen Zwistes fluchtweise verlassen hatten.

Sie ließen Scheiter ins Feuer werfen und setzten sich scherzend und silbenstechend um den lodernden Herd. Kreuz und quer sprangen die klingenden Worte. Die einen der Jünglinge setzten die Frauen von Paris herunter neben den Schönheiten von Arles und Tarascon, die andern erhitzten sich wiederum an dem Zwist, der ihnen das Fest vergällt und gekürzt hatte.

Wer diesen gestiftet, darüber war ich nicht im Zweifel. Gerade jetzt sprang er wieder von seinem Sitze und in ihre Mitte, der mit den brennenden Augen und flatternden Haaren, und machte sich zum Herrn des Gespräches.

„Wahr ist es, überall wo ich hintrete, lodert die

Flamme aus der Erde," rief er ihnen zu, „hoch und aufrichtig, kein erſticktes Feuer, wie das eurige! Haſſet ihr ſie doch auch im Stillen, ihr Provenzalen und Aquitanier, Kinder der Sonne, dieſe Leute des Nordens mit den gepanzerten Gliedern und ſteifen Geberden, mit der herriſchen Sprache und den begehrlichen Augen! Fühlet ihr doch, wie ſie euch beneiden, ihr Begünſtigten, eure von Oel und Wein triefenden Hügel, die alte Freiheit eurer römiſchen Städte, eure glücklichen Porte, wo die Waaren und die Gedanken der Erde getauſcht werden, Meer und Himmel, eure vollkommenen Weiber, eure ſüßeſte Sprache! Fühlet ihr doch, daß ſie euch aus der Sonne drängen und wie Ungeziefer zertreten werden!

So wird es kommen! Denn die Völker der Erde vertilgen ſich und der Haß iſt der allmächtige König der Welt! Ihr aber wollet euch nicht ſtören laſſen — ſo bauet denn eure Neſter, raſtet und ſcherzet im Reiche der Täuſchung, ihr Sonettendichter! Liebet, bis ihr in der Liebe den Haß findet!

Mich aber laſſet auffahren über den Schein in die Wahrheit der Dinge. Hoch lebe der Haß, der glühende Athem der Erde! Sehet dieſes Herz, das Gefäß ſeiner prächtigen Flamme! Wer da haſſen will, der pilgere zu dem lodernden Herzen Bertrams de Born! Vor

dieſem Altar werden die Geſinnungen offenbar und fahren die Hände an die Schwerter!“

Und er deutete auf ein flammendes Herz in ſeiner Stickerei von Gold und Purpur, das auf der linken Seite ſein ſchwarzes, enganſchließendes Wams zierte.

„Das Herzchen auf Euerm Wams hatt' ich mir anders gedeutet, Herr Bertram,“ ſpöttelte ſchüchtern ein junges Blut, das Violenblau — wol die Farbe ſeiner Dame — auffällig zur Schau trug. „Ihr wandtet Euere Augen doch auch wol in Liebe Frauen zu, wenn auch nur fürſtlichen! Unlängſt noch fuhret Ihr über Meer zu Eurer alten Flamme, der Königin Ellenor. Wollet uns das Kriegslied ſingen, das Ihr dem tugendſamen Gemahl König Heinrichs in den Dämmerſtunden zuflüſtertet!“

„Das läßt ſich nicht ſingen und ſagen!“ höhnte der Wilde. „Zwei Worte hab' ich ihr zugeraunt und zwei andere ihrem Sohne, dem Jungkönig Heinz: Geſtreut iſt die Saat und Bluternten werden aufgehen! Bei den Flügeln Lucifers, ich verſtricke König Heinrich und ſeine Söhne in die Ringe eines Drachen, giftiger als der, welcher den Prieſter Laokoon und ſeine Kinder erdrückte!“

Ich konnte den Blick nicht von dem Manne verwenden, der ſich jetzt — zu meinem Grauen — nach

der Richtung kehrte, in der wir zum Kloster reiten sollten, mit beiden Armen in die Weite grüßend.

Verwundert euch nicht! ich wußte, wen er vor sich sah. „Dort betet Einer, der noch besser haßt als ich!“ rief er aus. . . . . „Ich grüße Dich, Gefährte!“

Und er trank dem Fernen, den seine Augen erblickten, feierlich aus voller Schale zu.

„Du stiller, langsam grabender Mann! Du duldest wie dein Meister und lässest Dich tödten wie er: Du glaubst der Liebe zu dienen, aber der Haß ist der mächtigere und Dein Tod, wie der Deines Gottes, ist die Verdammniß der Menschen!

Bischof! Die Wette gilt: wer von uns Beiden König Heinrich von Engelland am tiefsten in die Hölle stürze! Dort will ich ihn finden und, mein Knie auf seiner Kehle, einen Triumphgesang anstimmen, daß die Höllenkreise sich dehnen, die Verdammten zu Riesen werden und was darüber schwebt in sein Nichts verschwindet!“ —

Das grausige Lästerwort, als ob der süße Pelikan nicht uns Allen zu Lieb und Heil sich die Brust geöffnet, hatte mir das Haar zu Berge getrieben, während die an Ketzerscherze gewöhnten provenzalischen Herren sich wenig daraus machten, wol aber daran herumriethen, wer Herrn Bertrams Mithasser sei.

Dann sprang das Gespräch über auf ein seltsames Zeichen, das jüngst die Leute von Arles erschreckt hätte. Auf dem dortigen römischen Markte sei ein marmornes Mädchenhaupt zu Tage gekommen mit gebrochenen Augen und der Bitterkeit des Todes auf dem Munde, und wenn man seine geflochtenen Locken näher betrachtete, so seien es züngelnde Nattern. Sie meinten, dieses traurige Haupt bedeute ein kommendes großes Sterben in ihren sonnigen Ländern.

All' dieses künftige Elend und das gegenwärtige meines Königs bewegte mir das Herz so kläglich, daß ich mich nicht halten konnte und einen schweren Seufzer ausließ. Die Herren, die mich bisher nicht in Acht genommen, blickten sich nun verwundert nach mir um. Da erhob ich mich von meinem Becher und ging mit schweren Reitertritten und einem ehrlichen schwäbischen „Grüez Gott" an ihnen vorbei. Sie antworteten als höfliche Leute ohne Zögern mit einem hübschen Kopfnicken. Als ich aber aus dem obern Stockwerke, wohin ich gegangen war, Herrn Richard' zu wecken, ihnen nachblickte, die sich rasch zu Pferde schwangen, ebenso stürmisch aufbrechend, wie sie gekommen waren, da warf der Unbändige, ihr Anführer, gerade noch ein loses Spottwort über meinen schwäbischen Seufzer unter

ſie, und die Herren verritten unter dem Gellen eines ſcharfen wälſchen Gelächters.“

Der züchtige Herr Burkhard hatte ſich über den Läſterungen dieſes Fremdlings zu wiederholten Malen ſtill bekreuzt. Jetzt bemerkte er nachdenklich: „Aus dem Schwefelgeruche dieſer Reden, Hans, erſieheſt Du leichtlich, mit wem Du in dieſer franzöſiſchen Trinkſtube zuſammengeſeſſen haſt. Mir iſt es außer Zweifel, wer jenen fahrenden Mann beſaß und begeiſterte. Kein Beſſerer als der Arge, der ein Rebell und Mörder iſt von Anfang.

Darum auch wußte er den Martertod des Herrn Thomas voraus, und gleichermaßen, ſo fürchte ich, wird ſich erfüllen, was dieſer Unheimliche von der drohenden Verwüſtung jener ſüdlichen Lande wahrſagte, worauf auch das ausgegrabene Schreckensweib hindeuten mag.

An jenen Küſten wimmelt es, wie verlautet, von Ketzern jedes Irrthums, beſonders von hartnäckigen Manichäern. Ich liebe den Frieden, bin den Menſchen hold und freue mich, die läßlichen Sünden zu vergeben. Hier aber wird die Gnade verworfen, und ich könnte es wahrlich geiſtlichen und weltlichen Herren nicht verargen, wenn ſie ſich zuſammenthäten, um dieſe

Verſtockten aus dem Mittel der Chriſtenheit zu heben, daß ihre Stätte ſie nicht länger kenne.

Doch beſſer iſt, bei dieſen traurigen Dingen nicht zu verweilen. Hans, erzähle mir, ob ein Segen war bei der Fahrt des Herrn Richard. Er iſt der einzige deiner Engelländer, an welchem meine Seele ein Gefallen finden kann."

„Es war mir kaum möglich, mein Roß neben dem flüchtigen Falben des Löwenherzens zu halten," fuhr der Armbruſter willig fort; „denn ſeine Sehnſucht nach Herrn Thomas wuchs von Stunde zu Stunde und war kaum mehr zu zügeln, als die Thürme des Kloſters, wo dieſer ſich barg, auf dem klaren, blauen Herbſthimmel ſich vergrößerten und die Mauern ſeiner Umfaſſung ſchimmerten wie die himmliſche Stadt.

Mein Löwenherz kennend und den Sturm ſeiner Gefühle, beſchwor ich den Herrn, mich ihm vorausreiten und die Gelegenheit erkunden zu laſſen, worein er, wenn auch ungern und ſcheltend, zuletzt willigte.

Der Bruder Pförtner vernahm mein Geſuch ohne Argwohn, und als ich den Herrn Thomas nannte, machte er eine ſo ehrfürchtige Geberde und zog ein ſo frommes Geſicht, daß ich wol merken konnte, der Kanzler ſtehe hier in hohem Anſehen und im Geruche

der Heiligkeit. Er ſagte mir, der Primas befinde ſich in der Kirche und er wage es nicht, auch wäre es frevelhaft, ihn in ſeiner Andacht zu ſtören.

Inzwiſchen zeigte mir der Mönch die nackte Zelle des aus dem biſchöflichen Palaſte von Canterbury Verſtoßenen mit dem rauhen Feldſteine, worauf er ſchlummernd das Haupt zu ſtützen pflegte. Dies harte Kopfkiſſen verwunderte mich, denn ich wußte, von wie empfindlicher Natur und von wie feinen Gliedmaßen der Kanzler war. Endlich aber, als es nicht werden wollte und des heiligen Mannes Andacht zu keinem Ende kam, ließ mich der Pförtner in die Kirche treten gegen das Verſprechen, mich ſtill und eingekehrt zu verhalten, ſo lange der Betende meiner nicht anſichtig würde. So trat ich denn achtſam zwiſchen den Säulen hervor und wurde alsbald Herrn Thomas gewahr, der in einem hochlehnigen Chorſtuhle ſtand, eher ſinnend als betend. Da ich den wunderſamen Herrn ſeit manchen Jahres Friſt nicht mehr geſehen hatte, ſo erſchrak ich über die widernatürliche Schmalheit ſeines Antlitzes und ſeine tiefen ſchmerzlichen Augen, deren Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet ſchien.

Ich kniete im Schatten des Hochaltars auf die Stufen nieder und verehrte das Heiligſte, ohne Herrn Thomas aus dem Auge zu laſſen. Ob er meiner

Gegenwart gewahr wurde oder nicht, blieb mir unbewußt, denn Nichts an ihm gerieth in Bewegung.

Als ich aber nach einer guten Weile langsam mich von den Knieen erhob, richtete der Kanzler, ohne mich anzublicken, oder eine Miene zu verziehen, die Frage ar mich: „Wie befindet sich mein Herr und König?“ — Ganz in dem Tone, wie er vormals zu fragen pflegte, wenn er mich in Windsor vor der Schwelle der königlichen Kammer traf. Da schossen mir die heißen Thränen in die Augen.

Er aber bewegte sich leise die Stufen herunter, winkte mir mit der Hand ihm zu folgen und schwebte mir voraus in den Klostergarten, ein lustiges grünes Geviert mit blühenden Rosenbüschen in der Mitte eines kunstvollen Kreuzganges von neuester Bauart. Obwol draußen schon die Blätter fielen, hatte das Welken und Sterben der Natur noch keinen Einlaß gefunden in diesen von den sorgfältigen Mönchen gepflegten grünen Raum.

Der Primas ließ sich zwischen dem üppigen Gesträuch auf eine Steinbank nieder und wiederholte seine Frage: „Wie steht es um meinen Herrn und König?“

„Herr Thomas,“ sagte ich, „es steht mit ihm nach gemeinem Menschenschicksal und erbärmlicher noch. Er

iſt nicht mehr zu kennen. Sähet Ihr ihn, es jammerte Euch ſeiner und Euer Eingeweide würde ſich über ihn erbarmen!“ Dann ſchilderte ich ihm mit beweglichen Worten den Verfall und die Verſtörung des einſt ſo majeſtätiſchen Fürſten.

Er hätte mich lange reden laſſen.

Herr, er hörte mich an ohne Schadenluſt, auch ohne ſichtbares Mitleid, auch nicht fremd und gleichgültig, ſondern wie man wol vernimmt, daß ein Unheil eingebrochen iſt, welches man lange vorhergeſehen und worauf man ſich im Geiſte gefaßt hat.

So ſchwieg er. Aber ich meinte zu fühlen, daß ſein Herz ſich erweichte, darum erkühnte ich mich und ſchrie: „Herr Thomas, Ihr ſeid ein heiliger Mann und kaſteiter Chriſt! Wenn Ihr vergeben könntet, was Herr Heinrich an Euch gefrevelt hat . . . es nähme heute noch ein gutes Ende!“

Er aber ſchwieg.

„Verzeiht dem Könige,“ ſchrie ich wieder, „daß Gnade verloren ging!“

Da ſenkte Herr Thomas das Haupt und antwortete räthſelhaft: „Schlimm, wenn die ſüße Gnade verloren ging . . . das ſei ferne.“

In dieſem Augenblicke vernahmen wir das weh-

klagende Schelten der Mönche, welche einen jungen Reitersmann, der den Pförtner überrumpelt hatte und in den Kreuzgang einbrach, an den Armen zurückhielten. Es war Herr Richard. Das Harren und seine Verkleidung mochten das Löwenherz verdrossen haben.

Die Mönche abschüttelnd, stürzte er zu den Füßen des Primas und rief: „Mein Vater, mein Vater! Sie wollen mich nicht zu Dir lassen.“

Dieser betrachtete ihn eine Weile schweigend. Dann strich er ihm mit sanfter Hand die schweißgenäßten, verworrenen Blondhaare aus der Stirn und schlichtete sie ihm müttterlich.

Wie ich dies Zeichen seiner zärtlichen Liebe zum Löwenherzen sah, hielt ich unsern Handel für gewonnen und verzog mich bescheiden unter die Gewölbe des Kreuzganges, die beiden Herren ihren Engeln und Schutzheiligen überlassend.

Ich setzte mich unter den Bogen einer durch ein Bündel feiner Marmorstäbe getheilten Fensteröffnung auf die breite Steinplatte und warf hie und da einen forschenden Blick ins Grüne zu den zwei Herren hinüber. Dieser Kreuzgang war voll Bildwerk und, wie gesagt, nach dem neuesten Geschmacke gebaut. Seine Säulen waren mit reichem Gesimse gekrönt, auf welchem, in abwechselnder Reihe, je ein Geschöpf der obern oder der

untern Regionen ſaß, hier ein pfallirender Engel, dort ein lächerlicher oder boshaft grinſender Wechſelbalg. Aber ich verwendete auf dieſen Zierat wenig Aufmerkſamkeit, denn mein Auge wurde immer wieder von der Steinbank im Kloſtergarten angezogen.

Der Königsſohn hielt die Kniee des Kanzlers umfaßt, der nur ſanft zu widerſtreben ſchien, bis jetzt Herr Richard mit glühenden Wangen ſeine letzte Bitte vorbrachte und den Primas noch herzlicher umfaßte. Hier wandte ſich Herr Thomas mit traurigem Antlitze weg, aber der Prinz ließ nicht von ihm, bis er auch dieſe gewährte. Ich hörte, wie der Jüngling während dieſes Ringens um die Seele ſeines Vaters das Wort „baiser“ wiederholt ausrief und errieth, daß es ſich um den Friedenskuß der Kirche handle, mit welchem der Primas ſeine nächſte Unterredung mit dem Könige zu weihen und zu beginnen verſprechen ſollte.

Nach einer guten Weile ſchritten die Herren, der blühende Jüngling zur Linken des kaſteiten Biſchofs, Hand in Hand an mir vorüber durch den Kreuzgang und trennten ſich noch innerhalb desſelben. Ich folgte. — Herr Richard neigte ſich über die blaſſe Hand des Kanzlers und benetzte ſie mit Thränen kindlichen Dankes. Wahrlich, auch mein Herz jubelte, daß die erbarmungswürdigen Leiden meines Königs zu Ende

gingen. Da mußte ich, wehe, über den Häuptern der Zweie ein steinernes kleines Scheusal erblicken, das auf dem Gurt eines Pfeilers hockend, mit seinem Krötenbeinchen höhnisch nach ihnen stieß und dazu die Zunge reckte. Dieses mißfiel mir, obschon es ein Zufall war, und ich hätte die beiden Herren lieber erst am nächsten Pfeiler sich scheiden sehen, wo ein harfenirender Engel seine Schwanenfittige ausbreitete.

Herr Richard schickte mich dann Hals über Kopf zum Könige, seinem Vater, mit einem Schreiben, worin er diesen bat, um Gottes Wunden und um seines eigenen Heiles willen die den Bitten des Sohnes gewährte Zusammenkunft mit dem Primas zu beschleunigen.

Als Herr Heinrich aus dem Briefe entnahm, der Bischof verspreche ihm den heiligen Friedenskuß, litt es ihn nicht länger in seiner Burg, er trieb seine Ritter und schalt seine Knechte, bis wir nach wenigen Stunden spornstreichs verritten — so heiß dürstete ihn nach der Berührung der Lippen, die seine langjährigen Qualen stillen und seinem Leben den Frieden geben sollten, wie sein Glaube war.

Es war an einem grauen Tage und auf einer

trübſeligen Heide, daß die Herren zuſammentrafen. Herr Thomas, der mit kleinem Gefolge erſchien, hatte Mühe, ſich von ſeinem Thiere zu heben. Er war ſchmal von Geſtalt und ſchwankend geworden, wie ein in Sonne und Wind verſchmachtetes Schilf. Der König ſtürzte vor, um ihm den Bügel zu halten, den Primas aber hatten ſeine Mönche ſchon in ihren Armen empfangen. Er ſtand ehrerbietig vor meinem Herrn, ein müder Mann; aus tiefen Höhlen blickten ſeine Augen und zitternd klang ſeine Stimme, als er an den König die erſte Rede richtete: „Gnädiger Herr, laßt die Andern zurücktreten, damit unſer Geheimniß unbelauſcht bleibe.“ Er winkte ſeine Mönche weg, und der König wies mit haſtigem Gehorſam ſeine Ritter zurück, denn ihn dürſtete nach dem Friedenskuſſe. Ich aber ergriff die Zügel der beiden Pferde und hielt mich mit ihnen in kleiner Entfernung von den Herren, während die Andern, Mönche und Ritter, wol auf die Weite eines Bogenſchuſſes nach zwei Seiten zurückwichen.

Herr Heinrich konnte ſich jetzt nicht länger halten; mit geſpitzten Lippen näherte er ſein zerfallenes, aufgedunſenes Angeſicht dem kaſteiten, heiligen Haupte des Kanzlers. Es war häßlich und abſtoßend, das Antlitz meines Königs, aber ſo rührend und ſehnſüchtig, als begehre es nach dem Genuſſe des göttlichen Leibes.

Was jetzt geschah, Herr, was in dem Innern des Kanzlers vorging, wer kann es sagen?

Ich meine, daß dieser Verein von Häßlichkeit und Begierde ihn an die Erwürgung der kindlichen Gnade erinnerte. Er entzog ekelnd seine Lippen dem Könige und betrachtete das nahe Haupt mit Schauder, als erblicke er den Inbegriff jeder Unterdrückung und Schandthat.

Doch der König in seiner blinden Sehnsucht ergriff die Arme und suchte den Mund des Kanzlers, als ihn dieser mit einem Schrei des Entsetzens zurückstieß.

Wie nun Herr Heinrich mit Schmerz und Zorn gewahr wurde, daß ihm der Primas trotz des gegebenen Wortes den Frieden nicht gewähren konnte, verhärtete sich plötzlich sein Gemüth und er stieß verzweifelnd die Worte aus: „Was hab' ich mit Dir zu schaffen, Thomas? Was verfolgst Du meine Seele?"

Der Kanzler aber war seines Willens wieder mächtig und seines Pfades sicher geworden. Er erwiderte mit ruhiger Hoheit: „Du kennst seit Langem meine Natur, o Herr, die in die Stapfen eines Größeren treten muß. Ich bin dessen nicht gewiß, ob der Nazarener, dem ich gehöre und nachzufolgen suche, es über sich gebracht hätte, Deine scheuseligen Lippen zu

berühren. Den Verräther Judas hat er geküßt, der ihn, die Unschuld und Liebe selbst, verkauft und in den Tod geliefert hat; aber ob er einen Mund geküßt hätte, der die Seele seines Kindes vergiftete und den Leib der Unschuld verdarb, daran muß ich zweifeln. Und da er zugleich ein Gott ist, wie die Kirche lehrt, so kann er den Mord seines Lammes nicht vergeben ohne eine schwere und völlige Sühne, weil er sich selbst, das heißt die Gerechtigkeit, die sein Wesen ist, nicht zerstören kann. Und ich, der ein Mensch, aus heidnischem Blute und nicht so gelassen bin, als ich scheine, ich soll über mich bringen, was mein Meister nicht vermocht hätte! Und doch, es soll geschehen. Aber um ein Lösegeld, Seelen gegen Seele! Sammle Deine Sinne, König, höre mich an und überlege.

„Siehe, ich habe noch andere Kinder, Deine Sachsen, deren Seelen Du selbst einst meiner Hut anvertraut hast.

„Aber wie soll sie der verbannte Hirte weiden? Und wie sollen diese Seelen gedeihen, wenn ihre Leiber das Eigenthum Deiner Wölfe, Deiner unersättlichen Barone sind? Seit Dein Ahn, der Eroberer, viele Tausende dieser überwundenen Sachsen einer Handvoll eiserner Normannen unterworfen hat, wohnen die Beraubten nicht mehr auf eigenem Grunde. Du verstümmelst die

Männer wegen eines erlegten schädlichen Wildes kraft Deiner barbarischen Jagdgesetze und scheuchst Jünglinge und Mägde in den Schatten der Klöster weg von der Sonne und von der ererbten nährenden Erde, die sie friedlich bauen und bevölkern sollten.

„Laß mich gewähren! Höre mich an: ich will Dir und dem Sohne, der Dir bleibt, ein Volk schaffen. Nicht mit Eroberung und Gewaltthat, sondern mit Weisheit und Gerechtigkeit, mit dem sanften Stabe des Bischofs will ich überwinden. Weil ich die Seelen beherrsche, so fürchte ich mich nicht vor den Schwertern Deiner Normannen. Ich bin in diesen Tagen des blinden Zornes und der plumpen List noch immer der Klügste der Sterblichen.

„O mein König, wie thöricht hast Du gehandelt, da Du, meine Macht zu zerstören, Deinen Sohn Heinrich gekrönt hast! Und wie ungerecht! Denn Du selbst hast mich zu Deinem Primas gemacht und Dein Primas bin ich auf immer.

„Siehe hier," — er hob eine Rolle aus seinem Busen, „den Bannstrahl des Papstes in Rom, den er gegen Dich wirft, weil Du an die Rechte meines Stuhles getastet hast, — ein unreines Feuer, das ich nicht auf Dein Haupt herabbeschworen habe! — Heute ist der heilige Vater ein Miethling Deines König-

lichen Vetters von Frankreich, wie er einſt, da ich Dir diente, der Deinige war. Du haſt die Seele des Latiners nicht verſtanden und ſparteſt das Geld zur Unzeit.

„Gib Dich, mein Herr und Gebieter, in meine Hände zurück und ich tilge Dir dieſe käufliche Brandfackel aus! Auch auf die Rechte meines Stuhles werde ich einſt verzichten, wenn ich ſie gebraucht haben werde, um in Deinem Königreiche Jedem Raum und Recht und Dir ein Volk zu ſchaffen. Denn nicht des Latiners Knecht bin ich, ſondern ein Diener und Bruder des Nazareners.“

Ueber dieſen erſtaunlichen Worten war das Angeſicht des Königs bald aufgeflammt und bald erbleicht. Zuweilen ſchien er überwältigt, dann ſträubte ſich ſein Königsſtolz, dem Biſchof und ſeiner Weisheit ſich zuzuneigen und zu ergeben. Feindſchaft und Grauen gewann wieder die Uebermacht und ſeine Seele blieb zwieſpältig.

„Siehe, mein Fuß iſt müde,“ fuhr Herr Thomas mit weicher Stimme fort. „Ich bin eine erlöſchende Flamme, doch ſcheint mir lebenswerth, in dieſem Zeitalter des Haſſes und Zwieſpalts ein Reich zu gründen, wo Gott und dem Menſchen nicht ins Angeſicht geſpieen und geſchlagen werde.

Erbe des Eroberers, willſt Du ein gerechter König werden?

Begehrſt Du eine mildere Todesſtunde als die Deiner Ahnen? Ueber Dir ſchwebt“ — und Thomas ſchaute in den leeren Raum über dem Haupte des Königs, wo ich im Geiſte eine Hand mit gezücktem Schwerte erblickte, — „eine andere als meine Rache. Ich ſühne ſie Dir. Ich ſchirme Dich. Beſſer diene ich Dir jetzt als einſt Dein ehrgeiziger Kanzler. Ich bin Dein Freund! Denn, ſiehe, Dein Sohn Richard hat für Dich gebeten.“ —

Dieſe ſchöne und geiſtliche Rede hätte vielleicht meinen armen König überwunden, hätte nur der kluge Herr Thomas das Löwenherz nicht ins Spiel gezogen!

Mein Herr Heinrich, obwol er ſeinen Dritten über Alles liebte, war durch den unkindlichen Verrath und Abfall der Jungherren Heinz und Gottfried gegen ſein eigenes Fleiſch und Blut argwöhniſch geworden. Ihn ärgerte zu dieſer Stunde, daß ſein Sohn Richard für ihn gebeten und in ſeinem Herzen ſchwoll und kochte ein ſchwarzes Mißtrauen.

„Wohin drängſt Du mich, Thomas?“ begann er, „Ich ſoll meine Normannen erzürnen? Was ſinnſt Du? . . . Meine ſächſiſchen Knechte freigeben? . . .

Meinſt Du's im Guten? . . . Willſt Du mich verderben? . . .“ Er runzelte die Stirn, als mühe er ſich nachzudenken, aber plötzlich kam ein verwirrender Geiſt des Zornes über ihn: „Ich erkenne Dich,“ rief er, „Du willſt mich und mein Reich zerſtören! . . Seit Gnade, die Gott verdamme, dahin iſt, brüteſt Du Tag und Nacht über meinem Untergange, Du Heuchler, Du Verderber, Du rachſüchtiger Heide!“

Das Antlitz des Herrn Thomas aber leuchtete wie das eines Engels und er ſagte mit ſtrahlenden Augen: „Ich vergebe Dir den Tod Gnade's und Deine Läſterung, wenn Du meine Brüder, die Sachſen, freigibſt und fortan göttliche und menſchliche Wege wandelſt! Willſt Du, König Heinrich? . . .“

In dieſem Augenblicke wurde der Haufe der normänniſchen Herren unruhig, die es verdroß, den König ſo lange mit dem geächteten Biſchof, deſſen Klugheit ſie fürchteten, verhandeln zu ſehen und deren Ehrerbietung gegen ihren Fürſten ſchon merklich geſunken war. Sie raſſelten mit den Speeren und Schilden, tummelten ihre Roſſe und ſchrieen: „Finissez, Soignour Roi, finissez!“

Herr Heinrich erſchrak und bedeutete den Primas, ſchleunig von ihm zu weichen.

„Zurück mit Dir," rief er, „in Dein französisches Kloster! . . . Und daß Deine Sohlen nimmermehr den englischen Boden berühren, Du Volksverführer! Weder hier noch jenseits will ich je mit Dir wieder zusammenkommen und zu schaffen haben, Du Zauberer und Schicksalsrabe! . . ."

Aus dem Angesichte des Primas wich jedes Leben.

Er antwortete mit sanfter Stimme: „Ich weiß nicht, ob ich Deinem Worte folgen kann, denn lange bin ich nun gewandert und Hirt und Heerde verlangen nach einander. Auch sehne ich mich nach meiner Ruhestätte. Darum, o Herr, verspreche ich nicht, Dir zu gehorchen. — Doch besorge nichts von mir, meine Schritte suchen den Frieden."

„Hüte, hüte Dich, bei Deinem Leben, meinen englischen Boden zu betreten!" schrie der König außer Sinnen und geberdete sich so heftig, daß Herr Richard, das Löwenherz, der, aufmerksam auf die Zweie, sich in der Nähe der normännischen Ritter hielt, mit verhängtem Zügel und bestürzten Mienen herangesprengt kam.

Thomas Becket aber wendete sich von dem Könige mit einem wehen Lächeln. „Ich glaube, die Stunde meiner Befreiung nahet," sagte er. „Wo hätte ich

Jager ſonſt den Muth genommen, das Haupt zu erheben und meinen Herrn und König zu erzürnen!“ —

So ſchieden ſich Herr Heinrich und Herr Thomas von einander ohne den Frieden, den ſie doch Beide redlich geſucht hatten.

XII.

Als wir die graue Heide, den Ort des verweigerten Kusses, verlassen hatten und schweigsam in uns gekehrt nach der festen normännischen Stadt Rouen trabten, trieb uns nach einem warmen, verlängerten Spätherbst eine rauhe Winterluft die ersten Flocken entgegen. Mich drückte der Kummer wie ein zu enger Brustpanzer, denn ich gab die Sache meines Königs verloren, wohl wissend, was ich Herrn Richard nicht verhehlt hatte, daß das an einem Sonnenstrahl der Güte schmelzende Eis der Herzen, von neuer Kälte überfallen, sich zwiefach verhärtet. Mit meinen Augen hatte ich es gesehen, wie der Primas dem Löwenherzen zu liebe sein innerstes Naturwesen hatte zwingen wollen, die Lippen meines Königs zu berühren und wie er es nicht gekonnt.

Von Dohlen und Krähen umflattert, sprengte Herr Heinrich über das Blachfeld, das sich langsam mit Schnee bedeckte.

Da, an einem Kreuzwege, spornte Herr Richard seinen Falben, den er bei währendem Ritte gegen seinen Gebrauch in den hinteren Reihen gehalten hatte, neben den Berberhengst des Königs und beurlaubte sich von dem Vater mit gesenktem Haupte und, wie mir schien, tiefsinnigen und hinterhältigen Mienen, wie sein tapferes Antlitz sie sonst niemals zeigte. Er schützte, ich weiß nicht welche persönlichen Anliegen und Verwickelungen in seiner Grafschaft Poitou vor und ich verstand, daß er zwar nicht mit den Brüdern gegen den König Panier aufwerfen, aber außerhalb des Streites sich halten werde.

In der Stadt Rouen hielt sich Herr Heinrich bis zur Weihnacht, die nicht ferne war, in guter Zucht und christlicher Zerknirschung, hörte fleißig die Messe und that sich wehe mit Fasten und jeglicher Enthaltsamkeit; denn er war gesonnen, am Morgen des theuern Festes das hochheilige Brod zu essen.

So that er auch mit Andacht und Freude. Dann setzte er sich mit seinem adeligen Gesinde an die reich beladene Tafel, um seinen kasteiten Magen zu ergötzen. Das festliche Mahl war zu seiner Mitte gelangt, da regte sich der Böse und schickte einen Störefried.

Gestiefelt und gespornt — denn er hatte sich eben

vom Pferde gekugelt — keuchte der Bischof von York durch die Halle und stellte sich, roth wie ein Puter, mit erzürnten Geberden vor den tafelnden König. Dieser kurze, hitzige Normanne konnte mit seiner Unraſt und dem Auffahren seiner Gliedmaßen einen Gelassenen und Gesunden aus der schönen Fassung bringen, geschweige meinen König. Ihm an der Seite erschien einer seiner Cleriker, ein Mann mit langem Gesichte voller Vernunft, der ihn mit bedächtigen Reden zu beruhigen und zu regeln trachtete.

„Helfet mir, gerechter König Heinrich," überschrie sich der Kleine. „Nicht genug am Primas, hat nun auch der heilige Vater in Rom seinen Bannstrahl auf mein Haupt geschossen. Thomas Becket, den Gott verpeste, hat die Bulle verstohlener Weise auf seinem eigenen Leibe in Euer englisches Königreich getragen und eben jetzt, zur heiligen Freudenzeit, wird sie in allen Kirchen, wo Sachsen Messe lesen, zu meiner und meines Königs Schmach feierlich verkündigt. Und wie ist der Sohn der Bosheit nach Canterbury gekommen? . . . Als ein Triumphator mit Roß und Wagen und einem langen sächsischen Heerzuge! . . . ."

Hier gelang es dem verständigen Cleriker seine Stimme hörbar zu machen.

Dem sei nicht so, wandte er ein, auf einer from-

men Eſelin ſei der Primas eingeritten; wahr ſei es aber, daß das Volk Gewand vor ihm ausgebreitet und, was Grünes in dieſer Winterzeit vorhanden, auf ſeinen Weg geſtreut habe. Der Verbannte ſei als ein müder Mann nach Canterbury zurückgekehrt und habe ſein erzbiſchöfliches Haus, ja ſein Gemach ſeither nicht wieder verlaſſen. Freilich habe der Primas zwei päpſtliche Bullen in ſeinem Gewande nach Engelland gebracht: die eine aber habe er in die Flamme ſeines Herdes geworfen, die andere von ſeinen kriegsluſtigen Clerikern nur mit Widerſtand ſich entreißen laſſen. Herr Thomas ſei am Erlöſchen und die Natur ſelbſt werde Herrn Heinrich von ſeinem Peiniger und Widerſacher in Bälde befreien.

Das ſei die nüchterne Wahrheit. Ein ihm verpflichteter Hausgenoſſe des Primas habe ſie ihm getreulich erzählt.

Der Biſchof aber rannte dieſe Vernunft mit gewaltſamen Worten zu Boden. „Thomas am Erlöſchen?“ ſchrie er. „Bei meiner Biſchofsmütze, drei Lebensgeiſter hat der Zähe, um Deiner Majeſtät zu ſchaden! Thomas ein Friedebringer? Den Krieg bringt er Dir nach Engelland! Ueberall auf ſeinen Wegen tumultuirten die Sachſen und griffen zu ihren Aexten! Ich habe es von Augenzeugen!“

Das ſchien mir ſchon damals unmöglich, wie ich die geſchwächten Sachſen kannte. Aber ich hörte kaum auf die kollernden Worte des Biſchofs, denn alle meine Sinne waren auf meinen König geheftet, deſſen Innerſtes zu ſieden begann.

Er hatte die Berichtigungen des verſtändigen Clerikers in der Betäubung ſeines Zornes nicht vernommen.

Jetzt kam die lodernde Flamme zum Ausbruch. Herr Heinrich, von dem Aufruhr oder der Demuth des Primas gleicherweiſe empört, ſprang in ſinnloſem Zorne vom Sitz empor und ſtieß ſeinen Becher ſo hart von ſich, daß er weit über die Tafel rollte, den Wein in rothen Strömen auf das Linnen vergießend, wie Blut in den Schnee.

„Ich habe ihm verboten meinen Boden zu betreten!“ ſchrie der König mit bebender Stimme. „Ich weiß, er verbirgt in ſeinem Buſen und Gewande auch einen päpſtlichen Bannbrief gegen mich, ſeinen König. Er hat mir ihn ſelbſt gezeigt, der Böſe!“ Jetzt ſchlug er verzweifelnd die Fäuſte gegen einander und wehklagte: „Ich habe ihn gekleidet und geſchmückt, wie eine Geliebte. Er hat wie ein ſchmeichelndes Hündlein das Brod aus meiner Hand gegeſſen und dieſer Teufel von Undankbarkeit tritt mich mit

Füßen, zerreißt mein Haus und zerstört mein Reich."

Er blickte irr über die verstummte Tafelrunde und schleuderte seinen Rittern die beschimpfenden Worte zu: „Ich mäste Knechte! Sie zehren am Mark meiner Länder und strecken die Füße aus unter meinem vollen Tisch; aber keiner dieser Fresser und Schwelger ist Mannes genug, mir einen Verräther vom Halse zu schaffen!"

Während der Herr mit rollenden Augen auf- und niederschritt und sich Keiner mit der Rede an ihn wagte, hatte sich die Mehrzahl der Königsgäste erhoben und umringte den Bischof, diesen mit Fragen und Vorwürfen bestürmend.

Hinter dem Stuhle des Königs stehen geblieben, sah ich am untern Ende der plötzlich gelichteten Tafel Viere zusammensitzen, die sich Blicke zornigen Einverständnisses zuwarfen und im Flüstertone, als hielten sie geheimen Rath, aufgeregte Worte tauschten. Ihre Namen, Herr, sind Euch bekannt, denn die Legende hat sie in alle vier Winde gerufen, sie sind die Unseligsten aller Lebenden und jedes Christenkind in Engelland bekreuzt sich vor ihnen.

Das ist zum Ersten Herr Wilhelm Tracy, der

Spötter, dann Herr Richard aus der Bretagne, Herr Rinald, der Schöne, ein Liebling der Weiber, und letztens Herr Hug, der Einsilbige.

Ich ſtand zu ferne um ihre Worte zu verſtehen, aber ihre Geberden ſprachen deutlich genug.

Noch ſeh' ich, wie Herr Hug ſich die Lippe benagte, wie Herr Rinald ſeine weichen Langhaare um die Finger ſchlang und zerriß, während Herrn Richard der Zorn dunkelroth in die Stirne ſtieg und der witzige Mund des Herrn Wilhelm Tracy, der ſonſt voller Gelächter war, ſich zum bitterſten Hohne verzog. Dann ſchienen ſie eins geworden und verſchwanden zuſammen durch eine Hinterthüre.

Ich wandte mich nach dem Fenſter und ſah die Viere im Schloßhofe ungeduldig auf ihre Roſſe harren und ſie dann haſtig beſteigen.

Als ich am Abend dieſes ſchlimmen Chriſttages in der Kammer meines Herrn erſchien, um ſeinen Jagdbefehl für morgen zu holen, fand ich ihn, wie den Zornmüthigen zu geſchehen pflegt, ſtumm und niedergeſchlagen, ſo daß ich es wagen durfte meinem geängſtigten Herzen Luft zu machen.

„Zu Mittag nach Eurer ſcharfſchneidigen Tiſchrede," begann ich, „ſind vier Eurer Gäſte," und ich

nannte sie, „spornstreichs verritten, ich meine nach der Küste. — Hätten sie aus Euern entrüsteten Worten einen Wunsch oder einen Befehl herausgehört . . . o Herr! Was dann? Wenn sie Eure Rede in Eure That verwandelten — es wäre nicht Euer Wille.“ —

Er starrte mich an, mühsam seine Gedanken zusammenknüpfend, und antwortete nicht.

„Bei der glückseligen Krippe,“ warnte ich flehentlich, „das ist kein Geringes! Alle Heiligen und Engel wollen Euch behüten, daß Ihr Euch keinen Märtyrer auf die Seele ladet!“ —

Jetzt begriff er mich plötzlich und packte mich an der Schulter. „Wann sind sie verritten?“ fragte er, obwol ich es ihm eben gesagt hatte. „Warum mahnst Du nicht zu guter Zeit, krächzender Rabe?“ —

„Noch ist es nicht zu spät!“ versetzte ich unerschrocken. „Betrachtet die von Mitternacht heranziehenden Schneewolken! Sicherlich tobt die See und sie haben Gegenwind.“

„So sattle meinen Berber,“ befahl er, „er überholt den Sturm. Erreiche die Viere und bring' sie mir zurück. Du ereilst sie mir — ich will es!“

„Herr,“ sagte ich, „sie werden mich nicht hören; denn Ihr habt ihre Ehre auf's Blut gereizt. Besser, ich reite einen andern Weg, erreiche die Küste, wo der

Meeresarm am dünnsten ist, presse dort das schnellste Schiff, wem es gehöre, gelange nach Canterbury vor den vier von Euerm Zorne Gejagten und schaffe Herrn Thomas in Euerm Namen Sicherheit."

„Das ist Deine Sache!" drohte er. „Wisse Eines: ich will nicht, daß dem Primas ein Leides geschehe! Wird ein Haar dieses ehrwürdigen Hauptes gekrümmt, so büßest Du dafür und baumelst mir am nächsten Galgen!"

Es hätte dieser unsinnigen Drohung für mich nicht bedurft. Nie wurde schneller gesattelt, nie rastloser geritten! Unterwegs erfuhr ich, die Viere hätten sich dem nächsten Seehafen, welchen sie den Port der Gnade nennen, zugewendet und eilte quer durch französisches Land nach Calais, von wo mich ein Schnellsegler in wenig Stunden nach Engelland hinüber brachte, während ich inmitten der stürzenden Wellen Gottes liebe Mutter, die mich auch erhörte, inbrünstig anrief, mich den vier Zornmüthigen nur wenigstens um zwanzig Ave Maria vorkommen zu lassen.

Auf englischem Boden wurde ich häufig von streifenden geharnischten Normannen angerufen; denn das Land war in Unruhe und die Sage überall verbreitet, der Primas umgebe sich in Canterbury mit sächsischen Waffen.

Von diesem in der Luft herrschenden Geiste der Bangigkeit gejagt, trieb ich, auf die fliegende Mähne des Berbers mich beugend, das edle Thier zu rasendem Laufe und dennoch schien es mir, als wollten sich die aus dem Häuserhaufen von Canterbury aufsteigenden Thürme der Kathedrale, auf die ich meinen Blick unverwandt geheftet hielt, nicht vergrößern.

Als ich mich endlich in Schweiß gebadet den Mauern der Stadt näherte, fand ich die Straße vor dem Thor mit frisch abgehauenen Tannenzweigen und dürftigen Wintermaien, den Zeugen eines friedfertigen Einzuges, bestreut. —

Ich glitt vom Pferde und führte das schnaufende Thier durch eine Hintergasse in die Brauerei, wo ich abzusteigen pflegte; denn ich hatte nicht selten meinen König nach Canterbury begleitet, dessen eben vollendetes Münster als ein Wunder der neuen Baukunst galt. Der Hauswirth, ein Sachse, der zugleich der Alderman von Canterbury war, schloß gerade behutsam die Läden der gegen die lange Hauptgasse gewendeten Fensterreihe. Als ich ihn fragte, wozu er am hellen Tage Finsterniß mache, deutete er mir mit der Linken zu schweigen und schob mich mit der Rechten vor die breite Spalte eines Fensterbalkens. Ich lugte durch und sah die Viere von der Königs-

tafel in voller Rüstung die Gasse auf- und niederreiten, mit ausgestreckten Schwertern auf die Fenster und die Hausthore weisend.

„Jeder halte sich im Hause! Keiner setze den Fuß auf die Gasse!“ gebot Herr Wilhelm Tracy, der seinen Rappen vor der Wohnung des Aldermans herumriß, während das Thier aus schnaubenden Nüstern eine Dampfwolke in die kalte Winterluft ausstieß.

Nachdem der Herr sein Roß gewendet, wiederholte er den Befehl, nicht in der verächtlichen Weise, wie der normännische Hochmuth die Sachsen anzufahren pflegt, sondern mit feierlichem Heroldsrufe.

Die erschrockenen Bürger gehorchten. Hier schloß sich eine Kaufbude, dort trug ein Höckerweib jammernd seine Körbe weg, weiter unten hob eine geängstete Mutter ihr auf der Gasse spielendes Kind auf den Arm und flüchtete es heim.

Der witzige Herr Wilhelm war nicht zu kennen. Ernst und unglücklich schauten seine Augen unter den schwarzen Brauen hervor aus der Blässe seines Angesichtes. Es wurde mir deutlich, daß sich die Viere unterweges geeinigt hatten und die auf ihrer Seele brennenden Schmachworte des Königs nicht mit einer zornigen Mordthat, sondern mit Gericht und Blut urtheil zu löschen gedachten.

Auch ich rathſchlagte mit dem Alderman, machte den echten und letzten Willen meines Herrn und Königs geltend und gebot ihm, ſobald die Viere gewichen, ſeine Bürger zu ermuthigen, zu bewaffnen und mit ihnen meines Zeichens zu harren.

Dann ſchlüpfte ich durch Seitengäßchen und erreichte das feſte erzbiſchöfliche Haus, wo ſie mich als Königsknecht und eine in Engelland wohlbekannte Perſon ohne Schwierigkeit, ja bereitwillig wie einen Nothhelfer, einließen.

Sie führten mich in eine prächtige, lieblich erwärmte Halle, wo der Primas unter vielen Clerikern und dienenden Brüdern Tafel hielt, hinter denen ich mich barg, ungern mich geduldend bis der Augenblick es erlaube, mich Herrn Thomas zu nahen.

Er ſelbſt berührte keinen Biſſen, ſondern hielt das geiſterhafte Haupt mit geſchloſſenen Augen in den biſchöflichen Stuhl zurückgelehnt, einen armen, frommen Mann aus Canterbury anhörend, der mit bebender Stimme den Einritt der Viere berichtete.

Nachdem er ihn von der Nähe der Gefahr überzeugt hatte, beſchwor der Sachſe den Primas ſein Leben durch die Flucht zu retten. Ein ängſtliches Gemurmel lief um die Tafel.

Herr Thomas aber regte sich nicht. „Es ist genug," sagte er ruhig, segnete und entließ den Weinenden. Dann sprach er: „Gib mir den Kelch!" und der junge Cleriker, an den er sich wandte, ein blondlockiger Knabe in weißem faltigen Gewand, reichte ihm eine mit Wasser gefüllte kristallene Schale, die er langsam ausschlürfte.

Jetzt trat ich vor und warf mich dem Primas zu Füßen. „Ehrwürdiger Vater, ich komme von meinem König! — Ihm ist bange um Euch!" rief ich. „Er sendet mich auf eiligen Schiffen und dampfenden Rossen, daß ich Euch mit meinem Leibe decke und die königliche Macht über Euer Haupt breite! . . . Auf, fromme Brüder," und ich wendete mich an seine Cleriker, „auf! Stehet mir bei! Führet Euern Bischof in sein innerstes festestes Gemach! Und ihr Andern, helfet mir die Thore versperren und die Thüren verrammeln! Ist nur das erste Feuer der vier Herren verlodert und ihr erster Anlauf abgeschlagen, so geleite ich mit Hilfe der Leute von Canterbury den Primas in die nächste königliche Burg. — Herr Thomas, im Namen der benedeiten Mutter, widerstrebet nicht! Gebt Euch in des Königs Schutz und Euch wird kein Haar gekrümmt werden!"

Ohne sich von der Stelle zu rühren, richteten die

Cleriker insgesammt ihre Blicke auf den Primas; doch dieser machte mit wenigen gelassenen Worten meinen Anschlag zu nichte. „Besser als Dir ist der Wille Deines Herrn mir bekannt. Ich lese deutlich in seinem Herzen! Got[illegible]wiger Rathschluß und der Vorsatz meines Königs erfülle sich an mir!“

„Bei den fünf heiligen Wunden!“ schrie ich, außer mich gerathend, „der König will nicht, daß Ihr hier erwürgt werdet! Trägt er die Schuld, wenn Ihr die trotzige Absicht habt, Euern Leib und des Königs Seele wissentlich und freventlich zu verderben?“ —

Da wandte sich plötzlich Herr Thomas gegen mich und schlug mich mit biblischen Worten: „Hebe dich von hinnen, du Schalk und böser Knecht, denn du bist mir ärgerlich!“ —

Erschrocken sprang ich auf die Füße und wich zurück unter die Cleriker. Ich war betrübt und mehr noch ergrimmt, daß Herr Thomas, der bis heute säuberlich mit mir gefahren war, im Augenblicke, da sein Innerstes offenbar wurde, mir so böse und ehrrührige Namen gab, als wäre ich ein Erzschelm von lange her. — War das nicht eine Ungerechtigkeit? Ich überlasse Euch das Urtheil, jetzt, da Ihr meinen Wandel von jung auf kennt und ich Euch Nichts von meiner Blöße verhehlt habe.

Bevor ich den Schmerz dieſes unverdienten Schlages verwunden hatte, wurde die Thüre geöffnet und die vier normänniſchen Herren traten in die Halle, ohne Rüſtung und Waffen, in gewöhnlicher Hoftracht. Sie begrüßten den Primas mit tadelloſer Courtoiſie und feindſeligen Mienen.

Der Biſchof hatte ſich bei ihrem Eintreten in ſeinem Stuhl emporgerichtet und ich wunderte mich über die Erhabenheit ſeiner Geſtalt, aus welcher jede Schwäche gewichen ſchien. Er erwiderte den Gruß ſeiner finſtern Gäſte ebenſo adelig und lud ſie, die Hand leiſe bewegend, an ſeine Tafel. Sie ſetzten ſich.

„Wie ſteht es um meinen Herrn und König?“ fragte er ſie nach einer Weile und erhielt keine Antwort.

„Iſt's Friede?“ fragte er wieder.

Die Viere aber betrachteten den Biſchof, die einen mit geſenkter Stirn unter drohenden Brauen hervor, die andern mit ſcheuen Seitenblicken, nur ein unverſtändliches Gemurmel kam über ihre Lippen.

Zuerſt ermannte ſich Herr Richard, den ſie ſeiner unbezwinglichen Fauſt halben Frappedür, das heißt in unſerer Zunge Schlagehart, nannten. „Im Namen des Königs kommen wir!“ ſagte er.

„Ich glaube Euch,“ verſetzte der Primas. „Ihr,

die Ihr um ihn seid, verstehet seine Winke und erfüllet seinen Willen."

„Hebe den Bann von dem Bischof zu York, Primas, oder hebe Dich selbst aus Engelland!" fuhr Herr Frappedür fort, und der Einsilbige stimmte bei: „Hebe den Bann, oder Dich selbst."

„Nicht ich allein, jetzt hat ihn auch ein Anderer als ich, der heilige Vater in Rom, mit dem Banne belegt," erwiderte Herr Thomas ruhig. „An diesen wende sich mein Bruder in York. Meine Sache kann das nicht länger sein. Ich suche nur den Frieden."

„So entrinnst Du uns nicht, Du Doppelzüngiger!" drang Herr Wilhelm Tracy, der unter den Vieren der gewandteste Redner war, auf den Primas ein. „Befreie den Bischof von dem Banne, den Du auf ihn geschleudert hast! Er brennt ihm stärker auf der Haut als der römische. Genug der Unterscheidungen und Spitzfindigkeiten! Gehorche Deinem Könige und Lehensherrn in geraden Treuen, wie wir Alle thun! Bist Du nicht lediglich ein Geschöpf seiner Gnade? Wer hat Dich aus dem Nichts gezogen und aus einem Sachsen zu einem Menschen gemacht? Woher kommt Dir die erhabene Macht dieses Stuhles? Du Undankbarer, Feindseliger, sprich und bekenne aus, wessen Händen hast Du sie empfangen?" —

Da rief Herr Thomas mit durchdringender Stimme, daß es durch die Halle zitterte:

„Aus den Händen meines Königs zu seinem Gericht!“

Ueber dieser harten Rede geriethen die Viere in Aufruhr. Rinald der Schöne drehte an den Fingern seiner Handschuhe, die er bis jetzt spielend in der Linken gehalten. Herr Richard Frappedür stieß mit Rücken und Fuß seinen Stuhl zurück, daß das Eichenholz krachte und der Einsilbige sagte: „Endet!“

Herr Thomas aber sprach mit heiliger Hoheit: „Ich glaube, Ihr drohet, tapfre Herren? Was will mein König von mir? Was sein ist, will ich ihm geben. Meinen Leib? Hier ist er. Nehmet ihn. Mein Gewissen aber gehört weder ihm noch mir.“ —

„Vergessen wir der ritterlichen Sitte nicht!“ sprach Herr Wilhelm. „Herren, überlasset mir die Fragestellung!“

Er erhob sich und trat in Todtenblässe vor den Primas.

„Thomas Becket, nimmst Du den Bann von dem Bischofe zu York? Rede!“

Herr Thomas aber schwieg und verurtheilte sich damit zum Tode.

„Thomas Becket, Du hast den englischen Boden gegen den Willen Deines Königs und den Spruch

ſeines Parlamentes wieder betreten. Weiche aus Engelland! Zugeſagt iſt Dir freies Geleit bis ans Meer. Wann ziehſt Du von hinnen? Rede!"

Herr Thomas aber ſchwieg.

Eine Weile harrte Herr Wilhelm auf Antwort, dann ſchloß er finſter: „Das iſt Felonie. Dein Blut über Dich!" —

Die Viere verließen den Saal mit gemeſſenen Schritten. Ich wußte, ſie gingen ſich zu waffnen.

Es entſtand nun eine ſo große Stille, daß ich mein Herz wie einen Hammer gegen die Rippen ſchlagen hörte. Da erklang aus dem Schweigen, ſtark und markig, eine Stimme, die ich anfangs nicht erkannte. Sie gehörte Herrn Thomas, der einen ihm gegenüber an der Wand hangenden Crucifixus mit Inbrunſt anſprach:

„Fürſt der Schmerzen, nimm Wohnung in dieſem Leibe!"

Wieder hörte ich lange Zeit nichts als die Schläge meines Herzens. Dann ſprach Herr Thomas zum andern Male und ſtreckte ſeine ſchmalen Hände aus:

„Durchſtich ſie und gewähre mir Deine Paſſion!"

Da erbebte ich in Ehrfurcht und getraute mir nicht länger, das Angeſicht des Herrn Thomas zu

beſehen, weil ich fürchtete, der Dreifaltige habe in ſeinem Leib Einzug gehalten und blicke majeſtätiſch aus ſeinen Augen.

Aber ich raffte mich zuſammen, als ich auf dem Gange Waffenlärm vernahm, ſtürmte nach der Pforte und ſtieß alle Riegel vor. Durch mein Zufahren wie aus dem Banne eines Traumes gelöſt, umringte der ganze Haufe der Cleriker den Primas. Etliche fielen ihm zu Füßen, Andere, die ihn fortziehen wollten, faßten ſeine Arme, noch Andere umſchlangen ſeine Hüften, um ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn mit liebender Gewalt wegzutragen.

Inzwiſchen ſchmetterten Beilſchläge von draußen gegen die Thüre.

Der Primas aber wollte von dem Sitze, wo er gerichtet worden, nicht weichen. Da trat ein ſchlanker, klug blickender Diakon vor ihn hin, legte den Finger auf den Mund und machte ihn auf das feine Geläute eines Glöckleins aufmerkſam, das in dem Tumulte kaum zu vernehmen war. „Es läutet zur Veſper und man erwartet Euch in der Kirche, Vater,“ mahnte er.

Thomas Becket erhob ſich ohne Weigerung, ein Zug ordnete ſich und der Primas durchſchritt hinter dem vorgetragenen Kreuze den langen Gang, der

durch das Innere des bischöflichen Hauses in den Chor der Kathedrale führte. Auch ich wandelte in Reih und Glied mit den psallirenden Pfaffen.“ —

Hier hielt der Armbruster inne. Sein Blick richtete sich auf eine neben ihm auf dem Kaminsimse stehende Sanduhr, in welcher eben die letzten Körner aus dem oberen in das untere Glas rollten. Hans drehte die Uhr und sagte: „Heute jährt es sich und es war zu dieser Stunde des Nachmittags, daß Herr Thomas seinen letzten Gang antrat.

In den Chor des Münsters gelangt, warf er sich vor dem Frohnaltar auf die Kniee, von seinen Clerikern umlagert, deren mehr als einer, an den Bogenthoren des Lettners lauschend, furchtsame Blicke durch die Länge des Schiffes nach dem Hauptportale irren ließ, durch welches die Normannen jeden Augenblick eindringen konnten; denn der Diakon hatte diese Zufluchtsstätte nicht der Festigkeit, sondern der unantastbaren Heiligkeit des Ortes wegen gewählt.

Auch ich hielt das Portal unverwandt im Auge, entschlossen im letzten Augenblicke, nicht gegen die vier Herren das Schwert zu ziehen, — solches war mir als einem Knechte verwehrt, — aber Herrn Thomas mit meinem Leibe zu decken, ob ich die Schuld

vergoſſenen Märtyrerblutes von meinem Herrn und Könige abwende.

Alle Zeit und Friſt nimmt ein Ende. Es klirrte und blitzte unter dem Portal, die Viere traten, geharniſcht vom Wirbel bis zur Sohle, in die Pforte und ſtürmten mit nackten Schwertern durch das Schiff der Kirche. „Mir nach, Getreue des Königs!“ ſchrie Herr Wilhelm Tracy.

Schleunig wollte ich noch die offenſtehenden feſten Gitterpforten ſchließen, die den Chor von der Kirche trennen; aber der Primas, der ſich erhoben und gegen ſeine Mörder gewendet hatte, wehrte es mir mit unwiderſtehlicher Geberde. Seine Cleriker aber alle umdrängten ihn. Die jüngeren und muthigeren füllten die Stufen. Voran auf die unterſte ſtellte ſich feſten Fußes Truſtan Grimm, der das Kreuz trug. Die Anderen ſtanden und knieten um den Biſchof und drückten ſich durcheinander wie eine erſchreckte und verwirrte Heerde, deren Hirte geſchlagen wird.

„Wo iſt der Verräther?“ rief Herr Wilhelm Tracy. Da hielt der tapfere Mönch Truſtan das Kreuz mit beiden Händen gegen ihn empor als einen Schutz und eine Drohung. Ein Schwerthieb, ein Blutſtrahl, und der vom Leibe getrennte Arm ſank mit dem Kreuz auf die Erde. Jetzt griffen die Viere

mit flach fallenden Hieben die geängſtigte Pfaffheit an und trieben die auseinanderſtürzenden Geſchornen in feige Flucht. Ich aber trat neben Herrn Thomas, der mitten vor dem Hochaltare ſtand, die Arme öffnend, wie der Gekreuzigte über ihm, als hätte ſich dieſer verdoppelt.

„Der König will, daß Du ſterbeſt!“ ſprach Tracy und erhob das Schwert. „Es geſchehe!“ antwortete Herr Thomas.

Ich umſchlang ihn mit dieſen beiden Armen, fühlte den Schlag niederblitzen und wurde in demſelben Augenblicke unter dem Rufe: „Fort, Knecht!“ von einer eiſernen Fauſt, die nur dem Frappedür gehören konnte, gepackt und geſchleudert, daß ich ſauſend mit dem Schädel gegen eine Säule fuhr.

Während mir die Sinne ſchwanden, ſah ich ein Blutmeer vor meinen Augen und darin ein ſterbendes, lächelndes Haupt.

Wie lange ich auf den Steinplatten lag, iſt mir unbewußt. Als meine Sinne wiederkehrten, war ich allein in der Kirche. Ich verſuchte mich aufzurichten, aber wagte nicht nach der Leiche des Heiligen hinzublicken, die zwei Schritte von mir entfernt vor dem Altare lag. Das aber ſah ich, wieder zurückſinkend,

daß mein Lederkoller mit dem Blute des Gemordeten benetzt war.

Jetzt erhoben sich aus der dunkeln Tiefe des Schiffes zerreißende Klagetöne, das Wehgeschrei wuchs und wuchs und die Kirche füllte sich mit armem sächsischen Volke, das nach seinem Vater schrie und die Rache des Himmels auf die Mörder herabflehte. Mit unheimlicher Hast und Liebe stürzten sich neben mir die Gestalten über den heiligen Leichnam, umfaßten die todten Hände und Füße, küßten die Wunden und wuschen sie mit Thränenströmen. Ihre Kleider und Lumpen aber tunkten sie gierig in das ausgegossene Märtyrerblut.

Endlich brachte ich mich auf die Kniee, zog mit noch umnebelten Sinnen ein Tüchlein hervor und wischte die rieselnden Tropfen von meinem Wams. Da ward mir jammervoll zu Muthe und ich stöhnte:

„Mea culpa, mea maxima culpa.“ — —

Also sprechend ließ sich Hans der Armbruster, als wäre das Vergangene wieder gegenwärtig, stöhnend von seinem Schemel in die Kniee sinken. Herr Burkhard streckte mitleidig seine alten Arme nach ihm aus und tröstete ihn mit liebreichem Zuspruche.

XIII.

Unterdessen war das kärgliche Licht des Wintertages zur Neige gegangen, und da gerade ein dichter Tanz von Schneeflocken vor dem Fenster wirbelte, ward es plötzlich so dunkel in dem schmalen Gemache, daß die zwei Alten kaum mehr die Züge der eine des andern unterscheiden konnten. Ein paar letzte Flämmchen zuckten wie Irrlichter über die Kohlen, denn der Erzähler wie der Hörer hatten das Schüren des Feuers vergessen und Nichts war vernehmbar, als das leise Schnarchen des hart vor dem Herde ausgestreckten Tapp und das Knuspern eines in der Nähe des Brodkastens geschäftigen Mäuschens.

Da trat der alte Knecht des Chorherrn mit einem Arm voll Holz herein, nährte die Gluth und ließ mit schnarrendem Geräusche die in Ketten hangende, dreischnäblige Oellampe nieder, welche nach einer Weile mit ihren gleichmäßig brennenden Lichtern den gewölbten Raum ruhig erhellte.

„Ich bin zu Ende," ſeufzte der Armbruſter. „Denn was wäre noch zu ſagen, nachdem Ihr nun jenes blutende und an den Steinſtufen zerſchlagene Haupt erblickt habt? Was wäre noch zu ſagen von dem Könige und mir, ſeinem armen Knechte? . . . . .

Außer wenn Ihr hören wollt, wie mein Herr unter der immer ſchwerer drückenden Bürde des heiligen Leichnams zuſammenbrach — denn Herr Thomas durfte ihm auch in der Glorie nicht verzeihen — und wie der Friedloſe den Knecht als einen Verhaßten und Mitſchuldigen von ſich trieb. Und doch hat ſich Herr Heinrich vor der Gruft ſeines Getödteten gegeißelt und ihn aufrichtig angebetet, wie es in der Chronik verzeichnet ſteht."

„Nach der glaubwürdigen Ausſage meiner Chronik," bemerkte der Chorherr bedenklich, „hat ſich Dein König am Grabe des heiligen Thomas zu Canterbury gegeißelt, aber nicht ohne kluge und weltliche Abſichten: denn er wollte ſich im Streite gegen die Söhne ſtärken und die ihm abgewendeten Herzen ſeiner Sachſen wieder gewinnen. Du ſelbſt, Hans, haſt mir offenbart, daß Dein König ein großer Sünder geweſen iſt."

„Als ein Gleißner und Heuchler, meint Ihr?" rief der Armbruſter entſetzt und fuhr, durch dieſe Anklage weiter geriſſen, fort: „Bei dem borngekrönten

Haupte Gottes, nie hat ein Menſch redlicher gebetet, als Herr Heinrich in der Stunde, da er die ſteinernen Füße des Heiligen mit Küſſen und Thränen bedeckte! Ein ſächſiſcher Steinmetz hatte ihn abgebildet, auf ſeiner Gruft liegend, die Hände über der Bruſt gekreuzt, ſtill lächelnd. Nicht des Mannes Kunſt, aber die Aehnlichkeit des Bildes war groß; denn er hatte ſich den Primas bei deſſen Lebzeiten wohl eingeprägt und ſich ſeines Antlitzes bemächtigt.

Ich kniete hinter meinem Herrn, während er reuig ſeiner Sünden gedachte, und als er das Fleiſch ſeines Rückens zur Geißelung entblößte, lief es mir heiß und kalt über den meinen. Inbrünſtig bat auch ich den Heiligen, in die Stapfen Gottes zu treten und ſeinen Mördern zu verzeihen.

Inzwiſchen ſtöhnte Herr Heinrich: „Nur den Liebling, das Löwenherz, nimm mir nicht, Du mächtiger Streiter Gottes! Wie wenig habe ich Dich gekannt, Du heiliger Mann, in deſſen Nähe und Athem ich Verworfener zu leben gewürdigt war“ . . . . .

Ein Hornſtoß ertönt. Ich kenne das Signal: ein Reitender aus dem Heerlager meines Königs in Frankreich. Geſchwind werf' ich Herrn Heinrich einen Mantel über die Striemen ſeiner Schultern, trete vor das

Portal, empfange die Botſchaft und ſtürze mit dem Schreiben zu meinem Könige zurück.

Ich glaubte, Herr Thomas habe ihn augenblicklich erhört und ihm Sieg gegeben über die Söhne.

Er bricht zitternd das Siegel, aber die Buchſtaben ſchwimmen ihm vor den Augen. „Lies!“ befiehlt er zornig vor Sehnſucht nach Sieg und Friede; aber was ich las, lautete anders:

„Ich, Richard Graf von Poitou, klage nicht in meiner Sache, ſondern in der meines Erziehers und geiſtlichen Vaters im Himmel, deſſen Mörder heil und ledig auf der Erde umhergehen, ohne ein Königsurtheil, welches ſie verfolge. Ich verdamme dieſe Läſſigkeit, und damit Niemand daran zweifle, verkündige ich Königen und Völkern, daß ich mich losſage von meinem Vater nach dem Blute, wie er ſelber von Chriſtus und ſeinem Zeugen ſich losgeſagt hat.“

Während ich ſtammelnd dieſer grauſamen Schrift Sprache gab, war der Herr mit ſtarren, hervorquellenden Augen an mich herangetreten. Die Stimme verſagte mir, er aber fuhr mir mit beiden Händen an die Gurgel. „Das lügſt Du, Schandbube!“ ſchrie er und brach ohnmächtig zuſammen.

Herr Thomas aber auf ſeinem Grabſteine lächelte.“ —

„Genug!“ rief der erbleichende Chorherr und ſtreckte ſeine Hände abwehrend gegen den Armbruſter aus.

Herr Burkhard liebte das Heitere und Ergötzliche, wie das hohe Alter pflegt, das nur noch einen letzten Reſt des Lebens zu genießen hat. Als er den Armbruſter in ſein Gemach zog, war es ihm darum zu thun geweſen, ein paar Geſchichtchen und Menſchlichkeiten aus dem Leben des Heiligen zu belächeln und das Gold des neuen Heiligenſcheines — der Beſcheidenheit zu lieb — ein wenig zu ſchwärzen. Haus aber hatte ihm einen qualvollen Kampf und zwei ſchmerzverzogene Menſchenangeſichter gezeigt, und dieſem Eindrucke war er nicht gewachſen. Er ſuchte nach einem Scherzworte, um ihn abzuſtumpfen.

„Mich tröſtet,“ ſagte er nach einer Weile, daß Du vor mir ſitzeſt als ein Frommer und Ehrbarer. Wahrlich, Du biſt ein ſchmeidiger Mann, daß Dich Dein König nicht am Gurt erwiſcht und mit hinuntergeriſſen hat.“ —

Der Armbruſter hatte ſich mit funkelnden Augen auf ſeinem Schemel aufgerichtet. Seine Erzählung hatte ihn erleichtert wie eine Beichte und in allen Muskeln geſtärkt; denn er beſaß trotz ſeiner grauen Haare ein tapferes Herz, das die harten Sprüche der

in den menſchlichen Dingen verborgenen Gerechtigkeit ertragen konnte.

„Auch ich bin nicht ungeſchlagen davongekommen,“ ſagte er, „doch ich verzog mich bei Zeiten und ließ es an mancherlei Heilbringendem nicht fehlen. Ich will Euch das noch in Kürze berichten und wie ich der Jetzige geworden bin.

Die Gäule laufen raſcher, wenn es dem Stalle zugeht.

Als ich nach jener Geißelung hinter Herrn Heinrich nach Schloß Windſor zurücktrabte, ward mir zur Sicherheit, daß meines Bleibens im Königsdienſte nicht länger ſein werde. Seit dem Tode des Primas war ich den Augen meines Königs ein Aergerniß geworden und er hatte mir meine Ohnmacht, jenen aus den Händen ſeiner Mörder zu reißen, mit zornigen, unbilligen Worten vorgerückt. Wo der Herr mich erblickte, wendete er ſich ab. Ein wohlgebildeter Page von vornehmem aquitaniſchen Geblüte hatte mich Bärtigen im Schenkendienſt ausgeſtochen. Auch auf die Jagd begleitete ich ihn nur noch ſelten und zu ſeiner Buße in Canterbury hatte er mich mitreiten laſſen, weil er ſich vor mir nicht zu ſchämen brauchte.

Auf Schloß Windſor nahm mich der Waffenmeiſter,

Herr Rollo, ins Verhör; denn die Geißelung des Königs war ruchbar geworden und wanderte unter den Sachſen, Erbauung und Schadenfreude verbreitend, von Mund zu Munde. Da er die ſchmähliche Wahrheit vernahm, ſchwoll ihm die dunkle Zornader auf der Stirn zum Zerſpringen und er machte ſich nach ſeiner Weiſe Luft mit frechen Worten:

„An ſeine Gruft iſt er gekrochen und hat den Feigling angebetet! Wie mag der Bleiche in ſeiner Höhle gekichert haben! . . . Und daß er ihm noch unter dem Boden hervor einen Stich gab, das iſt der Schlange würdig! . . . Ein gepeitſchter normänniſcher König! . . . Aber es iſt ſich nicht zu wundern! Haſt Du geſehen, Hans, ſchon ſeit Jahr und Tag trägt König Heinrich ein Pfaffengeſicht auf den Schultern!“

Hierin ſagte Herr Rollo die Wahrheit. Das Angeſicht meines Königs war nicht mehr zu kennen. Es war zerfallen und nach unten geſunken. Statt des freudigen Leuchtens von ehemals gab es nur noch einen matten weißen Schein von ſich, wie faules Holz in der Nacht.

„Die engliſche Luft iſt mir ſtinkend geworden!“ zürnte Herr Rollo. „Ich ziehe nach der feuerſpeienden Inſel Sicilia, wo mir ein Neffe lebt. Hans, nimm eine Kohle dort vom Herd“ — wir ſtanden in der

Waffenkammer — „und schreibe für mich ein Valet an die Wand, daß ich keinem gegeißelten Könige diene.“ Ich wußte, der edle Herr war des Schreibens unkundig und ich brachte seine Gedanken nach Kräften in einen lateinischen Spruch, mit dessen Fassung er sich zufrieden gab und der lautete:

„Ego — Normannus Rollo — valedico — regi Henrico.“

Bevor ich aber die Kohle ansetzte, bemerkte ich: „Ich habe dieselbe Fahrt, Herr.“

„Wie, Du gehst, Bogner? Der König wird Dich missen!“ warf er hin und runzelte die Stirn.

Ich wies auf die blauen Flecken meines gewürgten Halses und sagte: „Zum dritten Male schon habe ich Herrn Heinrich Unheil verkündet, was Wunder, daß er dem Raben gram wird! Mein Königsdienst bringt ihm kein Glück mehr. Was soll ich seinen Zorn reizen! Ich will gehen, bevor er wie König Saul zur schlimmen Stunde einen Spieß nach mir wirft. Aber daß Ihr von ihm lasset, Herr, den er werth und theuer hält als den ältesten Zeugen und die Verkörperung des normännischen Ruhms, das wird ihn als ein böses Omen erschrecken und verfinstern.“

Da riß mir der Waffenmeister die ungebrauchte

Kohle aus der Hand, warf ſie gegen den Herd und wandte mir finſter brummend den Rücken.

Am ſelben Tage trat ich vor meinen Herrn und bat um Entlaſſung mit ſchwererm Herzen noch, als an jenem erſten Tage meines Herrendienſtes, da ich ihm in demſelben Gemache meine vervollkommnete Armbruſt gezeigt hatte. Er ſchaute mich nicht unfreundlich, nur fremd und traurig an und gnadete mich ab. Ein reicher Mann wurde ich damit nicht, aber meinen ehrlichen Lohn ließ mir Herr Heinrich durch ſeinen Schatzmeiſter ausrichten.

Als ich meine Kammer in Windſor räumte, fand ich in der Tiefe einer Truhe, wohin ich es verſtoßen hatte, das Tüchlein mit dem Blute des Heiligen. Was damit beginnen? Wol war es köſtlicher als der ganze Lohn, den mir König Heinrich hatte verabreichen laſſen, denn ſchon damals wurden die geringſten Ueberbleibſel des Herrn Thomas hundert-, ja tauſendfach mit Gold aufgewogen. Aber es ging mir gegen die Erinnerungen des Gemüthes, ein Blut zu verkaufen, an welchem ich nicht ohne einige Schuld war. Die zwei übrigen Auswege, das blutige Tüchlein an mir zu behalten, oder es zu vertilgen, waren gleicherweiſe bedenklich.

Bevor ich Engelland verließ, verſäumte ich nicht, meinen frühern Meiſter, den Vogner in London, aufzuſuchen. Er hatte mir Gutes erwieſen, und während meines Königsdienſtes war ich ihm abtrünnig geworden. Er empfing mich mit großen Ehrenbezeugungen, denn er wußte nicht, daß ich in Ungnade gefallen war, und lachte und weinte wie ein Kind. Bitterniß und Herzeleid hatten ihn an Leib und Seele geſchwächt. Ich fragte nach Hilde. Sie liege an einem zehrenden Fieber darnieder, ſagte er, und führte mich in ihre Kammer.

Als ſie mich erkannte, leuchtete ein Glanz aus ihren tiefliegenden blauen Augen. Sie dankte mir, daß ich gekommen ſei; ſie habe danach gedürſtet, mich noch einmal vor ihrem Sterben zu ſehen. In mir aber ſtieg mit dem Mitleid die alte Liebe mächtig auf, ſo daß ich ihr vorſchlug, gedemüthigt wie ich war durch die Schläge des Schickſals, ſie als mein angetrautes Weib mit mir heimzuführen, wenn ſie nur geſunden könnte. Sie nickte, aber zweifelnd und traurig.

Da fiel mir mein koſtbares Heiligthum ein, denn es war in ganz Engelland ein groß Rühmen und Prahlen von den durch die Reliquien des heiligen Thomas gewirkten Geneſungen und Wunderthaten. Todte ſogar, ſo predigte die ſächſiſche Pfaffheit, ſeien kraft der Be-

rührung mit denſelben in die Zeitlichkeit zurückgekommen. Im ſchnellſten Ritte jagte ich nach Windſor und zurück. Ich eilte mit meinem Tüchlein hinauf in ihre Kammer. Sie ſchlummerte und ich legte es ihr leiſe auf die Bruſt. Da regte ſie ſich, lächelte freundlich, that ein paar ſchwere Athemzüge, ſchlug die Augen ſtrahlend auf und ſchloß ſie wieder mit einem leiſen Seufzer. Herr, ſie war todt.

Da faßte mich ein grimmiger Schreck und Zorn daß Herr Thomas, der die Todten auferwecke, mich unverſöhnlich verfolge und mir mein Liebes tödte. Ich entfloh und das blutige Tüchlein iſt wol mit ihr eingeſargt worden.

Ich hatte eine ſtürmiſche Meerfahrt und zweimal warf mich die Welle an die engliſche Küſte zurück. Nachdem ich endlich feſten Boden beſchritt, ſtrebte ich nach ſchwäbiſchen Landen; denn die Erfahrung des Lebens hatte mir die Luſt der Wanderung und weltlichen Neugier völlig ausgetrieben. Wie ich einmal wieder mein Roß im Rhein getränkt hatte, zog mich das Heimweh unaufhaltſam ſtromaufwärts, bis durch das Thor Schaffhauſens.

Dort fand ich den Juden Manaſſe verſchollen und wurde als ein weltkundiger und namhafter Mann mit

Ehren aufgenommen. Ehe der Flitter meines Ruhmes verblich, heirathete ich eine junge Wittib, die mir neben zwei Knäblein ihres ersten Bettes einen Thurm in Schaffhausen und einen sonnigen Weinberg am Rheine zubrachte.

Ihr traut es mir zu, Herr, daß ich, obzwar ein adeliger Mann und gewesener Königsknecht, mein Handwerk nicht aufgab, vielmehr unverweilt eine fröhliche Werkstatt aufthat, aus welcher ich bald einen weiten Umkreis von Burgen und Städten mit großem und kleinem Geschoß versah.

Von meinem König aber erfuhr ich nichts, als daß er mit sich und seinen Söhnen nicht zum Frieden kommen konnte.

Da begab es sich eines Tages, daß ich, das ältere Büblein meiner Frau an der Hand, gegen den Rheinsturz hinausging, um mit einer neuen Armbrust über den Strom zu schießen, prüfend in welchem Maße durch den Wirbelwind, der dort über den Wassern schwebt, der Flug des Geschosses gestört werde.

Wie ich nach einem Zielpunkte am jenseitigen Ufer spähe, erblicke ich die graue Gestalt eines Ritters, auf einem Felsblocke sitzend, das Schwert quer über

die Kniee gelegt wie Euer Carolus Magnus hier am Münsterthurme. Meinem Knäblein beginnt es zu grauen und ich zerbreche mir den Kopf, wer das seltsam natürliche Bildwerk über Nacht in die Wildniß an den Strom gesetzt habe.

Da hebt der Ritter langsam die geharnischte Hand empor und ich sehe, wie er mir winkt. Jetzt erkenn' ich ihn, springe in den Nachen des Fergen, stoße mich über und Herr Rollo ruft mir entgegen: „Ich grüße Dich, Schwabe, und lade mich bei Dir zum Nachttrunke."

Heimkehrend sagte er mir, er sei auf der Fahrt nach Palermo. Heute in dies Städtchen am Rheine gekommen, habe er Hengst und Dienstleute dort untergebracht und sei dann, von einem fernen Donnern gelockt, neugierig stromabwärts gegangen bis zu diesem tapfern Wasserspiele.

Als wir zusammen durch die Gassen von Schaffhausen schritten und das Volk den gewaltigen alten Herrn bestaunte, war mir, als hätt' ich vor Zeiten unter einem fremden Riesengeschlechte gelebt. Herr Rollo trank manchen Becher meines Weines und lobte ihn. Ich aber wagte endlich eine Frage nach meinem Herrn und Könige. Da blies der Waffenmeister in

die Luft und ich verstand, Herrn Heinrichs Seele sei von hinnen gefahren.

„Und sein Sterben?“ fragt' ich angstvoll, „wie war es?“

„Unpfäffisch!“ gab er zur Antwort. „Ein rother Vaterzorn hat ihn wie der Strahl getödtet. Dein Abgott, der Knabe Richard, hatte ihn mit Hilfe des Capetingers unter sich gebracht und forderte als erste Bedingung des Friedens einen väterlichen Segen, wenn es auch nur die leere Geberde wäre.

Da erhob sich Herr Heinrich, von meinen Armen gehalten, voll stillen Grimmes auf seinem Siechbette und streckte gezwungen seine Rechte über den Sohn aus. Aber die falsch segnenden Finger zog der Sterbekrampf zusammen und sie erstarrten in der Luft.“

„Haltet ein, Herr Rollo!“ rief ich schaudernd, und nach einer Weile fuhr ich fort: „Gestattet Ihr es, so begleite ich Euch eine Strecke weit, ich will eine Wallfahrt thun zu der schwarzen Muttergottes von Einsiedeln, mich verlangt, für die Seele meines Herrn zu beten.“

Am zweiten Tage erreichten wir die unfruchtbare Hochebene, wo Meinrads Zelle liegt. Herr Rollo kehrte

nicht an, er wandte und spornte sein Pferd, indem er mit leichtem Kopfnicken von mir Abschied nahm und gegen die Thürme des Klosters ausspie.

Ich aber stieg von meinem Thiere und zog mit nackten Füßen und barem Haupte zu der Heilsstätte. Nachdem ich dort alles Uebliche und Reinigende verrichtet, trank ich zum Abschiede noch einmal von jeglicher Röhre des Brunnens, der, wie Ihr wißt, dem gesegneten Leibe St. Meinrads entsprungen ist.

Wie ich den andächtigen Mund von einer Röhre weghebe, sehe ich an der nächsten das durstige Haupt eines Pilgers hangen, dem der rechte Aermel leer an der Seite niederfiel. Jetzt erhob auch er das Angesicht gegen mich und wir schauten uns in die Augen.

Ehe wir uns dessen weiter versahen, waren wir Beide aufgesprungen und hielten uns an den Gurgeln — Trustan Grimm und ich.

Da erscholl neben uns ein kräftiger Baß: „Hände weg!“ und ein blühender junger Mönch fragte uns nach Herkommen und Heimat.

Als er erfuhr, der Eine von uns sei der Kreuzträger des heiligen Thomas, der Andere der Leibknecht König Heinrichs gewesen, fand er es verzeihlich, daß wir uns an die Hälse gefahren, schied uns aber

mit gleichmäßiger Buße, Jedem ſeine Zahl Vater unſer auferlegend, und der ehrlichen Predigt, kleine Leute hätten ſich nicht in den Streit groſſer Herren zu miſchen, zumal wenn dieſe ſchon an einem der drei jenſeitigen Orte ihren richtigen Platz gefunden hätten.

So zog Jeder von uns ſeine Straße. Ich in meine Werkſtatt am Rhein, Truſtan Grimm nach dem heiligen Grabe, noch etwas Böſes gegen die lauen ſchwäbiſchen Pfaffen in ſeinen rothen Bart murmelnd.

Nach zehn Jahren erhob der noch heute regierende Papſt, dem Schrei Engellands und der Chriſtenheit Gehör gebend, Herrn Thomas in den leuchtenden Kreis der Kirchenheiligen. Statt der geforderten drei Wunder wurden deren über hundert vermeldet und verbürgt, und das verdienſtliche Sterben auf den Stufen des Altars wog nicht weniger in der Schale ſeiner Würdigkeit.

Als Solches den chriſtlichen Ländern verkündigt wurde, ſchrieb ich den Namen des Herrn Thomas in meinen ſelbſtgefertigten Kalender ein, hart unter die kleinen erſten Märtyrer, die unſchuldigen Kindlein von Bethlehem, mit welchen er freilich, den gewalt-

ſamen Tod durchs Schwert ausgenommen, nur wenig gemein hat.“ —

In dieſem Augenblicke fuhr Tapp ſcharf bellend auf und bald antwortete ihm von der Gaſſe herauf Rüdengeheul und Roßgeſtampf. Ein greller Fackelſchein fuhr durch das Zimmer und wie die Beiden in den hölzernen Söller hinaustraten, erkannte der Armbruſter an der Spitze des die ſteile Gaſſe herabreitenden Jagdzuges ſeinen Gönner und Schuldner, Herrn Kuno, und wurde auch von ihm erkannt. Denn während die Linke des jungen Chorherrn den Zügel kürzte, riß er mit der Rechten einen vollen Ueberſäckel aus ſeinem Gewande hervor, welchen er dem Armbruſter in großmüthiger Laune entgegenſtreckte.

Hans wollte ſich beurlauben, doch Herr Burkhard legte ihm die zitternde Hand auf die Schulter.

„Freund,“ ſagte er, „nächtige Du unter dem Dache von St. Felix und Regul! Hat Dich doch der heute hier regierende Heilige einen Schalksknecht genannt und möchte Dir leichtlich, unverſöhnt wie er iſt, auf Deinem finſtern Wege zur Herberge Fallſtrick und Hinterhalt legen. Gehe jetzt und erhebe Deine Schuld bei Herrn Kuno, ehe die Würfel raſſeln. Unterdeſſen

wird Dir das Lager in meiner Kammer gerüſtet. Ich ſchlafe wenig und es iſt mir lieb, heute Nacht einen lebendigen Athem neben mir zu hören, denn ich fürchte, das blutige Haupt des Herrn Thomas könnte mir im Dunkel der Nacht vorſchweben!

Morgen aber, als am Tage des gottſeligen Königs David, magſt Du getroſt Deines Weges fahren."

Erstausgabe!

180,- M.

Wilpert/Gühring 861, 18

81, 80, 76

Das Leiden eines Knaben.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

Leipzig,
Verlag von H. Haeſſel.
1883.

Sächsische
Landesbibliothek
18. DEZ 1987
Dresden

Der König hatte das Zimmer der Frau von Maintenon betreten und, luftbedürftig und für die Witterung unempfindlich wie er war, ohne weiteres in seiner souveränen Art ein Fenster geöffnet, durch welches die feuchte Herbstluft so fühlbar eindrang, daß die zarte Frau sich fröstelnd in ihre drei oder vier Röcke schmiegte.

Seit einiger Zeit hatte Ludwig der Vierzehnte seine täglichen Besuche bei dem Weibe seines Alters zu verlängern begonnen und er erschien oft schon zu früher Abendstunde, um zu bleiben, bis seine Spättafel gedeckt war. Wenn er dann nicht mit seinen Ministern arbeitete, neben seiner diskreten Freundin, die sich aufmerksam und schweigend in ihren Fauteuil begrub; wenn das Wetter Jagd oder Spaziergang verbot; wenn die Concerte, meist oder immer geistliche Musik, sich zu oft wiederholt hatten, dann war guter Rath theuer, welchergestalt der Monarch vier Glockenstunden lang unterhalten

oder zerſtreut werden konnte. Die dreiſte Muſe Molières, die Zärtlichkeiten und Ohnmachten der Lavallière, die kühne Haltung und die originellen Witzworte der Montespan und ſo manches Andere hatte ſeine Zeit gehabt und war nun gründlich vorüber, welk wie eine verblaßte Tapete. Maßvoll und faſt genügſam wie er geworden, arbeitſam wie er immer geweſen, war der König auch bei einer die Schranke und das Halbdunkel liebenden Frau angelangt.

Dienſtfertig, einſchmeichelnd, unentbehrlich, dabei voller Grazie trotz ihrer Jahre, hatte die Enkelin des Agrippa d'Aubigné einen lehrhaften Gouvernantenzug, eine Neigung, die Gewiſſen mit Autorität zu berathen, der ſie in ihrem Saint-Cyr unter den Edelfräulein, die ſie dort erzog, behaglich den Lauf ließ, die aber vor dem Gebieter zu einem beſcheidenen Sichanſchmiegen an ſeine höhere Weisheit wurde. Dergeſtalt hatte, wann Ludwig ſchwieg, auch ſie ausgeredet, beſonders wenn etwa, wie heute, die junge Enkelfrau des Königs, die Savoyardin, das ergötzlichſte Geſchöpf von der Welt, das überallhin Leben und Gelächter brachte, mit ihren Kindereien und ihren trippelnden Schmeichelworten aus irgend einem Grunde wegblieb.

Frau von Maintenon, welche unter diesen Umständen die Schritte des Königs nicht ohne eine leichte Sorge vernommen hatte, beruhigte sich jetzt, da sie dem beschäftigten und unmerklich belustigten Ausdrucke der ihr gründlich bekannten königlichen Züge entnahm: Ludwig selbst habe etwas zu erzählen und zwar etwas Ergötzliches.

Dieser hatte das Fenster geschlossen und sich in einen Lehnstuhl niedergelassen. „Madame," sagte er, „heute Mittag hat mir Père Lachaise seinen Nachfolger, den Père Tellier gebracht."

Père de Lachaise war der langjährige Beichtiger des Königs, welchen dieser, trotz der Taubheit und völligen Gebrechlichkeit des greisen Jesuiten, nicht fahren lassen wollte und so zu sagen bis zur Fadenscheinigkeit aufbrauchte; denn er hatte sich an ihn gewöhnt, und da er — es ist unglaublich zu sagen — aus unbestimmten, aber doch vorhandenen Befürchtungen seinen Beichtiger in keinem andern Orden glaubte wählen zu dürfen, zog er diese Ruine eines immerhin ehrenwerthen Mannes einem jüngern und strebsamern Mitgliede der Gesellschaft Jesu vor. Aber alles hat seine Grenzen. Père Lachaise wankte sichtlich dem Grabe zu und Ludwig

wollte denn doch nicht an ſeinem geiſtlichen Vater zum Mörder werden.

„Madame,“ fuhr der König fort, „mein neuer Beichtiger hat keine Schönheit und Geſtalt: eine Art Wolfsgeſicht und dann ſchielt er. Er iſt eine geradezu abſtoßende Erſcheinung, aber er wird mir als ein gegen ſich und Andere ſtrenger Mann empfohlen, welchem ſich ein Gewiſſen übergeben läßt. Das iſt doch wohl die Hauptſache.“

„Je ſchlechter die Rinne, deſto köſtlicher das darin fließende himmliſche Waſſer,“ bemerkte die Marquiſe erbaulich. Sie liebte die Jeſuiten nicht, welche dem Ehebunde der Witwe Scarrons mit der Majeſtät entgegengearbeitet und kraft ihrer weiten Moral das Sakrament in dieſem königlichen Falle für überflüſſig erklärt hatten. So that ſie den frommen Vätern gelegentlich gern etwas zu leide, wenn ſie dieſelben im Stillen kraſſen konnte. Jetzt ſchwieg ſie und ihre dunkeln mandelförmigen, ſanft ſchwermüthigen Augen hingen an dem Munde des Gemahls mit einer beſcheidenen Aufmerkſamkeit.

Der König kreuzte die Füße und den Demantblitz einer ſeiner Schuhſchnallen betrachtend ſagte er leicht-

hin: „Dieser Fagon! Er wird unerträglich! Was er sich nicht alles herausnimmt!“

Fagon war der hochbetagte Leibarzt des Königs und der Schützling der Marquise. Beide lebten sie täglich in seiner Gesellschaft und hatten sich auf den Fall, daß er vor ihnen stürbe, Asyle gewählt, sie Saint-Cyr, er den botanischen Garten, um sich hier und dort nach dem Tode des Gebieters einzuschließen und zu begraben.

„Fagon ist Euch unendlich anhänglich,“ sagte die Marquise.

„Gewiß, doch entschieden, er erlaubt sich zu viel,“ versetzte der König mit einem leichten halb komischen Stirnrunzeln.

„Was gab es denn?“

Der König erzählte und hatte bald zu Ende erzählt. Er habe bei der heutigen Audienz seinen neuen Beichtiger gefragt, ob die Tellier mit den Le Tellier, der Familie des Kanzlers, verwandt wären? Doch der demüthige Père habe dieses schnell verneint und sich frank als den Sohn eines Bauers in der untern Normandie bekannt. Fagon habe unweit in einer Fensterbrüstung gestanden, das Kinn auf sein Bambusrohr

geſtützt. Von dort, hinter dem gebückten Rücken des Jeſuiten, habe er unter der Stimme, aber vernehmlich genug, hergeflüſtert: „Du Nichtswürdiger!“ „Ich hob den Finger gegen Jagon,“ ſagte der König, „und drohte ihm.“

Die Marquiſe wunderte ſich. „Wegen dieſer ehrlichen Verneinung hat Jagon den Pater nicht ſchelten können, er muß einen andern Grund gehabt haben,“ ſagte ſie verſtändig.

„Immerhin, Madame, war es eine Unſchicklichkeit, um nicht mehr zu ſagen. Der gute Père Lachaiſe, taub wie er endlich doch geworden iſt, hörte es freilich nicht, aber mein Ohr hat es deutlich vernommen, Silbe um Silbe. „Niederträchtiger!“ blies Jagon dem Pater zu und der Mißhandelte zuckte zuſammen.“

Die Marquiſe ſchloß lächelnd aus dieſer Variante, daß Jagon einen derbern Ausdruck gebraucht habe. Auch in den Mundwinkeln des Königs zuckte es. Er hatte ſich von jung an zum Geſetze gemacht, wozu er übrigens ſchon von Natur neigte, und was er dann bis an ſein Lebensende hielt, niemals, auch nicht erzählungsweiſe, ein gemeines oder beſchimpfendes, kurz ein unköniglichés Wort in den Mund zu nehmen.

Der hohe Raum war eingedämmert, und wie der

Bediente die traulichen zwei Armleuchter auf den Tisch setzte und sich rücklings schreitend verzog, siehe da wurde ein leise eingetretener Lauscher sichtbar, eine wunderliche Erscheinung, eine ehrwürdige Mißgestalt: ein schiefer, verwachsener, seltsam verkrümmter kleiner Greis, die entfleischten Hände unter dem gestreckten Kinn auf ein langes Bambusrohr mit goldenem Knopfe stützend, das seine Haupt vorgeneigt, ein weißes Antlitz mit geisterhaften blauen Augen. Es war Jagon.

„Du Lump, du Schuft!“ habe ich kurzweg gesagt. Sire, und nur die Wahrheit gesprochen,“ ließ sich jetzt seine schwache, vor Erregung zitternde Stimme vernehmen. Jagon verneigte sich ehrfürchtig vor dem Könige, galant gegen die Marquise. „Halte ich einen Geistlichen in Eurer Gegenwart, Sire, dergestalt behandelt, so bin ich entweder der Niedertracht gegenüber ein aufbrausender Jüngling geblieben, oder ein würdiges Alter berechtigt, die Wahrheit zu sagen. Brachte mich nun das Schauspiel auf, welches der Pater gab, da sich der vierschrötige und hartknochige Tölpel mit seiner Wolfsschnauze vor Euch, Sire, drehte und krümmte und auf Eure leutselige Frage nach seiner Verwandtschaft in dünkelhafter Selbsterniedrigung nicht Worte genug

ſand, ſein Nichts zu beſchwören? „Was denkt die Majeſtät?“ — ahmte Jagon den Vater nach — „„Verwandt mit einem ſo vornehmen Herrn? Keineswegs! Ich bin der Sohn eines gemeinen Mannes! eines Bauers in der untern Normandie! eines ganz gemeinen Mannes! . . .“ Schon dieſes nichtswürdige Reden von dem eigenen Vater, dieſe kriechende, heuchleriſche, durch und durch unwahre Demuth, dieſe gründliche Falſchheit verdiente vollauf ſchuld'g genannt zu werden. Aber die Frau Maranie hat recht: es war noch etwas Anderes, etwas ganz Abſcheuliches und Teufliſches, was ich gerächt habe, leider nur mit Worten: eine Miſſethat, ein Verbrechen, welches der unerwartete Anblick dieſes tückiſchen Wolfes mir wieder ſo gegenwärtig vor das Auge ſtellte, daß die karge Neige meines Blutes in wilden Aufruhr gerieth. Denn, Sire, dieſer Böſewicht hat einen edeln Knaben gemordet!“

„Ich bitte dich, Jagon,“ ſagte der König, „welch ein Märchen!“

„Sagen wir: er hat ihn unter den Boden gebracht,“ milderte der Leibarzt höhniſch ſeine Anklage.

„Welchen Knaben denn?“ fragte Ludwig in ſeiner ſachlichen Art, die kurze Wege liebte.

„Es war der junge Boufflers, der Sohn des Marſchalls aus ſeiner erſten Ehe," antwortete Fagon traurig.

„Julian Boufflers? Dieſer ſtarb, wenn mir recht iſt," erinnerte ſich der König und ſein Gedächtniß täuſchte ihn ſelten. „17.. im Jeſuitencollegium an einer Gehirnentzündung welche das arme Kind durch Ueberarbeitung ſich mochte zugezogen haben, und da Père Tellier in jenen Jahren dort Studienpräfekt ſein konnte, hat er allerdings, ſehr figürlich geſprochen," ſpottete der König, „den unbegabten, aber im Lernen hartnäckigen Knaben in das Grab gebracht. Der Knabe hat ſich eben übernommen, wie mir ſein Vater, der Marſchall, ſelbſt erzählt hat." Ludwig zuckte die Achſeln. Nichts weiter. Er hatte etwas Intereſſanteres erwartet.

„Den unbegabten Knaben ..." wiederholte der Arzt nachdenklich.

„Ja, Fagon," verſetzte der König, „auffallend unbegabt, und dabei ſchüchtern und kleinmüthig, wie kein Mädchen. Es war an einem Marly-Tage, daß der Marſchall, welchem ich für dieſes ſein älteſtes Kind die Anwartſchaft auf ſein Gouvernement gegeben hatte, mir ihn vorſtellte. Ich ſah, der ſchmucke und wohlgebildete Jüngling, über deſſen Lippen ſchon der erſte Flaum

ſproßte, war bewegt und wollte mir herzlich danken, aber er gerieth in ein ſo klägliches Stottern und peinliches Erröthen, daß ich, um ihn nur zu beruhigen oder wenigſtens in Ruhe zu laſſen, mit einem: „Es iſt gut“ geſchwinder, als mir um ſeines Vaters willen lieb war, mich wendete.“

„Auch mir iſt jener Abend erinnerlich,“ ergänzte die Marquiſe. „Die verewigte Mutter des Knaben war meine Freundin und ich zog dieſen nach ſeiner Niederlage zu mir, wo er ſich ſtill und traurig, aber dankbar und liebenswerth erwies, ohne, wenigſtens äußerlich, die erlittene Demüthigung allzu tief zu empfinden. Er ermuthigte ſich ſogar zu ſprechen, das Alltägliche, das Gewöhnliche, mit einem herzgewinnenden Ton der Stimme, und — meine Nähe ſchaffte ihm Neider. Es war ein ſchlimmer Tag für das Kind, jener Marly. Ein Beiname, wie denn am Hofe Alles, was nicht Ludwig heißt, den ſeinigen tragen muß“ (die feinfühlige Marquiſe wußte, daß ihr gerades Gegentheil, die brave und ſchreckliche Pfälzerin, die Herzogin-Mutter von Orléans, ihr den allergarſtigſten gegeben hatte), „einer jener gefährlichen Beinamen, die ein Leben vergiften können und deren Gebrauch ich meinen Mädchen in Saint-Cyr

aufs ſtrengſte unterſagt habe, wurde für den beſcheidenen Knaben gefunden, und da er von Mund zu Munde lief, ohne viel Arg ſelbſt von unſchuldigen und blühenden Lippen gewiſpert, welche ſich wohl dem hübſchen Jungen nach wenigen Jahren nicht verſagt haben würden."

„Welcher Beiname?" fragte Fagon neugierig.

„„Le bel idiot" ... und das Zucken eines Paares hochmüthiger Brauen verrieth mir, wer ihn dem Knaben beſchert hat."

„Lauzun?" rieth der König.

„Saint-Simon," berichtigte die Marquiſe. „Iſt er doch an unſerm Hofe das lauſchende Ohr, das ſpähende Auge, das uns Alle beobachtet" — der König verfinſterte ſich — „und die geübte Hand, die nächtlicherweile hinter verriegelten Thüren von uns Allen leidenſchaftliche Zerrbilder auf das Papier wirft! Dieſer edle Herzog, Sire, hat es nicht verſchmäht, den unſchuldigſten Knaben mit einem ſeiner grauſamen Worte zu zeichnen, weil ich Harmloſe, die er verabſcheut, an dem Kinde ein flüchtiges Wohlgefallen fand und ein gutes Wort an daſſelbe wendete." So züngelte die ſanfte Frau und reizte den König, ohne die Stirn zu falten und den Wohlklang ihrer Stimme zu verlieren.

„Der ſchöne Stumpfſinnige," wiederholte Fagon langſam. „Nicht übel. Wenn aber der Herzog, der neben ſeinen ſchlimmen auch einige gute Eigenſchaften beſitzt, den Knaben gekannt hätte, wie ich ihn kennen lernte und er mir unvergeßlich geblieben iſt, meiner Treu! der gallichte Saint-Simon hätte Reue gefühlt. Und wäre er wie ich bei dem Ende des Kindes zugegen geweſen, wie es in der Illuſion des Fiebers, den Namen ſeines Königs auf den Lippen, in das feindliche Feuer zu ſtürzen glaubte, der heimliche Höllenrichter unſerer Zeit — wenn die Sage wahr redet, denn' niemand hat ihn an ſeinem Schreibtiſche geſehen — hätte den Knaben bewundert und ihm eine Thräne nachgeweint."

„Nichts mehr von Saint-Simon, ich bitte dich, Fagon," ſagte der König, die Brauen zuſammenziehend. „Mag er verzeichnen, was ihm als die Wahrheit erſcheint. Werde ich die Schreibtiſche belauern? Auch die große Geſchichte führt ihren Griffel und wird mich in den Grenzen meiner Zeit und meines Weſens läßlich beurtheilen. Nichts mehr von ihm. Aber viel und alles, was du weißt, von dem jungen Vouſſlers. Er mag ein braver Junge geweſen ſein. Setze dich und erzähle!"

Er deutete freundlich auf einen Stuhl und lehnte sich in den seinigen zurück.

„Und erzähle hübsch bequem und gelassen, Fagon,“ bat die Marquise mit einem Blick auf die schmucken Zeiger ihrer Stockuhr, welche zum Verwundern schnell vorrückten.

„Sire, ich gehorche,“ sagte Fagon, „und thue eine unterthänige Bitte. Ich habe heute den Père Tellier in Eurer Gegenwart mißhandelnd mir eine Freiheit genommen und weiß, wie ich mich aus Erfahrung kenne, daß ich, einmal auf diesen Weg gerathen, an demselben Tage leicht rückfällig werde. Als Frau von Sablière den guten — oder auch nicht guten — Lafontaine, ihren Fabelbaum, wie sie ihn nannte, aus dem schlechten Boden, worein er seine Wurzeln gestreckt hatte, ausgrub und wieder in die gute Gesellschaft verpflanzte, willigte der Fabeldichter ein, noch einmal unter anständigen Menschen zu leben, unter der Bedingung jedoch, jeden Abend das Minimum von drei Freiheiten — was er so Freiheiten hieß — sich erlauben zu dürfen. In ähnlicher und verschiedener Weise bitte ich mir, soll ich meine Geschichte erzählen, drei Freiheiten aus —“

„Welche ich dir gewähre,“ schloß der König.

Drei Köpfe rückten zuſammen: der bedeutende des Arztes, das olympiſche Lockenhaupt des Königs und das feine Profil ſeines Weibes mit der hohen Stirn, den reizenden Linien von Naſe und Mund und dem leicht gezeichneten Doppelkinne.

„In den Tagen, da die Majeſtät noch den größten ihrer Dichter beſaß," begann der Leibarzt, „und dieſer, während ſchon der Tod nach ſeiner kranken Bruſt zielte, ſich beluſtigte, denſelben auf der Bühne nachzuäffen, wurde das Meiſterſtück: „Der Kranke in der Einbildung" auch vor der Majeſtät hier in Verſailles aufgeführt. Ich, der ich ſonſt eine würdige mit Homer oder Virgil verlebte Stunde und den Wellenſchlag einer antiken Dichtung unter geſtirntem Himmel den grellen Lampen und den verzerrten Geſichtern der auf die Bühne gebrachten Gegenwart vorziehe, ich durfte doch nicht wegbleiben, da wo mein Stand verſpottet und vielleicht, wer wußte, ich ſelbſt und meine Krücke" — er hob ſein Bambusrohr, auf welches er auch ſitzend ſich zu ſtützen fortfuhr — „abbildlich zu ſehen waren. Es geſchah nicht. Aber hätte Molière mich in einer ſeiner Poſſen verewigt, wahrlich, ich hätte es dem nicht verargen können, der ſein eigenes ſchmerzlichſtes Empfinden

komiſch betrachtet und verkörpert hat. Dieſe letzten Stücke Molières, nichts geht darüber! Das iſt die ſouveräne Komödie, welche freilich nicht nur das Verkehrte, ſondern in grauſamer Luſt auch das Menſchlichſte in ein höhniſches Licht rückt, daß es zu grinſen beginnt. Zum Beiſpiel, was iſt verzeihlicher, als daß ein Vater auf ſein Kind ſich etwas einbilde, etwas eitel auf die Vorzüge, und etwas blind für die Schwächen ſeines eigenen Fleiſches und Blutes ſei? Lächerlich freilich iſt es und fordert den Spott heraus. So lobt denn auch im Kranken in der Einbildung der alberne Diafoirus ſeinen noch alberneren Sohn Thomas, einen vollſtändigen Dummkopf. Doch die Majeſtät kennt die Stelle."

„Mache mir das Vergnügen, Jagon, und recitire ſie mir," ſagte der König, welcher, ſeit Familienverluſte und ſchwere öffentliche Unfälle ſein Leben ernſt gemacht, ſich der komiſchen Muſe zu enthalten pflegte, dem die Lachmuskeln aber unwillkürlich zuckten in Erinnerung des guten Geſellen, den er einſt gern um ſich gelitten und an deſſen Masken er ſich ergötzt hatte.

„„Es iſt nicht darum,"" ſpielte Jagon den Doctor Diafoirus, deſſen Rolle er ſeltſamerweiſe auswendig wußte, „„weil ich der Vater bin, aber ich darf ſagen,

ich habe Grund, mit diesem meinem Sohne zufrieden zu sein, und Alle, die ihn sehen, sprechen von ihm als von einem Jüngling ohne Falsch. Er hat nie eine sehr thätige Einbildungskraft, noch jenes Feuer besessen, welches man an Einigen wahrnimmt. Als er klein war, ist er nie, was man so heißt, aufgeweckt und muthwillig gewesen. Man sah ihn immer sanft, friedselig und schweigsam. Er sprach nie ein Wort und betheiligte sich niemals an den sogenannten Knabenspielen. Man hatte schwere Mühe, ihn lesen zu lehren, und mit neun Jahren kannte er seine Buchstaben noch nicht. Gut, sprach ich zu mir, die späten Bäume tragen die besten Früchte, es gräbt sich in den Marmor schwerer, als in den Sand" ... und so fort. Dieser langsam geträufelte Spott wurde dann auf der Bühne zum gründlichen Hohn durch das unsäglich einfältige Gesicht des Belobten und zum unwiderstehlichen Gelächter in den Mienen der Zuschauer. Unter diesen fand mein Auge eine blonde Frau von rührender Schönheit und beschäftigte sich mit den langsam wechselnden Ausdrücken dieser einfachen Züge: zuerst demjenigen der Freude über die gerechte Belobung eines schwer, aber fleißig lernenden Kindes, so unvortheilhaft der Jüngling auf der Bühne sich ausnehmen

mochte, dann dem andern Ausdrucke einer traurigen Enttäuschung, da die Schauende, ohne jedoch recht zu begreifen, inne wurde, daß der Dichter, der es mit seinen schlichten Worten ernst zu meinen schien, eigentlich nur seinen blutigen Spott hatte mit der väterlichen Selbstverblendung. Freilich hatte Molière, der großartige Spötter, alles so naturwahr und sachlich dargestellt, daß mit ihm nicht zu zürnen war. Eine lange und mühsam verhaltene, tief schmerzliche Thräne rollte endlich über die zarte Wange des bekümmerten Weibes. Ich wußte nun, daß sie Mutter war und einen unbegabten Sohn hatte. Das ergab sich für mich aus dem Geschauten und Beobachteten mit mathematischer Gewißheit.

Es war die erste Frau des Marschalls Boufflers."

„Auch wenn du sie nicht genannt hättest, Fagon, ich erkannte aus deiner Schilderung meine süße Blondine," seufzte die Marquise. „Sie war ein Wunder der Unschuld und Herzenseinfalt, ohne Arg und Falsch, ja ohne den Begriff der List und Lüge."

Die Freundschaft der zwei Frauen, welche der Marquise einen so rührenden Eindruck hinterließ, war eine wahre und für beide Theile wohlthätige gewesen. Frau von Maintenon hatte nämlich in den langen und schwe-

ren Jahren ihres Emporkommens, da die ſtill Ehrgeizige mit zäheſter Schmiegſamkeit und geduldigſter Conſequenz, immer heiter, überall dienſtfertig, ſich einen König und den größten König der Zeit eroberte, mit ihren klugen Augen die argloſe Vornehme von den andern ihr mißgünſtigen und feindſeligen Hofweibern unterſchieden und ſie mit ein paar herzlichen Worten und zuthulichen Gefälligkeiten an ſich gefeſſelt. Die Beiden halfen ſich aus und deckten ſich einander mit ihrer Geburt und ihrem Verſtand.

„Die Marſchallin hatte Tugend und Haltung,“ lobte der König, während er einen in ſeinem Gedächtniß auftauchenden anmuthigen Wuchs, ein liebliches Geſicht und ein aſchenblondes Ringelhaar betrachtete.

„Die Marſchallin war dumm,“ ergänzte Jagou knapp. „Aber wenn ich Krüppel je ein Weib geliebt habe — außer meiner Gönnerin,“ er verneigte ſich huldigend gegen die Marquiſe, „und für ein Weib mein Leben hingegeben hätte, ſo war es dieſe erſte Herzogin Boufflers.

Ich lernte ſie dann bald näher kennen, leider als Arzt. Denn ihre Geſundheit war ſchwankend und alle dieſe Lieblichkeit verloſch unverſehens wie ein ausge-

blasenes Licht. Wenige Tage vor ihrem letzten beschied sie mich zu sich und erklärte mir mit den einfachsten Worten von der Welt, sie werde sterben. Sie fühlte ihren Zustand, den meine Wissenschaft nicht erkannt hatte. Sie ergebe sich darein, sagte sie, und habe nur eine Sorge: die Zukunft und das Schicksal ihres Knaben. „Er ist ein gutes Kind, aber völlig unbegabt, wie ich selbst es bin," klagte sie mir bekümmert, aber unbefangen. „Mir ward ein leichtes Leben zu Theil, da ich dem Marschall nur zu gehorchen brauchte, welcher nach seiner Art, die nichts aus den Händen giebt, auch wenn ich ein gescheites Weib gewesen wäre, außer dem einfachsten Haushalte mir keine Verantwortung überlassen hätte — du kennst ihn ja, Jagon, er ist peinlich und regiert alles selber. Wenn ich in der Gesellschaft schwieg oder meine Rede auf das Nächste beschränkte, um nichts Unwissendes oder Verfängliches zu sagen, so war ihm das gerade recht, denn eine Witzige oder Glänzende hätte ihn nur beunruhigt. So bin ich gut durchgekommen. Aber mein Kind? Der Julian soll als der Sohn seines Vaters in der Welt eine Figur machen. Wird er das können? Er lernt so unglaublich schwer. An Eifer läßt er es nicht fehlen, wahrlich nicht, denn es ist ein

tapferes Kind . . . Der Marſchall wird ſich wieder verheirathen, und irgend eine geſcheite Frau wird ihm anſtelligere Söhne geben. Nun möchte ich nicht, daß der Julian etwas Außerordentliches würde, was ja auch unmöglich wäre, ſondern nur, daß er nicht zu harte Demüthigungen erleide, wenn er hinter ſeinen Geſchwiſtern zurückbleibt. Das iſt nun deine Sache, Fagon. Du wirſt auch zuſehen, daß er körperlich nicht übertrieben werde. Laß das nicht aus dem Auge, ich bitte dich! Denn der Marſchall überſieht das. Du kennſt ihn ja. Er hat den Krieg im Kopf, die Grenzen, die Feſtungen . . . Selbſt über der Mahlzeit iſt er in ſeine Geſchäfte vertieft, der dem König und Frankreich unentbehrliche Mann, läßt ſich plötzlich eine Karte holen, wenn er nicht ſelbſt danach aufſpringt, oder ärgert ſich über irgend eine Vormittags entdeckte Nachläſſigkeit ſeiner Schreiber, welchen man bei der um ſich greifenden Pflichtvergeſſenheit auch nicht das Geringſte mehr überlaſſen dürfe. Geht dann durch einen Zufall ein Täßchen oder Schälchen entzwei, vergißt ſich der Reizbare bis zum Schelten. Gewöhnlich ſitzt er ſchweigend oder einſilbig zu Tiſche, mit gerunzelter Stirn, ohne ſich mit dem Kinde abzugeben, das an jedem ſeiner Blicke hängt,

ohne ſich nach ſeinen kleinen Fortſchritten zu erkundigen, denn er ſetzt voraus: ein Boufflers thue von ſelbſt ſeine Pflicht. Und der Julian wird bis an die äußerſten Grenzen ſeiner Kräfte gehen . . . Fagon, laß ihn keinen Schaden leiden! Nimm dich des Knaben an! Bring' ihn heil hinweg über ſeine zarten Jahre! Miſche dich nur ohne Bedenken ein. Der Marſchall hält etwas auf dich und wird deinen Rath gelten laſſen. Er nennt dich den redlichſten Mann von Frankreich . . . Alſo du verſprichſt es mir, bei dem Knaben meine Stelle zu vertreten . . . Du hältſt Wort und darüber hinaus . . ."

Ich gelobte es der Marſchallin und ſie ſtarb nicht ſchwer.

Vor dem Bette, darauf ſie lag, beobachtete ich den mir anvertrauten Knaben. Er war aufgelöſt in Thränen, ſeine Bruſt arbeitete, aber er warf ſich nicht verzweifelnd über die Todte, berührte den entſeelten Mund nicht, ſondern er kniete neben ihr, ergriff ihre Hand und küßte dieſe, wie er ſonſt zu thun pflegte. Sein Schmerz war tief, aber keuſch und enthaltſam. Ich ſchloß auf männliches Naturell und früh geübte Selbſtbeherrſchung und betrog mich nicht. Im übrigen war Julian damals ein hübſcher Knabe von etwa dreizehn

Jahren, mit den ſeelenvollen Augen ſeiner Mutter, gewinnenden Zügen, wenig Stirn unter verworrenem blonden Ringelhaar und einem untadeligen Bau, der zur Meiſterſchaft in jeder Leibesübung befähigte.

Nachdem der Marſchall das Weib ſeiner Jugend beerdigt und ein Jahr ſpäter mit der Jüngſten des Marſchalls Grammont ſich wiederverehlicht hatte, dem rührigen, grundgeſcheiten, olivenfarbigen, brennend mageren Weibe, das wir kennen, berieth er aus freien Stücken mit mir die Schule, wohin wir Julian ſchicken ſollten; denn ſeines Bleibens war nun nicht länger im väterlichen Hauſe.

Ich beſprach mich mit dem geiſtlichen Hauslehrer, welcher das Kind bisher beaufſichtigt und beſchäftigt hatte. Er zeigte mir die Hefte des Knaben, die Zeugniß ablegten von einem rührenden Fleiß und einer tapfern Ausdauer, aber zugleich von einem unglaublich mittelmäßigen Kopfe, einem völligen Mangel an Combination und Dialektik, einer abſoluten Geiſtloſigkeit. Was man im weiteſten Sinne Witz nennt, jede leidenſchaftliche — warme oder ſpottende — Beleuchtung der Rede, jede Ueberraſchung des Scharfſinns, jedes Spiel der Einbildungskraft waren abweſend. Nur der einfachſte Be-

griff und das ärmſte Wort ſtanden dem Knaben zu Gebote. Höchſtens gefiel dann und wann eine Wendung durch ihre Unſchuld oder brachte zum Lächeln durch ihre Naivetät. Seltſamer und trauriger Weiſe ſprach der Hausgeiſtliche von ſeinem Zögling unwiſſentlich in den Worten Molières: „ein Knabe ohne Falſch, der alles auf Treu und Glauben nimmt, ohne Feuer und Einbildungskraft, ſanft, friedſelig, ſchweigſam und" — ſetzte er hinzu — „mit den ſchönſten Herzenseigenſchaften."

Der Marſchall und ich wußten dann — die Wahl war nicht groß — keine beſſere Schule für das Kind als ein Jeſuitencollegium; und warum nicht das in Paris, wenn wir Julian nicht von ſeinen Standes- und Altersgenoſſen ſondern wollten? Man muß es den Vätern laſſen: ſie ſind keine Pedanten, und man darf ſie loben, daß ſie angenehm unterrichten und freundlich behandeln. Mit einer Schule janſeniſtiſcher Färbung konnten wir uns nicht befreunden: der Marſchall ſchon nicht als guter Unterthan, der Euer Majeſtät Abneigung gegen die Sekte kannte und Euer Majeſtät Gnade nicht muthwillig verſcherzen wollte, ich aus eben dieſem Grunde" — Jagon lächelte — „und weil ich für den durch ſeine Talentloſigkeit ſchon überflüſſig gedrückten Knaben die

herbe Strenge und die finstern Voraussetzungen dieser Lehre ungeeignet, die leichte Erde und den zugänglichen Himmel der Jesuiten dagegen hier für zuträglich oder wenigstens völlig unschädlich hielt, denn ich wußte, das Grundgesetz dieser Knabenseele sei die Ehre.

Dabei war auf meiner Seite die natürliche Voraussetzung, daß die frommen Väter nie von dem Marschalle beleidigt würden, und das war in keiner Weise zu befürchten, da der Marschall sich nicht um kirchliche Händel kümmerte und als Kriegsmann an der in diesem Orden streng durchgeführten Subordination sogar ein gewisses Wohlgefallen hatte.

Wie sollte aber der von der Natur benachtheiligte Knabe mit einer öffentlichen Klasse Schritt halten? Da zählten der Marschall und ich auf zwei verschiedene Hilfen. Der Marschall auf das Pflichtgefühl und den Ehrgeiz seines Kindes. Er selbst, der nur mittelmäßig Begabte, hatte auf seinem Felde Rühmliches geleistet, aber kraft seiner sittlichen Eigenschaften, nicht durch eine geniale Anlage. Ohne zu wissen oder nicht wissen wollend, daß Julian jene mittlere Begabung, welche er selbst mit eisernem Fleiße verwerthete, bei weitem nicht besitze, glaubte er, es gebe keine Unmöglichkeit für den

Willenskräftigen, und selbst die Natur lasse sich zwingen, wie ihn denn seine Galopins beschuldigen, er tadle einen während der Parade über die Stirn rollenden Schweißtropfen als ordonnanzwidrig, weil er selbst nie schwitze.

Ich dagegen baute auf die allgemeine Menschenliebe der Jesuiten und insonderheit auf die Berücksichtigung und das Ansehen der Person, wodurch diese Väter sich auszeichnen. Ich beredete mich mit mehreren derselben und machte sie mit den Eigenschaften des Knaben vertraut. Um ihnen das Kind noch dringender an das Herz zu legen, sprach ich ihnen von der Stellung seines Vaters, sah aber gleich, daß sie sich daraus nichts machten. Der Marschall ist ausschließlich ein Kriegsmann, dabei tugendhaft, ohne Intrigue, und die Ehre folgt ihm nach wie sein Schatten. So hatten die Väter von ihm nichts zu hoffen und zu fürchten. Unter diesen Umständen glaubte ich Julian eine kräftigere Empfehlung verschaffen zu müssen und gab den frommen Vätern einen Wink —" Der Erzähler stockte.

„Was vertuschest du, Jagon?" fragte der König.

„Ich komme darauf zurück," stotterte Jagon verlegen, „und dann wirst Du, Sire, mir etwas zu verzeihen haben. Genug, das Mittel wirkte. Die Väter

wetteiferten, dem Knaben das Lernen zu erleichtern, dieser fühlte sich in einer warmen Atmosphäre, seine Erstarrung wich, seine kargen Gaben entfalteten sich, sein Muth wuchs und er war gut aufgehoben. Da änderte sich alles gründlich in sein Gegentheil.

Etwa ein halbes Jahr nach dem Eintritt Julians bei den Jesuiten ereignete sich zu Orléans, in dessen Weichbild die Väter Besitz und eine Schule hatten, welche beide sie zu vergrößern wünschten, eine schlimme Geschichte. Vier Brüder von kleinem Adel besaßen dort ein Gut, welches an den Besitz der Jesuiten stieß und das sie ungetheilt bewirtheten. Alle vier dienten in Euerm Heere, Sire, verzehrten, wie zu geschehen pflegt, für ihre Ausrüstung und mehr noch im Umgang mit reichern Kameraden ihre kurze Baarschaft und verschuldeten ihre Felder. Nun fand es sich, daß jenes Jesuitenhaus durch Zusammenkauf dieser Pfandbriefe der einzige Gläubiger der vier Junker geworden war und ihnen aus freien Stücken darüber hinaus eine abrundende Summe vorschoß, drei Jahre fest, dann mit jähriger Kündigung. Daneben aber verpflichteten sich die Väter den Junkern gegenüber mündlich aufs feierlichste, die ganze Summe auf dem Edelgute stehen zu lassen; es sei eben nur ein

rein formales Gesetz ihrer Ordensökonomie, Geld nicht länger als auf drei Jahre auszuthun.

Da begab es sich, daß die Väter jenes Hauses unversehens in ihrer Vollzahl an das Ende der Welt geschickt wurden, wahrhaftig, ich glaube nach Japan, und die an ihre Stelle tretenden begreiflicherweise nichts von jenem mündlichen Versprechen ihrer Vorgänger wußten. Der dreijährige Termin erfüllte sich, die neuen Väter kündigten die Schuld, nach Jahresfrist konnten die Junker nicht zahlen und es wurde gegen sie verfahren.

Schon hatte sich das fromme Haus in den Besitz ihrer Felder gesetzt, da gab es Lärm. Die tapfern Brüder polterten an alle Thüren, auch an die des Marschalls Boufflers, welcher sie als wackere Soldaten kannte und schätzte. Er untersuchte den Handel mit Ernst und Gründlichkeit nach seiner Weise. Der entscheidende Punkt war, daß die Brüder behaupteten, von den frommen Vätern nicht allein mündliche Betheuerungen, sondern, was sie völlig beruhigt und sorglos gemacht, zu wiederholten Malen auch gleichlautende Briefe erhalten zu haben. Diese Schriftstücke seien auf unerklärliche Weise verloren gegangen. Wohl fänden sich in Briefform gefaltete Papiere mit gebrochenen, übrigens leeren Siegeln,

welche den Briefen der Väter zum Verwundern glichen, doch dieſe Papiere ſeien unbeſchrieben und entbehren jedes Inhalts.

Dergeſtalt fand ich, eines Tages das Cabinet des Marſchalls betretend, denſelben damit beſchäftigt, in ſeiner genauen Weiſe jene blanken Quadrate umzuwenden und mit der Lupe vorn und hinten zu betrachten. Ich ſchlug ihm vor, mir die Blätter für eine Stunde anzuvertrauen, was er mir mit ernſten Augen bewilligte.

Ihr ſchenktet, Sire, der Wiſſenſchaft und mir einen botaniſchen Garten, der Euch Ehre macht, und bautet mir im Grünen einen ſtillen Sitz für mein Alter. Nicht weit davon, am Nordende, habe ich mir eine geräumige chemiſche Küche eingerichtet, die Ihr einmal zu beſuchen mir verſprachet. Dort unterwarf ich jene fragwürdigen Papiere wirkſamen und den gelehrten Vätern vielleicht noch unbekannten Agentien. Siehe da, die erblichene Schrift trat ſchwarz an das Licht und offenbarte das Schelmſtück der Väter Jeſuiten.

Der Marſchall eilte mit den verklagenden Papieren ſtracks zu Deiner Majeſtät" — König Ludwig ſtrich ſich langſam die Stirn — „und fand dort den Pater Lachaiſe, welcher aufs tiefſte erſtaunte über dieſe Verirrung ſeiner

Ordensbrüder in der Provinz, zugleich aber Deiner Majeſtät vorſtellte, welche ſchreiende Ungerechtigkeit es wäre, die Gedankenloſigkeit Weniger oder eines Einzelnen eine ſo zahlreiche, wohlthätige und ſittenreine Geſellſchaft entgelten zu laſſen, und dieſer Einzelne, der frühere Vorſteher jenes Hauſes habe überdies, wie er aus verläßlichen Quellen wiſſe, kürzlich in Japan unter den Heiden das Martyrium durch den Pfahl erlitten.

Wer am beſten bei dieſer Wendung der Dinge fuhr, das waren die vier Junker. Die Hälfte der Schuld erließen ihnen die verblüfften Väter, die andere Hälfte tilgte ein Großmüthiger."

Der König, der es geweſen ſein mochte, veränderte keine Miene.

„Dem Marſchall dankte dann Père Lachaiſe insbeſondere dafür, daß er in einer bemühenden Sache die Herſtellung der Wahrheit unternommen und es ſeinem Orden erſpart habe, ſich mit ungerechtem Gute zu belaſten. Dann bat er ihn, der Edelmann den Edelmann, den Vätern ſein Wohlwollen nicht zu entziehen und ihnen das Geheimniß zu bewahren, was ſich übrigens für einen Marſchall Boufflers von ſelbſt verſtehe.

Der geſchmeichelte Marſchall ſagte zu, wollte aber

wunderlicherweiſe nichts davon hören, die verrätheriſchen Dokumente herauszugeben oder ſie zu vernichten. Es fruchtete nichts, daß Père Lachaiſe ihn zuerſt mit den zarteſten Wendungen anging, dann mit den beſtimmteſten Forderungen beſtürmte. Nicht daß der Marſchall im geringſten daran gedacht hätte, ſich dieſer gefährlichen Briefe gegen die frommen Väter zu bedienen; aber er hatte ſie einmal zu ſeinen Papieren gelegt, mit deren Aufräumen und Regiſtriren er das Drittel ſeiner Zeit zubringt. In dieſem Archive, wie er es nennt, bleibt vergraben, was einmal drinne liegt. So ſchwebte Kraft der Ordnungsliebe und der genauen Gewohnheiten des Marſchalls eine immerwährende Drohung über dem Orden, die derſelbe dem Unvorſichtigen nicht verzieh. Der Marſchall hatte keine Ahnung davon und glaubte mit den von ihm geſchonten Vätern auf dem beſten Fuße zu ſtehn.

Ich war anderer Meinung und ließ es an dringenden Vorſtellungen nicht fehlen. Hart ſetzte ich ihm zu, ſeinen Knaben ohne Zögerung den Jeſuiten wegzunehmen, da der verbiſſene Haß und der verſchluckte Groll, welchen getäuſchte Habgier und entlarvte Schurkerei unfehlbar gegen ihren Entdecker empfinden, ſich nothwen-

digerweiſe über den Orden verbreiten, ein Opfer ſuchen und es vielleicht, ja wahrſcheinlich in ſeinem unſchuldigen Kinde finden würden. Er ſah mich verwundert an, als ob ich irre rede und Fabeln erzähle. Gerade heraus: entweder hat der Marſchall einen kurzen Verſtand, oder er wollte ſein gegebenes Wort mit Prunk und Glorie ſelbſt auf Koſten ſeines Kindes halten.

„Aber, Fagon," ſagte er, „was in aller Welt hat mein Julian mit dieſer in der Provinz begegneten Geſchichte zu ſchaffen? Wo iſt da ein richtiger Zuſammenhang? Wenn ihm übrigens die Väter ein bischen ſtrenger auf die Finger ſehen, das kann nichts ſchaden. Sie haben ihn nicht übel verhätſchelt. Ihnen jetzt den Knaben wegnehmen? Das wäre unedel. Man würde plaudern, Gründe ſuchen, vielleicht die unreinliche Geſchichte ausgraben und ich ſtünde da als ein Wortbrüchiger." So ſah der Marſchall nur den Nimbus ſeiner Ehre, ſtatt an ſein Kind zu denken, das er vielleicht, ſo lang es lebte, noch keines eingehenden Blickes gewürdigt hatte. Ich hätte ihn für ſeinen Edelmuth mit dieſer meiner Krücke prügeln können.

Es ging dann, wie es nicht anders gehen konnte.

Nicht in auffallender Weiſe, ohne Plötzlichkeit und ohne eigentliche Ungerechtigkeit ließen die Väter Profeſſoren den Knaben ſinken, in welchem ſie den Sohn eines Mannes zu haſſen begannen, der den Orden beleidigt habe. Nicht alle unter ihnen, die beſſern am wenigſten, kannten die ſaubere Geſchichte, aber alle wußten: Marſchall Boufflers hat uns beſchämt und geſchädigt, und alle haßten ihn.

Eine feine Giftluft ſchleichender Rache füllte die Säle des Colleginms. Nicht nur jedes Entgegenkommen, ſondern auch jede gerechte Berückſichtigung hatten für Julian aufgehört. Das Kind litt. Täglich und ſtündlich fühlte es ſich gedemüthigt, nicht durch lauten Tadel, am wenigſten durch Scheltworte, welche nicht im Gebrauche der Väter ſind, ſondern fein und ſachlich, einfach dadurch, daß ſie die Armuth des Blondkopfes nicht länger freundlich unterſtützten und die geiſtige Dürftigkeit nach verweigertem Almoſen beſchämt in ihrer Blöße daſtehen ließen. Jetzt begann das Kind von einem verzweifelnden Ehrgeiz geſtachelt ſeine Wachen zu verlängern, ſeinen Schlummer gewaltthätig abzukürzen, ſein Gehirn zu martern, ſeine Geſundheit zu untergraben. — ich mag davon nicht reden, es bringt mich auf . . .“

Fagon machte eine Pauſe und ſchöpfte Athem.

Der König füllte dieſelbe, indem er ruhig bemerkte: „Ich frage mich, Fagon, wie viel Wirklichkeit alles dieſes hat. Ich meine dieſe ſtille Verſchwörung gelehrter und verſtändiger Männer zum Schaden eines Kindes und dieſer brütende Haß einer ganzen Geſellſchaft gegen einen im Grunde ihr ſo ungefährlichen Mann, wie der Marſchall iſt, der ſie ja überdies ganz ritterlich behandelt hatte. Du ſiehſt Geſpenſter, Fagon. Du biſt hier Partei und haſt vielleicht, wer weiß, gegen den verdienten Orden neben deinem ererbten Vorurtheil noch irgend eine perſönliche Feindſchaft.“

„Wer weiß?“ ſtammelte Fagon. Er hatte ſich entfärbt, ſoweit er noch erblaſſen konnte, und ſeine Augen loderten. Die Marquiſe wurde ängſtlich und berührte heimlich den Arm ihres Schützlings, ohne daß er die warnende Hand gefühlt hätte. Frau von Maintenon wußte, daß der heftige Alte, wenn er gereizt wurde, gänzlich außer ſich gerieth und unglaubliche Worte wagte, ſelbſt dem Könige gegenüber, welcher freilich dem langjährigen und tiefen Kenner ſeiner Leiblichkeit nachſah, was er keinem Andern ſo leicht vergeben hätte.

Fagon zitterte. Er ſtotterte unzuſammenhängende

Sätze und ſeine Worte ſtürzten durch einander, wie Krieger zu den Waffen.

„Du glaubſt es nicht, Majeſtät, Kenner der Menſchenherzen, Du glaubſt es nicht, daß die Väter Jeſuiten Jeden, der ſie wiſſentlich oder unwiſſentlich beleidigt, haſſen bis zur Vernichtung? Du glaubſt nicht, daß dieſe Väter weder wahr noch falſch, weder gut noch böſe kennen, ſondern nur ihre Geſellſchaft?“ Fagon ſchlug eine grimmige Lache auf. „Du willſt es nicht glauben, Majeſtät!

Sage mir, König, Du Kenner der Wirklichkeit,“ raſte Fagon abſpringend weiter, „da die Rede iſt von der Glaubwürdigkeit der Dinge, kannſt Du auch nicht glauben, daß in Deinem Reiche bei der Bekehrung der Proteſtanten Gewalt angewendet wird?“

„Dieſe Frage,“ erwiderte der König ſehr ernſthaft, „iſt die erſte deiner heutigen drei Freiheiten. Ich beantworte ſie. Nein, Fagon. Es wird, verſchwindend wenige Fälle ausgenommen, bei dieſen Bekehrungen keine Gewalt angewendet, weil ich es ein für allemal ausdrücklich unterſagt habe und weil meinen Befehlen nachgelebt wird. Man zwingt die Gewiſſen nicht. Die wahre Religion ſiegt gegenwärtig in Frankreich

über Hunderttauſende durch ihre innere Ueberzeugungskraft."

„Durch die Predigten des Père Bourdaloue!" höhnte Jagon mit gellender Stimme. Dann ſchwieg er. Entſetzen ſtarrte aus ſeinen Augen über dieſen Gipfel der Verblendung, dieſe Mauer des Vorurtheils, dieſe gänzliche Vernichtung der Wahrheit. Er betrachtete den König und ſein Weib eine Weile mit heimlichem Grauen.

„Sire, meine nicht," fuhr er fort, „daß ich Partei bin und das Blut meiner proteſtantiſchen Vorfahren aus mir ſpreche. Ich bin von einer ehrwürdigen Kirche abgefallen. Warum? Weil ich, Gott vorbehalten, von dem ich nicht laſſe und der in meinen alten Tagen mich nicht verlaſſen möge, über Religionen und Confeſſionen ſammt und ſonders denke, wie jener lucreziſche Vers ..."

Weder der König noch Frau von Maintenon wußten von dieſem Verſe, aber ſie konnten vermuthen, Jagon meine nichts Frommes.

„Kennt Ihr den Tod meines Vaters, Sire?" flüſterte Jagon. „Er iſt ein Geheimniß geblieben, aber Euch will ich es anvertrauen. Er war ein ſanfter Mann und nährte ſich, ſein Weib und ſeine Kinder, deren letztes und ſechstes ich Verwachſener war, in Auxerre

von dem Verkaufe ſeiner Latwergen redlich und kümmerlich, denn Auxerre hat eine geſunde Luft und ein Schock Apotheken. Die glaubenseifrigen Einwohner, die meinen Vater liebten, wollten ihm alles Gute und hätten ihn gern der Kirche zurückgegeben, aber nicht mit Gewalt, denn Ihr habet es geſagt, Sire, man zwingt die Gewiſſen nicht. Alſo verbrüderten ſie ſich, die calviniſtiſche Apotheke zu meiden. Mein Vater verlor ſein Brot und wir hungerten. Die Väter Jeſuiten thaten dabei, wie überall, das Beſte. Da wurde ſein Gewiſſen in ſich ſelbſt uneins. Er ſchwur ab. Weil aber die ſcharfen calviniſtiſchen Sätze ein Gehirn, dem ſie in ſeiner Kindheit eingegraben wurden, nicht ſo leicht wieder verlaſſen, erſchien ſich der Aermſte bald als ein Judas, der den Herrn verrieth, und er ging hin wie jener und that desgleichen."

„Fagon," ſagte der König mit Würde, „du haſt den armen Père Tellier wegen einer geſchmackloſen Rede über ſeinen Vater beſchimpft, und redeſt ſelber ſo nackt und grauſam von dem deinigen. Unſelige Dinge verlangen einen Schleier!"

„Sire," erwiderte der Arzt, „Ihr habet Recht und ſeid für mich wie für jeden Franzoſen das Geſetz in

Dingen des Anstandes. Freilich kann man sich von gewissen Stimmungen hinreißen lassen, in dieser Welt der Unwahrheit und ihr zum Trotz von einer blutigen Thatsache, und wäre es die schmerzlichste, das verhüllende Tuch unversehens wegzuziehn . . .

Aber, Sire, wie vorzeitig habe ich die erste meiner Freiheiten verbraucht, und wahrlich, mich gelüstet, gleich noch meine zweite zu verwenden." Die Marquise las in den veränderten Zügen des Arztes, daß sein Zorn vorüber und nach einem solchen Ausbruche an diesem Abend kein Rückfall mehr zu befürchten sei.

„Sire," sagte Jagon fast leichtsinnig, „habt Ihr Euern Unterthan, den Thiermaler Mouton gekannt? Ihr schüttelt das Haupt. So nehme ich mir die große Freiheit, Euch den wenig hoffähigen, aber in diese Geschichte gehörenden Künstler vorzustellen, zwar nicht in Natur, mit seinem zerlöcherten Hut, den Pfeifenstummel zwischen den Zähnen — ich rieche seinen Knaster —, hemdärmelig und mit hangenden Strümpfen. Ueberdies liegt er im Grabe. Ihr liebet die Niederländer nicht, Sire, weder ihre Kirmessen auf der Leinwand, noch ihre eigenen ungebundenen Personen. Wisset, Majestät: Ihr habt einen Maler besessen, einen Picarden, der sowohl durch

die Sachlichkeit ſeines Pinſels als durch die Zwangloſigkeit ſeiner Manieren die Holländer bei weitem überholländerte.

Dieſer Mouton, Sire, hat unter uns gelebt, ſeine groſenden Kühe und ſeine in eine Staubwolke gedrängten Hämmel malend, ohne eine blaſſe Ahnung alles Groſen und Erhabenen, was Dein Zeitalter, Majeſtät, hervorgebracht hat. Nannte er Deine Dichter? Nicht von ferne. Deine Biſchöfe und Prediger? Nicht dem Namen nach. Mouton hatte kein Taufwaſſer gekoſtet. Deine Staatsmänner, Colbert, Yvonne und die andern? Darum hat ſich Mouton nie geſchoren. Deine Feldherrn, Condé mit dem Vogelgeſicht, Turenne, Luxembourg und den Enkel der ſchönen Gabriele? Nur den letztern, welchem er in Anet einen Saal mit Hirſchjagden von unglaublich frecher Mache füllte. Vendôme mochte Mouton und dieſer nannte ſeinen herzoglichen Gönner in rühmender Weiſe einen Viehkerl, wenn ich das Wort vor den Ohren der Majeſtät ausſprechen darf. Hat Mouton die Sonne unſerer Zeit gekannt? Wußte er von Deinem Daſein, Majeſtät? Unglaublich zu ſagen: den Namen, welcher die Welt und die Geſchichte füllt — vielleicht hat er

nicht einmal Deinen Namen gewußt, wenn ihm auch, selten genug, Deine Goldstücke durch die Hände laufen mochten. Denn Mouton konnte nicht lesen, so wenig als sein Liebling, der andere Mouton.

Dieser zweite Mouton, ein weiser Pudel mit geräumigem Hirnkasten und sehr verständigen Augen, über welche ein schwarzzottiges Stirnhaar in verworrenen Büscheln niederhing, war ohne Zweifel — in den Schranken seiner Natur — der begabteste meiner drei Gäste: so sage ich, weil Julian Boufflers, von dem ich erzähle, Mouton der Mensch und Mouton der Pudel oft lange Stunden vergnügt bei mir zusammensaßen.

Ihr wisset, Sire, die Väter Jesuiten sind freigebige Ferienspender, weil ihre Schüler, den vornehmen, so den höchsten Ständen angehörend, öfters zu Jagden, Komödien oder sonstigen Lustbarkeiten, freilich nicht alle, nach Hause oder anderswohin gebeten werden. So nahm ich denn Julian, welcher von seinem Vater, dem Marschall, grundsätzlich selten nach Hause verlangt wurde, zuweilen in Euern botanischen Garten mit, wo Mouton, der sich unter Pflanzen und Thieren heimisch fühlte, mich zeitweilig besuchte, irgend eine gelehrte Eule oder einen possirlichen Affen mit ein paar entschiedenen Kreide-

ſtrichen auf das Papier warf und wohl auch, wenn Fleiß und gute Laune vorhielten, mir ein ſtilles Zimmer mit ſeinen ſcheuenden Pferden oder ſaufenden Kühen bevölkerte. Ich hatte Mouton den Schlüſſel einer Manſarde mit demjenigen des nächſten Mauerpförtchens eingehändigt, um dem Landſtreicher eine Heimſtätte zu geben, wo er ſeine Staffeleien und Mappen unterbringe. So erſchien und verſchwand er bei mir nach ſeinem Belieben.

Einmal an einem jener kühlen und erquicklichen Regenſommertage, jener Tage ſtillen aber ſchnellen Wachsthumes für Natur und Geiſt, ſaß ich in meiner Bibliothek und blickte durch das hohe Fenſter derſelben über einen aufgeſchlagenen Folianten und meine Brille hinweg in die mir gegenüberliegende Manſarde des Nebengebäudes, das Neſt Moutons. Dort ſah ich einen blonden ſchmalen Knabenkopf in glücklicher Spannung gegen eine Staffelei ſich neigen. Dahinter nickte der derbe Schädel Moutons und eine behaarte Hand führte die ſchlanke des Jünglings. Außer Zweifel, da wurde eine Malſtunde gegeben. Mouton der Pudel ſaß auf einem hohen Stuhle mit rothem Kiſſen daneben, klug und einverſtanden, als billige er höchlich dieſe gute Ergötzung. Ich markirte mein Buch und ging hinüber.

In meinen Filzſtiefeln wurde ich von den luſtig Malenden nicht gehört und nur von Mouton dem Pudel wahrgenommen, der aber ſeinen Gruß, ohne das Kiſſen zu verlaſſen, auf ein heftiges Wedeln beſchränkte. Ich ließ mich ſtill in einen Lehnſtuhl nieder, um dem wunderlichſten Geſpräche beizuwohnen, welches je in Euerm botaniſchen Garten, Sire, geführt wurde. Zuerſt aber betrachtete ich aus meinem Winkel das Bild, welches auf der Staffelei ſtand, den Geruch einathmend, den die ſtott und freigebig gehandhabten Oelfarben verbreiteten. Was ſtellte es dar? Ein Nichts: eine Abendſtimmung, eine Aufſtille, darin die Spiegelung einiger aufgelöſter rother Wölkchen und eines bemooſten Brückenbogens. Im Fluſſe ſtanden zwei Kühe, die eine ſaufend, die andere, der auch noch das Waſſer aus den Maulwinkeln troff, beſchaulich blickend. Natürlich that Mouton das Beſte daran. Aber auch der Knabe beſaß eine gewiſſe Pinſelführung, welche nur das Ergebniß mancher ohne mein Wiſſen mit Mouton vermalten Stunde ſein konnte. Wie viel oder wenig er gelernt haben mochte, ſchon die Illuſion eines Erfolges, die Theilnahme an einer genialen Thätigkeit, einem mühelosen und glücklichen Entſtehen, einer Kühnheit und Willkür

der ſchöpferiſchen Hand, von welcher wohl der Phantaſieloſe ſich früher keinen Begriff gemacht hatte und die er als ein Wunder beſtaunte, ließ den Knaben nach ſo vielen Verluſten des Selbſtgefühls eine große Glückſeligkeit empfinden. Das wärmſte Blut röthete ſeine keuſchen Wangen und ein Eifer beflügelte ſeine Hand, daß nichts darüber ging und auch ich eine helle väterliche Freude fühlte.

Inzwiſchen erklärte Mouton dem Knaben die breiten Formen und ſchweren Geberden einer wandelnden Kuh, und ſchloß mit der Behauptung, es gehe nichts darüber, als die Geſtalt des Stieres. Dieſe ſei der Gipfel der Schöpfung. Er ſagte wohl, um genau zu ſein, der Natur, nicht der Schöpfung, denn die letztere konnte er nicht, weder den Namen, noch die Sache, da er verwahrloſt und ohne Katechismus aufgewachſen war.

Wenig Glück genügte, die angeborene Heiterkeit wie eine ſprudelnde Quelle aus dem Knaben hervorzulocken. Die Achtung Moutons vor dem Hornvieh komiſch findend, erzählte Julian unſchuldig: „Père Amiel hat uns heute Morgen gelehrt, daß die alten Aegypter den Stier göttlich verehrten. Das finde ich drollig!“

„Sapperment,“ verſetzte der Maler leidenſchaftlich,

„da thaten sie recht. Geschreite Leute das, Viehkerle! Nicht wahr, Mouton? Wie? Ich frage dich, Julian: ist ein Stierhaupt in seiner Macht und drohenden Größe nicht göttlicher — um das dumme Wort zu gebrauchen — als ein Dreieck oder ein Tauber oder gar ein fahles Menschengesicht? Nicht wahr, Mouton? Das fühlst du doch selber, Julian? Wenn ich sage: fades Menschengesicht, so rede ich unbeschadet der Nase deines Père Amiel. Alle Achtung!“ Mouton zeichnete, übrigens ohne jeden Spott, mit einem frechen Pinselzug auf das Tannenholz der Staffelei eine Nase, aber eine Nase, ein Ungeheuer von Nase, von fabelhafter Größe und überwältigender Komik.

„Man sieht,“ fuhr er dann in ganzem Ernste fort, „die Natur bleibt nicht stehen. Es würde sie ergötzen, zeitweilig etwas Neues zu bringen. Doch das ist verspätet: die Vettel hat ihr Feuer verloren.“

„Père Amiel,“ meinte der Knabe schüchtern, „wird der Natur nicht für seine Nase danken, denn sie macht ihn lächerlich, und er hat ihrethalber viel von meinen Kameraden auszustehen.“

„Das sind eben Buben,“ sagte Mouton großmüthig, „denen der Sinn für das Erhabene mangelt. Aber

beiläufig, wie kommt es, Julian, daß ich, neulich in deinem Schulhaus einen Besuch machend, um dir die Vorlagen zu bringen, dich unter lauter Kröten fand? Dreizehn- und vierzehnjährigen Jüngelchen? Paßt sich das für dich, dem der Flaum keimt und der ein Liebchen besitzt?"

Dieser plötzliche Ueberfall rief den entgegengesetzten Ausdruck zweier Gefühle auf das Antlitz des Jünglings: eine glückliche, aber tiefe Scham, und einen gründlichen Jammer, der überwog. Julian seufzte. „Ich bin zurückgeblieben," lispelte er mit unwillkürlichem Doppelsinne.

„Dummheit!" schimpfte Mouton. „Worin zurückgeblieben? Bist du nicht mit deinen Jahren gewachsen und ein schlanker und schöner Mensch? Wenn dir die Wissenschaften widerstehen, so beweist das deinen gesunden Verstand. Meiner Treu! ich hätte mich als ein Partiger oder wenigstens Flaumiger nicht unter die Buben setzen lassen und wäre auf der Stelle durchgebrannt."

„Aber, Mouton," sagte der Knabe, „der Marschall, mein Vater, hat es von mir verlangt, daß ich noch ein Jahr unter den Meinen sitzen bleibe. Er hat mich darum gebeten, ihm diesen Gefallen zu thun." Er sagte

das mit einem zärtlichen Ausdruck von Gehorsam und ehrfürchtiger Liebe, der mich ergriff, obschon ich mich zu gleicher Zeit an dem die kindliche Verehrung mißbrauchenden Marschall ärgerte und auch darüber höchst mißmuthig war, daß Julian, gegen mich und jedermann ein hartnäckiger Schweiger, einem Mouton Vertrauen bewies, einem Halbmenschen sich anschloß. Mit Unrecht. Erzählen doch auch wir Erwachsenen einem treuen Thiere, welches uns die Pfoten auf die Kniee legt, unsern tiefsten Kummer, und ist es nicht ein vernünftiger Trieb aller von der Natur Benachtheiligten, ihre Gesellschaft eher unten zu suchen als bei ihresgleichen, wo sie sich als Geschonte und Bemitleidete empfinden.

„Weißt du was," fuhr Mouton nach einer Pause fort, und der andere Mouton spitzte die Ohren dazu, „du zeichnest dein Vieh schon jetzt nicht schlecht und lernst täglich hinzu. Ich nehme dich nach dem Süden als meinen Gesellen. Ich habe da eine Bestellung nach Schloß Grignan. Die Dingsda — wie heißt sie doch? das fette lustige Weibsbild? richtig: die Sévigné! — schickt mich ihrem Schwiegersohn, dem Gouverneur dort herum. Du gehst mit und nährst dich ausgiebig von Oliven, bist ein freier loser Vogel, der flattert und pickt,

wo er will, blickſt dein Lebtag in nichts Gedrucktes und auf nichts Geſchriebenes mehr und läſſeſt den Marſchall Marſchall ſein. Auch dein blaues kühles vornehmes Liebchen bleibt dahinten. Meinſt, ich hätte dich nicht geſehen, Spitzbube, erſt vorgeſtern, da der alte Quackſalber in Verſailles war, vor den Affen ſtehen, mit der alten Kräuterſchachtel und der großen blauen Puppe? Für dieſe wird ſich ſchon ein brauner ſonneverbrannter Erſatz finden."

Dieſes letzte Wort, welches noch etwas cyniſcher lautete, empörte mich, wiewohl es den Knaben, wie ich ihn kannte, nicht beſchädigen konnte. Jetzt räusperte ich mich kräftig, und Julian erhob ſich in ſeiner ehrerbietigen Art mich zu begrüßen, während Mouton, ohne irgend eine Verlegenheit blicken zu laſſen, ſich begnügte in den Bart zu murmeln: „Der!" Mouton war von einer gründlichen Undankbarkeit.

Ich nahm den Knaben, während Mouton luſtig fortpinſelte, mit mir in den Garten und fragte ihn, ob ihn wirklich der Cyniker in ſeinem Collége aufgeſucht hätte, was mir aus naheliegenden Gründen unangenehm war. Julian bejahte. Es habe ihn etwas gekoſtet, ſagte er aufrichtig, unter ſeinen Mitſchülern im Hof-

raum den Händedruck Moutons zu erwidern, dem die nackten Ellbogen aus den Löchern seiner Aermel und die Zehen aus den Schuhen geguckt hätten, „aber," sagte er, „ich that es und begleitete ihn auch noch über die Straße; denn ich danke ihm Unterricht und heitere Stunden und habe ihn auch recht lieb, ohne seine Unreinlichkeit."

So redete der Knabe, ohne weiter etwas daraus zu machen, und erinnerte mich an eine Scene, die ich vor kurzem aus den obern, auf den Spielplatz blickenden Arkaden des Collége, wohin man mich zu einem kranken Schüler gerufen, beobachtet hatte und von welcher ich mich lange nicht hatte trennen können. Unten war Fechtstunde, und der Fechtmeister, ein alter benarbter Sergeant, der lange Jahre unter dem Marschall gedient hatte, behandelte den Sohn seines Feldherrn, welcher kurz vorher neben Kindern auf einer Schulbank gesessen, mit fast unterwürfiger Ehrerbietung, als erwarte er Befehl, statt ihn zu geben.

Julian focht ausgezeichnet, ich hätte fast gesagt: er focht edel. Der Knabe pflegte in den langen Stunden des Auswendiglernens das Handgelenk mechanisch zu drehen, wodurch dasselbe ungewöhnlich geschmeidig wurde. Dazu hatte er genauen Blick und sichern

Ausfall. So wurde er, wie gesagt, ein Fechter erster Klasse, wie er auch gut und verständig ritt. Es lag nahe, daß der überall Gedemüthigte diese seine einzige Ueberlegenheit seine Kameraden fühlen ließ, um ein Ansehen zu gewinnen. Aber nein, er verschmähte es. Die in dieser Körperübung Geschickten und Ungeschickten behandelte er, ihnen die Klinge in der Hand gegenüberstehend, mit der gleichen Courtoisie, ohne jemals mit jenen in eine hitzige Wette zu gerathen oder sich über diese, von welchen er sich zuweilen zu ihrer Ermuthigung großmüthig stechen ließ, lustig zu machen. So stellte er auf dem Fechtboden in einer feinen und unauffälligen Weise jene Gleichheit her, deren er selbst in den Schulstunden schmerzlich entbehrte, und genoß unter seinen Kameraden zwar nicht einen durch die Faust eroberten Respekt, sondern eine mit Scheu verbundene Achtung seiner unerklärlichen Güte, die freilich in ein der Jugend sonst unbekanntes aufrichtiges Mitleid mit seiner übrigen Unbegabtheit verfloß. Die Ungunst des Glückes, welche so viele Seelen verbittert, erzog und adelte die seinige.

Ich war mit Julian in Euerm Garten, Sire, lustwandelnd zu den Käfigen gelangt, wo Eure wilden

Thiere hinter Eisenstäben verwahrt werden. Eben hatte man dort einen Wolf eingethan, der mit funkelnden Augen und in schrägem, hastigem Gange seinen Kerker durchmaß. Ich zeigte ihn dem Knaben, welcher nach einem flüchtigen Blick auf die ruhelose Bestie sich leicht schaudernd abwendete. Der platte Schädel, die falschen Augen, die widrige Schnauze, die tückisch gefletschten Zähne konnten erschrecken. Doch ich war die Furcht an dem Knaben, der schon Jagden mitgemacht hatte, durchaus nicht gewohnt. „Ei, Julian, was ist dir?“ lächelte ich, und dieser erwiderte befangen: „Das Thier mahnt mich an jemand —“ ließ dann aber die Rede fallen, denn wir erblickten auf geringe Entfernung ein vornehmes weibliches Paar, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine purzlige Alte und ein junges Mädchen, die erstere die Gräfin Mimeure — Ihr erinnert Euch ihrer, Sire, wenn sie auch seit Jahrzehnten den Hof meidet, nicht aus Nachlässigkeit, denn sie verehrt Euch grenzenlos, sondern weil sie, wie sie sagt, mit ihren Runzeln Euern Schönheitssinn nicht beleidigen will. Garstig und witzig und wie ich an einem Krückenstock gehend, ein originelles und wackeres Geschöpf, war sie mir eine angenehme Erscheinung.

„Guten Tag, Fagon!“ rief ſie mir entgegen. „Ich betrachte deine Kräuter und komme dich um ein paar Rhabarberſträuche zu bitten für meinen Garten zu Neuilly; du weißt, ich bin ein Stück von einer Aerztin!“ und ſie nahm meinen Arm. „Begrüßet euch, ihr Jugenden! Thun ſie, als hätten ſie ſich nie geſehen!“

Julian, der ſchüchterne, begrüßte das Mädchen, welches ihm die Fingerſpitzen bot, ohne große Verlegenheit, was mich wunderte und freute. „Mirabelle Miramion,“ nannte ſie mir die Gräfin, „ein prächtiger Name, nicht wahr, Fagon?“ Ich betrachtete das ſchöne Kind und mir fiel gleich jenes „blaue Liebchen“ ein, mit welchem Mouton den Knaben aufgezogen. In der That, ſie hatte große blaue, flehende Augen, eine kühle, durchſichtige Farbe und einen kaum vollendeten Wuchs, der noch nichts als eine zärtliche Seele ausdrückte.

Mit einer kindlichen, glockenhellen Stimme, welche zum Herzen ging, begann ſie, da mich ihr die Gräfin als den Leibarzt des Königs vorſtellte, folgendermaßen: „Erſter der Aerzte und Naturforſcher, ich verneige mich vor Euch in dieſem weltberühmten Garten, welchen Euch die Huld des mächtigſten Herrſchers, der dem Jahrhundert den Namen giebt, in ſeiner volkreichen und be-

wunderswerthen Hauptſtadt gebaut hat.“ Ich wurde ſo verblüfft von dieſer weitläufigen verblühten Rhetorik in dieſem kleinen lenzfriſchen Munde, daß ich der Alten das Wort ließ, welche gutmüthig verdrießlich zu ſchelten begann: „Laß es gut ſein, Veilchen. Jagon ſchenkt dir das Uebrige. Unter Freunden, Kind — denn Jagon iſt es und kein Spötter — wie oft hab' ich dich ſchon gebeten in den drei Wochen, da ich dich um mich habe, von dieſem verwünſchten geſpreizten provinzialen Reden abzulaſſen. So ſpricht man nicht. Dieſer hier iſt nicht der erſte der Aerzte, ſondern ſchlechthin Herr Jagon. Der botaniſche Garten iſt kurzweg der botaniſche Garten, oder der Kräutergarten, oder der königliche Garten. Paris iſt Paris und nicht die Hauptſtadt, und der König begnügt ſich damit, der König zu ſein. Merke dir das.“ Der Mund des Mädchens öffnete ſich ſchmerzlich, und ein Thränchen rieſelte über die blühende Wange.

Da wendete ſich zu meinem Erſtaunen Julian in großer Erregung gegen die Alte. „Um Vergebung, Frau Gräfin!“ ſprach er kühn und heftig. „Die Rhetorik iſt eine geforderte, unentbehrliche Sache und ſchwierig zu erlernen. Ich muß das Fräulein bewundern, wie reich ſie redet, und Père Amiel, wenn er ſie hörte —“

„Père Amiel!“ — die Gräfin brach in ein tolles Gelächter aus, bis ſie das Zwerchfell ſchmerzte — „Père Amiel hat eine Naſe! aber eine Naſe! eine Weltnaſe! Stelle dir vor, Jagon, eine Naſe, welche die des Abbé Geneſt beſchämt! Was ich im Collége zu ſchaffen hatte? Ich holte dort meinen Neffen ab — du weißt, Jagon, ich habe die Kinder von zwei verſtorbenen Geſchwiſtern auf dem Halſe — meinen Neffen den Guntram — armer, armer Junge! — und wurde, bis Père Tellier, der Studienpräfekt zurückkäme, in die Rhetorik des Père Amiel geführt. O Gott! o Gott!“ Die Gräfin hielt ſich den wankenden Bauch. „Hab' ich gelitten an verſchluktem Lachen! Zuerſt das ſich ermordende römiſche Weibsbild! Der Pater erdolchte ſich mit dem Lineal. Dann verzog er ſüß das Maul und hauchte: „Väte, es ſchmerzt nicht!“ Aber was wollte das heißen gegen die ſterbende Cleopatra mit der Viper! Der Père ſetzte ſich das Lineal an die linke Bruſtwarze und ließ die Aeuglein brechen. Daß du das nicht geſehen haſt, Jagon! . . . Ih!“ kreiſchte ſie plötzlich, daß es mir durch Mark und Bein ging, „da iſt ja auch Père Tellier!“ und ſie deutete auf den Wolf, von welchem wir uns nicht über zwanzig

Schritte entfernt hatten. „Wahrhaftig, Père Tellier, wie er leibt und lebt! Gehen wir weg von deinen garſtigen Thieren, Jagen, zu deinen wohlriechenden Pflanzen! Gieb mir den Arm, Julian!“

„Frau Gräfin erlauben,“ fragte dieſer, „warum nanntet Ihr den Guntram einen armen Jungen, ihn, der jetzt den Lilien folgt, wenn er nicht ſchon die Ehre hat, die Fahne des Königs ſelbſt zu tragen?“

„Ach, ach!“ ſtöhnte die Gräfin mit plötzlich verändertem Geſichte, und den Thränen des Gelächters folgten die gleichfarbigen des Jammers. „warum ich den Guntram einen armen Jungen nannte? Weil er gar nicht mehr vorhanden iſt, Julian, weggeblaſen! Dazu bin ich in den Garten gekommen, wo ich dich vermuthete, um dir zu ſagen, daß Guntram gefallen iſt, denke dir, am Tage nach ſeiner Ankunft beim Heer. Er wurde gleich eingeſtellt und führte eine Patrouille ſo tollkühn und unnütz vor, daß ihn eine Stückkugel zerriß, nicht mehr nicht weniger als den weiland Marſchall Turenne. Stelle dir vor, Jagen: der Junge hatte noch nicht ſein ſechzehntes erreicht, ſtrebte aber aus dem Collége, wo er raſch und glücklich lernte, wachend und träumend nach der Muskete. Und dabei

war er kurzſichtig, Jagon, du machſt dir keinen Begriff! So kurzſichtig, daß er auf zwanzig Schritte nichts vor ſich hatte als Nebel. Natürlich haben ich und alle Vernünftigen ihm den Degen ausgeredet — nutzte alles nichts, denn er iſt ein Starrkopf erſter Härte. Ich ſtritt mich mütterlich mit dem Jungen herum, aber eines ſchönen Tages entlief er und rannte zu deinem Vater, Julian, der eben in den Wagen ſtieg, um ſein niederländiſches Commando zu übernehmen. Dieſer befragte das Kind, wie er mir jetzt ſelbſt geſchrieben hat, ob es unter einem väterlichen Willen ſtünde, und als der Junge verneinte, ließ ihn der Marſchall in ſeinem Reiſezuge mitreiten. Nun fault der kecke Bube dortüben" — ſie wies nördlich — „in einem belgiſchen Weiler. Aber die ſchmalen Erbtheile ſeiner fünf Schweſtern haben ſich ein bischen gebeſſert."

Ich las auf dem Geſichte Julians, wie tief und verſchiedenartig ihn der Tod ſeines Geſpielen bewegte. Jenen hatte der Marſchall in den Krieg genommen und ſein eigenes Kind auf einer ekeln Schulbank ſitzen laſſen. Doch der Knabe glaubte ſo blindlings an die Gerechtigkeit ſeines Vaters, auch wenn er ſie nicht begriff, daß die Wolke raſch über die junge Stirn

wegglitt und einem deutlichen Ausdruck der Freude Raum gab.

„Du lachſt, Julian?“ ſchrie die Alte entſetzt.

„Ich denke,“ ſagte dieſer bedächtig, als koſtete er jedes Wort auf der Zunge, „der Tod für den König iſt in allen Fällen ein Glück.“

Dieſe ritterliche, aber nicht lebensluſtige Maxime und der unnatürlich glückliche Ton, in welchem der Knabe ſie ausſprach, beelendete die gute Gräfin. Ein halbverſchluckter Seufzer bezeugte, daß ſie das Leiden des Knaben und ſeine Mühe zu leben wohl verſtand. „Begleite Mirabellen, Julian,“ ſagte ſie, „und geht uns voraus, dorthin nach den Palmen, nicht zu nahe, denn ich habe mit Fagon zu reden, nicht zu fern, damit ich euch hitte.“

„Wie ſchlank ſie ſchreiten!“ flüſterte die Alte hinter den ſich Entfernenden. „Adam und Eva! Lache nicht, Fagon! Ob das Mädchen Puder und Reifrock trägt, wandeln ſie doch im Paradieſe, und auch unſchuldig ſind ſie, weil eine leidenvolle Jugend auf ihnen liegt und ſie die reine Liebe empfinden läßt, ohne den Stachel ihrer Jahre. Mich beleidigt nicht, was mir ſonſt mißfällt, daß das Mädel ein paar Jahre und Zolle“ — ſie

übertrieb — „mehr hat als der Junge. Wenn die nicht zusammengehören!

Es ist eine lächerliche Sache mit dem Mädchen, Fagon, und ich sah, wie es dich verblüffte, da du von dem schönen Kinde so geschmacklos angeredet wurdest. Und doch ist dieser garstige Höcker ganz natürlich gewachsen. Meine Schwester, die Vicomtesse, Gott habe sie selig, sie war eine Kostbare, eine Precieuse, die sich um ein halbes Jahrhundert verspätet hatte, und erzog das Mädchen in Dijon, wo ihr Mann dem Parlamente und sie selbst einem poetischen Garten vorsaß, mit den Umschreibungen und Redensarten des weiland Fräuleins von Scudéry. Es gelang ihr, dem armen folgsamen Kinde den Geschmack gründlich zu verderben. Ich wette" — und sie wies mit ihrer Krücke auf die Zweie, welche, aus den sich einander zärtlich aber bescheiden zuneigenden Gestalten zu schließen, einen seligen Augenblick genossen — „jetzt plaudert sie ganz harmlos mit dem Knaben, denn sie hat eine einfache Seele und ein keusches Gemüth. Die Luft, die sie aushaucht, ist reiner als die, welche sie einathmet. Aber geht sie dann morgen mit mir in Gesellschaft und kommt neben ein großes Thier, einen Erzbischof oder Herzog

zu ſitzen, wird ſie von einer tödtlichen Furcht befallen, für albern oder nichtig zu gelten, und behängt ihre blanke Natur aus reiner Angſt mit dem Lumpen einer geflickten Phraſe. So wird die Liebliche unter uns, die wir klar und kurz reden, gerade zu dem, was ſie fürchtet, zu einer lächerlichen Figur. Iſt das ein Jammer und werde ich Mühe haben, das Kind zurecht zu bringen! Und der Julian, der dumme Kerl, der ſie noch darin beſtärkt!"

„Uff!" keuchte die Gräfin, die das Gehen an der Krücke ermüdete, und ließ ſich ſchwer auf die Steinbank nieder in dem Rondell von Myrten und Lorbeeren, wo, Sire, Eure Büſte ſteht.

„Von dem Knaben zu reden, Fagon," begann ſie wieder, „den mußt du mir ohne Verzug von der Schulbank losmachen. Es war empörend, ich ſage dir, empörend, Fagon, ihn unter den Jungen ſitzen zu ſehen. Der Marſchall, dieſer ſchreckliche Pedant, würde ihn bei den Jeſuiten verſchimmeln laſſen! Nur damit er ſeine Klaſſen beendige! Bei den Jeſuiten, Fagon! Ich habe dem Père Aniel auf den Zahn gefühlt. Ich kitzelte ihn mit ſeiner Mimik. Er iſt ein eitler Eſel, aber er hat Gemüth. Er beklagte den Julian und ließ dabei

einfließen, sehr behutsam, doch deutlich genug: der Knabe wäre bei den Vätern schlecht aufgehoben. Diese seien die besten Leute von der Welt, nur etwas empfindlich, und man dürfe sie nicht reizen. Der Marschall sei ihnen auf die Füße getreten: der neue Studienpräfekt aber lasse mit der Ehre des Ordens nicht spaßen und gebe dem Kinde die Schuld des Vaters zu kosten. Dann erschrak er über seine Aufrichtigkeit, blickte um sich und legte den Finger auf den Mund.

Ich nahm die Knaben mit: den Guntram, unsern Julian, der mit ihm irgend ein Geheimniß hatte und noch einen dritten Freund, den Victor Argenson, diesen zu meiner eigenen Ergötzung, denn er ist voller Muthwille und Gelächter.

An jenem Abend trieb er es zu toll. Er und Guntram quälten Mirabellen, die ich schon zu Mittag für eine ellenlange Phrase gezankt hatte, bis aufs Blut. „Schön ausgedrückt, Fräulein Mirobolante," spotteten sie, „aber noch immer nicht schön genug! Noch eine Note höher!" und so fort. Julian vertheidigte das Mädchen, so gut er konnte, und vermehrte nur das Gelächter. Plötzlich brach die Mißhandelte in strömende Thränen aus und ich trieb die Rangen in den großen

Saal, wo ich mit ihnen ein Ballſpiel begann. Nach einer Weile Julian und Mirabellen ſuchend, fand ich ſie im Garten, wo ſie auf einer ſtillen Bank zuſammenſaßen: Amor und Pſyche. Sie errötheten, da ich ſie überraſchte, nicht allzuſehr.

Merke dir's, Fagon: der Julian iſt jetzt mein Adoptivkind, und wenn du ihn nicht von den Vätern befreieſt und ihm ein mögliches Leben verſchaffſt, meiner Treu! dann ſtelze ich an dieſer Krücke nach Verſailles und bringe trotz meiner Runzeln die Sache an den hier!" und ſie wies auf Deine lorbeerbekränzte Büſte, Majeſtät.

Die Alte plauderte mir noch hundert Dinge vor, während ich beſchloß, ſobald ſie ſich verabſchiedet hätte, mit dem Knaben ein gründliches Wort zu reden.

Er und das Mädchen erſchienen dann wieder, ſtill ſtrahlend. Der Wagen der Gräfin wurde gemeldet und Julian begleitete die Frauen an die Pforte, während ich meine Lieblingsbank vor der Orangerie aufſuchte. Ich labte mich an dem feinen Dufte. Mouton, einen läſterlichen Knaſter dampfend und die Hände in den Taſchen, ſchlenderte ohne Gruß an mir vorüber. Er pflegte ſeine Abende außerhalb des Gartens in einer Schenke zu beſchließen. Mouton der Pudel dagegen

empfahl ſich mir heftig wedelnd. Ich bin gewiß, das kluge Thier errieth, daß ich ſeinen Meiſter gern dem Untergang entriſſen hätte, denn Mouton der Menſch ſoff gebranntes Waſſer, was zu berichten ich vergeſſen oder vor der Majeſtät mich geſchämt habe.

Der Knabe kam zurück, weich und glücklich. „Laß mich einmal ſehen, was du zeichneſt und malſt," ſagte ich. „Es liegt ja wohl alles auf der Kammer Moutons." Er willfahrte und brachte mir eine volle Mappe. Ich beſah Blatt um Blatt. Seltſamer Anblick, dieſe Miſchung zweier ungleichen Hände: Moutons freche Würfe von der beſcheidenen Hand des Knaben nachgeſtammelt und — leiſe geadelt! Lange hielt ich einen blauen Bogen, worauf Julian einige von Mouton in verſchiedenen Flügelſtellungen mit Hilfe der Lupe gezeichnete Bienen unglaublich ſorgfältig wiedergegeben. Offenbar hatte der Knabe die Geſtalt des Thierchens liebgewonnen. Wer mir geſagt hätte, daß die Zeichnung eines Bienchens den Knaben tödten würde!

Zu unterſt in der Mappe lag noch ein unförmlicher Fetzen, worauf Mouton etwas geſudelt hatte, was meine Neugierde feſſelte. „Das iſt nicht von mir," ſagte Julian, „es hat ſich angehängt." Ich ſtudirte das Blatt, welches

die wunderliche Parodie einer ovidiſchen Scene enthielt: jener, wo Pentheus rennt, von den Mänaden gejagt, und Bacchus, der grauſame Gott, um den Flüchtenden zu verderben, ein ſenkrechtes Gebirge vor ihm in die Höhe wachſen läßt. Wahrſcheinlich hatte Mouton den Knaben, der zuweilen ſeinen Aufgaben in der Malkammer oblag, die Verſe Ovids mühſelig genug überſetzen hören und daraus ſeinen Stoff geſchöpft. Ein Jüngling, unverkennbar Julian in allen ſeinen Körperformen, welche Moutons Maleraugе leichtlich beſſer kannte als der Knabe ſelbſt, ein ſchlanker Renner, floh, den Kopf mit einem Ausdrucke tödtlicher Angſt nach ein paar ihm nachjagenden Geſpenſtern umgewendet. Keine Bacchantinnen, Weiber ohne Alter, verkörperte Vorſtellungen, Aengſtigungen, folternde Gedanken — eines dieſer Scheuſale trug einen langen Jeſuitenhut auf dem geſchorenen Schädel und einen Folianten in der Hand — und erſt die Felswand, wüſt und unerklimmbar, die vor dem Blicke zu wachſen ſchien, wie ein finſteres Schickſal!

Ich ſah den Knaben an. Dieſer betrachtete das Blatt ohne Widerwillen, ohne eine Ahnung ſeiner möglichen Bedeutung. Auch Mouton mochte ſich nicht klar gemacht haben, welches ſchlimme Omen er in genialer

Dumpfheit auf das Blatt hingeträumt hatte. Ich ſteckte daſſelbe unwillkürlich, um es zu verbergen, in die Mitte der Blätterſchicht, bevor ich dieſe in die Mappe ſchob.

„Julian,“ begann ich freundlich, „ich beklage mich bei dir, daß du mir Mouton vorgezogen haſt, ihn zu deinem Vertrauten machend, während du dich gegen mein Wohlwollen, das du kennſt, in ein unbegreifliches Schweigen verſchloſſeſt. Fürchteſt du dich, mir dein Unglück zu ſagen, weil ich im Stande bin, daſſelbe klar zu begrenzen und richtig zu beurtheilen, und du vorziehſt, in hoffnungsloſem Brüten dich zu verzehren? Das iſt nicht muthig.“

Julian verzog ſchmerzlich die Brauen. Aber noch einmal ſpielte ein Strahl der heute genoſſenen Seligkeit über ſein Antlitz. „Herr Jagon,“ ſagte er halb lächelnd, „eigentlich habe ich meinen Gram nur dem Pudel Mouton erzählt.“

Dieſes artige Wort, welches ich ihm nicht zugetraut hätte, überraſchte mich. Der Knabe deutete meine erſtaunte Miene falſch. Er glaubte ſich mißredet zu haben. „Fraget mich, Herr Jagon,“ ſagte er, „ich antworte Euch die Wahrheit.“

„Du haſt Mühe zu leben?“

„Ja, Herr Fagon.“

„Man hält dich für beſchränkt und du biſt es auch, doch vielleicht anders, als die Leute meinen.“ Das harte Wort war geſprochen.

Der Knabe verſenkte den Blondkopf in die Hände und brach in ſchweigende Thränen aus, welche ich erſt bemerkte, da ſie zwiſchen ſeinen Fingern rannen. Nun war der Bann gebrochen.

„Ich will Euch meine Kümmerniß erzählen, Herr Fagon,“ ſchluchzte er, das Antlitz erhebend.

„Thue das, mein Kind, und ſei gewiß, daß ich dich jetzt, da wir Freunde ſind, vertheidigen werde wie mich ſelbſt. Niemand wird dir künftig etwas anhaben, weder du noch ein Anderer! Du wirſt dich wieder an Luft und Sonne freuen und dein Tagewerk ohne Grauen beginnen.“

Der Knabe glaubte an mich und faßte mit hoffenden Augen Vertrauen. Dann begann er ſein Leid zu erzählen, halb ſchon wie ein vergangenes:

„Einen ſchlimmen Tag habe ich gelebt und die übrigen waren nicht viel beſſer. Es war an einem Herbſttage, daß ich mit Guntram zu ſeinem Ohm, dem

Comtur, nach Compiègne fuhr. Wir wollten uns dort im Schießen üben, für uns beide ein neues Vergnügen und eine Probe unſerer Augen.

Wir hatten ein leichtes Zweigeſpann und Guntram unterhielt mich in einer Staubwolke von ſeiner Zukunft. Dieſe könne nur eine militäriſche ſein. Zu Anderem habe er keine Luſt. Der Comtur empfing uns weitläufig, aber Guntram hielt nicht Ruhe, bis wir auf Diſtanz vor der Scheibe ſtanden. Keinen einzigen Schuß brachte er hinein. Denn er iſt kurzſichtig wie niemand. Er biß ſich in die Lippe und regte ſich ſchrecklich auf. Dadurch wurde auch ſeine Hand unſicher, während ich ins Schwarze traf, weil ich ſah und zielte. Der Comtur wurde abgerufen und Guntram ſchickte den Bedienten nach Wein. Er leerte einige Gläſer und ſeine Hand fing an zu zittern. Mit hervorquellenden Augen und verzerrtem Geſichte ſchleuderte er ſeine Piſtole auf den Raſen, hob ſie dann aber wieder auf, lud ſie, lud auch die meinige und verlor ſich mit mir in das Dickicht des Parkes.

Auf einer Lichtung hob er die eine und bot mir die andere. „Ich mache ein Ende!“ ſchrie er verzweifelt. „Ich bin ein Blinder und die taugen nicht ins Feld,

und wenn ich nicht ins Feld tauge, will ich nicht leben! Du begleiteſt mich! Auch du taugſt nicht ins Leben, obwohl du beneidenswerth ſchießeſt, denn du biſt der größte Dummkopf, das Geſpötte der Welt!“ „Und Gott?“ fragte ich. „Ein hübſcher Gott,“ hohnlachte er und zeigte dem Himmel die Fauſt, „der mir Kriegsluſt und Blindheit und dir einen Körper ohne Geiſt gegeben hat!“ Wir rangen, ich entwaffnete ihn und er ſchlug ſich in die Büſche.

Seit jenem Tage war ich ein Unglücklicher, denn Guntram hatte ausgeſprochen, was ich wußte, aber mir ſelbſt verhehlte, ſo gut es gehen wollte. Stets hörte ich das Wort Dummkopf hinter mir flüſtern, auf der Straße wie in der Schule, und meine Ohren ſchärften ſich das grauſame Wort zu vernehmen. Es mag auch ſein, daß meine Mitſchüler, über welche ich ſonſt nicht zu klagen habe, wenn ſie ſich außer dem Bereiche meines Ohres glauben, kürzehalber mich ſo nennen. Sogar das Semmelweib mit den verſchmitzten Runzeln, die Liſette, welche vor dem Collége ihre Waare vertreibt, ſucht mich zu betrügen, oft recht plump, und glaubt es zu dürfen, weil ſie mich einen Dummen nennen hört. Und doch hangt an der Mauer

des Collége Gott der Heiland, der in die Welt gekommen iſt, um Gerechtigkeit gegen Alle und Milde gegen die Schwachen zu lehren.“ Er ſchwieg und ſchien noch zudenken.

Dann fuhr er fort: „Ich will mich nicht beſſer machen, Herr Fagon, als ich bin. Auch ich habe meine böſen Stunden. Bei keinem Spiele würde ich Sonne und Schatten ungerecht vertheilen, und wie kann Gott bei dem irdiſchen Wettſpiel einem Einzelnen Bleigewichte anhängen und ihm dann zurufen: Dort iſt das Ziel: lauf mit den Andern! Oft, Herr Fagon, habe ich vor dem Einſchlafen die Hände gefaltet und den lieben Gott brünſtig angefleht, er möge, was ich eben mühſelig erlernt, während des Schlafes in meinem Kopfe wachſen und erſtarken laſſen, was ja die bloße Natur den Andern gewährt. Ich wachte auf und hatte alles vergeſſen und die Sonne erſchreckte mich.

Vielleicht,“ flüſterte er ſcheu, „thue ich dem lieben Gott Unrecht. Er hülfe gern, gütig wie er iſt, aber er hat wohl nicht immer die Macht. Wäre das nicht möglich, Herr Fagon? Wurde es dann allzu arg, beſuchte mich die Mutter im Traum und ſagte mir: „Halt aus, Julian! Es wird noch gut!“

Dieſe unglaublichen Naivetäten und kindiſchen Widerſprüche zwangen mich zu einem Lächeln, welches ein Grinſen ſein mochte. Der Knabe erſchrak über ſich ſelbſt und über mich. Dann ſagte er, als hätte er ſchon zu lange geſprochen, haſtig, nicht ohne einige Bitterkeit, denn die Zuverſicht hatte ihn im Laufe ſeiner Erzählung wieder verlaſſen: „Nun weiß jedermann, daß ich dumm bin, ſelbſt der König, und dieſem hätte ich es ſo gerne verheimlicht“ — Julian mochte auf jenen Marly anſpielen — „einzig meinen Vater ausgenommen, der nicht daran glauben will.“

„Mein Sohn,“ ſagte ich und legte die Hand auf ſeine ſchlanke Schulter, „ich philoſophire nicht mit dir. Willſt du mir aber glauben, ſo trage ich dich durch die Wellen. Wie du biſt, ich werde dich in den Port bringen. Zwar du wirſt trotz deines ſchönen Namens kein Heer und keine Flotte führen, aber du wirſt auch keine Schlacht leichtſinnig verlieren zum Schaden deines Königs und deines Vaterlandes. Dein Name wird nicht wie der deines Vaters in unſern Annalen ſtehen, aber im Buche der Gerechten, denn du kennſt die erſte Seligpreiſung, daß das Himmelreich den Armen im Geiſte gehört.

Merk' auf! Der erſte Punkt iſt: du gehſt ins Feld und kämpfſt in unſern Reihen für den König und das jetzt ſo ſchwer bedrohte Frankreich. Im Kugelregen wirſt du erfahren, ob du leben darfſt. Daß du bald hinein kommſt, dafür ſorge ich. Du bleibſt oder du kehrſt heim mit dem Selbſtvertrauen eines Braven. Ohne Selbſtvertrauen kein Mann! Niemand wird dir leicht ins Angeſicht ſpotten. Dann wirſt du ein einfacher Diener deines Königs und erfüllſt deine Pflicht aufs ſtrengſte, wie es in dir liegt. Du haſt Ehre und Treue, und deren bedarf die Majeſtät. Unter denen, die ſie umgeben, iſt kein Ueberfluß daran. Marſtall, Jagd oder Wache, ein Dienſt wird ſich finden, wie du ihn zu verrichten verſtehſt. Deine Geburt wird dich ſtatt des eigenen Verdienſtes vor Andern begünſtigen: das mache dich demüthig. Die Majeſtät, wenn ſie ſich im Rathe müde gearbeitet hat, liebt es, ein zwangloſes Wort an einen Schweigſamen und unbedingt Getreuen zu richten. Du biſt zu einfach, um dich in eine Intrigue zu miſchen; dafür wird dich keine Intrigue zu Grunde richten. Man wird, wie die Welt iſt, hinter deinem Rücken höhnen und ſpotten, aber du blickſt nicht um. Du wirſt gütig und gerecht ſein mit

deinen Knechten und keinen Tag beendigen ohne eine Wohlthat. Im übrigen: verzichte!"

Der Knabe blickte mich mit gläubigen Augen an. „Das sind Worte des Evangeliums," sagte er.

„Verzichtet nicht jedermann," scherzte ich, „selbst deine Gönnerin, Frau von Maintenon, selbst der König, auf einen Schmuck oder eine Provinz? Habe ich, Fagon, nicht ebenfalls verzichtet, vielleicht bitterer als du, wenn auch auf meine eigene Weise? Verwaist, arm, mit einem elenden Körper, der sich gerade in deinen Jahren von Tag zu Tag verwuchs und verbog, habe ich nicht eine strenge Muse gewählt, die Wissenschaft? Glaubst du, ich hatte kein Herz, keine Sinne? Ein zärtliches Herzchen, Julian! — und entsagte ein für allemal dem größten Reiz des Daseins, der Liebe, welche deinem schlanken Wuchse und deinem leeren Blondkopf nur so angeworfen wird!" Fagon trug, was ihn vielleicht in seiner Jugend schwer bedrängt hatte, mit einem so komischen Pathos vor, daß es den König belustigte und der Marquise schmeichelte.

„Ich begleitete Julian bis an die Pforte und zog ihn mit Mirabellen auf. „Ihr habt rasch gemacht," sagte ich. „Es ist so gekommen," antwortete er unbe-

fangen. Man hat ſie mit dem Geiſte gequält, ſie weinte und da faßte ich ein Vertrauen. Auch gleicht ſie meiner Mutter."

Eine Arie aus irgend einer verſchollenen Oper meiner Jugendzeit trällernd, die einzige, deren ich mächtig bin, kehrte ich zu meiner Bank vor der Orangerie zurück. Er muß gleich ins Feld, ſagte ich mir. Wenig fehlte, ich ſchlug ihm vor: ohne weiteres eines meiner Roſſe zu ſatteln und ſtracks an die Grenze zum Heere zu jagen; aber dieſer kühne Ungehorſam hätte den Knaben nicht gekleidet. Ueberdies wußte man, daß der Marſchall für einmal nur die Grenzen ſicherte und die Feſtungen in Flandern in Stand ſetzte, um vor einer entſcheidenden Schlacht nach Verſailles zurückzukehren und die endgültigen Befehle Deiner Majeſtät zu empfangen. Dann wollte ich ihn faſſen.

Als ich, die liegengebliebene Mappe noch einmal öffnend, den Inhalt zurechtſchüttelte, da, ſiehe! lag der Pentheus mit der grauſigen Felswand obenauf, den ich geſchworen hätte in die Mitte der Blätter geſchoben zu haben . . .

Wenig ſpäter begab es ſich, daß Mouton der Pudel in dem Gedränge der Rue Saint-Honoré ſeinen Herrn

ſuchend verkarrt wurde. Er ſchläft in Deinem Garten, Majeſtät, wo ihn Mouton der Menſch unter einer Catalpa beerdigte und mit ſeinem Taſchenmeſſer in die Rinde des Baumes ſchnitt: „II Moutons“.

Und wirklich lag er bald neben ſeinem Pudel. Es war Zeit. Der Trunk hatte ihn unterhöhlt und ſein Verſtand begann zu ſchwanken. Ich beobachtete ihn mitunter aus meinem Bibliotheksfenſter, wie er in ſeiner Kammer vor der Staffelei ſaß und nicht nur vernehmlich mit dem Geiſte ſeines Pudels plauderte, ſondern auch mit hündiſcher Miene gähnte oder ſchnellen Maules nach Fliegen ſchnappte, ganz in der Art ſeines abgeſchiedenen Freundes. Eine Waſſerſucht zog ihn danieder. Es ging raſch und als ich eines Tages an ſein Lager trat, in der Hand einen Löffel voll Medizin, drehte er ſeinem Wohlthäter mit einem unausſprechlichen Worte den Rücken, kehrte das Geſicht gegen die Wand und war fertig.

Es begab ſich ferner, daß der Marſchall aus dem Felde nach Verſailles zurückkehrte. Da ſein Aufenthalt kein langer ſein konnte, ergriff ich den Augenblick. Ich war entſchloſſen, Julian an der Hand vor ihn zu treten und ihm die ganze Wahrheit zu ſagen.

Ich fuhr bei den Jeſuiten vor. In der Nähe der Hauptpforte hielt das von den Dienern kaum gebändigte feurige Viergeſpann des Marſchalls, Julian erwartend, um den Knaben raſch nach Verſailles zu bringen. Das Thor des Jeſuitenhauſes öffnete ſich und Julian wankte heraus, in welchem Zuſtande! Das Haupt vorfallend, den Rücken gebrochen, die Geſtalt geknickt, auf unſichern Füßen, den Blick erloſchen, während die Augen Victor Argenſons, welcher den Freund führte, loderten wie Fackeln. Die verblüfften Diener in ihren reichen Livreen beeiferten ſich, ihren jungen Herrn raſch und behutſam in den Wagen zu heben. Ich ſprang aus dem meinigen, den Knaben von einer tückiſchen Seuche ergriffen glaubend.

„Um Gottes willen, Julian,“ ſchrie ich, „was iſt mit dir?“ Keine Antwort. Der Knabe ſtarrte mich mit abweiendem Geiſte an. Ich weiß nicht, ob er mich kannte. Ich begriff, daß der ſonſt ſchon Verſchloſſene jetzt nicht reden werde, und da überdies der Stallmeiſter drängte: „Hinein, Herr, oder zurück!“ denn die ungeduldigen Roſſe bäumten ſich, ſo ließ ich das Kind fahren, mir verſprechend, ihm bald nach Verſailles zu folgen. Schon hatte ſich um die aufregende Scene vor dem Jeſuitenhauſe ein Zuſammenlauf gebildet, deſſen Neu-

gierde ich zu entrinnen wünschte, und Victor erblickend, welcher mit leidenschaftlicher Geberde dem im Sturm davongetragenen Gespielen nachrief: „Muth, Julian! Ich werde dich rächen!“ stieß ich den Knaben vor mich in meinen Wagen und stieg ihm nach. „Wohin, Herr?“ fragte mein Kutscher. Bevor ich antwortete, schrie das geistesgegenwärtige Kind: „Ins Kloster Faubourg Saint-Antoine!“

In dem genannten Kloster hat sich, wie Ihr wisset, Sire, Euer Ideal von Polizeiminister einen stillen Winkel eingerichtet, wo er nicht überlaufen wird und heimlich für die öffentliche Sicherheit von Paris sorgen kann. „Victor,“ fragte ich durch das Geräusch der Räder, „was ist? was hat sich begeben?“

„Ein riesiges Unrecht!“ wüthete der Knabe. „Père Tellier, der Wolf, hat Julian mit Riemen gezüchtigt und er ist unschuldig! Ich bin der Anstifter! Ich bin der Thäter! Aber ich will dem Julian Gerechtigkeit verschaffen, ich fordere den Pater auf Pistolen!“ Diese Absurdität, mit dem Geständnisse Victors, das Unglück verschuldet zu haben, brachte mich dergestalt auf, daß ich ihm ohne weiteres eine salzige Ohrfeige zog. „Sehr gut!“ sagte er. „Kutscher, du schleichst wie eine Schnecke!“

Er ſteckte ihm ſein volles Beutelchen zu. „Raſch! peitſche! jage! Herr Fagon, ſeid gewiß, der Vater wird dem Julian Gerechtigkeit verſchaffen! O, er kennt die Jeſuiten, dieſe Schurken, dieſe Schufte, und ihre ſchmutzige Wäſche! Ihn aber fürchten ſie wie den Teufel!“ Ich hielt es für unnöthig, das raſende Kind weiter zu fragen, da er ja ſeine Beichte vor dem Vater ablegen würde, und die fliegenden Roſſe ſchon das ſchlechte Pflaſter der Vorſtadt mit ihren Hufen ſchlugen, daß die Funken ſpritzten. Wir waren angelangt und wurden ſogleich vorgelaſſen.

Argenſon blätterte in einem Aktenſtoß. „Wir überfallen, Argenſon!“ entſchuldigte ich.

„Nicht, nicht, Fagon,“ antwortete er mir die Hand ſchüttelnd und rückte mir einen Stuhl. Was iſt denn mit dem Jungen? Er glüht ja wie ein Ofen.“ „Vater —“ „Halt das Maul! Herr Fagon redet.“

„Argenſon,“ begann ich, „ein ſchwerer Unfall, vielleicht ein groſſes Unglück hat ſich zugetragen. Julian Rouſſlers“ — ich blickte den Miniſter fragend an — „Weiß von dem armen Knaben,“ ſagte er — „wurde bei den Jeſuiten geſchlagen und der Knabe fuhr nach Verſailles in einem Zuſtande, der, wenn ich richtig ſah,

der Anfang einer gefährlichen Krankheit ist. Victor kennt den Hergang."

„Erzähle!" gebot der Vater. „Klar, ruhig, umständlich. Auch der kleinste Punkt ist wichtig. Und lüge nicht!"

„Lügen?" rief der empörte Knabe, „werde ich da lügen, wo nur die Wahrheit hilft? Diese Schufte, die Jesuiten —"

„Die Thatsachen!" befahl der Minister mit einer Rhadamanthusmiene. Victor nahm sich zusammen und erzählte mit erstaunlicher Klarheit.

„Es war vor der Rhetorik des Père Amiel und wir steckten die Köpfe zusammen, welchen Possen wir dem Nasigen spielen würden. „Etwas Neues!" rief man von allen Seiten, „etwas noch nicht Dagewesenes! eine Erfindung!" Da fiel uns ein —"

„Da fiel mir ein," verbesserte der Vater.

„— mir ein, Julian, der so hübsch zeichnet, zu bitten, uns etwas mit der Kreide an die schwarze Tafel zu malen. Ich legte ihm, der auf seiner Bank über den Büchern saß, eine Lektion einlernend — er lernt so unglaublich schwer — den Arm um den Hals. „Zeichne uns etwas!" schmeichelte ich. „Ein Rhinoceros!" Er schüttelte den Kopf. „Ich merke," sagte

er, „ihr wollt damit nur den guten Pater ärgern, und da thue ich nicht mit. Es iſt eine Grauſamkeit. Ich zeichne euch keine Naſe!“

„Aber einen Schnabel, eine Schleiereule, du machſt die Eulen ſo komiſch!“

„Auch keinen Schnabel, Victor.“

Da ſann ich ein wenig und hatte einen Einfall.“ Der Miniſter runzelte ſeine pechſchwarze Braue. Victor fuhr mit dem Muthe der Verzweiflung fort: „„Zeichne uns ein Bienchen, Julian,“ ſagte ich, „du kannſt das ſo allerliebſt!“ „Warum nicht?“ antwortete er dienſtfertig und zeichnete mit ſorgfältigen Zügen ein nettes Bienchen auf die Tafel.

„Schreibe etwas bei!“

„Nun ja, wenn du willſt,“ ſagte er und ſchrieb mit der Kreide: „abeille.“

„Ach, du haſt doch gar keine Einbildungskraft, Julian! Das lautet trocken.“

„Wie ſoll ich denn ſchreiben, Victor?“

„Wenigſtens das Honigthierchen, bête à miel.““

Der Miniſter begriff ſofort das alberne Wortſpiel: bête à miel und bête Amiel. „Da haſt du etwas dafür!“ rief er empört und gab dem Erfinder des

Calembourgs eine Ohrfeige, gegen welche die meinige eine Liebkoſung geweſen war.

„Sehr gut!“ ſagte der Knabe, dem das Ohr blutete.

„Weiter! und mach' es kurz!“ befahl der Vater, „damit du mir aus den Augen kommſt!“

„— In dieſem Augenblick trat Père Amiel ein, ſchritt auf und nieder, beſchnüffelte die Tafel, verſtand und that dergleichen, der Schäfer, als ob er nicht verſtünde. Aber: „Bête Amiel! dummer Amiel!“ ſcholl es erſt vereinzelt, dann aus mehreren Bänken, dann vollſtimmig, „bête Amiel! dummer Amiel!“

Da — Schrecken — wurde die Thür aufgeriſſen. Es war der reißende Wolf, der Père Tellier. Er hatte durch die Corridore ſpionirt und zeigte jetzt ſeine teufliſche Fratze.

„Wer hat das gezeichnet?“

„Ich,“ antwortete Julian feſt. Er hatte ſich die Ohren verhalten, ſeine Lektion zu ſtudiren fortfahrend, und verſtand und begriff, wie er ja überhaupt ſo ſchwer begreift, nichts von nichts.

„Wer hat das geſchrieben?“

„Ich,“ ſagte Julian.

Der Wolf that einen Sprung gegen ihn, riß den Ver-

bluſſten empor, preßte ihn an ſich, ergriff einen Bücherriemen und —“ Dem Erzählenden verſagte das Wort.

„Und du haſt geſchwiegen, elende Memme?“ donnerte der Miniſter. „Ich verachte dich! Du biſt ein Lump!“

„Geſchrieen habe ich wie einer, den ſie morden,“ rief der Knabe, „ich war es! ich! ich!“ Auch Père Amiel hat ſich an den Wolf geklammert, die Unſchuld Julians betheuernd. Er hörte es wohl, der Wolf! Aber mir krümmte er kein Haar, weil ich dein Sohn bin und dich die Jeſuiten fürchten und achten. Den Marſchall aber haſſen ſie und fürchten ihn nicht. Da mußte der Julian herhalten. Aber ich will dem Wolf mein Meſſer“ — der Knabe langte in die Taſche — „zwiſchen die Rippen ſtoßen, wenn er nicht —“

Der geſtrenge Vater ergriff ihn am Kragen, ſchleppte ihn gegen die Thüre, öffnete ſie, warf ihn hinaus und riegelte. Im nächſten Augenblicke ſchon wurde draußen mit Fäuſten gehämmert und der Knabe ſchrie: „Ich gehe mit zum Père Tellier! Ich trete als Zeuge auf und ſage ihm: Du biſt ein Ungeheuer!“

„Im Grunde, Fagon,“ wendete ſich der Miniſter kaltblütig gegen mich, ohne ſich an das Gepolter zu keh-

ren, „hat der Junge Recht: wir Beide suchen den Vater auf, ohne Verzug, fallen ihn mit der nackten Wahrheit an, breiten sie wie auf ein Tuch vor ihm aus und nöthigen ihn mit uns zu Julian zu gehen, heute noch, sogleich, und in unsrer Gegenwart dem Mißhandelten Abbitte zu thun.“ Er blickte nach einer Stockuhr. „Halb zwölf. Père Tellier hält seine Bauerzeiten fest. Er speist Punkt Mittag mit Schwarzbrot und Käse. Wir finden ihn.“

Argenson zog mich mit sich fort. Wir stiegen ein und rollten.

„Ich kenne den Knaben,“ wiederholte der Minister. „Nur eines ist mir in seiner Geschichte unklar. Es ist Thatsache, daß die Väter damit anfingen, ihn zu hätscheln und in Baumwolle einzuwickeln. Seine Kameraden, auch mein Halunke, haben sich oft darüber aufgehalten. Ich begreife, daß die Väter, wie sie beschaffen sind, das Kind hassen, seit der Marschall das Mißgeschick hatte, sie zu entlarven. Aber warum sie, denen der Marschall gleichgültig war, einen Vortheil darin fanden, das Kind zuerst über die dem Schwachen gebührende Schonung hinaus zu begünstigen, das entgeht mir.“

„Hm," machte ich.

„Und gerade das muß ich wissen, Jagon."

„Nun denn, Argenson," begann ich mein Bekenntniß — auch Dir, Majestät, lege ich es ab, denn Dich zumeist habe ich beleidigt — „da ich Julian bei den Vätern um jeden Preis warm betten wollte und ihm keine durchschlagende Empfehlung wußte — man plaudert ja zuweilen ein bischen und so erzählte ich den Vätern Rapin und Bouhours, die ich in einer Damengesellschaft fand, Julians Mutter sei Dir, dem Könige, eine angenehme Erscheinung gewesen. Die reine Wahrheit. Kein Wort darüber hinaus, bei meiner Ehre, Argenson!" Dieser verzog das Gesicht.

Du, Majestät, zeigst mir ein finsteres und ungnädiges. Aber, Sire, trage ich die Schuld, wenn die Einbildungskraft der Väter Jesuiten das Reinste ins Zweideutige umarbeitet?

„Als sie dann," fuhr ich fort, „den Marschall zu hassen und sich für ihn zu interessiren begannen, lauschten und forschten sie nach ihrer Weise, erfuhren aber nichts, als daß Julians Mutter das reinste Geschöpf der Erde war, bevor sie der Engel wurde, der jetzt über die Erde lächelt. Leider kamen die Väter zur Ueber-

zeugung ihres Irrthums gerade, da das Kind desſelben am meiſten bedurft hätte.“ Argenſon nickte.

„Fagon,“ ſagte der König faſt ſtrenge, „das war deine dritte und größte Freiheit. Spielteſt du ſo leichtſinnig mit meinem Namen und dem Rufe eines von dir angebeteten Weibes, hätteſt du mir wenigſtens dieſen Frevel verſchweigen ſollen, ſelbſt wenn deine Geſchichte dadurch unverſtändlicher geworden wäre. Und ſage mir, Fagon: haſt du da nicht nach dem verrufenen Satze gehandelt, daß der Zweck die Mittel heilige? Biſt du in den Orden getreten?“

„Wir alle ſind es ein bischen, Majeſtät,“ lächelte Fagon und fuhr fort:

„Mitte Weges begegneten wir dem Père Amiel, der wie ein Unglücklicher umherirrte und meinen Wagen erkennend, ſich ſo verzweifelt geberdete, daß ich halten ließ. Am Kutſchenſchlage entwickelte er ſeine närriſche Mimik und war im Augenblicke von einem Kreiſe toll lachender Gaſſenjungen umgeben. Ich hieß ihn einſteigen.

„Der Mutter Gottes ſei gedankt, daß ich Euch finde, Herr Fagon! Dem Julian, welchen Ihr beſchützet, iſt ein Leid geſchehen, und unſchuldig iſt er, wie der zerſchmetterte kleine Aſtyanax!“ deklamirte der Naſige.

„Wenn Ihr, Herr Fagon, den seltsamen Blick gesehen hättet, welchen der Knabe gegen seinen Henker erhob, diesen Blick des Grauens und der Todesangst!“ Père Amiel schöpfte Athem. „Flöhe ich über Meer, mich verfolgte dieser Blick! Begrübe ich mich in einen finstern Thurm, er dränge durch die Mauer! Verkröche ich mich —“

„Wenn Ihr Euch nur nicht verkriechet, Professor,“ unterbrach ihn der Minister, „jetzt, da es gilt, dem Père Tellier — denn zu diesem fahren wir und Ihr fahret mit — ins Angesicht Zeugniß abzulegen! Habt Ihr den Muth?“

„Gewiß, gewiß!“ betheuerte Père Amiel, der aber merklich erblaßte und in seiner Soutane zu schlottern begann. Père Tellier ist selbst in seinem feinen Orden als ein Roher und Gewaltsamer gefürchtet.

Da wir am Professhause ausstiegen, Père Amiel den Vortritt gebend, sprang Victor vom Wagenbrett, wo er neben dem Bedienten die Fahrt aufrecht mitgemacht hatte. „Ich gehe mit!“ trotzte er. Argenson runzelte die Stirn, ließ es aber zu, nicht unzufrieden, einen zweiten Zeugen mitzubringen.

Père Tellier verleugnete sich nicht. Argenson be-

deutete den Pater und den Knaben, im Vorzimmer zurückzubleiben. Sie gehorchten, jener erleichtert, dieser unmuthig. Der Pater Rektor bewohnte eine dürftige, ja armselige Kammer, wie er auch eine verbrauchte Soutane trug, Tag und Nacht dieselbe. Er empfing uns mit gekrümmtem Rücken und einem falschen Lächeln in den ungeschlachten und wilden Zügen. „Womit diene ich meinen Herrn?“ fragte er süßlich grinsend.

„Hochwürden,“ antwortete Argenson und wies den gebotenen Stuhl, der mit Staub bedeckt war und eine zerbrochene Lehne hatte, zurück, „ein Leben steht auf dem Spiel. Wir müssen eilen es zu retten. Heute wurde der junge Boufflers im Collegium irrthümlich gezüchtigt. Irrthümlich. Ein durchtriebener Range hat den beschränkten Knaben etwas auf die Tafel zeichnen und schreiben lassen, das sich zu einer albernen Verspottung des Père Amiel gestaltete, ohne daß Julian Boufflers die leiseste Ahnung hatte, wozu er mißbraucht wurde. Es ist leicht zu beweisen, daß er der einzige seiner Klasse war, der solche Possen tadelte und nach Kräften verhinderte. Hätte er den fraglichen Streich in seinem Blondkopfe ersonnen, dann war die Züchtigung eine zweifellos verdiente. So aber ist sie eine fürchter-

liche Ungerechtigkeit, die nicht ſchnell und nicht voll genug geſühnt werden kann. Dazu kommt noch etwas unendlich Schweres. Der mißverſtändlich Gezüchtigte, ein Kind an Geiſt, hatte die Seele eines Mannes. Man glaubte einen Jungen zu ſtrafen und hat einen Edelmann mißhandelt."

„Ei, ei," erſtaunte der Pater, „was Excellenz nicht alles ſagen! Kann eine einfache Sache ſo verdreht werden? Ich gehe durch die Corridore. Das iſt meine Pflicht. Ich höre Lärm in der Rhetorik. Père Aniel iſt ein Gelehrter, der den Orden ziert, aber er weiß ſich nicht in Reſpekt zu ſetzen. Unſre Väter lieben es nicht, körperlich zu züchtigen, aber das konnte nicht länger gehn, ein Exempel mußte ſtatuirt werden. Ich trete ein. Eine Sottiſe ſteht auf der Tafel. Ich unterſuche. Beufflers bekennt. Das Uebrige verſtand ſich.

Unbegabt? beſchränkt? Im Gegentheil, durchtrieben iſt er, ein Tuckmäuſer. Stille Waſſer ſind tief. Was ihm mangelt, iſt die Aufrichtigkeit, er iſt ein Heuchler und Gleißner. Hat's geſchmerzt? O die zarte Haut! Ein Herrenſöhnchen, wie? Thut mir leid, wir Väter Jeſu kennen kein Anſehn der Perſon. Auch hat uns der Marſchall ſelbſt gebeten, ſein Kind nicht zu verziehn. Ich war älter als jener, da ich meine letzten und beſten

Streiche erhielt, im Seminar, vierzig weniger einen wie Sankt Paulus, der auch ein Edelmann war. Bin ich draufgegangen? Ich rieb mir die Stelle, mit Züchten geredet, und mir war wohler als zuvor. Und ich war unschuldig," von der Unschuld dieses Verstockten aber überzeugt mich niemand!"

„Vielleicht doch, Hochwürden!" sagte Argenson und rief die zwei Harrenden herein.

„Victor," blickte der Jesuit den eintretenden Knaben an, „du hast es nicht gethan! Für dich stehe ich. Du bist ein gutartiges Kind. Ein Dummkopf wärest du, dich für schuldig zu erklären, den niemand anklagt!"

Victor, der in trotzigster Haltung nahte, schaute dem Unhold tapfer ins Gesicht, aber der Muth sank ihm. Sein Herz erbebte vor der wachsenden Wildheit dieser Züge und den funkelnden Wolfsaugen.

Er machte rasch. „Ich habe den Julian verleitet, der nichts davon verstand," sagte er. „Das schrie ich Euch in die Ohren, aber Ihr wolltet nicht hören, weil Ihr ein Bösewicht seid!"

„Genug!" befahl Argenson und wies ihm die Thüre. Er ging nicht ungern. Er begann sich zu fürchten.

„Père Amiel," wandte sich der Minister gegen

dieſen. „Hand aufs Herz, konnte Julian das Wortſpiel erfinden?“

Der Pater zauderte, mit einem bangen Blick auf den Rektor. „Muth, Pater,“ flüſterte ich. „Ihr ſeid ein Ehrenmann!“

„Unmöglich, Excellenz, wenn nicht Achill eine Memme und Therſites ein Held war!“ betheuerte Père Amiel, ſich mit ſeiner Rhetorik ermuthigend. „Julian iſt ſchuldlos wie der Heiland!“

Das erdfarbene Geſicht des Rektors verzerrte ſich vor Wuth. Er war gewohnt, im Collegium blinden Gehorſam zu finden und ertrug nicht den geringſten Widerſpruch.

„Wollt Ihr kritiſiren, Bruder?“ ſchäumte er. „Kritiſirt zuerſt Euer tolles Fratzenſpiel, das Euch dem Dümmſten zum Spotte macht! Ich habe den Knaben gerecht behandelt!“

Dieſe Herabwürdigung ſeiner Mimik brachte den Pater gänzlich außer ſich und ließ ihn für einen Augenblick alle Furcht vergeſſen. „Gerecht?“ jammerte er. „Daß Gott erbarm'! Wie oft hab' ich Euch gebeten, dem Unvermögen des Knaben Rechnung zu tragen und ihn nicht zu zerſtören! Wer antwortete mir: „Meinethalben gehe er drauf!“ wer hat das geſprochen?“

„Mentiris impudenter!“ heulte der Wolf.

„Mentiris impudentissime, pater reverende!“ überſchrie ihn der Naſige, an allen Gliedern zitternd.

„Mir aus den Augen!“ herrſchte der Rektor, mit dem Finger nach der Thüre weiſend, und der kleine Pater rettete ſich, ſo geſchwind er konnte.

Da wir wieder zu Dreien waren, „Hochwürden,“ ſprach der Miniſter ernſt, „es wurde der Vorwurf gegen Euch erhoben, den Knaben zu haſſen. Eine ſchwere Anklage! Widerlegt und beſchämt dieſelbe, indem Ihr mit uns geht und Julian Abbitte thut. Niemand wird dabei zugegen ſein, als wir Zwei.“ Er deutete auf mich. „Das genügt. Dieſer Herr iſt der Leibarzt des Königs und um die Geſundheit des Knaben in ſchwerer Sorge. Ihr entfärbet Euch? Laßt es Euch koſten und bedenket: Der, deſſen Namen Ihr traget, gebietet, die Sonne nicht über einem Zorne untergehen zu laſſen, wieviel weniger über einer Ungerechtigkeit!“

Ein Unrecht bekennen und ſühnen! Der Jeſuit knirſchte vor Ingrimm.

„Was habe ich mit dem Nazarener zu ſchaffen?“ läſterte er, in verwundetem Stolze ſich aufbäumend, und der Häßliche ſchien gegen die Decke zu wachſen wie ein

Tämon. „Ich bin der Kirche! Nein, des Ordens! . . . Und was habe ich mit dem Knaben zu schaffen? Nicht ihn hasse ich, sondern seinen Vater, der uns verleumdet hat! verleumdet! schändlich verleumdet!“

„Nicht der Marschall,“ sagte ich verdutzt, „sondern mein Laboratorium hat die Väter — verleumdet.“

„Fälschung! Fälschung!“ tobte der Rektor. „Jene Briefe wurden nie geschrieben! Ein teuflischer Betrüger hat sie untergeschoben!“ und er warf mir einen mörderischen Blick zu.

Ich war betroffen, ich gestehe es, über diese Macht und Gewalt. Thatsachen zu vernichten, Wahrheit in Lüge und Lüge in Wahrheit zu verwandeln.

Père Tellier rieb sich die eiserne Stirn. Dann veränderte er das Gesicht und beugte sich vor dem Minister halb kriechend, halb spöttisch: „Excellenz, ich bin Euer gehorsamer Diener, aber Ihr begreift: ich kann die Gesellschaft nicht so tief erniedrigen, einem Knaben Abbitte zu leisten.“

Argenson wechselte den Ton nicht minder gewandt. Er stellte sich neben Tellier mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung in den Mundwinkeln. Der Pater bot das Ohr.

„Seid Ihr gewiß," wisperte der Minister, „daß Ihr den Sohn des Marschalls gepriesen habt, und nicht das edelste Blut Frankreichs?"

Der Pater zuckte zusammen. „Es ist nichts daran," wisperte er zurück. „Ihr narrt mich, Argenson."

„Ich habe keine Gewißheit. In solchen Dingen giebt es keine. Aber die bloße Möglichkeit würde Euch als — Ihr wißt, was ich meine und wozu Ihr vorgeschlagen seid — unmöglich machen."

Ich glaubte zu sehen, wie Hochmuth und Ehrgeiz sich in den düstern Zügen Eures Beichtvaters bekämpften, aber ich konnte den Sieger nicht errathen.

„Ich denke, ich gehe mit den Herren," sagte Père Tellier.

„Kommt, Pater!" drängte der Minister und streckte die Hand gegen ihn aus.

„Aber ich muß die Soutane wechseln. Ihr seht, diese ist geflickt, und ich könnte in Versailles der Majestät begegnen." Er öffnete ein Nebenzimmer.

Argenson blickte ihm über die Schulter und sah in einen niedern Verschlag mit einem nackten Schragen und einem wurmstichigen Schreine.

„Mit Vergunst, Herrn," lispelte der Jesuit schämig.

„ich habe mich noch nie vor weltlichen Augen umgekleidet.“

Argenſon faßte ihn an der Soutane. „Ihr haltet Wort?“

Père Tellier ſtreckte drei ſchmutzige Finger gegen etwas Heiliges, das im Dunkel einer Ecke klebte, entſchlüpfte und ſchloß die Thür bis auf eine kleine Spalte, welche Argenſon mit der Fußſpitze offen hielt.

Wir hörten den Schrank öffnen und ſchließen. Zwei ſtille Minuten verſtrichen. Argenſon ſtieß die Thüre auf. Weg war Père Tellier. Hatte er der Einflüſterung Argenſons nicht geglaubt und nur die Gelegenheit ergriffen, aus unſerer Gegenwart zu entrinnen? Oder hatte er ſie geglaubt, der eine Dämon ſeines Ordens aber den andern, der Stolz den Ehrgeiz überwältigt? Wer blickt in den Abgrund dieſer finſtern Seele?

„Meineidiger!“ fluchte der Miniſter, öffnete den Schrein, erblickte eine Treppe und ſtürzte ſich hinab. Ich ſtolperte und fiel mit meiner Krücke nach. Unten ſtanden wir vor den höchlich erſtaunten Mienen eines vornehmen Novizen mit den feinſten Manieren, welcher auf unſere Frage nach dem Pater beſcheiden erwiderte,

ſeines Wiſſens ſei derſelbe vor einer Viertelſtunde in Geſchäften nach Rouen verreiſt.

Argenſon gab jede Verfolgung auf. „Eher ſchleppte ich den Cerberus aus der Hölle, als dieſes Ungeheuer nach Verſailles! . . . Ueberdies, wo ihn finden in den hundert Schlupfwinkeln der Geſellſchaft? Ich gehe. Schickt nach friſchen Pferden, Fagon, und eilet nach Verſailles. Erzählt alles der Majeſtät. Sie wird Julian die Hand geben und zu ihm ſprechen: Der König achtet dich, dir geſchah zu viel! und der Knabe iſt ungegeißelt.“ Ich gab ihm Recht. Das war das Beſte, das einzig gründlich Heilſame, wenn es nicht zu ſpät kam.“

Fagon betrachtete den König unter ſeinen buſchigen greiſen Brauen hervor, welchen Eindruck auf dieſen die ihm entgegengehaltene Larve ſeines Beichtigers gemacht hätte. Nicht daß er ſich ſchmeichelte, Ludwig werde ſeine Wahl widerrufen. Warnen aber hatte er den König wollen vor dieſem Feinde der Menſchheit, der mit ſeinen Dämonenflügeln das Ende einer glänzenden Regierung verſchatten ſollte. Allein Fagon las in den Zügen des Allerchriſtlichſten nichts als ein natürliches Mitleid mit dem Looſe des Sohnes einer Frau, die dem Gebieter flüchtig gefallen hatte, und das Behagen

an einer Erzählung, deren Wege wie die eines Gartens in einen und denſelben Mittelpunkt zuſammenliefen: der König, immer wieder der König!

„Weiter, Jagon,“ bat die Majeſtät, und dieſer gehorchte, gereizt und in verſchärfter Laune.

„Da die Pferde vor einer Viertelſtunde nicht anlangen konnten, trat ich bei einem dem Profeßhauſe gegenüber wohnenden Bader, meinem Klienten, ein und beſtellte ein laues Bad, denn ich war angegriffen. Während das Waſſer meine Lebensgeiſter erfriſchte, machte ich mir die herbſten Vorwürfe, den mir anvertrauten Knaben vernachläſſigt und ſeine Befreiung verſchoben zu haben. Nach einer Weile ſtörte mich durch die dünne Wand ein unmäßiges Geplauder. Zwei Mädchen aus dem untern Bürgerſtande badeten nebenan. „Ich bin ſo unglücklich!“ ſchwatzte die eine und kramte ein dummes Liebesgeſchichtchen aus, „ſo unglücklich!“. Eine Minute ſpäter kicherten ſie zuſammen. Während ich meine Läſſigkeit verklagte und eine centnerſchwere Laſt auf dem Gewiſſen trug, ſchäkerten und beſpritzten ſich neben mir zwei leichtfertige Nymphen.

In Verſailles —“

König Ludwig wendete ſich jetzt gegen Dubois, den

Kammerdiener der Marquise, der, leise eingetreten, flüsterte: „Die Tafel der Majestät ist gedeckt" „Du störst, Dubois," sagte der König, und der alte Diener zog sich zurück mit einem leisen Ausdrucke des Erstaunens in den geschulten Mienen, denn der König war die Pünktlichkeit selber.

„In Versailles," wiederholte Fagon, „fand ich den Marschall tafelnd mit einigen seiner Standesgenossen. Da war Villars, jeder Zoll ein Prahler, ein Heros, wie man behauptet und ich nicht widerspreche, und der unverschämteste Bettler, wie Du ihn kennst, Majestät; da war Villeroy, der Schlachtenverlierer, der nichtigste der Sterblichen, der von den Abfällen Deiner Gnade lebt, mit seinem unzerstörlichen Dünkel und seinen großartigen Manieren; Grammont mit dem vornehmen Kopfe, der mich gestern in Deinem Saale, Majestät, und an Deinen Spieltischen mit gezeichneten Karten betrogen hat, und Lauzun, der unter seiner sanften Miene gründlich Verbitterte und Boshafte. Vergieb, ich sah Deine Höflinge verzerrt im grellen Lichte meiner Herzensangst. Auch die Gräfin Mimeure war geladen und Mirabelle, die neben Villeroy saß, welcher dem armen Kinde mit seinen siebzigjährigen Geckereien angst und bange machte.

Julian war von ſeinem Vater zur Tafel befohlen und bleich wie der Tod. Ich ſah, wie ihn der Froſt ſchüttelte und betrachtete unverwandt das Opfer mit heiliger Scheu.

Das Geſpräch — giebt es beſchleunigende Dämonen, die den Steigenden ſtürmiſch emporheben und den Gleitenden mit grauſamen Füßen in die Tiefe ſtoßen? — das Geſpräch wurde über die Disciplinarſtrafen im Heere geführt. Man war verſchiedener Meinung. Es wurde geſtritten, ob überhaupt körperlich gezüchtigt werden ſolle, und wenn ja, mit welchem Gegenſtande, mit Stock, Riemen oder flacher Klinge. Der Marſchall, menſchlich wie er iſt, entſchied ſich gegen jede körperliche Strafe, außer bei unbedingt entehrenden Vergehen, und Grammont, der falſche Spieler, ſtimmte ihm bei, da die Ehre, wie Boileau ſage, eine Inſel mit ſchroffen Borden ſei, welche, einmal verlaſſen, nicht mehr erklommen werden könne. Villars geberdete ſich, wenn ich es ſagen ſoll, wie ein Halbnarr und erzählte, einer ſeiner Grenadiere habe, wahrſcheinlich ungerechterweiſe gezüchtigt, ſich mit einem Schuſſe entleibt, und er — Marſchall Villars — habe in den Tagesbefehl geſetzt: Lafleur hätte Ehre beſeſſen auf ſeine Weiſe. Das Geſpräch kreuzte ſich. Der Knabe folgte

ihm mit irren Augen. „Schläge," „Ehre," „Ehre," „Streiche" ſcholl es hin- und herüber. Ich flüſterte dem Marſchall ins Ohr: „Julian iſt leidend, er ſoll zu Bette." „Julian darf ſich nicht verwöhnen," erwiderte er. „Der Knabe wird ſich zuſammennehmen. Auch wird die Tafel gleich aufgehoben." Jetzt wendete ſich der galante Villeroy gegen ſeine ſchüchterne Nachbarin. „Gnädiges Fräulein," näſelte er und ſpreizte ſich, „ſprecht und wir werden ein Orakel vernehmen!" Mirabelle, ſchon auf Kohlen ſitzend, überdies geängſtigt durch das entſetzliche Ausſehen Julians, verfiel natürlich in ihre Gewöhnung und antwortete: „Körperliche Gewaltthat erträgt kein Unterthan des ſtolzeſten der Könige: ein ſo Gebrandmarkter lebt nicht länger!" Villeroy klatſchte Beifall und küßte ihr den Nagel des kleinen Fingers. Ich erhob mich, faßte Julian und riß ihn weg. Dieſer Aufbruch blieb faſt unbemerkt. Der Marſchall mag denſelben bei ſeinen Gäſten entſchuldigt haben.

Während ich den Knaben entkleidete — er ſelbſt kam nicht mehr damit zuſtande — ſagte er: „Herr Fagon, mir iſt wunderlich zu Muthe. Meine Sinne verwirren ſich. Ich ſehe Geſtalten. Ich bin wohl krank. Wenn ich ſtürbe —" er lächelte. „Wiſſet Ihr, Herr

Jagen, was heute bei den Jeſuiten geſchehen iſt? Laſſet meinen Vater nichts davon wiſſen! nie! nie! Es würde ihn tödten!" Ich verſprach es ihm und hielt Wort, obgleich es mich koſtete. Noch zur Stunde ahnt der Marſchall nichts davon.

Den Kopf ſchon im Kiſſen, bot mir Julian die glühende Hand. „Ich danke Euch, Herr Jagon . . . für alles . . . Ich bin nicht undankbar, wie Monton."

Seine Majeſtät zu bemühen, war jetzt überflüſſig. In der nächſten Viertelſtunde ſchon redete Julian irre. Prozeß und Urtheil lagen in den Händen der Natur. Die Fieber wurden heftig, der Puls jagte. Ich ließ mir ein Feldbett in der geräumigen Kammer aufſchlagen und blieb auf dem Poſten. In das anſtoßende Zimmer hatte der Marſchall ſeine Kappen und Karten tragen laſſen. Er verließ ſeinen Arbeitstiſch ſtündlich, um nach dem Knaben zu ſehen, welcher ihn nicht erkannte. Ich warf ihm feindſelige Blicke zu. „Jagon, was haſt du gegen mich?" fragte er. Ich mochte ihm nur nicht antworten.

Der Knabe phantaſirte viel, aber im Bereiche ſeines lodernden Blickes ſchwebten nur freundliche und aus dem Leben entſchwundene Geſtalten. Monton erſchien und

auch Mouton der Pudel ſprang auf das Bette. Am dritten Tage ſaß die Mutter neben Julian.

Drei Beſuche hat er erhalten. Victor kratzte an die Thüre und brach, von mir eingelaſſen, in ein ſo erſchütterndes Wehgeſchrei aus, daß ich ihn wegſchoſſen mußte. Dann klopfte der Finger Mirabellens. Sie trat an das Lager Julians, der eben in einem unruhigen Halbſchlummer lag, und betrachtete ihn. Sie weinte wenig, ſondern drückte ihm einen brünſtigen Kuß auf den dürren Mund. Julian fühlte weder den Freund noch die Geliebte.

Unverſehens meldete ſich auch Père Amiel, den ich nicht abwies. Da ihn der Kranke mit fremden Augen anſtarrte, ſprang er poſſirlich vor dem Bette herum und rief: „Kennſt du mich nicht mehr, Julian, deinen Père Amiel, den kleinen Amiel, den Naſen Amiel? Sage mir nur mit einem Wörtchen, daß du mich lieb haſt!“ Der Knabe blieb gleichgültig. Giebt es elyſiſche Gefilde, denke ich dort den Père zu finden, ohne langen Hut, mit proportionirter Naſe, und Hand in Hand mit ihm einen Gang durch die himmliſchen Gärten zu thun.

Am vierten Abende ging der Puls raſend. Ein Ge-

hirnſchlag konnte jeden Augenblick eintreten. Ich trat hinüber zum Marſchall.

„Wie ſteht es?“

„Schlecht.“

„Wird Julian leben?“

„Nein. Sein Gehirn iſt erſchöpft. Der Knabe hat ſich überarbeitet.“

„Das wundert mich,“ ſagte der Marſchall, „ich wußte das nicht.“ In der That, ich glaube, daß er es nicht wußte. Meine Langmuth war zu Ende. Ich ſagte ihm ſchonungslos die Wahrheit und warf ihm vor, ſein Kind vernachläſſigt und zu deſſen Tode geholfen zu haben. Das Golgatha bei den Jeſuiten verſchwieg ich. Der Marſchall hörte mich ſchweigend an, den Kopf nach ſeiner Art etwas auf die rechte Seite geneigt. Seine Wimper zuckte und ich ſah eine Thräne. Endlich erkannte er ſein Unrecht. Er faßte ſich mit der Selbſtbeherrſchung des Kriegers und trat in das Krankenzimmer.

Der Vater ſetzte ſich neben ſeinen Knaben, der jetzt unter dem Druck entſetzlicher Träume lag. „Ich will ihm wenigſtens,“ murmelte der Marſchall, „das Sterben erleichtern, was an mir liegt. „Julian!“ ſprach er in ſeiner beſtimmten Art. Das Kind erkannte ihn.

„Julian, du mußt mir schon das Opfer bringen, deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluste erlitten, und auch der Jüngste muß jetzt seine Pflicht thun.“ Diese Rede verdoppelte die Reiselust eines Sterbenden . . . Einkauf von Rossen . . . Aufbruch . . . Ankunft im Lager . . . Eintritt in die Schlachtlinie . . . Das Auge leuchtete, aber die Brust begann zu röcheln. „Die Agonie!“ flüsterte ich dem Marschall zu.

„Dort die englische Fahne! Nimm sie!“ befahl der Vater. Der sterbende Knabe griff in die Luft. „Vive le roi!“ schrie er und sank zurück wie von einer Kugel durchbohrt.“

Fagon hatte geendet und erhob sich. Die Marquise war gerührt. „Armes Kind!“ seufzte der König und erhob sich gleichfalls.

„Warum arm,“ fragte Fagon heiter, „da er hingegangen ist als ein Held?“

Conr. Ferd. Meyer's Schriften.

Novellen. 2 Bde. Jeder Band geheftet ℳ 4. —
gebunden ℳ 5. —

Inhalt:

I. Das Amulet. — Der Schuß von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page.

II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. 10. Auflage.
geheftet ℳ 4. —
gebunden ℳ 5. —

Der Heilige. Novelle. 7. Auflage. geheftet ℳ 3. —
gebunden ℳ 4. —

Gedichte. 3. Auflage. geheftet ℳ 4. —
gebunden ℳ 5. —

Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung. 6. Auflage.
geheftet ℳ 3. —
gebunden ℳ 4. —

Engelberg. Eine Dichtung. 2. Auflage. geheftet ℳ 2. —
gebunden ℳ 3. —

Thomas à Becket, the Saint. A Novel. Translated by M. von Wendheim.
geheftet ℳ 3. —
gebunden ℳ 4. —

Versuchung des Pescara. geheftet ℳ 4. —
gebunden ℳ 5. —

Novellen. Einzelausgaben.

Das Amulet. 3. Auflage. geheftet ℳ 1. —
gebunden ℳ 1. 40

Der Schuß von der Kanzel. 3. Auflage. geheftet ℳ 1. —
gebunden ℳ 1. 40

Plautus im Nonnenkloster. geheftet ℳ 1. —
gebunden ℳ 1. 40

Gustav Adolf's Page. geheftet ℳ 1. —
gebunden ℳ 1. 40

Das Leiden eines Knaben. 2. Auflage. geheftet ℳ 2. —
gebunden ℳ 3. —

Die Hochzeit des Mönchs. 3. Auflage. geheftet ℳ 2. —
gebunden ℳ 3. —

Die Richterin. 2. Auflage. geheftet ℳ 2. —
gebunden ℳ 3. —

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Die Verſuchung

des

Pescara.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer

Leipzig,

Verlag von H. Haeſſel.

1887.

Alle Rechte vorbehalten.

Erſtes Capitel.

In einem Saale des mailändiſchen Caſtelles ſaß der junge Herzog Sforza über den Staatsrechnungen. Neben ihn hatte ſich ſein Kanzler geſtellt und erklärte die Zahlen mit gleitendem Finger.

„Eine furchtbare Ziffer!“ ſeufzte der Herzog und entſetzte ſich vor der Summe, welche die mit Eile betriebenen Feſtungsarbeiten verſchlungen hatten. „Wie viele Schweißtropfen meiner armen hungernden Lombarden!“ Und um dem Anblick der verhängnisvollen Zahl zu entrinnen, ließ er die melancholiſchen Augen über die Wände laufen, die mit hellfarbigen Fresken bedeckt waren.

Links von der Thür hielt Bacchus ein Gelag mit ſeinem mythologiſchen Geſinde, und rechts war als Gegenſtück die Speiſung in der Wüſte behandelt von einer flotten, aber gedankenloſen, den heiligen Gegenſtand bis an die Grenzen der Ausgelaſſenheit verweltlichen-

den Hand. Oben auf der Höhe, klein und kaum ſichtbar, ſaß der göttliche Wirth, während ſich im Vordergrunde eine luſtige Geſellſchaft ausbreitete, die an Tracht und Miene nicht übel einer Mittag haltenden lombardiſchen Schnitterbande glich und zum Lachen alle Gebärden eines geſunden Appetites verſinnlichte.

Der Blick des Herzogs und der demſelben aufmerkſam folgende ſeines Kanzlers fielen auf ein ſchäkerndes Mädchen, das, einen großen Korb am Arme, wohl um die überbleibenden Brocken zu ſammeln, ſich von dem neben ihr gelagerten Jüngling umfangen und einen geröſteten Fiſch zwiſchen das blendend blanke Gebiß ſchieben ließ. „Die da wenigſtens verhungert noch nicht," ſcherzte der Kanzler mit muthwilligen Augen.

Ein trübes Lächeln bildete und verflüchtigte ſich auf dem feinen Munde des Herzogs. „Warum Feſtungen bauen?" kam er auf den Gegenſtand ſeiner Sorge zurück. „Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft! Pescara, der große Belagerer, wird ſie ſchnell wegnehmen und mir dann noch die Kriegskoſten aufſalzen. Höre, Girolamo," und er richtete ſeinen binſenſchlanken Körper in die Höhe, „laß mich weg aus deinen geheimen Bündniſſen und Artikeln, du unermüdlicher Zettler! Ich will nichts

davon wiſſen. Du richteſt mich und meine Lombarden zu Grunde, du Strafe Gottes! Ich will mich nicht an dem Kaiſer verſündigen: er iſt mein Lehensherr. Und lieber will ich mich von ſeinen hölliſchen Spaniern ſchinden laſſen, als daß mich meine neuen Bundesgenoſſen voranſchieben und verrathen.“ Wie ein ſich Aufgebender ließ er ſich, die ſpitzen Knice vorgeſtreckt, in ſeinen Seſſel niedergleiten und rief voller Verzweiflung: „Ich will eine Muhme oder eine Schweſter des Kaiſers heirathen! Das ſollſt du veranſtalten, wenn du der große Staatsmann biſt, der zu ſein du dir einbildeſt.“

Der Kanzler brach in ein zügelloſes Gelächter aus.

„Du haſt gut lachen, Girolamo. Von den ſteilſten Dächern herabrollend, kommſt du wie eine Katze immer wieder auf die Füße zu ſtehen! Ich aber gehe in Stücke! Ich und mein Herzogthum verflüchtigen uns in dem Hexenkeſſel, der in deinem Kopfe brodelt. Miſerere: eine Liga mit dem heiligen Vater, mit San Marco, mit den Lilien! O die böſe Klimax! O die unheilige Dreieinigkeit! Dem Papſte traut man nicht über den Weg, weder ich noch irgend einer. Er iſt ein Medici! Marcus aber, mein natürlicher Feind und

Nachbar, iſt der ruchloſeſte aller Heiligen. Und nun gar Frankreich, das mir den Vater in einem Kerkerloche verweſen ließ und den armen Bruder Max, den du verkauft haſt, du Schlimmer, in Paris verkoſtgeldet!“ Die beweglichen Züge des fürſtlichen Knaben entſtellten ſich, als ſehe er den Genius ſeines Hauſes die Fackel langſam ſenken und auslöſchen. Eine Thräne rann über ſeine magere Wange.

Der Kanzler ſtreichelte ſie ihm väterlich. „Sei nicht unklug, Fränzchen,“ tröſtete er. „Ich hätte den Max verrathen? Keineswegs. Es war die Logik der Dinge, daß er ſich gab nach der Zermalmung der Schweizer. Ich habe ſeine Rente mit König Franz vereinbart und noch um ein Gutes hinaufgemarktet. Er ſelbſt ſah ein, daß ich es redlich mit ihm meine, und dankte mir. Er iſt ein Philoſoph, ſage ich dir, der die Welt von oben herunter betrachtet, und da er zu Roſſe ſtieg, um von hinnen zu ziehen, hat er, ſchon im Bügel, noch Weisheit geredet. „Ich ſegne den Himmel,“ ſprach er, „daß ich in Zukunft nichts mehr zu ſchaffen habe mit den groben Fäuſten der Schweizer, den langen Fingern des Kaiſers“ — er meinte die hochſelige Majeſtät, Fränzchen — „und den ſpa-

niſchen Meuchlerhänden.“ Auch hatte der Max gar nicht das Zeug, einen italieniſchen Fürſten darzuſtellen, plump und unreinlich wie er iſt. Da biſt du denn doch eine andere Erſcheinung, Fränzchen. Du haſt etwas Fürſtliches, wenn du dich aufrecht hältſt, und dazu die Kunſt der Rede, die du von deinem unvergleichlichen Vater dem Mohren geerbt. Ich ſage dir, du wirſt mit den Jahren noch der klügſte und glücklichſte Fürſt in Italien werden.“

Der Herzog betrachtete ſeinen Kanzler zweifelnd. „Wenn du mich nicht vorher verkaufſt und mein Leibgeding in die Höhe markteſt,“ lächelte er.

Morone, der jetzt in ſeinem langen ſchwarzen Juriſtenrocke vor ihm ſtand, entgegnete zärtlich: „Mein holdſeliges Fränzchen! Dir thue ich nichts zu Leide. Du weißt ja, daß du mir ins Herz gewachſen biſt. Du bleibſt der Herzog von Mailand, ſo wahr ich der Morone bin. Aber du mußt dich hübſch belehren und überzeugen laſſen, was zu deinem Beſten dient.“

„Nicht einen einzigen guten Grund haſt du mir gegeben für deine neugebackene Liga! Und ich will mich einmal nicht empören gegen meinen Lehensherrn! Das iſt ſündhaft und gefährlich.“

Schnellen Geiſtes wählte der Kanzler unter den Truggeſtalten und Blendwerken, über welche ſeine Einbildungskraft gebot, eine hinreichend wahrſcheinliche und wirkſame Larve, um ſie ſeinem beweglichen Gebieter entgegenzuhalten und ihn damit heilſam zu erſchrecken.

„Fränzchen," ſagte er, „der Kaiſer iſt für dich eine verſchloſſene Pforte. Haſt du ihm nicht die rührendſten Briefe geſchrieben und er hat niemals geantwortet! Es iſt ein in der Ferne verſchwindender Jüngling und, wie man behauptet, die geduldige Wachspuppe in den formenden Händen ſeiner burgundiſchen Höflinge. Da biſt du ihm überlegen, du beurtheilſt die Dinge ſelbſtändig. Das Wetter aber in Madrid macht der Borbone, der verſchwenderiſche Connétable, der das Gold mit vollen Händen auswirft und deſſen Treue außer allem Verdachte ſteht, da er ſeinen König Franz verrathen hat und jetzt in Ewigkeit zum Dienſte des Kaiſers verdammt iſt. Der Borbone aber will Mailand. Dein Lehen iſt ihm zugeſagt. Er iſt ein Gonzaga von der Mutter her und ſtrebt nach einem italieniſchen Throne. Warum kann ſich der Kaiſer nicht entſchließen dich zu belehnen, nachdem du ihm Hunderttauſende bezahlt haſt? Weil er dein Mailand dem

Borbone zuhalten will, darauf nehme ich Gift. Dieſer iſt ſeiner Sache gewiß. Unlängſt, da du mich in das kaiſerliche Lager ſendeteſt, hat er mich mit Liebkoſungen faſt erdrückt und mir ſogar einen Beutel zugeſteckt, um mich auf die günſtige Stunde vorzubereiten. Denn freilich ſind wir alte Bekannte von der franzöſiſchen Herrſchaft her."

Das war Lüge und Wahrheit: der Connétable hatte in einer tollen Weinlaune einen witzigen Einfall ſeines Gaſtes fürſtlich belohnt.

„Und du nahmſt, Ungeheuer?" entſetzte ſich der Herzog.

„Mit dem beſten Gewiſſen von der Welt," erwiderte Morone leichtfertig. „Weißt du nicht, Fränzchen, was die Caſuiſten lehren, daß ein Weib ſoviel nehmen darf, als man ihr giebt, wenn ſie nur ihre Tugend behauptet? Das gilt auch für Miniſter und erlaubt mir, in dieſer kargen Zeit unter Umſtänden auf mein Gehalt zu verzichten. Dafür kannſt du dir zuweilen ein gutes Bild kaufen, Fränzchen. Du mußt auch deine ehrbare Ergötzung haben."

Sforza war erbleicht. Das Schreckbild des Borbone in ſeiner Burg und in ſeinem Reiche, welche

beide dieſer ſchon einmal — vor ſeinem berühmten Verrath — Jahre lang als franzöſiſcher Statthalter beſeſſen hatte, brachte ihn um alle Beſinnung. „Ich habe immer geglaubt, und es verfolgt mich auf Schritt und Tritt," jammerte der Aermſte, „daß der Borbone mein Mailand haben will. Rette mich, Girolamo! Schließe die Liga! ohne Verzug! Sonſt bin ich verloren." Er ſprang auf und ergriff den Kanzler am Arm.

Dieſer erwiderte gelaſſen: „Ja, das geht nicht ſo geſchwind, Fränzchen. Doch wird ſich vielleicht heute noch etwas dafür thun laſſen. Es trifft ſich. Geſtern iſt die Excellenz Naſi — nicht der Horatius, ſondern der ſchöne Lälius — bei unſerm Wechsler Lolli abgeſtiegen, und durch einen glücklichen Zufall auch Guicciardin hier angekommen, der trotz ſeiner Vorſten im Vatican eine angenehme Perſon iſt. Mit dieſen zwei geſcheiten Leuten ließe ſich reden, und ich habe den Venezianer und den Florentiner an deine Abendtafel geladen, da ich weiß, daß du ein harmloſes Geplauder und eine unterhaltende Geſellſchaft liebſt."

„O verfluchte, nichtswürdige Verſchwörung!" klagte der Herzog wankelmüthig.

„Und auch noch ein Anderer iſt eingeritten, im Morgengrauen. Dieſer hat ſich auf die dritte Stunde Nachmittags angeſagt, er wolle erſt ausſchlafen.“

„Ein Anderer? Welcher Andere?“ Der Herzog zitterte.

„Der Borbone.“

„Gott verpeſte den bleichen Verräther!“ ſchrie Sforza. „Was will Der hier?“

„Das wird er ſelbſt dir ſagen. Horch! es läutet Veſper im Dome.“

„Empfange du ihn, Kanzler!“ flehte der Herzog und wollte durch eine Thür entwiſchen. Morone aber ergriff ihn am Arm und führte ihn zu ſeinem Seſſel zurück. „Ich bitte, Hoheit! Es geht vorüber. Wenn der Connétable eintritt, erhebe ſich die Hoheit und empfange ihn ſtehend. Das kürzt ab.“ Er umkleidete ſeinen Herrn mit dem am Stuhle hangen gebliebenen Mantel, und dieſer nahm allmählig, ſeine Angſt bekämpfend, eine fürſtlichere Haltung an, indem er ſeinen hübſchen Wuchs geltend machte und den natürlichen Anſtand, den er beſaß.

Inzwiſchen blickte der Kanzler durch das Fenſter, das den Schloßplatz und hinter demſelben den Umriß

eines der neu angelegten Bollwerke des Caſtelles zeigte. „Köſtlich!“ ſagte er. „Da ſteht dieſer treuherzige Connétable, zehn Schritte vor ſeinem Gefolge, und zeichnet unbefangen unſere neue Schanze in ſein Taſchenbuch. Ich will nur gehen und ihn einführen.“

Da er mit Morone eintrat, der berühmte Verräther, eine ſchlanke und hohe Geſtalt und ein ſtolzes, farbloſes Haupt mit feinen Zügen und auffallend dunkeln Augen, eine unheimliche, aber große Erſcheinung, verbeugte er ſich höflich vor Franz Sforza, der ihn ſcheu betrachtete.

„Hoheit,“ ſprach Karl Bourbon, „ich bezeuge meine ſchuldige Ehrerbietung und bitte um Gehör für eine Botſchaft der kaiſerlichen Majeſtät.“

Herzog Franz antwortete mit Würde, daß er bereit ſei den Willen ſeines erhabenen Lehensherrn ehrfürchtig zu vernehmen, wankte dann aber und glitt in ſeinen Seſſel zurück.

Als der Connétable den Herzog ſich ſetzen ſah, blickte auch er ſich nach einem Stuhl oder wenigſtens nach einem Schemel um. Nichts dergleichen war vorhanden und auch kein Page gegenwärtig. Da warf er ſeinen koſtbaren Mantel dem Herzog gegenüber an den

Marmorboden und lagerte ſich geſchmeidig, den linken Arm aufgeſtützt, den rechten in die Hüfte ſetzend. „Hoheit erlaube," ſagte er.

Karl Bourbon lebte ſeit ſeinem Verrathe in einer ſengenden und verzehrenden Atmoſphäre des Selbſthaſſes. Niemand, ſogar der Vornehmſte nicht, hätte es gewagt, den ſtolzen Mann auch nur mit einer Miene an ſeine That zu erinnern und ihn das Urtheil errathen zu laſſen, welches die öffentliche Meinung ſeines Jahrhunderts einſtimmig und mit ungewöhnlicher Härte über ihn gefällt hatte, aber er kannte dieſes ſtrenge Urtheil und ſein Gewiſſen beſtätigte es. Die gründlichſte Menſchenverachtung brachte er, bei ſich ſelbſt anfangend, der ganzen Welt entgegen, doch beherrſchte er ſich vollkommen, und Niemand benahm ſich tadelfreier und redete farbloſer, jeden Hohn, jede Ironie, ſelbſt die leiſeſte Anſpielung ſich und damit auch den Andern unterſagend. Nur ſelten verrieth, wie eine plötzlich aus dem Boden zuckende Flamme, ein hölliſcher Witz oder ein cyniſcher Spaß den Zuſtand ſeiner Seele.

Nachdem der Connétable eine Weile geſonnen, begann er mit angenehmer Stimme und einer leichten Wendung des Kopfes: „Ich bitte Hoheit, mich nicht

entgelten zu laſſen, was meine Sendung Unwillkommenes für Sie haben könnte. Meine Perſon völlig zurückſtellend, übermittle ich der Hoheit einen Beſchluß der kaiſerlichen Majeſtät, welchen dieſelbe in ihrem Miniſterrathe gefaßt hat, allerdings nach Vernehmung ihrer drei italieniſchen Feldherrn, Pescara, Leyva und meiner Unterthänigkeit."

„Wie befindet ſich Pescara?" fragte der Kanzler, der in gleicher Entfernung von den zwei Hoheiten ſtand, frech dazwiſchen. „Iſt er geheilt von ſeiner Speerwunde bei Pavia?"

„Freundchen," verſetzte der Connétable geringſchätzig, „ich bitte Euch, nicht zu reden, wo Ihr nicht gefragt werdet."

Da nahm der Herzog die Frage auf. „Herr Connétable," ſagte er, „wie befindet ſich der Sieger von Pavia?"

Bourbon verneigte ſich verbindlich. „Ich danke der Hoheit für die huldvolle Nachfrage. Mein erlauchter und geliebter College Ferdinand Avalos Marcheſe von Pescara iſt völlig hergeſtellt. Er reitet ohne Beſchwerde ſeine zehn Stunden." Dann fuhr er fort: „Laſſet mich jetzt zur Sache kommen, Hoheit. Bittere Arznei will

ſchnell gereicht ſein. Die kaiſerliche Majeſtät wünſcht ſehr, daß die Hoheit zurücktrete aus der neuen Liga, die Sie mit der Heiligkeit, den Kronen von Frankreich und England und der Republik Venedig abgeſchloſſen hat oder abzuſchließen im Begriffe iſt.“

Jetzt fand der Herr von Mailand den Fluß der Rede und betheuerte mit gut geſpieltem Erſtaunen und herzlicher Entrüſtung, daß ihm von einer ſolchen Liga nichts bekannt ſei und er ſelbſt ſicherlich der Erſte wäre, nach ſeiner Lehenspflicht den Kaiſer ungeſäumt zu unterrichten, wenn ſeines Wiſſens in Oberitalien Derlei gegen die Majeſtät geſponnen würde. Und er legte die Hand auf das feige Herz.

Mit vorgebogenem Haupte höflich lauſchend, ließ der Connétable den jungen Heuchler ſeine Lüge in immer neuen Wendungen wiederholen. Dann erwiderte er in kühlem Tone, mit einer unmerklichen Färbung verächtlichen Mitleids: „Die Worte der Hoheit unangetaſtet, muß ich glauben, daß Dieſelbe von der Sachlage nicht genau unterrichtet iſt. Wir denken es beſſer zu ſein. Der Friede zwiſchen Frankreich und England mit einer böſen Abſicht gegen den Kaiſer iſt eine Thatſache, die uns mit Sicherheit aus den Niederlanden ge-

meldet wurde. Ebenſo gewiß ſind wir, daß in Oberitalien gegen uns gerüſtet wird. Und ſoweit ſich der heilige Vater beurtheilen läßt, ſcheint auch er, den wir verwöhnt haben, ſich verdeckt gegen uns zu wenden. Zu unterſcheiden, was gethan und was im Werden iſt, kann nicht unſere Aufgabe ſein: wir bauen vor. Ehe die Liga," fügte er mit leiſerer Stimme bedeutſam hinzu, „einen Feldherrn gefunden hat."

Dann ſtellte er ſeine Forderung: „Hoheit giebt uns Sicherheit, in Monatsfriſt, daß Sie Neutralität hält. Das iſt die inſtändige Bitte kaiſerlicher Majeſtät. Unter Sicherheit aber verſteht ſie: Verabſchiedung der Schweizer, Beurlaubung der lombardiſchen Waffen auf die Hälfte, Einſtellung aller und jeder Feſtungsbauten und Ueberlaſſung dieſes erfindungsreichen Mannes" — er wies mit dem Haupte ſeitwärts — „an kaiſerliche Majeſtät. Wo nicht" — und er erhob ſich ungeſtüm, als wollte er zu Pferde ſpringen — „wo nicht, blaſen wir zum Aufbruch, den letzten September, um Mitternacht, keine Stunde früher, keine ſpäter, und beſetzen in wenigen Märſchen das Herzogthum. Hoheit überlege." Er verbeugte ſich und ſchied.

Da ihm Morone das Geleite geben wollte, verfiel

Bourbon in eine ſeiner tollen Launen und wies den Kanzler mit einer poſſenhaften Gebärde ab. „Adieu, Pantalon mon ami!“ rief er über die Schulter zurück.

Morone gerieth in Wuth über dieſe Benennung, welche ſeiner Perſon allen Ernſt und Werth abzuſprechen ſchien, und entrüſtet auf und nieder ſchreitend, verwickelte er ſich mit den Füßen in den liegen gebliebenen Mantel des Connétable; der junge Herzog aber hielt den Kanzler feſt, hing ſich ihm an den Arm und weinte: „Girolamo, ich habe ihn beobachtet! Er glaubt ſich hier ſchon in dem Seinigen. Schließe ab! heute noch! Sonſt entthront mich dieſer Teufel!“

Noch lag der hilfloſe Knabe in den Armen ſeines Kanzlers, als ein greiſer Kämmerer den Rücken vor ihm bog und feierlich das Wort ſprach: „Die Tafel der Hoheit iſt gedeckt.“ Die Beiden folgten ihm, der mit wichtiger Miene durch eine Reihe von Zimmern voranſchritt. Eines derſelben, ein Cabinett, das keinen eigenen Ausgang hatte, ſchien mit ſeiner Tapete von moosgrünem Sammet und ſeinen vier gleichfarbigen Schemeln ein für trauliche Mittheilungen beſtimmter Schlupfwinkel zu ſein. In ſeiner Mitte blieb der Herzog verwundert ſtehen, denn die Hinterwand des ſonſt

leeren Raumes füllte jetzt ein Bild, das er nicht als sein Eigenthum kannte. Es war heimlich in den Palast gekommen, eine ihm bereitete Ueberraschung, das Geschenk des Markgrafen von Mantua, wie auf dem Rahmen zu lesen stand. Der Herzog ergriff seinen Kanzler an der Hand und beide Italiener näherten sich mit leisen Tritten und einer stillen, andächtigen Freude dem machtvollen Gemälde: auf einem weißen Marmortischchen spielten Schach ein Mann und ein Weib in Lebensgröße. Dieses, ein helles und warmes Geschöpf in fürstlichen Gewändern, berührte mit zögerndem Finger die Königin und forschte zugleich verstohlenen Blickes in der Miene des Mitspielers, der, ein Krieger von ernsten und durchgearbeiteten Zügen, in dem streng gesenkten Mundwinkel ein Lächeln versteckte.

Beide, Herzog und Kanzler, erkannten ihn sogleich. Es war Pescara. Die Frau errieten sie mit Leichtigkeit. Wer war es, wenn nicht Victoria Colonna, das Weib des Pescara und die Perle Italiens? Sie konnten sich nicht von dem Bilde trennen. Sie fühlten, daß sein größter Reiz die hohe und zärtliche Liebe sei, welche die weichen Züge der Dichterin und die harten des Feldherrn in ein warmes Leben verschmolz, und

nicht minder die Jugend der Beiden, denn auch der benarbte und gebräunte Pescara erſchien als ein heldenhafter Jüngling.

In der That, achtzehnjährig Beide, waren ſie mit einander an den Altar getreten, und ſie hatten ſich mit Leib und Seele Treue gehalten, oft und lang getrennt, ſie bei der keuſchen Ampel in Italiens große Dichter vertieft, er vor einem glimmenden Lagerfeuer über der Karte brütend, dann endlich wieder auf Iſchia, dem Beſitzthum des Marcheſe, wie auf einer ſeligen Inſel ſich vereinigend. Solches wußte das ſittenloſe Italien und zweifelte nicht, ſondern bewunderte mit einem Lächeln.

Auch die zwei vor dem Bilde Stehenden empfanden die Schönheit dieſes Bundes der weiblichen Begeiſterung mit der männlichen Selbſtbeherrſchung. Sie empfanden ſie nicht mit der Seele, aber mit den feinen Fingerſpitzen des Kunſtgefühls. So wären ſie noch lange geſtanden, wenn nicht der Kammerherr unterthänig gemahnt hätte, daß zwei Geladene im Vorzimmer des Eßſaales warteten. Durch ein paar Thüren wurde jenes erreicht und, nach einer kurzen Vorſtellung der Gäſte, dieſer betreten.

Jetzt ſaßen die Viere an der nicht überladenen, aber ausgeſuchten Tafel. Während des erſten leichten Geſpräches beſah ſich der Herzog insgeheim ſeine Gäſte. Keine Geſichter konnten unähnlicher ſein als dieſe dreie. Den häßlichen Kopf und die grotesken Züge ſeines Kanzlers freilich wußte er auswendig, aber es fiel ihm auf, wie ruhelos dieſer heute die feurigen Augen rollte und wie über der dreiſten Stirn das pechſchwarze Kraushaar ſich zu ſträuben ſchien. Daneben hob ſich das Haupt Guicciardins durch männlichen Bau und einen republikaniſch ſtolzen Ausdruck ſehr edel ab. Der Venezianer endlich war eines ſchönen Mannes Bild mit einem vollen weichen Haar, leiſe ſpottenden Augen und einem liebenswürdigen verrätheriſchen Lächeln. Auch in der Farbe unterſchieden ſich die drei Angeſichter. Die des Kanzlers war olivenbraun, der Venezianer beſaß die durchſichtige Bläſſe der Lagunenbewohner, und Guicciardin ſah ſo gelb und gallig aus, daß der Herzog ſich bewogen fühlte ihn nach ſeiner Geſundheit zu fragen.

„Hoheit, ich litt an der Gelbſucht," verſetzte der Florentiner kurz. „Die Galle iſt mir ausgetreten, und das iſt nicht zum Verwundern, wenn man weiß, daß

mich die Heiligkeit in ihre Legationen verſendet hat, um dieſelben zu einem ordentlichen Staate einzurichten. Da ſchaffe einer Ordnung, wo die Pfaffen Meiſter ſind! Nichts mehr davon, ſonſt packt mich das Fieber, trotz der geſunden Luft von Mailand und den guten deutſchen Nachrichten.“ Er wies eine ſüße Schüſſel zurück und bereitete ſich mit mehr Eſſig als Oel einen Gurkenſalat.

„Nachrichten aus Deutſchland?“ fragte der Kanzler.

„Nun ja, Morone. Ich habe Briefe von kundiger Hand. Die Mordbauern ſind zu Paaren getrieben und — das Schönſte — Fra Martino ſelbſt iſt mit Schrift und Wort gewaltig gegen ſie aufgetreten. Das freut mich und läßt mich an ſeine Sendung glauben. Denn, Herrſchaften, ein weltbewegender Menſch hat zwei Aemter: er vollzieht, was die Zeit fordert, dann aber — und das iſt ſein ſchwereres Amt — ſteht er wie ein Gigant gegen den aufſpritzenden Giſcht des Jahrhunderts und ſchleudert hinter ſich die aufgeregten Narren und böſen Buben, die mitthun wollen, das gerechte Werk übertreibend und ſchändend.“

Der Herzog war ein wenig enttäuſcht, denn er liebte Krieg und Aufruhr, wenn ſie jenſeits der Berge

wütheten und ſeine Einbildungskraft beſchäftigten, während er ſelbſt außer Gefahr ſtand. Der Kanzler aber that einen Seufzer und ſagte mit einem wahren menſchlichen Gefühle: „In Germanien mag nun viel Grauſames geſchehen.“

„Thut mir leid,“ verſetzte der Florentiner, „doch ich behalte das Ganze im Auge. Jetzt, nach Bändigung der trotzigen Ritter und der rebelliſchen Bauern, führen die Fürſten. Die Reformation, oder wie ihr es nennen wollet, iſt gerettet.“

„Und Ihr ſeid ein Republikaner?“ ſtichelte der Kanzler.

„Nicht in Deutſchland.“

Auch der ſchöne Lälius gönnte ſich einen Scherz. „Und Ihr dienet dem heiligen Vater, Guicciardin?“ liſpelte er.

Dieſer, dem das ſüßliche Lächeln widerſtand und den ſeine Gelbſucht reizbar machte, antwortete freimüthig: „Ja wohl, Herrlichkeit, zur Strafe meiner Sünden! Der Papſt iſt ein Medici, und dieſem Hauſe iſt Florenz verfallen. Ich aber will nicht aus meiner Vaterſtadt vertrieben werden, denn flüchtig ſein iſt das ſchlimmſte Los und gegen ſeine Heimat zu Felde lie-

gen das größte Verbrechen. Der heilige Vater weiß, wer ich bin, und nimmt mich nicht anders, als ich bin. Ich diene ihm, und er hat nicht über mich zu klagen. Aber ich lasse mir nicht das Maul verbinden, und so sei es mit Wonne ausgesprochen unter uns Wissenden: Fra Martino hat eine gerechte Sache, und sie wird sich behaupten."

Dem Herzog machte es Spaß und er empfand eine Schadenfreude es zu erleben, wie der große germanische Ketzer von einem Sachwalter des heiligen Vaters verherrlicht wurde. Freilich überlief ihn eine Gänsehaut, daß solches in seiner Gegenwart und in seinem Palaste geschehe. Er winkte die Diener weg, welche eben die Früchte aufgesetzt hatten und der spannenden Unterhaltung ihre stille Aufmerksamkeit widmeten.

Jetzt forderte Morone, der sich auf seinem Stuhle hin und her geworfen, mit flammenden Augen den Florentiner auf: „Ihr seid ein Staatsmann, Guicciardin, und auch ich pfusche ins Handwerk. Wohlan, begründet eure merkwürdigen Sätze: Bruder Martinus thut ein gerechtes Werk, und dieses Werk wird gelingen und dauern."

Guicciardin leerte ruhig seinen Becher, während

der ſchöne Lälius ein Zuckerbrot zerbröckelte, der Herzog nach ſeiner Art ſich im Seſſel gleiten ließ und Morone begeiſtert von dem ſeinigen aufſprang.

„Nicht wahr, Herrſchaften,“ begann der Florentiner, „kein Kind, kein Thor würde es ertragen, wenn ein Ding vorgeben wollte, dasſelbe Ding geblieben zu ſein, nachdem es ſich in ſein Gegentheil verwandelt hätte, zum Beiſpiel das Lamm in den Wolf, oder ein Engel in einen Teufel. Wie wir nun in unſerm gebildeten Italien von der heiligen Geſtalt denken mögen, die ſich in den Päpſten fortſetzt, Eines iſt nicht zu leugnen: daß ſie nur Gutes und Schönes gewollt hat. Und ihre Nachfolger, die das Werk und Amt des Nazareners übernommen haben — ſehet nur die viere der Wende des Jahrhunderts! Da iſt der Verſchwörer, der unſern gütigen Julian gemeuchelt hat! Dann kommt der ſchamloſe Verkäufer der göttlichen Vergebung! Nach ihm der Mörder, jener unheimliche zärtliche Familienvater! Keine Fabelgeſtalten, ſondern Ungeheuer von Fleiſch und Blut, in koloſſalen Verhältniſſen vor dem Auge der Gegenwart ſtehend! Und der Vierte, den ich von Jenen trenne: unſer großer Julius, ein Heros, der Gott Mars, aber ein Gegenſatz

noch ſchreiender als jene Dreie zu dem ſanftmüthigen Friedeſtifter! Viermal nacheinander dieſer Widerſpruch, das iſt ein Hohn gegen die menſchliche Vernunft. Es nimmt ein Ende: entweder verſchwindet jene erſte himmliſche Geſtalt in dieſer dampfenden Hölle und flammenden Waffenſchmiede, oder Bruder Martinus löſt ſie mit einem ſcharfen Schnitt von ſolchen Nachfolgern und Amtsbrüdern."

„Das iſt luſtig," meinte der Herzog, während der Kanzler wie beſeſſen in die Hände klatſchte.

„Eine Predigt Savonarolas," ließ ſich der ſchöne Lelio vernehmen, ein Gähnen verwindend. „Wenn wir Fra Martino in Venedig hätten, ſo könnten wir ihn zügeln und ſachdienlich verwenden. Aber ſeinem germaniſchen Trotzkopf überlaſſen, wird er, fürcht' ich, über kurz oder lang dem Andern auf den Scheiterhaufen folgen."

„Nein," verſetzte Guicciardin heiter, „ſeine braven deutſchen Fürſten werden ihr Schwert vor ihn halten und ihn ſchützen."

„Doch wer ſchützt ſeine Fürſten?" ſpottete der Venezianer.

Guicciardin ſchlug eine fröhliche Lache auf. „Der

heilige Vater," ſagte er. „Sehet, Herrſchaften, das iſt eine jener verdammt feinen Zwickmühlen, wie ſie der Zufall oder ein Beſſerer in der Weltgeſchichte anlegt. Seit unſere Päpſte ſich verweltlicht haben und einen Staat in Italien beſitzen, iſt ihnen das kleine Scepter theurer als der lange Hirtenſtab. Iſt nicht, dieſem Scepter zuliebe, unſer Clemens im Begriff dem frommgläubigen Kaiſer förmlich den Krieg zu erklären? Einem heiligen Vater aber, der mit Kanonen auf ihn ſchießt, wird Karl kaum den Gefallen thun, ſeine tapfern germaniſchen Landsknechte in die Kirche zurückzuzwingen. Und umgekehrt: wenn die ketzeriſchen deutſchen Fürſten gegen die kaiſerliche Majeſtät ſich empören und Panier aufwerfen, wird der heilige Vater nicht ihre Seele vorläufig in Ruhe laſſen und ſich heimlich ihrer Waffen bedienen? Unterdeſſen aber wächſt der Baum und ſtreckt ſeine Wurzeln."

Jetzt wurde der Herzog unruhig. Es kam die angenehme Stunde ſeines Tagewerkes, in welcher er ſeine Hunde und Falken mit eigenen Händen fütterte. „Herrſchaften," ſagte er, „mich würde dieſer germaniſche Mönch nicht verführen. Man hat mir ſein Bildnis gezeigt: ein plumper Bauernkopf, ohne Hals, tief

in den Schultern. Und ſeine Gönner, die ſaxoniſchen Fürſten — Vierfäſſer!"

Guicciardin zerdrückte den feinen Kelch in der Hand und einen Fluch zwiſchen den Zähnen. „Es iſt ſchwül hier im Saale," entſchuldigte er ſich, und gleich hob der Herzog die Tafel auf. „Wir wollen friſche Luft ſchöpfen," meinte er. „Auf Wiederſehen, Herrſchaften, nach Sonnenuntergang, im grünen Cabinette."

Er verließ das Zimmer, um dem Venezianer, an welchem er ein Wohlgefallen fand, ſeine Gebäude, Terraſſen und Gärten zu zeigen. Es waren noch jene unvergleichlichen Anlagen, welche der letzte Visconte gebaut und mit ſeinem geſpenſtiſchen Treiben erfüllt hatte, die Ueberbleibſel jener „Burg des Glückes", wo er, wie ein ſcheuer Dämon in ſeinem Zauberſchloſſe, Italien mit vollendeter Kunſt regierte, und aus welcher er ſeine Günſtlinge, ſobald ſie erkrankten, wegtragen ließ, damit niemals der Tod an dieſe Marmorpforten klopfe.

Ein guter Theil der alten Pracht war verfallen, oder zertreten und verſchüttet durch den Krieg und die neu aufgeworfenen Bollwerke. Immerhin blieb noch genug übrig für die ſchmeichelnde Bewunderung des

schönen Lälius, und Franz Sforza verlebte ein paar hübsche Stunden. Nur da sie eine Reitbahn betraten, welche der Bourbon während seiner mailändischen Statthalterschaft errichtet, verschatteten sich die fürstlichen Züge, um sich dann aber gleich wieder zu erheitern. Er hatte das schallende Gelächter Guicciardins vernommen und darauf diesen selbst erblickt, der sich in eine ländliche Veranda hemdärmlig mitten unter lombardische Stallknechte gesetzt hatte, mit ihnen Karten spielte und einem herben Landweine zusprach. „Die Vergnügungen eines Republikaners," spottete Franz Sforza. „Er erholt sich von seinem fürstlichen Umgange." Der schöne Lelio lächelte zweideutig, und sie setzten ihren Lustwandel fort.

Der Erste, welcher sich in dem moosgrünen Cabinette einfand, wenn er es nicht etwa gleich nach aufgehobener Tafel betreten und nicht wieder verlassen hatte, war Girolamo Morone. Er stand vertieft in das Bild. Eine Weile mochte er die entzückten Augen an dem holdseligen Weibe geweidet haben, jetzt aber durchforschte er mit angestrengtem Blicke das Antlitz des Pescara, und was er aus den starken Zügen heraus oder in dieselben hinein las, gestaltete sich in dem

erregten Manne zu heftigen Gebärden und abgebrochenen Lauten. „Wie wirſt du ſpielen, Pescara?“ ſtammelte er, die ſchalkhafte Frage, die in Victorias unſchuldigem Auge lag, ingrimmig wiederholend und die pechſchwarze Braue zuſammenziehend.

Da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter. „Verliebſt du dich in die göttliche Victoria, du Sumpf?“ fragte ihn Guicciardin mit einem derben Gelächter.

„Spaß beiſeite, Guicciardin, was denkſt du von Dem hier mit dem rothen Wamſe?“ und der Kanzler wies auf den Feldherrn.

„Er ſieht wie ein Henker.“

„Nicht, Guicciardin. Ich meine: was ſagſt du zu dieſen Zügen? Sind es die eines Italieners oder die eines Spaniers?“

„Eine ſchöne Miſchung, Morone. Die Laſter von beiden: falſch, grauſam und geizig! So habe ich ihn erfahren, und du ſelbſt, Kanzler, haſt mir ihn ſo gezeichnet. Erinnere dich! in Rom, vor zwei Jahren, da der witzige Jakob uns zuſammen über den Tiber ſetzte.“

„Hab' ich? Dann war es der Irrthum eines momentanen Eindrucks. Menſchen und Dinge wechſeln.“

„Die Dinge, ja; die Menſchen, nein: ſie verkleiden und ſpreizen ſich, doch ſie bleiben, wer ſie ſind. Nicht wahr, Hoheit?“ Guicciardin wendete ſich gegen den Herzog, welcher eben eintrat und dem der Venezianer auf dem Fuße folgte.

Die vier grünen Schemel beſetzten ſich und die Thüren wurden verboten. Das offene Fenſter füllte ein glühender Abendhimmel.

„Herrſchaften,“ begann der Herzog mit würdiger Miene, „wie weit die Vollmachten?“

„Meine Beſcheidenheit,“ ſagte der ſchöne Lälius, „iſt beauftragt abzuſchließen.“

„Die Weisheit des heiligen Vaters,“ folgte Guicciardin, „wünſcht ebenfalls ein Ende. Die Liga war langeher der Liebling ihrer Gedanken: ſie ſtellt ſich, wie ihr gebührt, an die Spitze, mit Vorbehalt der ſchonenden Formen des höchſten Hirtenamtes.“

„Die Liga iſt geſchloſſen!“ rief der Herzog muthig. „Kanzler, ſtatte Bericht ab!“

„Herrſchaften,“ begann dieſer, „in ihren Briefen verſpricht die franzöſiſche Regentſchaft, im Einverſtändnis mit dem zu Madrid gefangen ſitzenden Könige, ein anſehnliches Heer und entſagt zugleich endgültig, in die

Hände des heiligen Vaters, den Ansprüchen auf Neapel und Mailand."

„Optime!" jubelte der Herzog. „Und Schweizer bekämen wir soviel wir wollen, in lichten Haufen, wenn wir nur Ducaten hätten, ihnen damit zu klingeln. Nicht wahr, Kanzler?"

„Da ist Rath zu schaffen," versicherten die zwei Andern.

„Aber, Herren," drängte Morone, „es eilt! Der Borbone war hier. Man blickt uns in die Karten. Die drei Feldherrn drohen in Monatsfrist Mailand zu nehmen, wenn wir nicht abrüsten. Wir müssen losschlagen, und um loszuschlagen, müssen wir unsern Capitano wählen, jetzt, sogleich!"

„Dazu sind wir gekommen," sprachen die Zwei wiederum einstimmig.

„Der Liga den Feldherrn geben!" wiederholte der Kanzler. „Das ist nicht weniger als über das Los Italiens entscheiden! Wen stellen wir dem Pescara entgegen, dem größten Feldherrn der Gegenwart? Nennet mir den ebenbürtigen Geist! Unsern großen Kriegsleuten, dem Alviano, dem Trivulzio, ist längst die Grabschrift gemacht, und die übrigen hat Pavia ge-

tödtet. Nennet mir ihn! Zeiget mir die mächtige Gestalt! Wo iſt die gepanzerte rettende Hand, daß ich ſie ergreiſe?"

Eine trübe Stimmung kam über die Geſellſchaft, und der Kanzler weidete ſich an der Niedergeſchlagenheit der Verbündeten.

„Wir haben den Urbinaten oder den Ferrareſen," meinte Raſi, doch Guicciardin erklärte bündig, den Herzog von Ferrara ſchließe die Heiligkeit aus als ihren abtrünnigen Lehensmann. „Wählen wir den Herzog von Urbino. Er iſt kleinlich und ſelbſtſüchtig, ohne weiten Blick, ein ewiger Verſchlepper und Zauderer, aber ein verſuchter Kriegsmann, und es bleibt uns kein Anderer," ſprach der Florentiner mit gerunzelter Stirn.

„Da wäre noch euer Hans Medici, Guicciardin, und Ihr hättet den jungen Waghals, nach dem euer Herz zu begehren ſcheint," neckte ihn der Venezianer.

„Höhnt Ihr mich, Raſi?" zürnte Guicciardin. „Daß ein junger Frevler unſere patriotiſche Sache entweihe und ein tollkühner Bube unſern letzten Krieg mit dem Würfelſpiel einer leichtſinnigen Schlacht vergeke? Der Urbinate wird uns wenigſtens nicht verderben, wenn er den Krieg verewigt, die Hilfe eines

würgenden Fiebers oder eines Auflaufes der Landsknechte im kaiſerlichen Lager abwartend. Wählen wir ihn.“ Er ſeufzte, und in demſelben Augenblicke fuhr er wüthend gegen den Kanzler los, den er das Ende ſeiner Rede mit einem verzweifelnden Gebärdenſpiele begleiten ſah. „Laß die Grimaſſen, Narr!“ ſchrie er ihn an, „. . . . ich bitte um Vergebung, Hoheit, wenn ich ungeduldig werde, und Hoheit iſt auf meiner Seite, wie ich glaube . . .“ Der Herzog blickte auf ſeinen Kanzler.

„Sei es,“ ſagte Morone, „wir ſtimmen bei, aber es iſt ein unfreudiges Ja, das die Hoheit zu dem ſeelenloſen Anfange unſers Bündniſſes giebt.“ Der Herzog nickte trübſelig. „Nein,“ rief der Kanzler, „ſie giebt es nicht, die Hoheit tritt zurück, ſie kann es nicht verantworten, die letzten Kräfte dieſes Herzogthums zu erſchöpfen! Sie zieht nicht zu Felde, im voraus entmuthigt und geſchlagen! Die Liga iſt aufgehoben! Oder wir ſuchen ihr einen ſiegenden Feldherrn.“

Die zwei Andern ſchwiegen mißmuthig.

„Und ich weiß einen!“ ſagte Morone.

„Du weißt ihn?“ ſchrie Guicciardin. „Bei allen Teufeln, heraus damit! Rede! Wen werfen wir in die Wagſchale gegen Pescara?“

„Redet, Kanzler!“ trieb auch der Venezianer.

Morone, der von seinem Schemel aufgesprungen war, trat einen Schritt vorwärts und sprach mit starker Stimme: „Wen wir gegen Pescara in die Wagschale werfen? welchen Ebenbürtigen? Pescare, ihn selber!“

Ein Schrecken versteinerte die Gesellschaft. Der Herzog starrte seinen außerordentlichen Kanzler mit aufgerissenen Augen an, während Guicciardin und der Venezianer langsam die Hand an die Stirn legten und zu sinnen begannen. Beide erriethen sie als kluge Leute ohne Schwierigkeit, wie Morone es meinte. Sie waren die Söhne eines Jahrhunderts, wo jede Art von Verrath und Wortbruch zu den alltäglichen Dingen gehörte. Hätte es sich um einen gewöhnlichen Condottiere gehandelt, einen jener fürstlichen oder plebejischen Abenteurer, welche ihre Banden dem Meistbietenden verkauften, sie hätten wohl dem Kanzler sein frevles Wort von den Lippen vorweggenommen. Aber den ersten kaiserlichen Heerführer? aber Pescara? Unmöglich! Doch warum nicht Pescara? Und da Morone leidenschaftlich zu sprechen begann, verschlangen sie seine Worte.

„Herrschaften,“ sagte dieser, „Pescara ist unter

uns geboren. Er hat Spanien niemals betreten. Die herrlichſte Italienerin iſt ſein Weib. Er muß Italien lieben. Er gehört zu uns, und in dieſer Schickſalsſtunde, da wir mit dem noch ledigen Arm unſern andern ſchon gefeſſelten befreien wollen, nehmen wir den größten Sohn der Heimat und ihren einzigen Feldherrn in Anſpruch. Wir wollen zu ihm gehen, ihn umſchlingen und ihn anrufen: Rette Italien, Pescara! Ziehe es empor! Oder es reißt dich mit in den Abgrund!“

„Genug declamiert!“ rief Guicciardin. „Ein Phantaſt wie du, Kanzler, mit den unbändigen Sprüngen deiner Einbildungskraft iſt dazu da, das Unmögliche zu erdenken und auszuſprechen, das vielleicht, näher betrachtet, nicht völlig unmöglich iſt. Jetzt aber ſei ſtille und laß die Vernünftigen es beſchauen und ſich zurechtlegen, was du im Fieber geweisſagt haſt. Gebärde dich nicht wie ein Raſender, ſondern ſetze dich und laß mich reden!

Herrſchaften, oft, und in verzweifelten Lagen immer, iſt Kühnheit der beſte und einzige Rath. Der Krieg unter dem Urbinaten ſtarrt uns an wie eine Maske mit leeren Augen. Wir Alle fühlen, er würde uns langſam lähmen und methodiſch zu Grunde richten.

Lieber ein halsbrechendes Wagnis. Alſo ja! Wenn es nach mir geht, verſuchen wir den Pescara! Verräth er uns an den Kaiſer, ſo kann er uns Alle verderben. Aber wer weiß, ob er nicht ſeinem Dämon unterliegt? Zuerſt müſſen wir uns fragen: wer iſt Pescara? Ich will es euch ſagen: ein genialer Rechner, der die Möglichkeiten ſcharfſinnig ſcheidet und abwägt, der die Dinge unter ihrem trügeriſchen Antlitz auf ihren wahren Werth und ihre reale Macht zu unterſuchen die Gewohnheit hat. Wäre er ſonſt, der er iſt, der Sieger von Bicocca und Pavia? Wenn wir ihn antreten, wird er zuerſt eine große Entrüſtung heucheln über eine Sache, die er ſicherlich ſelbſt ſchon in gewiſſen Stunden ſich beſehen und betrachtet hat, wenn auch vielleicht nur als Uebung ſeines immerfort arbeitenden Verſtandes. Dann wird er langſam und ſorgfältig abwägen: den Stoff, den wir ihm geben, das heißt unſer Italien, ob ſich daraus ein Heer und ſpäter ein Reich bilden ließe, und — ſeinen Lohn. Und da der Stoff zwar edel, aber ſpröde iſt und einer gewaltig bildenden Hand bedarf, müſſen wir ihm die größte Belohnung bieten: eine Krone."

„Welche Krone?" ſtammelte der Herzog angſtvoll.

„Eine Krone, Hoheit, ſagte ich, keinen Herzogshut, und meinte die ſchöne von Neapel. Sie iſt in Feindeshand, alſo erledigt, und ein Lehen der Heiligkeit.“

„Wenn wir Kronen austheilen,“ ſpottete der Venezianer, „warum bieten wir dem Pescara nicht gleich die Fabel- und Traumkrone von Italien?“

„Die Traumkrone!“ Das Antlitz des Florentiners zuckte ſchmerzlich. Dann ſprach er trotzig, ſich und die Umſitzenden vergeſſend: „Die Krone von Italien! Wenn Pescara an der Spitze unſerer Heere reitet, wird ſie ungenannt vor ihm her ſchweben. Möchte er ſie, als der Größte unſerer Geſchichte, faſſen und ergreifen, dieſe ideale Krone, nach welcher ſchon ſo manche Hände und die frevelhafteſten ſich geſtreckt haben! Möchte ſie auf ſeinem Haupte zur Wahrheit werden! Und,“ ſagte er kühn, „weil wir heute jedes gewöhnliche Maß verlaſſen und unſern Endgedanken und innerſten Wünſchen Geſtalt geben, ſo wiſſet, Herrſchaften: iſt Pescara der Vorausbeſtimmte, wie es möglich wäre, in der Zeit liegen große Begünſtigungen und in den Sternen glückliche Verheißungen. Baut er Italien, ſo wird er es auch beherrſchen. Aber, Kanzler, ich habe dich einen Phantaſten genannt, und phantaſiere größer als du.

Kehren wir zurück aus dem Reiche des Ungebornen in die Wirklichkeit und ſtellen wir die Frage: wer übernimmt die Rolle des Verſuchers?“

„Ich ſtürze mich wie Curtius in den Abgrund!“ rief der Kanzler aus.

„Recht,“ billigte Guicciardin. „Du biſt die Perſon dazu. Einem Andern würde die Stimme verſagen und er würde vor Scham verſinken, wenn er vor Pescara träte, um mit ihm von ſeinem Verrathe zu reden. Du Schamloſer aber biſt zu allem fähig, und deine Schellenkappe bringt dich aus Lagen und Verwicklungen, wo jeder Andere hängen bliebe. Will Pescara nicht, ſo nimmt er dich von deiner närriſchen Seite und behandelt dich als Poſſenreißer; will er, ſo wird er unter deinen tragiſchen Gebärden und deinen komiſchen Runzeln den Ernſt und die Größe der Sache ſchon zu entdecken wiſſen. Gehe du hin, mein Sohn, und verſuche den Pescara!“

Der Herzog, der ſich grübelnd auf ſeinem Schemel zuſammengekauert hatte, wollte eben nach Licht rufen, denn die Dämmerung wuchs, und er fürchtete das Dunkel. Da ſah er die Dinge unvermuthet auf ihre Spitze kommen und wurde ängſtlich. „Kanzler, du

darfſt nicht!“ verbot er. „Ich will mit dieſem groß-mächtigen Pescara nichts zu ſchaffen haben. Bekommen wir ihn, ſo wird er zuerſt meine Ebenen nehmen, welche den Krieg anlocken, und meine Feſtungen, welche ſie behaupten. Und hat er ſie, ſo wird er ſie behalten. Verſpielt er aber, ſo büße ich zuerſt und verfalle ohne Gnade dem Spruche des Kaiſers meines Lehensherrn. O, ich durchſchaue euch! Ihr Alle, ſelbſt Dieſer da“ — er blickte wehmüthig nach ſeinem Kanzler — „habet immer nur euer Italien im Sinne, und ich gelte euch“ — er blies über die flache Hand — „ſoviel! Ich aber bin ein Fürſt und will mein Erbe, mein Mailand, und nichts als mein Mailand! Und du, Girolamo, gehſt nicht zu Pescara. Die Geſchäfte würden darunter leiden. Ich kann dich keine Stunde entbehren!“

Jetzt nahm der ſchöne Lälius das Wort und liſpelte: „Wenn Hoheit darauf beſtünde, ſo würde durch ihren Einſpruch unſer Plan hinfällig, und ich hätte einen andern zu belieben. Da wir uns einmal, ſonderbarerweiſe, nach unſerm Capitano unter den kaiſerlichen Feldherrn umſehen, wäre nicht etwa der Verſuch zu machen, ob ſich der Borbone, gegen ein großes Anerbieten, zu einem zweiten Verrath entſchlöſſe?“

Der Herzog ſchrak zuſammen. „Wann verreiſeſt du, mein Girolamo?“ fragte er.

„Zuerſt, Kanzler,“ fiel Guicciardin ein, „habe ich Auftrag dich nach Rom mitzunehmen. Der heilige Vater wünſcht dich näher kennen zu lernen. Denn er hat eine große Meinung von dir. Er nennt dich den Kanzler Proteus und behauptet, du ſeieſt, trotz deiner tollen Augen, einer der klügſten Männer Italiens.“

„Das iſt gut,“ bemerkte der Venezianer, „ſchon weil es die entſcheidende Stunde verſchiebt, in welcher Girolamo Morone als Verſucher zu Pescara tritt. Ich wünſche dieſer Stunde zuvor einen Grund und eine Wurzel in der öffentlichen Meinung zu geben. Darf ich mich darüber verbreiten, Herrſchaften?“

Das fade Geſicht des Venezianers nahm, ſoweit ſich in der Dämmerung noch unterſcheiden ließ, einen energiſchen Ausdruck an und er redete mit markiger Stimme: „Der Kanzler, da er ſein bedeutendes Wort ausſprach, hat uns ohne Zweifel erſchreckt, aber nicht eigentlich in Verwunderung geſetzt. Nachdem der vernichtende Schlag von Pavia dem Kaiſer unſer ganzes Italien wehrlos zu Füßen geworfen hatte, ſuchte die öffentliche Meinung von ſelbſt eine Schranke gegen die

drohende Allmacht und ließ aus der Natur der Dinge unſere Liga emporwachſen. Zugleich beſchäftigte ſich die öffentliche Meinung mit dem Lohne, der Pescara für ſeinen vollkommenen Sieg und die Erbeutung eines Königes gebühre. Und da die Kargheit und der Undank des Kaiſers weltbekannt ſind, zog ſie den Schluß, daß er ſeinen Feldherrn nicht zufriedenſtellen und dieſer anderwärts einen Erſatz ſuchen werde. Jetzt verbindet die öffentliche Meinung dieſe beiden Dinge: unſern ſchon durchſchimmernden patriotiſchen Bund und einen möglichen größern Gewinn des Pescara. So wird ſein Uebertritt glaubwürdig, bevor er ſich vollzieht. Nur iſt es dienlich, daß dieſer begründeten allgemeinen Anſicht durch eine geſchickte Hand eine überzeugende Geſtalt und durch eine geläufige Zunge eine für ganz Italien verſtändliche Sprache gegeben werde. Nun iſt ſeit kurzem ein wanderndes Talent unter uns aufgetaucht, ein vielverſprechender junger Mann, der ſich hoffentlich noch an Venedig feſſeln läßt —"

„Einen Fußtritt dem Aretiner! Er hat mich ſchändlich verleumdet ..." „Ein göttlicher Mann! Er hat mich den erſten Fürſten Italiens genannt!" riefen Guicciardin und der Herzog miteinander aus.

„Ich ſehe," lächelte Naſi, „daß der Mann auch hier nach ſeinem Werthe gekannt iſt. Seine Briefe, an wahre oder erfundene Perſonen, in tauſend und tauſend Blättern ausgeſtreut, ſind eine Macht und beherrſchen die Welt. Ich will ihm eine ſehr ſtarke Summe ſenden, und ihr werdet euch über die Saat von ſchönfarbigen Giftpilzen verwundern, die über Nacht aus dem ganzen Boden Italiens emporſchießt: Verſe, Abhandlungen, Briefwechſel, ein bacchantiſch aufſpringender, taumelnder Reigen verhüllter und nackter, drohender und verlockender Figuren und Wendungen, alle um Pescara ſich drehend und um die Wahrſcheinlichkeit und Schönheit ſeines Verrathes. So bildet ſich eine unüberwindliche allgemeine Ueberzeugung, welche den Pescara zu uns herüberreißt und ihn zugleich — da liegt es — am kaiſerlichen Hofe ſo gründlich und endgültig untergräbt, daß er zum Verräther werden muß, er wolle oder nicht."

„Nichts da, Excellenz!" rief der Kanzler aus dem Dunkel. „Ihr verderbt mir das Spiel! Der Befreier Italiens ſoll ſich in voller Freiheit entſcheiden, nicht als das Opfer einer teufliſchen Umgarnung . . ."

„Du biſt prächtig, Kanzler, mit deinen moraliſchen

Scrupeln!“ unterbrach ihn Guicciardin. „Wiſſe, auch mein Herz empört ſich und nimmt Theil für den unrettbar Ueberliſteten! Aber ich heiße den Menſchen ſchweigen und handle als Staatsmann. Das Mittel der Excellenz iſt ohne Vergleichung unter alle dem, was heute Abend gefunden wurde, das Ruchloſeſte, aber auch das Klügſte und Wirkſamſte. Erſt jetzt wird die Sache wahrhaft gefährlich für Pescara, und ſein Verrath wahrſcheinlich. Ans Werk.“

„Er iſt unter uns und lauſcht!“ ſchrie der Herzog mit gellender Stimme, daß Alle zuſammenfuhren. Ihre Blicke folgten ſeinem geängſtigten. Der Mond, der als blendende Silberſcheibe über den Horizont getreten war und ſeine ſchrägen Strahlen in das kleine Gemach zu werfen begann, ſpielte wunderlich auf der Schachpartie. Victorias hervorquellendes Auge blickte erzürnt, als ſpräche es: Haſt du gehört, Pescara? Welche Verruchtheit! und jetzt fragte es angſtvoll: Was wirſt du thun, Pescara? Dieſer war bleich wie der Tod, mit einem Lächeln in den Mundwinkeln.

Zweites Capitel.

In der weiten hellen Fensternische jener edeln vaticanischen Kammer, an deren Dielen und Wänden Raphael die Triumphe des Menschengeistes verherrlicht, saß ein Greis mit großen Zügen und von ehrwürdiger Erscheinung. Er sprach bedächtig zu dem emporgewendeten, mit dunkelblonden Flechten umwundenen Haupte eines Weibes, das zu seinen Füßen saß und mit einem warmen menschlichen Blut in den Adern ebenso schön war als die Begriffe des Rechtes und der Theologie, wie sie der Urbinate in herrlichen weiblichen Gestalten verkörpert. Der betagte Papst mit seinem langen gebückten Rücken und in seinem fließenden weißen Gewande ähnelte einer klugen Matrone, welche lehrhaft mit einem jungen Weibe plaudert.

Noch nicht gar lange mochte Victoria auf ihrem Schemel gesessen haben, denn der heilige Vater erkundigte sich eben erst nach dem Befinden ihres Gatten

des Marcheſe von Pescara. „Die Seitenwunde von Pavia macht ſich nicht mehr fühlbar?“ ſagte er.

„Der Marcheſe iſt völlig geheilt,“ erwiderte Victoria unſchuldig. „Die Seitenwunde iſt vernarbt ſowie auch die ſchlimmere Stirnwunde. Er wird Eure Heiligkeit begrüßen, wenn er den Urlaub antritt, den ihm die Gnade des Kaiſers zugeſagt hat und der uns Glückſelige“ — ſie ſprach es mit jubelnden Augen — „auf unſerer Meeresinſel vereinigen wird. Aber er ſelbſt verweigert ſich denſelben für einmal noch, weniger des politiſchen Horizontes wegen, der nicht heller noch trüber ſei als ſonſt — ſo ſchreibt er — ſondern weil er gerade jetzt das Heer ungern verlaſſe. Der Mörder,“ ſagte ſie lächelnd, „beſchäftigt ſich nämlich mit einer vervollkommneten Feuerwaffe und einem neuen Manöver. Das brächte er nun gerne erſt zu einem Ergebnis. So hat er mich, die er anfänglich hier in Rom überraſchen wollte, in ſein Feldlager nach Novara beſchieden und ich reiſe morgen, nicht im Schneckenhaus meiner Sänfte, ſondern im Sattel meines hitzigen türkiſchen Pferdchens. Hätte ich Flügel! mich verlangt nach den Narben meines Herrn, deſſen Antlitz ich nicht geſehen ſeit jener berühmten Schlacht, die ihn unſterb-

lich gemacht hat. Und ſo bin ich zu der Heiligkeit geeilt in der Freude meines Herzens, um mich bei Ihr zu beurlauben: denn das iſt der Zweck meines Beſuches.“ So redete Victoria aufwallend und überquellend wie ein römiſcher Brunnen.

Ihre aufrichtigen Worte belehrten den heiligen Vater, daß Pescara ſein Thun und Laſſen in dasſelbe Zwielicht ſtelle, welches auch er liebte. Nur mit dem Unterſchiede, daß der junge Pescara im entſcheidenden Augenblicke wie ein Blitz aus ſeiner Wolke hervorſprang, während Clemens unentſchloſſen, über ſich ſelbſt zornig, in der ſeinigen verborgen blieb, weil er aus greiſenhafter Ueberklugheit den Moment zu ergreifen verſäumte. Er ſchärfte, in einem andern Bilde geſprochen, den Stift ſo lange, bis zu ſeinem Aerger die allzufeine Spitze abbrach. Jetzt trat er leiſe und taſtete.

„Einen Urlaub hat der Marcheſe verlangt?“ verwunderte er ſich. „Ich dächte, ſeinen Abſchied? Achilles zürnt im Zelte, ſo hörte ich.“

„Davon weiß ich nichts und das glaube ich nicht, heiliger Vater,“ entgegnete Victoria und warf mit einer ſtolzen Gebärde das Haupt zurück. „Warum ſeinen Abſchied?“

„Nicht wegen einer roſigen Briſeis, Madonna,“ antwortete Clemens ärgerlich mit einem froſtigen Scherze, „ſondern geprellt um einen erbeuteten König und um die Thürme von Sora und Carpi.“

Damit ſpielte der Papſt auf zwei bekannte Thatſachen an. Der Vicekönig von Neapel hatte bei Pavia, Pescara zuvorkommend, den Degen des franzöſiſchen Königs in Empfang und damit die Ehre vorweggenommen, die erlauchte Beute nach Spanien führen zu dürfen. Und dann hatte der Kaiſer Sora und Carpi den begehrlichen Colonnen, den eigenen Verwandten der Victoria geſchenkt, nicht ſeinem großen Feldherrn, welcher ebenfalls einen Blick danach geworfen.

Victoria erröthete unwillig. „Heiliger Vater, Ihr denkt gering von meinem Gemahl. Ihr ſtellet Euch einen kleinlichen Pescara vor: gebet mir Urlaub, damit ich reiſe und mich überzeuge, daß euer Pescara nicht mein Pescara iſt. Ich habe Eile vor den wahren zu treten.“

Sie erhob ſich und ſtand groß vor dem Papſte, aber ſchon verbeugte ſie ſich wieder tief mit demüthiger Gebärde, um ſeinen Segen flehend. Da bat er ſie, ſich wiederum zu ſetzen, und ſie gehorchte. Clemens

durfte ſich die Gelegenheit nicht entrinnen laſſen, Pescara durch den geliebten Mund ſeines Weibes zum Abfalle zu bereden. Daß aber mit Anſpielungen und Vorbereitungen bei der Colonna, wie er ſie vor ſich ſah, nichts gethan wäre, begriff er leicht: entweder würde ſie ſich gegen das Zweideutige aufbäumen, oder es als etwas Unverſtändliches und Nichtiges unbeſehen in den Winkel werfen. Er mußte dieſer wahren und auf Wahrheit dringenden Natur die Sache in klaren Umriſſen vorzeichnen und in ein volles Licht ſtellen, damit ſie dieſelbe ihres Blickes würdige. Das ging ihm gegen ſeine Art, und er that einen ſchweren Seufzer.

Da fand er eine Auskunft, die nicht ohne Geiſt und Liſt war. Er fragte Victoria mit einer harmloſen Miene, während er die Hand mit dem Fiſcherring auf ein in blauen Sammet gebundenes Buch mit vergoldeten Schlöſſern legte: „Spinnſt du wieder etwas Poetiſches, geliebte Tochter? Wahrlich, ich bin ein Verehrer deiner Muſe, weil ſie ſich mit dem Guten und Heiligen beſchäftigt. Und ich liebe ſie insbeſondere, wo ſie moraliſche Fragen ſtellt und beantwortet. Aber das ſchwerſte ſittliche Problem haſt du noch in keinem

deiner Sonette behandelt. Weißt du, welches ich meine, Victoria Colonna?"

Diese wunderte sich nicht über den plötzlichen Einfall des heiligen Vaters, weil sie hier auf dem eigenen Boden stand und, bei ihrem schon gefeierten Namen, Gelehrte und Laien wohl nicht selten ähnliche Fragen an sie richten mochten. Sie fühlte sich und erhob den schlanken Leib kampflustig, während sich ihre Augen mit Licht füllten. „Der größte sittliche Streit," sagte sie ohne Besinnen, „ist der zwischen zwei höchsten Pflichten."

Jetzt hatte der heilige Vater Fahrwasser gewonnen. „So ist es," bekräftigte er mit theologischem Ernste. „Das heißt: scheinbar höchsten, denn eine der beiden ist immer die höhere, sonst gäbe es keine sittliche Weltordnung. Ich flehe zu Gott und seinen Heiligen, daß sie dir beistehen und dich die höhere Pflicht erkennen lassen, damit du sie der geringern vorziehest, du und dein Gatte, denn siehe, dieser große und schwere Kampf wird an euch Beide herantreten."

Victoria erblaßte, da ihr die akademische Frage plötzlich in das lebendige Fleisch schnitt, der heilige Vater aber redete feierlich: „Höre mich, meine Toch-

der! Alles, was ich dir jetzt zu ſagen habe, iſt auch dem Marcheſe geſagt, den meine Worte durch dich erreichen. Vernimm es: der heilige Stuhl trennt ſich zu dieſer Stunde von der kaiſerlichen Majeſtät und bietet ihr die Spitze. Ich handle ſo als Fürſt und als Hirte. Als Fürſt: weil heute die Schickſalsſtunde Italiens iſt. Laſſen wir ſie verrinnen, ſo verfallen wir italieniſchen Fürſten alle auf Jahrhunderte hinaus dem ſpaniſchen Joche. Frage, wen du willſt: ſo urtheilen alle Einſichtigen. Aber auch als höchſter Hirte. Erſteht in jenem räthſelhaften Jüngling, der Völker in ſeinem Blut und auf ſeinem Haupte Kronen vereinigt, der alte Kaiſergedanke, ſo iſt die ganze leidenvolle Arbeit meiner heiligen Vorgänger umſonſt geweſen, und die Kirche wird durch die neue Staatskunſt enger gefeſſelt und tiefer gedemüthigt, als von den eiſernen Fäuſten jener fabelhaften germaniſchen Ungethüme, der Salier und der Staufen. So ſteht es. Blieb dir fremd, was Italien mit Furcht und Hoffnung erfüllt?"

„Der Marcheſe will es nicht glauben," ſagte Victoria mit einem ſchnellen Erröthen. Der heilige Vater lächelte. „Heiligkeit vergeſſe nicht," lächelte ſie ebenfalls, „ich bin eine Colonna, das iſt eine Ghibellinin."

„Du biſt eine Römerin, meine Tochter, und eine Chriſtin," wies ſie Clemens zurecht.

Es entſtand eine Pauſe. Dann fragte ſie: „Und Pescara?"

„Pescara," antwortete der Papſt und dämpfte die Stimme, „iſt eher mein Unterthan als derjenige des Kaiſers. Denn er iſt ein Neapolitaner, und ich bin der Lehensherr von Neapel. Glaube nicht, Victoria, daß ich leichthin rede. Wie dürfte ich es, da ich das Gewiſſen der Welt bin? Wahrlich, ich ſage dir: in ſchlafloſen Nächten und bekümmerten Frühſtunden habe ich mein Recht auf Pescara geprüft. Meiner politiſchen Vernunft mißtrauend, habe ich die zwei größten Rechtsgelehrten Italiens zu Rathe gezogen, Accolti und . . . hm . . . den Zweiten."

Der Papſt zerdrückte den Namen klüglich auf der Zunge, da ihm noch zur rechten Zeit einfiel, dieſer zweite Rechtsgelehrte, der Biſchof von Cervia, genieße des Rufes der ſchamloſeſten Käuflichkeit. „Beide" — Clemens klopfte mit dem Fiſcherring auf das blaue Buch — „ſtimmen zuſammen, daß Pescara, nach ſtrengem Rechte betrachtet, viel mehr mein Mann ſei als der des Kaiſers, und Beide erinnern mich da-

ran, daß ich überdies, kraft meines Schlüſſelamtes, jetzt da der Kaiſer mein Feind wird, die Macht beſitze, den Marcheſe eines Eides zu entbinden, den er einem Feinde des heiligen Stuhles geſchworen hat."

Der Papſt hatte ſich langſam erhoben. „Und ſo thue ich!" ſagte er prieſterlich. „Ich löſe Ferdinand Avalos vom Kaiſer und zerbreche ſeine Treue. Ich ernenne den Marcheſe von Pescara zum Gonfaloniere der Kirche und zum Feldherrn der Liga, welche die heilige heißt, weil Chriſtus in der Perſon ſeines Nachfolgers an ihrer Spitze ſteht." Der Papſt hielt inne.

Jetzt hob er die rechte und die linke Hand in gleicher Höhe, als hielten ſie eine Krone über dem Haupte der Colonna, die, von Staunen überwältigt, auf die Kniee ſank, und ſprach mit lauter Stimme: „Die Verdienſte meines Gonfaloniere um mich und die heilige Kirche voraus belohnend, kröne ich Ferdinand Avalos Marcheſe von Pescara zum Könige von Neapel!" Die junge Königin erbebte vor Freude. Sie glaubte eine Krone zu verdienen. Sprachlos, mit brennenden Wangen empfing ſie den Segen. Dann ſtand ſie auf und ging, in gemeſſenen, aber eiligen Schritten, als könne ſie es nicht erwarten, dem erhöhten Gemahl ſeine Krone zu bringen.

Der heilige Vater, ſelbſt aufgeregt, folgte ihr ſo haſtig, daß er beinahe einen Pantoffel verloren hätte. An der Schwelle erreichte er ſie und wollte ihr den Band von blauem Sammet bieten. „Für den Marcheſe,“ ſagte er.

Da erblickte er hinter ihr Guicciardin mit Morone, die vielleicht ein bischen an der Thüre gehorcht hatten. Victoria mit ſtrahlenden Augen voll glühender Wonne erſchien dem Kanzler als ein ſolches Wunder, daß er faſt von Beſinnung kam. Raſch geſammelt aber flehte er den Papſt an: „Die Heiligkeit mache mich Unheiligen bekannt mit der himmliſchen Victoria!“ worauf Clemens ihm einen kleinen Klaps auf die Schulter gab und ihn mit den Worten vorſtellte: „Der Kanzler von Mailand, ein Weltkind, auf das ſich der heilige Geiſt herabzulaſſen beginnt!“ Dann wiſperte er Victorien ins Ohr: „Morone, Buffone.“

Dieſe verſchwand in der Verwirrung ihres Glückes, während der Papſt in der ſeinigen das wichtige blaue Buch zurückbehielt, denn er war noch ganz berauſcht von der kühnen ſymboliſchen That, zu welcher ihn der Anblick der ſchönen Frau hingeriſſen hatte. Nun fühlte er doch, daß er das Gleichgewicht verloren; er wies

mit einer Handbewegung den Beſuch des Florentiners und des Lombarden ab und trat in die raphaeliſche Kammer zurück.

Die beiden nicht Empfangenen ſahen ſich einen Augenblick an, dann ergriff Guicciardin lachend den Arm des Kanzlers und zog ihn ſanftgeſtufte Treppen hinunter in die vaticaniſchen Gärten, deren Schattengänge ſie nicht aufzuſuchen brauchten, denn der Himmel hatte ſich mit ſchwarzen Wolken bedeckt.

„Eigentlich," plauderte Guicciardin, „mag ich den Alten leiden. So fein er ſpinnt und ſo bedacht er redet, iſt er doch innerlich ein leidenſchaftlicher, ein zorniger Menſch wie ich, und jetzt höchſt aufgeregt, weil er der Colonna unſere gefährliche Heimlichkeit geoffenbart hat. Du in deiner Verzückung haſt es freilich nicht geſehen, wie er ihr die Gutachten des Accolti und des Angelo de Ceſis in die Hand drücken wollte. Zwei käufliche Schurken, die den Meineid mit Bibelſtellen belegen! Uebrigens iſt es ein ſtarkes Ding, daß Clemens in ſeinen alten Tagen ſo Kühnes und Folgenſchweres unternimmt, und noch mehr, er unternimmt es mit tiefem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, ohne Glauben an ſeinen Stern, denn er hält ſich heim-

lich für einen Pechvogel. Das ist schlimm. Da war denn doch der Leo ein anderer, immer strahlend und triumphierend, und darum immer glücklich, während die gegenwärtige Heiligkeit, wie sie mir neulich im Tone des Jeremias prophezeite, die ewige Stadt schon geplündert und aus diesen Dächern" — er wies auf den Vatican — „Rauch und Flamme steigen sieht. Dennoch beginnt er den Kampf gegen den Kaiser, und das rechne ich ihm hoch an, ob es ihm auch zuerst um sein Florenz zu thun ist. Er hat noch Blut in den Adern und knirscht die Zähne, soviel ihm geblieben sind, wenn er den hochmüthigen spanischen Adel auf dem Capitole stolzieren sieht wie in Neapel oder Brüssel. Aber wohin träumst du, Kanzler? von dem Weibe? Natürlich."

„Ich will zu der Römerin reden wie ein alter Römer!" rief der Kanzler.

„Schön! Nur hüte dich, daß du in der Begeisterung nicht deinen classischen Bocksfuß unter der Toga hervorstreckest. Sei züchtig, mache große Worte und packe sie fest an ihrer Eitelkeit!"

„An ihrem Herzen will ich sie packen!"

„Das heißt, an ihrer Tintenflasche, denn die Her-

zen ſchreibender Weiber ſind mit Tinte gefüllt," läſterte der ſchmähſüchtige Florentiner. „Aber weißt du, Kanzler" — und Guicciardin kniff ihn kräftig in den Arm — „daß es nicht der heilige Vater allein iſt, den unſere Unternehmung ſchlaflos macht. Auch ich habe in dieſer Woche noch kein Auge geſchloſſen. Immer muß ich mir dieſen Pescara zurechtdenken. Auf ſeinen Groll gegen den Kaiſer gebe ich nichts: ſie können ſich über Nacht verſöhnen. Ebenſo wenig auf den Einfluß des Weibes. Sie wird ihm die Botſchaft des Papſtes ausrichten dürfen: weiter wird er nicht auf ſie hören. Aber ich glaube auch nicht an ſeine feudale Treue. Pescara iſt kein Cid Campeador, oder wie die Spanier ihren loyalen Helden nennen, dafür iſt er zu ſehr ein Sohn Italiens und des Jahrhunderts. Er glaubt nur an die Macht und an die einzige Pflicht der großen Menſchen, ihren vollen Wuchs zu erreichen mit den Mitteln und an den Aufgaben der Zeit. So iſt er und ſo paßt er uns. Unfehlbar, er wird unſere Beute und wir die ſeinige. Dennoch . . . lache mich aus, Morone . . . etwas umhaucht mich: ich wittere Verborgenes oder Geheimgehaltenes, etwas Weſentliches oder auch etwas Zufälliges, etwas Körperliches oder

einen Zug ſeiner Seele, kurz, ein unbekanntes Hinderniß, das uns den Weg vertritt und unſere genaue Rechnung fälſcht und vereitelt."

„Aber," ſagte Morone nachdenklich werdend, „wenn er ſo iſt, wie du ihn nimmſt, und wenn die Thatſachen liegen, wie wir ſie kennen, aus welcher Geiſterquelle ſollte denn jenes Feindſelige aufſteigen?"

„Ich weiß es nicht! Nur — von dieſem Pescara geht der Ruf, er verſtehe es, einen ſtürmenden Feind alle Höhen erklimmen zu laſſen, um ihm dann plötzlich einen letzten mit Feuerſchlünden beſetzten und ihn zerſchmetternden Wall entgegenzuſtellen. Wenn in ſeinem Innern ein ſolcher Wall gegen uns emporſtiege, gerade im Augenblicke da wir glauben ſeine Seele bewältigt zu haben? Doch weg mit dem Spuk, der nichts iſt als die Schwüle vor dem Gewitter, die natürliche Angſt und Ungewißheit, die jedem großen und gefährlichen Unternehmen vorangeht."

Ein Blitz flammte über den Vatican. Er ſtand in weißem Feuer und zeigte die ſchönen Verhältniſſe der neuen Baukunſt. Unter dem Rollen des Donners verloren ſich die Zweie zwiſchen den Säulen eines Porticus, Guicciardin betroffen und ſich fragend, was das

Omen bedeute, der Kanzler unbekümmert um den Himmel und seine Zeichen, denn er sah sich schon zu den Füßen der Colonna.

Diese hatte im Taumel ihrer Begeisterung den Vatican über die nächste seiner zahlreichen Treppen und durch eines seiner Nebenthore verlassen. Sänfte und Gefolge, welche sie an der Hauptpforte vergeblich erwarteten, hatte sie vergessen und wandelte, mehr von ihrem ehrgeizigen Traume getragen als von dem aufziehenden Gewitter gejagt, mit bewegten Gewanden nach ihrem Palast am Apostelplatze zurück. Sie schritt mit einer geraubten Krone wie die erste Tullia, nicht über den Leichnam des Vaters, sondern über die gemeuchelte Staatstreue; denn die Tochter des Fabricius Colonna und die Gattin Pescaras war eine Neapolitanerin und die Unterthanin Karls des Fünften, des Königs von Neapel.

Die krönende Gebärde des Papstes hatte sie überwältigt. Gewöhnung und Umgebung, der Glaube der Jahrhunderte und die überlieferten Formen der Frömmigkeit ließen sie in dem Haupte der Kirche, so entartet diese sein mochte, immer noch eine Werkstätte des göttlichen Willens und ein Gefäß der höchsten Rath-

ſchlüſſe erblicken — und wie hätte das eigene Selbſtgefühl und mehr noch der Stolz auf den Werth ihres Gatten ſie zweifeln laſſen an dem päpſtlichen Rechte, auf das würdigſte Haupt eine Krone zu ſetzen? So konnte ihr die anmaßende Handlung des Mediciers trotz der veränderten Zeiten als ein Ausſpruch der Gottheit erſcheinen.

Die neue Königin ohne Gefolge hatte den Borgo durcheilt, die Engelsbrücke überſchritten und ging nun ſchon durch die „gerade Gaſſe", wie ſie hieß, im Gelärme der Menge. Dieſe gab der Colonna ehrerbietig Raum, ohne zu erſtaunen über den unbegleiteten Gang und die eilenden Füße der erlauchten Frau, welche jetzt der dem Gewitter vorangehende Sturm beflügelte. Nach und nach aber verlangſamten ſich ihre Schritte in dem dichter werdenden Gewühle der nicht breiten Straße, obwohl der ſchmale Himmel darüber immer dunkler und drohender wurde.

Da erblickte ſie über die Menge hinweg eine Cavalcade. Herren der ſpaniſchen Geſandtſchaft begleiteten, wohl zu einer Audienz im Vatican, den dritten kaiſerlichen Feldherrn in der Lombardei, Leyva. Dieſer vormalige Stallmeiſter, der Sohn eines Schenkwirths

und einer Dirne, den ein knechtiſcher Ehrgeiz und ein eiſerner Wille emporgebracht, hatte einen plumpen Körper und das Geſicht eines Bullenbeißers, denn Stirn, Naſe und Lippe waren ihm von demſelben Schwerthiebe geſpaltet. Neben ihm auf einem herrlichen andaluſiſchen Vollblute ritt, in einen weißen Mantel gehüllt, ein vornehmer Mann mit braunem Kopf und energiſchen Zügen, welcher jetzt mit einer devoten Verbeugung Victorien zu grüßen ſchien; aber er hatte ſich nur vor den ſteinernen Heiligen einer nahen Kirche verneigt.

War es die grelle Gewitterbeleuchtung, oder die gemeſſen feindſelige Haltung der Herren in einer Stadt, von deren dreigekröntem Gebieter ſie ihren König insgeheim verrathen wußten, oder war es Victorias erregte Einbildungskraft, ſie ſah und fühlte in der Grandezza der Reiter und Roſſe, den in die Hüfte geſetzten Armen, den verächtlich halb über die Schulter auf die Romulusſöhne niedergleitenden Blicken und bis in die ſteifen Bartſpitzen den Hohn und die Beleidigung der beginnenden ſpaniſchen Weltherrſchaft, ſie empfand Grauen und Ekel und ein tödtlicher Haß regte ſich in ihrem römiſchen Buſen gegen dieſe fremden Räuber und

hochfahrenden Abenteurer, welche die neue und die alte Erde zuſammen erbeuteten. Warum war der junge Kaiſer zugleich der König dieſer ruchloſen Nation, in deren Adern mauriſches Blut floß und die Italien mit ihren Borjas vergiftet hatte?

Sonſt hätte ſie wohl der uralte Familiengeiſt ihres ghibelliniſchen Geſchlechtes, das Jahrhunderte lang ſeinen Vortheil darin gefunden hatte, der kaiſerlichen Sache ohne Gehorſam zu dienen, an Karl gefeſſelt, aber nein, nicht an dieſen Kaiſer, auch wenn er kein Spanier geweſen wäre. Sie konnte ſich nichts machen aus dem undeutlichen Knaben, den ſie nie von Angeſicht geſehen, weder ſie noch irgend wer in Italien, das jener zu betreten zögerte.

Einen Brief freilich hatte er an ſie geſchrieben nach dem Siege von Pavia, um ſie zu beglückwünſchen, daß ſie die Gattin Pescaras ſei. Aber gerade in dieſen kargen Zeilen ſchien ſich ein kümmerliches Gemüth zu ſpiegeln, und was der großgeſinnten Frau am meiſten mißfiel, war die in ihren Augen ängſtliche und frömmelnde Demuth, mit welcher der junge Kaiſer Gott und ſeinen Heiligen die ganze Ehre des Sieges gab. Obwohl ſelbſt dem Himmel dankbar, ſchätzte Victoria

ſolche Demuth gering an einem Manne und an einem Herrſcher. War hier nicht das Geſtändnis, daß der begeiſternde Sieg den Fernſtehenden kühl gelaſſen hatte, ja, war hier nicht die kleinliche Abſicht, den Lorbeer Pescaras zu ſchmälern? Darum mußte der Himmel alles gethan haben. Victoria aber war brennend eiferſüchtig auf den Ruhm ihres Gatten. Und wie ungroßmüthig hatte ſich Karl erwieſen! Er hatte es über ſich gebracht, dem Feldherrn, welchem er Italien verdankte, zwei armſelige italieniſche Städtchen zu verweigern! Nein, einen ſo kleinen Menſchen konnte man gar nicht verrathen, man konnte höchſtens von ihm abfallen und ihn fahren laſſen.

Jetzt blendete ſie ein gewaltiger Blitz, derſelbe, der den Kanzler und Guicciardin unter die Dächer des Vaticans zurückgetrieben, und eben da der Regen zu ſtürzen begann, erreichte ſie, rechts durch ein Seitengäßchen biegend, die dunkeln Stufen des Pantheon und ſeine erhabene Vorhalle. Ohne das Innere des machtvollen Tempels zu betreten, lehnte ſie, die entſtehende Kühle einathmend, an eine der enge zuſammengerückten gewaltigen Säulen, und unter dem Vordache des alten Bauwerkes kehrte ihr Geiſt in ein noch früheres Alter-

thum zurück, deſſen Tugenden die flüſſige Bildkraft des Jahrhunderts verherrlichte, ohne ſie zu beſitzen oder auch nur begreifen zu können in ihrer eintönigen Starrheit und ſtrengen Wirklichkeit.

Jene tugendhaften Lucretien und Cornelien traten ihr wie Schweſtern vor das alterthumstrunkene Auge, trug ſie doch zwei Namen, die beide ſo römiſch als möglich klangen, und war ihr doch wie jenen hohen Frauen das weibliche Böſe unbekannt. Jene ſchlichten und ſtolzen Geſchöpfe hatten die Eroberer der Welt geboren, Virgils großartiges „Tu regere imperio“, das ſie ſich wie oft ſchon vorgeſagt hatte, überwältigte ſie jetzt bis zu den Thränen. Sie betrat den Tempel und warf ſich nieder in der Mitte desſelben unter der wetterleuchtenden Wölbung und rang die Hände und flehte, daß Rom und Italien nicht verſinke in das Grab der Knechtſchaft. Sie flehte in den chriſtlichen Himmel hinauf und nicht minder zu dem Olympier, der über ihr donnerte, zu alle dem, was da rettet und Macht hat, mit der wunderlichen und doch ſo natürlichen Göttermiſchung der Uebergangszeiten.

Da ſie das Pantheon verließ — wie lange ſie auf den Knieen gelegen, wußte ſie nicht — heiterte ſich

der raſche italieniſche Himmel eben wieder auf, und in ihrem gewöhnlichen Wandel, leicht und gemeſſen, beendigte ſie den Weg nach ihrem Palaſte.

Jetzt kehrten ihre Gedanken zu Pescara zurück. Nicht dieſe ihre Frauenhände konnten den Spanier verjagen, ſondern nur er vermochte es, welcher in jeder der ſeinigen einen Sieg hielt, wenn ſie und die Umſtände ihn dazu überredeten. Durfte ſie es hoffen? Hatte ſie ſolche Gewalt über ihn? Und Victoria mußte ſich ſagen, daß ſie trotz ihrer langen und trauten Ehe den innerſten Pescara nicht kenne. Sie wußte ſein Angeſicht, ſeine Gebärde, die kleinſte ſeiner Gewohnheiten auswendig. Daß der Enthaltſame ihr treu ſei, glaubte ſie und täuſchte ſich nicht. Daß er ſie anbetete und als ſein höchſtes Gut mit der äußerſten Liebe und Sorgfalt hegte, zärtlich und verehrungsvoll zugleich, darauf war ſie ſtolz. In den ſeligen Stunden ihres kurzen, ſtets wieder von Feldzug und Lager aufgehobenen Zuſammenſeins warf er Pläne und Karten und ſeinen Livius weg, um ſein Weib und gemeinſam mit ihr Meerbläue und wandernde Segel zu betrachten. Er ſpielte mit ihr Schach und ſie gewann. Er bat ſie, die Laute zu ſchlagen, ſchloß die Augen und lauſchte.

Er gab ihr für ihre Sonette ſpitzfindige Themata auf und verſchärfte zuweilen den Umriß ihrer allgemeinen Gedanken und weiten Wendungen, denn er ſelbſt hatte früher, in der unfreiwilligen Muße einer Gefangenſchaft — und wahrhaftig gar nicht übel für einen Geharniſchten — zur Verherrlichung Victorias einen „Triumph der Liebe“ gedichtet.

Seine Siege aber erzählte er, jung wie er war und größerer gewärtig, ſeinem Weibe niemals, da er ſie, wie er ſagte, weder langweilen noch mit Blut beſpritzen wolle, denn ein Feldzug ſei eine lange Geduldsprobe, die zu der rothen Lache einer Schlachtbank führe. Von Politik ſprach er ihr nur gar nicht, weder von Vergangenem noch von Schwebendem, obwohl ihm einmal das Wort entſchlüpfte, Menſchen und Dinge mit unſichtbaren Händen zu lenken, ſei das Feinſte des Lebens und wer das einmal kenne, möge von nichts Anderem mehr koſten. Doch gewöhnlich meinte er, Politik ſei ein ſchmutziger Markt und ſein Weib dürfe nicht einmal die helle Spitze ihres Fußes in den ekeln Sumpf tauchen.

So geſtand ſich Victoria, daß ihr der Alles untäuſchbar durchblickende Pescara undurchdringlich und ſein Denken und Glauben verſchloſſen ſei.

War das recht? Durfte es für sie verbotene Thüren und verschlossene Kammern geben in der Seele ihres Mannes? Nach den Plänen des Feldherrn und den Ränken des Staatsmannes war sie nicht begierig, aber sie verlangte eingeweiht zu werden in seinen Ehrgeiz und in sein Gewissen. Und jetzt da Pescara vor einer ungeheuren Entscheidung stand, nein, jetzt ließ sie sich nicht abschütteln von seinem kämpfenden Herzen, nicht abspeisen mit einer Liebkosung oder einem Scherze, jetzt wollte sie mitrathen und mithandeln. Hatte sie ihm nicht eine frische Seele und eine reine Jugend gebracht? War sie nicht eine Colonna? Brachte sie nicht heute eine Krone? Ob er diese zurückweise, ob er sie aus ihren Händen nehme und sie sich aufs Haupt setze, hier wollte sie seine Mitschuldige oder seine Mitentsagende sein, ein bewußter Theil seiner verschwiegenen Seele. Wäre sie schon bei Pescara! Herz und Sohlen brannten ihr vor Ungeduld, und schon durchschritt sie den Apostelplatz, wo ihr ein geharnischter Jüngling entgegentrat, der unter dem Thor ihres Palastes auf sie gewartet hatte.

„Ich war um Euch in Sorge, erlauchte Frau," begrüßte er sie, „da eure Sänfte und eure Leute ohne

Euch aus dem Vatican zurückgekehrt ſind. Nun, da ſeid Ihr ja, Pathin, wenn ich Euch ſo nennen darf, wie ich von jung an gewohnt war und es auch mein gutes Recht iſt.“ Ohne Antwort zu geben, ſtieg ſie mit ihm die Treppen hinan, kaum auf ſeinen dargebotenen Arm ſich lehnend.

Dieſen gewöhnlichen Dienſt von ihm anzunehmen durfte ſie ſich nicht weigern, was ſie auch gegen ihn haben mochte. Denn Del Guaſto — ſo hieß der Jüngling — war der Neffe Pescaras und wie er ein Avalos. Victoria hatte den Knaben gemeinſam mit ihrem jetzigen Gatten aus der Taufe gehoben als ein fünfzehnjähriges Mädchen. So hatte es ihr Vater, der Feldherr Fabricius Colonna veranſtaltet, um ſeine zwei Lieblinge, den unter ſeiner Kriegsführung ſtehenden jungen Pescara und ſein aufgeblühtes Kind zuſammen vor einen Taufſtein zu ſtellen und die beiden Geſichter und Geſtalten ſich einander erblicken zu laſſen.

Später nahm Victoria den wohlgebildeten und feurigen Knaben, der in ſeinem koſtbaren Taufhäubchen ihre Ehe mit Pescara geſtiftet und dem die Eltern früh wegſtarben, an Kindes Statt. Wäre er nur ein Knabe geblieben! Mit der Weichheit ſeiner Züge

aber verlor er auch die Liebenswürdigkeit ſeiner Seele. Das ſchöne Profil bekam einen Geierblick und den immer ſchärfer ſich biegenden Umriß eines Raubvogels, und die ſich offenbarende Unbarmherzigkeit begann Victoria zu befremden und abzuſtoßen. Pescara hatte ihn dann in den Krieg entführt, und in der einzigen Schule des von ihm vergötterten Feldherrn war er zu dem verwegenen Soldaten erwachſen, der in der Schlacht von Pavia durch Niederlegung der Parkmauer den Sieg begann, aber auch zu dem harten, grauſamen Menſchen, der auf dem vorjährigen ſchnellen Rückzug aus der Provence ein Haus, in deſſen Keller ein Dutzend ſeiner Leute ſich verſpätet hatten, ohne mit der Wimper zu zucken, anzünden und in Flammen aufgehen ließ.

Doch Victoria hatte ihm Schlimmeres vorzuwerfen, einen Frevel, der die Frau in ihr empörte, und davon ſollte er nun hören, jetzt da er zum erſten Male ſeit dieſem jüngſten Verbrechen vor ihr ſtand. Sie erkundigte ſich, ob er von Pescara komme und was er bringe. Er antwortete, daß er da ſei, um die Herrin nach Novara zu geleiten. Er glaube zu wiſſen, daß ſein Anblick der Herrin mißfalle, habe aber den Auftrag des Feldherrn nicht ablehnen dürfen, der die Marcheſa

nur dem ſicherſten Schwerte anvertrauen wolle. Denn die Straße werde ebenſo unſicher wie die Weltlage, und er müſſe die Marcheſa erſuchen, ſich morgen in der Frühe bereit zu halten, er brenne ins Lager zurückzukehren, wo jeder nächſte Moment den Krieg bringen könne, und da dürfe er nicht fehlen. Der Mailänder, Venedig, die Heiligkeit betheuern in die Wette ihre friedlichen Geſinnungen: alſo ſtehe der Kampf bevor. „Das wiſſen wir lange ſchon, es iſt nur eine Frage des günſtigen Augenblickes. Aber“ — er trat einen Schritt zurück — „etwas Anderes, etwas Neues, etwas Ungeheures habe ich auf meiner Reiſe durch Mittelitalien gehört, und ich brauchte nicht einmal zu lauſchen. In Städten und Herbergen rauſchte es öffentlich wie die Brunnen auf den Plätzen. Freilich reiſte ich unter fremdem Namen und mit nur einem Diener.“ Er hielt inne und blickte mit brennenden Augen, als verfolge er die ſpannende Wendung einer Jagd oder einen in Monddämmerung kriechenden Hinterhalt.

„Redet, Don Juan,“ flüſterte Victoria.

„Für Euch, Madonna, die aus dem Vatican zurückkehrt, giebt es kein Geheimnis, und es iſt nicht ein-

mal eines, ſondern, wie ich ſagte, ein öffentliches Geflüſter, ein ſchadenfrohes, rachſüchtiges Gekicher, ein kaum unterdrückter italieniſcher Jubel, eine allgemeine patriotiſche Rede und Ermunterung, von der ich die größte Eile habe den Feldherrn zu unterrichten. Denn noch weiß er nichts davon. Wie ich meine," fügte er argwöhniſch bei.

Victoria erbleichte. „Was wird geflüſtert," fragte ſie beklommen, „und über wen? doch nicht über Pescara?"

„Von ihm. Er iſt überall. Sie ſagen" — er dämpfte die Stimme — „der Feldherr löſe ſich vom Kaiſer und unterhandle mit der Heiligkeit und den italieniſchen Mächten."

Victoria erſchrak über den glühend ſinnlichen Ausdruck ſeines Geſichtes. „Und Pescara . . ." ſagte ſie undeutlich.

„Wie ich den Feldherrn beneide!" träumte Don Juan. „Welche Aufregungen, welche Genüſſe! Italia wirft ſich ihm in die Arme . . . er wird ſie liebkoſen, unterjochen und wegwerfen . . . o, er wird mit ihr ſpielen wie die Katze mit der Maus!" und er machte mit der Rechten eine haſchende Gebärde.

Ein flammender Zorn übermochte die Colonna. „Verworfener," rief ſie, „habe ich dich gefragt, wie Pescara thun würde? Biſt du der Menſch, es zu wiſſen? Habe ich dir erlaubt, an ihm herumzudeuten? . . . Wie die Katze mit der Maus . . . abſcheulich! So haſt du mit Julien geſpielt, Ehrloſer!"

Dieſe Julia ſtammte aus einem edeln novareſiſchen Geſchlechte und war die Enkelin des gelehrten Arztes Meſſer Numa Dati, welcher die Speerwunde Pescaras geheilt hatte. Del Guaſto, der im Hauſe des Arztes Quartier genommen, hatte das Mädchen mißleitet und die Wohnung gewechſelt. Die Preisgegebene war dann, von Scham vernichtet, vor dem argloſen Antlitz ihres Großvaters von Novara weit weg in ein römiſches Kloſter geflohen und hatte die mächtige Colonna auf den Knieen angefleht, ſich ihrer zu erbarmen und ihre Ehre herzuſtellen.

Da ihn Victoria einen Ehrloſen hieß, biß ſich Don Juan die Lippe. „Sachte, Herrin," ſagte er, „wäget eure Worte. Ich bin kein Ehrloſer, ſondern ich wäre es, wenn ich Julien nicht verlaſſen hätte. Ich rede nicht von dem Unterſchiede des Blutes eines Avalos und einer Dati, ſondern einfach davon, daß mir wie

jedem Manne keine Gefallene, ſondern eine Unſchuldige zur Braut geziemt.“

Victorias menſchliches Herz empörte ſich. „Du biſt es, der die Aermſte mit deinen Liebkoſungen und Betheurungen, ja vielleicht gar mit falſchen Gelübden und Eiden zu Falle gebracht! Biſt du es nicht? Kannſt du es leugnen?“

Er erwiderte: „Ich leugne es nicht, aber es war mein Kriegsrecht, denn Krieg iſt zwiſchen dem männlichen Willen und der weiblichen Unſchuld. Ich verſuchte ſie, ja. Warum widerſtand ſie nicht? Warum gab ſie ſich? Warum beſchuldigt Ihr mich, daß ſie ſchwach war und daß ich ſie jetzt verachte und verſchmähe?“

Victoria erſtarrte vor Entſetzen. „Ruchloſer!“ ſtöhnte ſie.

„Madonna,“ kürzte der Jüngling das Geſpräch, „das iſt eine peinliche Unterhaltung, und Ihr thut mir leid dabei. Ich ſchlage Euch ein Tribunal vor. In Novara angelangt, treten wir vor den Feldherrn und Ihr verklaget mich. Ich werde mich rechtfertigen, und der Feldherr, der die Welt und ihre Ordnungen kennt, wird mich freiſprechen, wie ich denke. Jetzt verlaſſe ich Euch. Ich habe noch Leute zu werben, denn ohne eine

ſtarke Bedeckung wage ich in dieſen unruhigen Zeiten nicht für Euch zu haften.“ Er verbeugte ſich und verließ ſie hohen Hauptes.

Victoria wendete ſich unwillig und wählte den entgegengeſetzten Ausgang. Sie bedurfte Kühlung und ſtieg in den Garten hinab. Mit dem letzten Tageslichte betrat ſie den hinter dem Palaſte liegenden Raum, welcher von hohen Mauern eingehüllt, voller Lorbeer und Myrte war und den der nachtröpfelnde Regen erfriſchte. Ihre Schritte ſuchten das den Garten abſchließende Caſino.

Die Helle genügte noch, wenn auch mit Mühe die Lettern zu unterſcheiden in dem Evangelienbuche, welches ſie im Vorbeigehen aus der Bibliothek genommen und vor das ſie ſich geſetzt hatte, die heiße Stirne in den gefalteten Händen. Ganz erfüllt von dem Schickſale Juliens und dem größern Pescaras, durchlief ſie mit den Augen gedankenlos die aufgeſchlagene Seite und athmete in vollen Zügen die erfriſchte Luft. Nach einer Weile wurde ſie ſich deſſen bewußt, was ſie las: es war die dreimalige Verſuchung des Herrn durch den Dämon in der Wüſte. Sie las weniger mit dem leiblichen als dem geiſtigen Auge, was ſie von Kind an auswendig wußte.

Sie ſah den Dämon vor den Heiland treten, welcher das einfache Wort der Treue und des Gehorſams den Sophismen des Verſuchers entgegenhielt. Als der Verſucher heftiger drängte, deutete des Menſchen Sohn auf die Stelle ſeiner künftigen Speerwunde ... Da wandelte ſich das weiße Kleid in einen hellen Harniſch und die friedfertige Rechte bepanzerte ſich. Nun war es Pescara, der die Hand über ſeine durchſchimmernde Wunde legte, während der Dämon jetzt einen langen ſchwarzen Juriſtenrock trug und ſich wie ein Gaukler gebärdete. So ſah es die Colonna auf dem vor ihr liegenden Bibelblatte. Aergerlich über das Spiel ihrer Sinne, that ſie ſich Gewalt an und blickte auf.

„Wer biſt du und was willſt du?“ rief ſie erſtaunt, und eine vor ihr ſtehende dunkle Geſtalt antwortete: „Ich bin Girolamo Morone und komme zu reden mit Victoria Colonna.“ Victoria erinnerte ſich, wen ihr heute der Papſt gezeigt hatte, und gewahrte jetzt auch den einführenden Diener. Dieſer entflammte die über der Herrin ſchwebende Ampel, rückte dem Kanzler einen Schemel und entfernte ſich, während die Marcheſa in der entſtehenden Helle das häßliche, aber

mächtige Geſicht ihres nächtlichen Gaſtes betrachtete, das ihr keinen Widerwillen einflößte.

„Zu ſpäter Stunde,“ ſagte ſie, „ſuchet Ihr mich; doch Ihr bringet mir wohl einen Auftrag an meinen Herrn, zu welchem ich morgen in der Frühe verreiſe.“

„Vor Pescara denke ich bald ſelbſt zu ſtehen,“ erwiderte Morone, „und nicht von ihm werde ich Euch reden, ſondern allein von Victoria Colonna, welche ich mit ganz Italien verehre und anbete wie eine Gottheit, der ich aber zürne und gegen die ich Klage erhebe.“

Wer ſeid Ihr, um ſo mit mir zu ſprechen? lag es auf den Lippen der Marcheſa, doch ſie fragte raſch und warmblütig: „Weſſen klaget Ihr mich an? Was iſt meine Schuld, Morone?“

„Daß Ihr euer helles und begeiſterndes Antlitz in Rollen und Bücher vergrabet und unter Schatten und Fabeln lebet! Daß Ihr den erſten Cäſar verabſcheut und dem neueſten huldigt, daß Ihr Troja beweinet und euer Volk vergeſſet, daß Euch Prometheus' Bande drücken und die Feſſeln Italiens nicht ſchmerzen! Drei Frauen haben ſie geſchmiedet!“

„Welche dreie?“ fragte ſie.

„Die erſte war Beatrix Eſte. Wann ihr alternder Gemahl der Mohr ſie auf den ſchwellenden Mund küßte, flüſterte ſie, daß ihren blonden Flechten ein Diadem anſtünde, der kluge Mohr verſtrickte ſich in die blonden Flechten und vergiftete ſeinen Neffen den Erben von Mailand.“

„Die Schändliche!“

„Der welkende Knabe hatte ein ſtolzes und feuriges Weib, die Aragoneſin Iſabelle, die Beatrix tödtlich haßte und mit ihren jungen kräftigen Armen den ſiechen Knaben ihren Gemahl auf den vorenthaltenen Thron heben wollte, ſie beſchwor und beſtürmte ihren Vater den König von Neapel, bis dieſer den Mohren bedrohte.“

„Aermſte!“

„Der Mohr war ſicher, ſolange der Gebieter von Florenz, der junge Medici dazwiſchen ſtand. Dieſer war das Spielzeug ſeines ſchönen Weibes, der hochmüthigen Alfonſine Orſini, und das Weib übermochte ihn, daß der Thor dem Mohren Freundſchaft und Bündnis kündigte. Da rief der Mohr den Fremden.“

„Unſelige!“

„Dreie haben Italien gefeſſelt. Die Vierte, die Ihr ſeid, muß es erlöſen!“

„Kanzler, ich bin nicht das Weib eines Greiſes, noch eines Knaben, noch eines Thoren, noch eines andern von denen, die ſich vom Weibe berücken laſſen, und . . . ich begehre keine Krone.“ Sie erröthete und wurde wie Purpur.

„Herrin,“ ſagte der Kanzler, „die Krone begehrt Euch. Erbarmt Euch eures Volkes und vertretet es bei Pescara! Ich ſage nicht: liebkoſet, umgarnet, verleitet ihn! Ich verſchwöre mich nicht mit Euch, ich verabrede keine Rollentheilung, ich laſſe Euch reiſen, ich laufe mit Euch in die Wette, wer ihn zuerſt erreiche. Und ſeid Ihr die Erſte, ſo umfanget ſeine Kniee und redet aus der Fülle eures Herzens und flehet: Pescara! Ich bin Italien und liege zu deinen Füßen: erhebe mich und nimm mich an deine Bruſt!“

Victoria war gerührt und auch der Kanzler vergoß Thränen.

„Erlauchte Frau,“ ſagte er, „wer bin ich, der ſo zu Euch reden darf! Ich bin nicht werth, daß ich den Saum eures Gewandes küſſe. Ludwig der Mohr, mein allergütigſter Herr, hat mich in Mailand von der Gaſſe

aufgeleſen und wie einen drolligen kleinen Pudel zu ſeinen Füßen ſpielen laſſen. Da habe ich meine Erziehung genoſſen und an ſeinem Hofe und ſpäter in ſeinem Dienſte das Geſicht und die Gebärde meiner Zeit, den ganzen ausgelaſſenen Triumphzug des Jahrhunderts betrachtet.

Der arme Mohr! Sein Unſtern und die Franzoſen entführten ihn nach Loches, wo er zehn lange Jahre im Kerker ſchmachtete. In ſeinem letzten habe ich ihn dort wiedergeſehen; denn damals, durch die Macht der Umſtände, befand ich mich in franzöſiſchem Dienſte, und mich verlangte nach dem Antlitz meines Wohlthäters. Da ich ihn erblickte, erſchrak ich und hatte Mühe ihn zu kennen. Er ſah wie ein Geiſt: Kerker und Elend hatten ſeine Miene ſeltſam veredelt. Erſt da er den Mund öffnete, fand ich mich wieder in ihm zurecht. Er lächelte und ſagte in ſeiner unvergleichlich feinen Weiſe: „Biſt du es, Girolamo? Es iſt hübſch von dir, daß du mich beſuchſt. Ich verarge dir nicht, wenn du in den Dienſt meines Feindes getreten biſt. Die Umſtände zwingen, und wie ich dich kenne, wirſt du meinen Söhnen noch ein treuer Freund und Berather ſein, wenn das Rad der Fortuna ſich

wiederum gedreht haben wird. Du biſt nun ein gereifter Diplomat geworden und verräthſt keine ſchlechte Schule. Weißt du noch, wie ich dir unterſagte, dein komiſches Geſicht wegzulegen und dein Gebärdenſpiel zu mäßigen, mit welchen du dir jetzt deine neuen Freunde gewonnen haſt?"

So ſcherzte er eine Weile großmüthig, dann aber redete er ernſt und ſagte: „Weißt du, Girolamo, was mich hier in meiner Muße beſchäftigt? Nicht mein Los, ſondern Italien und immer wieder Italien. Ich betraure als die Qual meiner Seele, daß ich, vom Weibe verlockt, den Fremden gerufen habe, mit dem ihr jetzt rechnen müßt und der ein zerſtörender Theil eures Körpers zu werden droht. Ich aber ſinne, wie ihr wieder euer werdet. Da war der Valentino, jener Cäſar Borgia, der verſuchte es mit dem reinen Böſen. Aber, Girolamo mein Söhnchen, das Böſe darf nur in kleinen Portionen und mit Vorſicht gebraucht werden, ſonſt bringt es um. Da iſt jetzt der Rovere, dieſer Papſt Julius, der auf einer Donnerwolke gegen den Fremden fährt, welchen er ſelbſt gerufen hat nicht minder als ich. Aber der Greis verzehrt ſich, ſeine gewaltthätige Seele wird bald in den Hades ſchweben,

und nach ihm bleibt der gewöhnliche Hoheprieſter, der zu ſchwach iſt, Italien zu gründen, doch gerade ſtark genug, um jeden Andern an dem Heilswerke zu hindern.

Girolamo mein Liebling: ich glaube nicht, daß mein Italien untergeht, denn es trägt Unſterblichkeit in ſich; aber ich möchte ihm das Fegefeuer der Knechtſchaft erſparen. Gieb Acht, Söhnchen: ich leſe zwiſchen deinen Augen, daß du noch eine Rolle ſpielen wirſt in dem raſenden Reigen von Ereigniſſen, der über meinen lombardiſchen Boden hinwegfegt. Tritt eines Tages aus dieſen wechſelnden Bildungen eine Macht und aus dieſen flüchtigen Geſtalten eine Perſon, aber weder ein Frevler, noch ein Prieſter, ſondern ein Feldherr, der den Sieg an ſeine eiſerne Sohle feſſelt, wer und weſſen Stammes er ſei, nur kein Fremder, dem gieb du dich, mit Leib und Seele! Was an Liſt und Lüge nothwendig iſt — denn anders gründet ſich kein Reich — das übernimm du, mein Söhnchen, er aber bleibe makellos!“

Der Kanzler war aufgeſprungen. Seine begeiſterte Rede riß ihn, ohne daß er es merkte — und auch die ergriffene Victoria merkte es nicht — weit über die Grenze der Wahrheit. „Dieſem Erkorenen,“ rief er

aus, „ſtehe das ſchönſte und reinſte Weib zur Seite! Italien will die Tugend leiblich einherſchreiten ſehen, um ihr nachzuleben. Unſer Verderben iſt die Entfeſſelung aus der Sitte, der zerriſſene Gürtel der Zucht. Hier iſt ein Sieg davonzutragen, größer als der auf dem Schlachtfelde, und ein Zauberſtab zu ſchwingen, mächtiger als der Feldherrnſtab. Ich ſehe ſie vor mir, dieſe Königin der Tugend, die Prieſterin, die das heilige Feuer hütet, die Erhalterin der Herrſchaft, und, hoſianna! ganz Italien wandelt hinter ihren Schritten, lobpreiſend und frohlockend!“ Der Kanzler machte Miene, Victorien huldigend zu Füßen zu ſtürzen, doch er trat zurück und flüſterte verſchämt: „So ſprach Ludwig der Mohr in ſeinem Kerker.“

Victoria ſenkte die Augen, denn ſie fühlte, daß ſie voller Wonne waren und brannten wie zwei Sonnen.

Da ſagte der Kanzler: „Ich habe Euch ermüdet edle Frau, die Augen fallen Euch zu. Ihr müſſet morgen frühe auf und ſeid ſchwer von Schlummer.“ Und der Liſtige trat in die Nacht zurück, die ſich inzwiſchen auf die ewige Stadt geſenkt hatte.

Drittes Capitel.

An einem Fenſter, deſſen Blick über die Thürme von Novara und eine ſchwül dampfende Ebene hinweg die noch morgenklaren Schneeſpitzen des Monte Roſa erreichte, ſaß Pescara und arbeitete an dem Entwurfe des Feldplanes, der das Heer des Kaiſers nach Mailand führen ſollte. So unabläſſig ging er ſeinem Gedanken nach, daß er die leiſen Tritte des Kammerdieners nicht vernahm und ihn erſt gewahr wurde, als jener die Limonade bot. Während er das leichte Getränk mit dem Löffel umrührte, bemerkte er: „Ich ſchelte dich nicht, Battiſta, daß du heute Nacht gegen meinen ausdrücklichen Befehl bei mir eingetreten biſt. Du magſt, nebenan ſchlafend, mich wohl ſchwerer als gewöhnlich athmen gehört haben — ein Alp, eine Beklemmung . . . nicht der Rede werth.“ Er nahm einen Schluck aus dem Glaſe.

Battiſta, ein ſchlauer Neapolitaner, verbarg ſeinen Schrecken unter einer devoten Miene. Er log und betheuerte bei der heiligen Jungfrau, er habe geglaubt ſich bei Namen rufen zu hören, nimmer hätte er ſich erdreiſtet ohne Befehl das Schlafzimmer der Erlaucht zu betreten, während er doch in That und Wahrheit ungerufen und gegen ein ſtrenges Verbot ſeines Herrn aus einer ſchönen menſchlichen Regung dieſem beigeſprungen war. Er hatte ihn ſchrecklich ſtöhnen hören und dann in ſeinen Armen auf dem Lager emporgehalten, bis der Feldherr den Athem wiederfand.

„Es war nichts," wiederholte dieſer, „ich bedurfte keinen Beiſtand. Doch will ich dich, wie geſagt, nicht ſchelten, jetzt da wir uns trennen müſſen. Ich verliere dich ungern, aber Sohnespflicht geht vor. Und da deine greiſen und ſiechen Eltern in Tricarico darben, darf ich dich nicht halten. Gehe und bereite ihnen ein ſorgenloſes Alter. Als perfekter Barbier und zungenfertiger Schelm, wie ich dich kenne, wirſt du dir überall zu helfen wiſſen. Gehe mit Gott, mein Sohn, du ſollſt mit mir zufrieden ſein." Und er ergriff die Feder.

Battiſta fiel aus den Wolken. Er verſchwor ſich

mit einer verzweifelten Gebärde, dieſes Mal der Wahrheit gemäß, ſein Vater ſei längſt im Himmel und ſeine Mutter, die Carambaccia, gewerbſam und kerngeſund und fett wie ein Aal. Der ſchreibende Feldherr erwiderte: „Du haſt Recht, Battiſta, in Potenza wohnen deine armen Eltern, nicht in Tricarico, doch das liegt nahe beiſammen.“ Er reichte dem verabſchiedeten Diener eine Kaſſenanweiſung.

So niedergeſchmettert Battiſta war — er wußte, ein Wort Pescaras ſei unwiderruflich — ließ er doch blitzſchnell einen ſchrägen Blick über die Ziffer der Summe gleiten, welche nur eine beſcheidene ſein mochte, denn der Feldherr verſchwendete weder im Großen noch im Kleinen, weder das Gut des Kaiſers noch das ſeinige. Schmerzlich enttäuſcht und ſeine Geburtsſtunde verwünſchend, fiel Battiſta dem gnädigen Herrn zu Füßen, umfing ihm das Knie und küßte ihm die Hand. „Lebe wohl,“ ſagte dieſer, „und räume das noch ab.“ Er wies auf das Geſchirr und winkte den Uebertreter ſeines Befehles freundlich weg aus ſeinem Dienſte.

Bevor er ſich wieder in ſeinen Plan vertieft hatte, klirrte draußen ein fallender Löffel und ein in Scherben

ſpringendes Glas und der Herzog von Bourbon, der den vernichteten Battiſta unſanft beiſeite geworfen, zeigte unangemeldet ſeine hohe ſchlanke Geſtalt, denn er hatte zu jeder Stunde freien Eintritt bei dem Feldherrn.

„Hoheit?“ wendete ſich Pescara gegen ihn und erhob ſich vom Sitze.

„Um Vergebung. Ich war im Begriffe zu meinen Truppen zu reiten,“ erklärte der Herzog, „da kam mir in der Vorſtadt ein reiſender Kaufmann unter die Augen, welcher eben vor der Pforte des Arztes Eurer Erlaucht, des Meſſer Numa Tati von ſeinem Maulthier abſaß. Hätte die Geſtalt nicht ein würdiges Antlitz getragen, ich hätte darauf geſchworen, meinen unvergeßlichen Freund, den Kanzler von Mailand zu erblicken. Ich ließ einen meiner Leute ſich nach dem Fremdling erkundigen und erfuhr, der Reiſende ſei ein Gaſtfreund des Arztes, ein Juwelier aus Mailand Namens Scipione Cſnago. Vielleicht, oder auch nicht, ſondern eine der zahlreichen Larven des vielgeſtaltigen Kanzlers. Er ſchiebt den Leib auf eine gewiſſe Weiſe, die ſich ſchwer verleugnen läßt, und da ich noch nicht durch das Thor war, ritt ich leicht wieder zurück, um

Euch den wahrscheinlichen Besuch dieses loitbaren Mannes zu melden."

„Ich erwartete ihn längst mit den Ausflüchten und Betheurungen des Mailänders," erwiderte der Feldherr. „Da er aber nicht erschien und wir aus guten Quellen wußten, sein Herzog fahre fort zu befestigen und zu rüsten, begann ich auf den Kanzler zu verzichten. Nun kommt er zu spät. Morgen, um Mitternacht, verläuft die dem Herzog gegebene Frist. Schlag zwölf marschieren wir; es wäre denn, Morone brächte große Neuigkeiten."

„Ja, dieser Morone!" plauderte der Bourbon. „Der wird schon etwas gebraut haben. Da ich unser Ultimatum nach Mailand brachte, sah ich es hinter seiner Stirne wimmeln wie in einem Ameisenhaufen. Ihr macht Euch keinen Begriff, Marchese, was das für ein frecher Kopf ist. Während ich in Mailand regierte und er mein Rath und Schreiber war, hat er mich über Tisch — denn ich liebte es, mit ihm zu speisen und mich an seinen Fabeln und Einfällen zu ergötzen — auf alle Throne gesetzt und mit allen Fürstinnen gekuppelt. Und das Tollste: es war Verstand in dem Unsinn. Ich bin doch neugierig, was

er wieder ausgeheckt haben wird, um ſich und ſeinem Herzog aus der Klemme zu helfen. Sicherlich etwas ungeheuer Geniales, einen Gipfel, einen Abgrund. Wenn er zum Beiſpiel" — der Herzog lachte herzlich — „uns beiden kaiſerlichen Feldherrn die Führung der Liga böte und als Handgeld zwei verlockende italieniſche Kronen aus den Falten ſeiner Toga zum Vorſchein brächte?"

„Hoheit ſcherzt!"

„Wie anders, Marcheſe!" erwiderte der Herzog und wollte ſich beurlauben. Da ergriff er noch die Hand des Feldherrn und ſagte in einem weichen Tone, der eine vor der Welt verheimlichte Freundſchaft enthüllte: „Pescara, ich danke dir, daß du mir Leyva vom Halſe hältſt, indem du mir den rechten Heerflügel giebſt und ihm den linken. Ich mag mit dem Unleidlichen nicht zuſammenreiten. Es entſtünde Unglück und größeres als jüngſt auf dem Markte von Novara. Er könnte ſich wiederum gegen mich vergeſſen und ich müßte ihn niederſtoßen wie einen tollen Hund." Er ſagte es leiſe mit geſenktem Blick.

Pescara behielt die Rechte des Herzogs und warnte und bat. „Welch ein Auftritt!" ſagte er. „Hier auf

offenem Markte, wegen der Armſeligkeit eines beſtrittenen Quartieres! Ich verſendete Leyva gleich nach Neapel, um vom Vicekönig Truppen für unſern Feldzug zu verlangen, obwohl ich weiß, daß er keine abgeben kann, nur um Euch die Verlegenheit und den Anblick eines verhaßten Geſichtes zu erſparen. Wie konntet Ihr das gegen einen Mitfeldherrn! Das war nicht gut. Das iſt beklagenswerth. Das darf ſich nicht wiederholen, ich bitte Euch darum."

„Der Anlaß war nicht der Rede werth, Pescara, aber —"

„Das ſchlimmſte Wort, das Leyva gebraucht hat, war, nach Zeugen, er laſſe ſich nichts bieten von einem Vornehmen, und Ihr zoget und eure Leute mußten Euch halten."

„O," flüſterte der Herzog, „von einem Vornehmen? Ich habe feine Ohren. Es war ein anderes Wort . . . das ich dem Kaiſer und dem Papſt in die Kehle zurückſtieße!"

„Ein anderes Wort?" ſagte Pescara, um ſeine Frage ſogleich zu bereuen, da er den Herzog erbleichen und völlig fahl werden ſah. Er errieth, daß der alte Leyva gemurrt, er laſſe ſich nichts bieten von einem

Verräther, oder daß das wunde Gewiſſen des Bourbon ſo verſtanden hatte.

Die unausgeſprochene Freundſchaft, die den einfachen Adeligen und den Mann von königlichem Geblüte verband und die das Wunder that, zwiſchen zwei jugendlichen und ſchon berühmten Feldherrn mit nicht völlig klar geſchiedenen Gewalten und Befugniſſen die natürliche Eiferſucht zu erſticken, beruhte einfach auf dem Bewußtſein des Herzogs, daß ſeine Verbündung mit dem Feinde Frankreichs der Achtung Pescaras keinen Eintrag thue. War es Klugheit, war es Gleichgültigkeit gegen die ſittlichen Dinge, war es Freiheit von jedem, auch dem begründetſten Vorurtheil, oder war es die höchſte Gerechtigkeit einer vollkommenen Menſchenkenntnis, was immer — Pescara hatte den in kaiſerlichen Dienſt tretenden fürſtlichen Hochverräther mit offenen Armen empfangen und mit der feinſten Miſchung von Collegialität und Ehrerbietung behandelt. Vielleicht auch hatte er in dieſem Zerrütteten, der ſich ſelbſt verfluchend ſein Vaterland mit fremden Waffen verwüſtete, den urſprünglichen und unzerſtörbaren Adel erkannt. Dafür war der Herzog Pescara dankbar.

Der Feldherr, die Hand des Unſeligen in der ſei-

nigen, redete ihm mit ſanfter Stimme zu: „Geſpenſter, Hoheit! Ihr habet gehört, was nicht geſprochen wurde. Werft hinter Euch! Verſchüttet den Abgrund mit Lorbeer! Seid Ihr nicht der Liebling des Kriegsgottes? und ein Meiſter der Staatskunſt? Sind nicht wir Beide noch Jünglinge mit unzähligen Tagen, diesſeits der Lebenshöhe, kaum in der Hälfte der Dreißig, und im erſten Drittel eines Jahrhunderts, das überquillt von großen Möglichkeiten und weiten Ausſichten! Unſer die Fülle des Daſeins! Karl, laß uns leben!“

Der Bourbon vernahm nicht den verſtohlenen Seufzer, welcher ſich der Bruſt des Feldherrn entwand. Er drückte heftig die Hand Pescaras und ſeine dunkeln Augen blitzten eroberungsluſtig. Dann, um ſeine innere Bewegung zu verbergen, ſprang er nach ſeiner Weiſe mit beiden Füßen ins Cyniſche über. Der feurige Ton Pescaras hatte ſeine frechſte Jugendlichkeit erweckt. „Und ſchöne Männer ſind wir!“ jubelte er. „Du begreifſt, Gatte der prächtigen Victoria, daß ſich mir Herz und Magen umkehrte, da mich dieſe Porcaccia die Königin-Mutter um jeden Preis zum Manne haben wollte! Siehſt du mich als den Vater König Franzens? O das liebe Stiefſöhnchen! „Madame,“

ſagte ich und machte ihr eine tiefe Verbeugung, „es geht nicht. Ihr würdet mich mit eurer Naſe vom Bette ſtoßen!“ und ganze Wendung und über die Grenze!“ Während er eine ausgelaſſene Lache aufſchlug, trat der vom Staub der Reiſe bedeckte Del Guaſto ein, begrüßte den Ohm und Feldherrn und verneigte ſich vor der luſtigen Hoheit.

Dann wendete er ſich wieder gegen Pescara, welchen er mit erſtaunten und bewundernden Augen betrachtete, als hätte die von der italieniſchen Verſchwörung dem Feldherrn angeſonnene Rolle deſſen Geſtalt vergrößert, und erzählte: „Wir verritten von Rom, nicht zur Freude der Herrin in zahlreicher Geſellſchaft, mit Leyva, der aus Neapel zurück iſt, und mit einem Vornehmen, von königlichem Geblüte, wie ſie ſagen, der ſich Moncada nennt und den Ihr kennen werdet. Er bringt Euch eine Botſchaft des Vicekönigs. Ich gewann einen Vorſprung, um Donna Victoria anzumelden. Sie ſtrahlt vor Freude Euch wiederzuſehen und ſchließt zugleich feſt die Lippen, denn ſie bringt ein politiſches Geheimnis, wie ich vermuthe, und ein päpſtliches Myſterium, wie ich ahne, und dieſelbe Donna Victoria legt die Stirn in zornige Falten gegen euren bei ihr in Ungnade ge-

fallenen Reisen, den sie vor Euch in aller Form Rechtens verklagen wird. Wegen etwas Menschlichem," lächelte er.

„Oder etwas Unmenschlichem," spottete Pescara. „Meldet Ihr sonst etwas, Don Juan?"

„Wenn mich meine Augen nicht getäuscht haben, die Ankunft des Kanzlers von Mailand."

„Ah!" lachte Bourbon.

„Ich bin mit ihm schon in Rom zusammengestoßen, unfern des Palastes Colonna, da ich nächtlicherweile dahin zurückkehrte. Längs der Mauer sah ich etwas Diebisches in langer Gewandung schleichen, und da ich das Verdächtige mit der Fackel meines Dieners beleuchtete, war es die unverschämte Stumpfnase und unter einem Juristenbarett das freche Kraushaar, das ich von Pavia her kenne, wohin der tolle Kanzler, wie sie ihn nennen, nach der Schlacht Euch zu beglückwünschen kam. Er mag Donna Victoria eine letzte Heimlichkeit des Papstes gebracht haben, bei welchem sie sich an jenem Nachmittage verabschiedet hatte." Er sagte das mit einer versteckten Bosheit.

Der Feldherr blickte streng. „Don Juan," sagte er, „Ihr habet Euch um den Wandel Donna Vic-

torias nicht zu kümmern und noch weniger ihn zu beaufsichtigen. Jeden ihrer Schritte, ihre leiseste Miene und Gebärde billige und lobe ich zum voraus."

Don Juan verneigte sich. „Unterwegs nach Novara," fuhr er fort, „bin ich ihm dann noch mehrere Male begegnet, das heißt einem gewissen Fruchthändler Paciandi aus den Marken mit einer gräulichen Warze auf der Nase, welcher mir, da ich ihn anredete, nicht vorenthielt, er sei ein zu Grunde gerichteter Mann: eine unvermuthete päpstliche Maßregel verbiete die Ausfuhr und er habe einen strengen Lieferungsvertrag mit Euer Erlaucht. Dabei schob und gebärdete er sich nicht viel anders als der Kanzler. Dieser hat gegenwärtig allerhand Geschäfte und nimmt die possierlichsten Figuren an. Man findet ihn überall auf der Halbinsel wie — ohne die fernste Vergleichung — eure große Gestalt."

„Was wollt Ihr sagen, Don Juan?"

Del Guasto, der vor nichts erschrak, zögerte doch mit der Antwort vor der kalten Miene Pescaras, und dann hielt ihn die Anwesenheit des Herzogs zurück.

„Ich habe kein Geheimnis für die Hoheit," sagte der Feldherr. „Redet, Don Juan."

Trotz diesem Befehle kam dem verwegenen Jüngling die allgemeine Rede an diesem Orte und zu dieser Stunde, mitten im kaiserlichen Lager und während er durch das Fenster den taktfesten Schritt eines vorbeimarschierenden spanischen Heerhaufens vernahm, so ungeheuerlich vor, daß er der schamlosen Oeffentlichkeit der italienischen Verschwörung ein leichtes Gewand umwarf.

„Ohm," berichtete er geringschätzig, „wovon mir noch immer die Ohren gellen, das ist ein wüthender Streit, welcher unter allen Ständen, in Schenken und Barbierstuben, auf den Ballspielplätzen und, wie ich glaube, bis in die Plauderecke der Sacristeien ausgebrochen ist — über das wahre und gültige Vaterland der Avalos: ob wir Neapolitaner sind oder Spanier. Und nicht genug an Geschrei und Gebärde, auch Blätter und Schriften voll von unserm Ursprung flattern durch die Luft."

Der Feldherr zuckte die Achseln. „Das Geschreibsel," sagte er, „fand sich auch über meine Tische verstreut, ich habe es weggeworfen. Müßiges Gezänke."

Don Juan wurde hartnäckig. „Zugleich erzählte man mir, daß an den Universitäten unter Juristen und

Theologen wieder heftig über Umfang und Grenzen des päpstlichen Lehensrechtes auf Neapel gestritten wird."

„Das überlassen wir diesen Gelehrten. Nicht wahr, Hoheit?" scherzte Pescara. „Und was das Vaterland der Avalos angeht, Neffe, so rathe ich dir, Ehre zu halten, spanische oder neapolitanische."

Jetzt meldete der dienstthuende Page, ein zarter Knabe mit großen unschuldigen Augen, ein Enkel des Arztes Numa Tati und der Bruder der von Tel Guasto zerstörten Julia, den Besuch eines Apothekers Namens Baldassare Bosi aus Orvieto, welcher mit einem Packet im Vorzimmer stehe und sich durchaus nicht abweisen lasse. Er sei bei dem Großvater abgestiegen, der dem Gaste diesen Zettel für die Erlaucht gegeben habe. Der Knabe überreichte das Papier, auf welchem mit verzitterten Zügen „Morone" geschrieben stand.

Pescara besann sich einen Augenblick. „Weiß der Fremde die Gegenwart der Herrschaften?" fragte er den Pagen.

„Ich denke nicht, Erlaucht," antwortete dieser.

„So führe ihn ein, aber erst, wann ich rufen werde."

Jetzt wendete er ſich raſch gegen den Herzog. „Hoheit muß mir einen Gefallen thun. Da Sie für möglich hält, daß der Kanzler von Mailand mit mir conſpirieren will, würde ich gegen die gewöhnlichſte Vorſicht fehlen, wenn ich den Menſchen, der draußen ſteht, ohne Zeugen mit mir reden ließe. Ich muß ſolche haben, zwei höchſt glaubwürdige Zeugen, wo nicht unſerer Geſichter, doch eines jeden unſerer Worte, damit nicht der Argwohn von Madrid, noch die Eiferſucht unſers Leyva, noch“ — er dämpfte die Stimme — „jener Verderbliche, mit welchem Ihr geritten ſeid, Don Juan, und der unter dem Vorwand einer Botſchaft des Vicekönigs mich hier umlauern ſoll, Grund finde, mich, ich ſage nicht des Verrathes, ſondern nur eines falſchen Schrittes zu bezichtigen. Hören aber will ich den Kanzler, der mir in ſeiner Thorheit und Leidenſchaft die Pläne und Mittel des Feindes enthüllen wird. Er kann es wie kein Anderer. Unter dem Zwang dieſer Umſtände laſſe ſich Hoheit herab den Lauſcher zu machen. Und Ihr, Del Guaſto, leiſtet der Hoheit Geſellſchaft.“ Er ſchritt auf einen ſchweren rothen Vorhang mit goldenen Quaſten zu, deſſen breite Falten den Eingang in ein Nebenzimmer bis auf die Schwelle

nieder verbargen und den er jetzt auseinanderſchlug. „Hier iſt Hoheit aufgehoben,“ ſagte er.

So ſehr den Herzog das würzige Abenteuer lockte, ſtand er doch einen Augenblick unſchlüſſig. „Aber wenn Morone die Decke hebt?“ fragte er, und der Marcheſe erwiderte: „Das wird er nicht. Keine Beſorgnis. Ich ſtehe dafür.“ Del Guaſto blähte die Nüſtern vor Wolluſt. Er rückte einen Schemel für den Herzog, hinter deſſen Schultern er Stellung nahm als der zweite Lauſcher. Der rothe Vorhang zog ſich zuſammen.

Pescara aber fühlte ſich von dem Pagen Ippolito umſchlungen, der an ihm emporflüſterte, mit Thränen in den Augen: „Es iſt kein Apotheker mehr, ſondern ein Zauberer in langen ſchwarzen Gewändern mit einem Talisman auf der Bruſt und einem ſchrecklichen Geſichte!“

„Furchtſamer Junge! Bring' ihn!“

„Da iſt er ſchon!“ ſchrie Ippolito und flüchtete ſich.

„Ihr, Morone? und im Staatsgewand? doch von der Reiſe erhitzt, wie ich ſehe. Eure drei Masken haben Euch wohl den Athem benommen.“

Morone athmete ſchwer und hörbar. Schweißtropfen quollen ihm auf der Stirn. Er ſtand wortlos.

„Was bringt Eure Weisheit?“ fragte der Feldherr mit ernſthaften Augen und empfing von dem Stammelnden keine deutliche Antwort. Nach einer Pauſe ergriff Pescara mit ſpielender Hand die Münze, welche der Kanzler an einer ſchweren goldenen Kette auf der Bruſt trug. „Ein Lionardo, Kanzler? Und wen ſtellt es dar? den Mohren? Ein geiſtvoller Kopf!“

Aber ſelbſt an ſeinen geliebten Herrn vermochte der Kanzler nicht anzuknüpfen, ſo völlig war er außer Faſſung.

Da begann der Feldherr ohne weitere Einleitung: „Euer Herzog, Morone, wünſcht günſtigere Bedingungen? Es könnte Rath werden, ſobald mich die Hoheit von ihren guten Abſichten überzeugt haben wird. Nehmen wir einmal mein Ultimatum Punkt um Punkt mit einander durch.“ Er trat an den Tiſch und ſuchte ein Papier.

Nun empfand er einen heißen Athem an der Wange und ein Geflüſter füllte ſein Ohr. „Pescara,“ keuchte es, „nicht darum handelt es ſich, ſondern Italien giebt dir ſein Heer!“

„So iſt es gut,“ erwiderte der Feldherr, ohne den Kopf zu drehen. „Es unterwirft ſich dem Kaiſer?“

Da ſchrie es hinter ihm: „Nicht dem Kaiſer, ſondern dir, wenn du von ihm abfällſt!“

Jetzt wendete ſich Pescara gegen den Tollkühnen und drohte mit feindſeliger Gebärde: „Du raſeſt! Ich weiß nicht, was mich abhält, dich zu ergreifen und aus dem Fenſter zu werfen!“

Der Kanzler blieb furchtlos und ſchrie zum andern Male mit flammenden Augen: „Dieſe Stunde bietet dir deine Gröſſe, Pescara! Laß ſie nicht vorüber! Du würdeſt es bereuen! Du würdeſt daran ſterben!“

„St! Wie du ſchreiſt! Wenn man lauſchte! hinter dieſem Vorhang . . . wenn ich ſelbſt . . . hältſt du mich deſſen für unfähig? Ueberzeuge dich doch und hebe die Decke!“

Morone war wieder völlig im Beſitze ſeiner ſelbſt, nachdem er die Scham und den Schreck der erſten Worte überwunden hatte. „Pescara,“ ſagte er, „ich habe ſtets gefunden, daß der Schlaueſte und am meiſten Argwöhniſche endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde ſteht, wo er trauen und glauben muß. So der Valentino mit dem Rovere, ſo mein geliebteſter Herzog der Mohr mit ſeinen Hauptleuten und Schweizern.“

„Beide wurden verrathen, Morone!“

„Ja, Pescara, aber der feine Mohr und der ruchlose Borgia, Beide gingen sie vertrauend unter, und das war ein heller Schimmer von Menschlichkeit über dem Dunkel ihres verdienten Sturzes. Wenn ich das Größte wage und von dir das Größte fordere, werde ich in diesem heiligen Augenblicke so lächerlich sein, einen Vorhang zu heben wie ein betrogener Ehemann, der den versteckten Buhlen seines Weibes sucht? Nein, ich gebe mich preis! Höre mich an, und dann überliefere mich dem Blocke, wenn du darfst!“

„Das ist nicht klein,“ sagte Pescara ohne Spott und fügte dann zweifelnd hinzu: „Ob ich dich höre? Meine Neugierde ist rege, das bekenne ich, und einem so heroischen Menschen darf ich doch nicht einfach die Thüre weisen. Zuerst aber saget mir, Kanzler: habe ich Euch oder eurem Fürsten Grund oder auch nur den geringsten Anlaß gegeben, meine Feldherrntreue zu beargwöhnen?“

Der Kanzler verneinte.

„Viel Unwahres wird geredet: die Majestät habe mich schlecht belohnt, und ich soll dieses schwer empfunden haben. Fußet Ihr auf diesem Undanke des

Kaiſers und auf dieſem Grolle Pescaras, ſo thut keinen Schritt weiter: Ihr würdet in den trügeriſchen Boden verſinken."

„Da fuße ich nicht."

„Oder ermuthigt Euch jene öffentliche Rede Italiens, die mir ſchmeichelt und mir droht, mich verherrlicht und verdächtigt? Dieſe italieniſche Meinung iſt eine heimtückiſche Mache. Sie ſoll mich in Madrid entwurzeln und in Italien vergewaltigen. Ich habe vorgebeugt und die argliſtigen Schriften wie in einen Käfig eingeſperrte Schlangen dem Kaiſer überliefert. Habet Ihr eure Finger auch in dieſes Gift getaucht, Morone?"

Der Kanzler erbleichte. „Bei den Göttern der Unterwelt, daran trage ich keine Schuld!" rief er aus.

„Du willſt mich nicht überliſten, Kanzler, ſo willſt du mich überreden?"

„Nein."

„Was denn?"

„Ueberzeugen."

„Das Beſte. Aber es wird Zeit koſten. Setzet Euch, Kanzler!" Er rückte mit raſcher Bewegung zwei Stühle, und jetzt ſaßen ſie ſich gegenüber, Morone

mit vorgebogenem Leib und Knie, während der Feldherr nachläſſig zurücklehnte.

„Pescara, welches iſt die ſchönſte deiner Schlachten, das Wunder der Kriegskunſt?“

Der Feldherr gab keine Antwort, da ſich dieſe von ſelbſt verſtand, aber er that einen leichten Seufzer.

„Und was hat der Kaiſer aus deinem Siege von Pavia gemacht?“

Ein Blitz fuhr aus dem grauen Auge Pescaras. „Er hat ihn verſtümpert,“ murmelte er.

„Du gabſt ihm einen erbeuteten König, und Karl weiß nichts mit ihm anzufangen! Er preßt ihn wie ein Wucherer. Er verlangt Vielfältiges und Unmögliches ſtatt des Möglichen und Einfachen. Verzichte auf Italien, Bruder, ſo hätte ein großer Sieger zu König Franz geredet, das iſt dein natürliches Löſegeld, und das kannſt du, ohne deinem Frankreich wehe zu thun. Verzichte und ziehe!“

Pescara lächelte. „Du biſt ein gefährlicher Menſch, Morone, wenn du Gedanken erräthſt. Aber nicht ich, du haſt ihnen Worte gegeben. Ich habe nichts geſprochen.“

„Ich danke dem Kaiſer!“ fuhr der Kanzler ſich

Landes- u. Landesbibl.

begeiſternd fort. „Er hat die Siegesgöttin von Pavia beleidigt, und ſie kehrt zu dir, mein Pescara, zurück! Nicht nur für, auch gegen den Kaiſer hat ſie gekämpft. Sie hat Italien gegen die Fremdherrſchaft vereinigt. Sie hat ihm ſeinen Feldherrn gezeigt.

Mein Pescara, welche Sternſtellung über dir und für dich! Die Sache reif und reif du ſelbſt! Eine entſcheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit ſich aufbäumend gegen Zwingherrſchaft, die Welt heute noch Bewegung und Fluß, morgen vielleicht zur Lava erſtarrend! Und eine That, die für dich bereit liegt und zu welcher du geboren wurdeſt! Zuckt dir die formende Hand nicht danach? Ein vernünftiges Werk, eine ewige Gründung! Blick' auf die Karte und überſchaue die Halbinſel zwiſchen zwei Meerfarben und dem Schnee der Gebirge! Befrage die Geſchichte: ein lebendiges Geflecht, oft gewaltſam zerriſſen und immer wieder zuſammenwachſend, von Republiken und Fürſten, mit zwei alten Feinden, zwei falſchen Ideen, zwei grauſamen Chimären, Papſt und Kaiſer! Siehe den ausgeſtreckten Finger Gottes, daran ſich eine neue Menſchheit emporrichtet: eine ſich ſelbſt regierende und veredelnde Menſchheit ohne

höchſtes Amt, weder weltliches noch geiſtliches, ein Reigen frei entwickelter Genien, ein Concert gleich berechtigter Staaten —"

Pescara ergriff den beſchwingten Redner am Arm, als wollte er ihn feſthalten. „Fliege mir nicht davon, Girolamo!" ſcherzte er.

Dieſer riß ſich los und: „Laß dich nicht hindern an dieſem göttlichen Werke," rief er, „durch abergläubiſche Vorurtheile und veraltete Begriffe, die weder in deinem Kopfe, noch in deinem Herzen, noch in der Natur der Dinge ſind. Ich kenne dich, Pescara: du biſt ein Sohn Italiens und wie dieſes erhaben über Treue und Gewiſſen!"

„Ihr ſeid doch ein laſterhaftes Geſchlecht, ihr Italiener," lächelte Pescara. „Aber du machſt dich größer im Böſen, als du nicht biſt: denn dieſe Weisheit kommt nicht von dir, ſondern euer Dämon, der Florentiner, hat ſie dir eingeblaſen. Lebt er noch?"

Der Kanzler wußte, wen Pescara meinte. „Er darbt, vergeſſen und verachtet," erwiderte er mit Beſchämung, „unſer größter Geiſt."

„Verdientermaßen. Es giebt politiſche Sätze, die ihre Bedeutung haben für kühle Köpfe und beſonnene

Hände, die aber verderblich und verwerflich werden, sobald sie ein frecher Mund ausspricht oder eine strafbare Feder niederschreibt. Doch das sind Allgemeinheiten, und alles käme auf die Anwendung an. Wie denkst du dir zum Beispiel, Kanzler, das Thatsächliche meines Verrathes?"

Dieser öffnete den Mund, als hätte er unerschöpflich zu reden. Da berührte ihn Pescara leise mit dem Finger. „Sachte, vorsichtig!" warnte er. „Jetzt betrittst du ein schmales und schwankes Brett: es könnte kommen, daß ich dich nach deiner Rede als Verschwörer müßte in Fesseln legen lassen. Sprich nicht in deinem eigenen Namen, rathe ich dir, sondern laß dir eine Maske bieten, wie du sie liebst, und warum nicht die des verschollenen florentinischen Secretärs, ob er nun noch unter uns wandle oder schon im Geisterreiche? Rede, Niccolò Machiavelli! Ich werde dich schweigend und bewundernd anhören und dir dann doch vielleicht beweisen, daß du für einen Staatsmann immer noch viel zu viel Einbildungskraft besitzest. O, ich will dich kritisieren, mein Niccolò! Aber beginne."

Dieser fortgesetzt scherzende Ton des Feldherrn beleidigte den Kanzler und er empörte sich dagegen: „Jetzt

ſei des Spieles ein Ende. Erniedrige den nicht zum Schauſpieler, welcher ſein Leben wagt für die Rettung ſeines Vaterlandes! Pescara, ich bitte dich um Ernſt!“

„Um Ernſt? Es ſei!“ erwiderte der Feldherr und ſchloß die Augen, wie um beſſer zu lauſchen. Jetzt erſchrak der Kanzler einen Augenblick vor der Bläſſe und Strenge des magern Angeſichtes. Doch er war entſchloſſen.

„Es iſt kein Uebel, Erlaucht,“ begann er, „was Ihr dem Kaiſer berichtet habt; es iſt gut, daß Ihr Euch ſolange als möglich ſein Vertrauen erhaltet und Euch ſelbſt dann noch nicht erkläret, wann der Papſt und die Liga ihr Manifeſt werden erlaſſen haben. Inzwiſchen befeſtigt Ihr eure Stellungen und ſichtet euer Heer.“

Pescara runzelte die Stirn.

„Leyva muß weg,“ forderte der Kanzler.

Pescara zählte an den Fingern.

„Was rechnet Ihr, Pescara?“ fragte der Kanzler verwundert.

Dieſer erwiderte ruhig: „Muß Leyva draufgehen, ſo dürfen meine deutſchen Hauptleute auch nicht leben bleiben, denn ſie hangen an Kaiſer und Reich. Ihre Häupter müſſen fallen. Oder vergifte ich ſie in einem gaſtlichen Trunke? Was räthſt du, Kanzler?“

Morone erbleichte.

„Und was fange ich mit meinen ſpaniſchen Edelleuten an? Laſſe ich ſie auch ermorden?“

„Die Caſtilianer,“ antwortete Morone mit klopfendem Herzen, „fallen wohl zum Kaiſer zurück. Die andern verlocket Ihr mit unendlicher Beute. Sie widerſtehen nicht, am wenigſten die neapolitaniſchen Aragoneſen. Ich kenne dieſe Raſſe: ſie gleicht den räuberiſchen Helden der neuen Welt. Denket nur an euren Del Guaſto, welch ein Ungeheuer!“

Pescara widerſprach nicht.

„Eure Gemeinen aber, die aus allen Ländern der Erde zuſammengefloſſen ſind, beherrſchet Ihr durch eure unerſchütterliche Seele und durch eure eiſerne Kriegszucht, nicht zu vergeſſen einen regelmäßigen Sold, wie ihn der Kaiſer nie zu geben vermochte, Euch aber gehören jetzt alle Schätze Italiens. Und erlittet Ihr eine Einbuße an Leuten, ſo füllet Ihr das Heer aus den Schweizern, die ſich nun überallhin vermiethen, ſeit ſie aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre ſchon gewonnene Weltſtellung und ihre auswärtige Politik verſcherzt haben.“

„Schade,“ redete Pescara mit ſich ſelber. Er hatte

eine Art Zärtlichkeit für die Schweizer, die er zweimal überwunden und von welchen er bei Bicocca, mit einer insbesondere gegen deren rasende Sturmläufe erfundenen Stellung des Geschützes, in wenig Minuten ein volles tollkühnes Tausend vernichtet hatte. Er liebte dieses tapfere Volk, obwohl er seine Speerwunde von Pavia dem Stoß einer Schweizerlanze verdankte. „Ihre Freiheit wird ihnen bleiben, aber schade," wiederholte er.

„Eures Heeres sicher," fuhr der Kanzler fort —

„Nehme ich Mailand," ergänzte Pescara. „Mein Plan ist entworfen."

„Ihr braucht es nicht zu nehmen, da der Herzog ein Mitglied der Liga ist, deren Feldherr Ihr seid."

„Richtig, das hatte ich vergessen. Auf alle Fälle, Mailand ist der Centralpunkt. Und dann?"

„Gebietet Ihr über die Truppen der Heiligkeit, Venedigs und Neapels, die Kleinern nicht zu nennen."

„Halt, Morone! Neapel ist spanisch."

„Nach Neapel habet Ihr dann euren Neffen gesendet als euren Vicekönig, der es durch seine Grausamkeit in wenigen Wochen unterworfen haben wird."

„Als meinen Vicekönig? Ich König von Neapel? Seit wann trage ich die Krone?" fragte Pescara gelassen.

„Siehe, die geflügelten Füße, die ſie Euch bringen, ſind vor eurer Schwelle," ſprach der Kanzler erröthend.

Die kalte Miene des Feldherrn erwärmte ſich, wie von einem Strahle berührt, nicht aus einer Krone, ſondern aus dem Lichtkreiſe ſeines nahenden Weibes. „Weiter geträumt, Morone," ſagte er.

„Einmal an der Spitze der vereinigten italieniſchen Waffen und in unnehmbaren Stellungen," fuhr der Kanzler mit erſtaunlicher Sicherheit fort, „hindert nichts, daß Ihr Euch mit dem Kaiſer auseinanderſetzet, vielleicht ſogar ohne Schlacht, denn ich weiß, daß Ihr, obſchon, nein, weil der erſte Feldherr der Zeit, das ſcharfſinnige Schachſpiel und die umfaſſenden Berechnungen der Strategie jenen plötzlichen und immerhin blinden Entſcheidungen der Wahlſtatt vorziehet. Ich ſage, vielleicht ſogar ohne Blutvergießen, denn der Kaiſer wird nicht ſo leicht einen neuen Feldherrn finden und ein zweites Heer in Italien zuſammenbringen, nachdem er Euch und das eurige verloren hat, wenigſtens wenn ihm Frankreich und England zu thun geben, laut des von ihnen mit unſerer Liga getroffenen Abkommens."

„Ich kenne euer Bündnis mit König Franz, ſogar

ſeinen Wortlaut," warf Pescara hin, „kann aber keinen Werth darauf legen. Der König verquält ſich in ſeinem ſpaniſchen Kerker. Um eine Stunde früher auf ein geſatteltes Pferd zu ſpringen, verräth er eure Liga hundertmal, wie ich ihn zu kennen glaube."

„Noch vor wenigen Tagen," betheuerte der Kanzler mit einem komiſchen Geſichte, „hat mir die Regentin Louiſe von Paris geſchrieben, ſie halte das Bündnis feſt wie ihre Tugend —"

Ein Pfiff durchſchnitt das Gemach . . . der Kanzler horchte verwundert. Es mochte ein Vogel am Fenſter vorbeigeſchwirrt ſein.

„Es ſind noch Andere da, die den Kaiſer beſchäftigen," fuhr er fort, „der Halbmond und die deutſchen Fürſten."

„Der Halbmond, ja," urtheilte der Feldherr. „Mit den deutſchen Fürſten aber und ſelbſt mit ihrer neuen Lehre könnte ſich der Kaiſer allenfalls vertragen. Meinſt du nicht, Morone?"

Dieſer antwortete denkend: „Es ſcheint ſo, aber iſt doch nicht, wenn ich richtig ſehe. Jedenfalls nicht mit der neuen Lehre. Der Kaiſer bedarf der Kirche für ſein ſchweres und dunkles Gemüth, das er von

der Mutter geerbt hat. Der neue Glaube verlangt kräftigere Seelen."

„Verſtehſt du etwas von dieſen Dingen, Kanzler?" fragte der Feldherr neugierig.

„Wie ſollte ich, Pescara? Ich bin wie du und wir Alle ein Bewohner der Wirklichkeit, ein Kind der Helle, das mit der antiken Weisheit über das Ende hinaus nichts ſieht als Larven und Schemen und auf wogendem Nebel die rieſigen Spiegelungen wieder dieſes unſers eigenen und irdiſchen Daſeins. Unter denen aber, welche mit dem Volke Gut und Böſe glauben und Leib und Seele und die Fabel eines letzten Gerichtes, wird jetzt, wie du weißt, unverſöhnlich geſtritten über die beſte Rüſtung an jenem Tage der blaſenden Poſaune. Unſere kluge Kirche öffnet ihre Buden und legt verſtändig ihren Vorrath an guten Werken zum Verkauf aus. Der deutſche Mönch aber zankt und ſchreit: Das iſt Plunder! Werft euer Geld nicht weg! Ihr habt es umſonſt. Eure Schulden ſind bezahlt. Glaubet es nur, und ſie ſind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es iſt unter dem Unglaublichen das Unglaublichſte. Doch bringen es dieſe deutſchen Köpfe fertig,

ſo brauchen ſie gar keine Pfaffheit mehr und ſind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die wir ungläubig ſind oder abergläubiſch.

Ich rede im Groben, Pescara. Aber dieſe Vorſtellungen, nichtig an ſich, werden im Leben zu den realſten Mächten, die kein Staatsmann vernachläſſigen darf. Und du mit deiner großen Aufgabe am wenigſten, Pescara, wenn du auch ſelbſt ein Gottloſer biſt, wie ich dich kenne." Sein Lächeln blieb unerwidert.

„Hier irrſt du dich, Kanzler," ſagte Pescara ernſt. „Ich glaube an eine Gottheit, und wahrlich keine eingebildete. Doch in dem Andern haſt du recht. Ich habe es mit Augen geſehen. Am Abende meiner Schlacht" — er meinte die von Pavia — „ſah ich im Lazarett zwei höchſt frevelhafte Menſchen ſterben, einen Deutſchen und einen Spanier, dieſen unter ſeinen Reliquien und in den Armen zweier Prieſter zitternd und bebend, jenen allein, doch voller Zuverſicht und Freude. Ich ſprach ihn an, denn ich weiß ein paar deutſche Wörter, und erfuhr, daß er traue und trotze auf den reuigen Schächer. Doch laſſen wir dieſe Farben der Seele. Zurück zu deiner Sache, denn ich meine, daß du noch nicht damit zu Ende biſt."

„Gewiß nicht, Pescara. Dann erſt, wann du durch das Schwert oder durch ein liſtiges Abkommen den Kaiſer außer Spiel geſetzt haben wirſt, dann erſt bauſt du deine Größe und Italiens Freiheit. Die zwölf Arbeiten des Hercules! Doch du rufſt alle Seiten und Eigenſchaften deines Weſens unter die Waffen: Geduld und Entſchluß, Begeiſterung und Berechnung, Argliſt und große Geſinnung. Kein Theilchen von dir wird müßig gehen. Du kennſt dich noch gar nicht, Pescara! Dann erſt wirſt du dich zeigen als der, welcher du biſt, in deinem ganzen Wuchſe: für das Volk ein furchtbarer und wohlthätiger Dämon, für das Heer ein unfehlbarer Sieger, für den Patrioten der Vollender Italiens, für den Gelehrten der wiederaufgelebte römiſche Ehrgeiz, für die Fürſten, ſoviel du ihrer beſtehen laſſeſt, der herrſchende Bundesgenoſſe. Du beuteſt alle Möglichkeiten und Begünſtigungen des Jahrhunderts aus. Du wirſt der Vertheidiger des Papſtes und eroberſt ihm ſeine Städte und Provinzen zurück, die du für dich behältſt; du reiteſt als Schiedsrichter zwiſchen der verröchelnden Republik und den Mediciern in Florenz ein und ſie gehorchen dir beide. Ja ſogar die ſtolze Fürſtin der Hadria ziehſt du in deinen Machtkreis!

Ich ſehe dich," jubelte Morone, „wie du ihr Doge wirſt und dich dem Meere vermählſt.

So wächſeſt du, bis dich und dein herrliches Weib auf dem römiſchen Capitol tauſend frohlockende Arme vergötternd in die Lüfte heben und dich ganz Italien als ſeinen König zeigen, welches du dann, wie dir jetzt, ich fürchte, noch nicht möglich iſt, als deinen Beſitz und deinen Ruhm ein wenig lieben wirſt, damit endend, womit ich angefangen habe, denn allein meine Liebe zu Italien, das Beſte, das einzig Gute an mir, wirft mich dir zu Füßen, du Kaltherziger!" Und er umfing das Knie des Feldherrn mit einer ſo inbrünſtigen Gebärde, daß dieſer aufſpringend einer ſolchen Anbetung ſich entzog, aber doch innerlich ergriffen ſchien, ſei es daß ihn dieſe Wahrheit des Gefühls in einem lügneriſchen Geiſte feſſelte, ſei es daß ſein mächtiger Verſtand die angedeuteten Züge ſeiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zuſammenſchloß.

Er ließ den Kanzler und ſchritt mit über der Bruſt gekreuzten Armen mehrere Male langſam durch das Zimmer, zuletzt wie zufällig wieder vor ihm ſtehen bleibend. „Wie viele meiner Jahre verlangſt du von mir, Morone?" warf er hin.

„Viele, ohne Zweifel," verſetzte der Kanzler. „Je mehrere, deſto beſſer! Nur mit jenen langen und fruchtbaren Pauſen, welche die Dinge ſtill und unaufhaltſam wachſen laſſen, unzerſtörlich ſcheinende Hinderniſſe zernagen, die Gewiſſen abſtumpfen und beruhigen und ſelbſt das urſprünglich Frevle entſühnen und heiligen, nur auf ſolchen breiten und nothwendigen Stufen iſt Bleibendes im Staate erreichbar. Dein beſter Verbündeter, Pescara, iſt das Leben. Zehn, zwanzig, warum nicht dreißig Jahre, Pescara? Du ſtehſt ja in der Fülle der Kraft und ſchöpfſt nur ſo mit der Hand aus der überſtrömenden Quelle. Du haſt deinen Schatz kaum noch angegriffen, und nicht zum wenigſten darum haben dich die unſterblichen Götter Italiens zu dieſem deinem herrlichen Werke berufen, weil du, römiſch geſprochen, ein Jüngling biſt und dich noch lange kein Todesſchatten berühren darf!"

Ein plötzlich hervortretender harter und finſterer Zug hatte das Antlitz des Feldherrn verwandelt. Er traf den Kanzler mit einem ſo feindſeligen Blicke, daß dieſer um einen Schritt zurückwich. „Weißt du," drohte er, „daß, wenn mich mein Ehrgeiz überwältigen ſollte, das erſte Opfer dein Gebieter der Sforza wäre? Denn

ich finge damit an, euer Mailand dem Bourbon zu geben, der mein Alterego, meine rechte Hand und ein Gonzaga iſt. Ich würde es ihm gönnen! Ueberlieferſt du mir den Sforza?"

„Bei allen Göttern, nein!" ſchrie der entſetzte Kanzler. „Ich meinen Herzog verrathen! Niemals! Nimmermehr! Und," rief er empört, „wie darfſt du daran denken, Pescara, unſere reine und heilige Sache mit dem Borbone zu beflecken!"

„Sehet dieſen Menſchen!" verhöhnte ihn Pescara. „Giebt es etwas Frecheres? Dem armſeligſten Fürſten will er Treue halten, und muthet mir zu, ſie meinem erhabenen Kaiſer zu brechen! Sehet dieſen unzuſammenhängenden Geiſt! Er verlockt mich zum Verrath und will rein bleiben von Verrath!"

„Das iſt etwas völlig Anderes," wehklagte der Kanzler. „Der Connétable hat ſein Vaterland verrathen, und du retteſt es, indem du von einem Fürſten abfällſt, welcher nicht der deinige iſt. Meinen Herzog preisgeben, meinen holdſeligen Herrn! Der Mohr wird mir im Traume erſcheinen!" . . . er that einen erbärmlichen Seufzer . . . „Doch, dennoch, es ſei! Aber jetzt, Pescara, widerſtehe auch du nicht länger! Er-

barmſt du dich Italiens? Gieb Antwort, Grauſamer!“ und die Thränen brachen ihm aus den Augen.

„Heute nicht, Morone!“ tröſtete ihn Pescara. „Wir ſind Beide ermüdet und bedürfen der Ruhe. Es iſt die Stunde der Sieſta.“ Er klingelte. „Ippolito,“ unterwies er den Knaben, „führe den Herrn, der ein großer Staatsmann iſt, in den Thurmflügel. Der Haushofmeiſter ſoll ihm die ganze Zimmerreihe des Oberſtockes öffnen und ihn ſorgfältig bedienen und reichlich bewirthen laſſen. Ihr findet eine gewählte Bibliothek, Kanzler, und wollet Ihr Luft ſchöpfen, ſo ſteiget in den Garten hinab, er iſt ſchattig und reicht bis an die Wälle. Ich lade Euch nicht zu Tafel, da ich Donna Victoria erwarte, der mein Abend gehört. Laſſet Euch die Zeit nicht lange werden. Morgen ſehen wir uns wieder.“

„Wie wird mir der Tag vergehen?“ jammerte der Kanzler.

„Alles geht vorüber. Noch eins: nähert Euch, ich bitte, den Wachtpoſten nicht, Ihr verſtündet denn das Deutſche.“ Er ſah den Kanzler erbleichen. „Fürchtet nichts,“ ſchloß er freundlich und entließ ihn.

Wie er ſich wieder umwendete, näherten ſich ihm

der Herzog und Del Guaſto, die ihr Verſteck verlaſſen hatten, Beide in der höchſten Aufregung, der bleiche Bourbon mit fieberhaft gerötheten Wangen, Del Guaſto mit lodernden Augen. Pescara errieth, daß das belauſchte Geſpräch und der gezeigte Ruhm ſie Beide verführt und bezaubert hatte. Del Guaſto lechzte nach Beute und der Herzog nach dem reinigenden Lorbeer. Noch ſchwiegen ſie, aber ihre dringende und flehende Gebärde wollte ſich in Worte verwandeln. Da ſchloß ihnen Pescara den Mund.

„Herrſchaften," ſagte er, „hier wurde Theater geſpielt. Das Stück dauerte lange. Habt Ihr nicht gegähnt in eurer Loge?"

Da ſchlug der Bourbon in plötzlich umſpringender Stimmung eine gelle Lache auf. „Trauerſpiel oder Poſſe?" fragte er.

„Tragödie, Hoheit."

„Und betitelt ſich?"

„Tod und Narr," antwortete Pescara.

Viertes Capitel.

Durch seine lange Zimmerreihe schritt der Kanzler von Mailand ruhelos auf und nieder. Die Fensterläden waren gegen die brennende Nachmittagssonne geschlossen und nur durch eine Spalte schoß hin und wieder ein neckischer Strahl in die Dämmerung, einen grellen Streifen über die Fliesen ziehend, während die Tiefe der Gemächer im Geheimnis blieb. Doch nicht der schmalste Lichtblitz erhellte dem Kanzler die Seele Pescaras. Er hatte seinen ganzen Menschen preisgegeben, Pescara auch nicht ein Theilchen seiner selbst, und nicht nur ein Schuldiger und Geständiger war jetzt der Kanzler, sondern auch ein Gefangener oder nicht viel anders. Doch weit entfernt, daß seine Bloßstellung ihn gereut oder sein Halbgefängnis ihn geängstigt hätte: im Gegentheil, er schwelgte in der Großmuth seiner völligen Hingabe. Nicht einmal sein schmählich verrathener Herzog beunruhigte jetzt sein Gewissen, so gänzlich er-

füllte ihn die Leidenſchaft ſich Pescaras zu bemächtigen und der Reiz ſeines Anſchlages auf dieſen einzigen Menſchen, deſſen große Haltung und ernſtes Spiel in der eben beendeten Scene er aufrichtig bewunderte. Er ſetzte dieſe Scene fort: jedes Wort des Zwiegeſpräches wiederholte ſich in ſeinem Ohr und ſelbſt jede Miene und Gebärde desſelben bildete ſich ab in ſeinen Zügen und ſchwang in ſeinen Muskeln fort — doch über Sinn und Tragweite des Geſprochenen verſtrickte er ſich in unlösbare, in tödtliche Zweifel. Eine Auslegung nach der andern verwarf er, um zuletzt zu dem wahrſcheinlichen Schluſſe zu kommen, noch ſei Pescara ungewiß, noch liege er im Kampfe mit ſich ſelber.

Da gedachte er ſehnſüchtig der Bundesgenoſſin, die jede Stunde, jede Minute ihm bringen konnte, und der Werth Victoria Colonnas deuchte ihm unermeßlich. Nur eine Solche konnte einen Solchen beſiegen. Nicht ein aufſtachelndes, herrſchſüchtiges Weib, wie damals deren manches in Italien ſein Weſen trieb, ſondern die edelſte Frau der Zeit führte ſeine Sache, und in dieſer jede Schönheit und Tugend Italiens verkörpernden und von ſeinen Frevels und Sünden freien Geſtalt er-

ſchien ihm ſein Vaterland ſo unvergleichlich und der Ruhm, es ſich ſelbſt wiederzugeben, ſo einzig, daß hier ſogar ein Pescara und gerade ein Pescara unmöglich widerſtehen konnte. Ein mit unſittlichen Mitteln wirkendes Bündnis verklärte ſich in dieſen himmliſchen Augen zu einer Reinheit, die den Namen einer „heiligen Liga" in einem freien und weltlichen Sinne rechtfertigte. Die Bewunderung des göttlichen Weibes, welches, wie er glaubte, Italien zu retten berufen ſei, wurde dem Kanzler zur Anbetung und ſeligen Inbrunſt, denn er war der erhabenſten und der gemeinſten Gefühle in gleicher Weiſe und Stärke fähig.

Jetzt da die gewonnene Zuverſicht ſein Inneres erhellte, verlangte es ihn nach dem Tageslichte, er ſtieß einen Laden auf und ſtand, ſich umblickend, in dem ſogenannten Schlangenſaale, von welchem ſein Herzog ihm oft erzählt, den er ſelbſt aber noch nie geſehen hatte. Ueber dem Getäfel lief die vier Wände entlang ein gemaltes Geflechte von Schlangen, je zweie ſich umwindend, die eine der feuerſpeiende Drache der Sforza, die andere das entſetzliche Wappenbild der Visconti, die Schlange mit dem Kind im Rachen. Legende oder Wahrheit, der ſüße Lionardo da Vinci galt als der

Schreiber des scheußlichen Kranzes: während seines langen Dienstes bei dem Mohren habe er einmal im herzoglichen Hause zu Novara sich aufgehalten und in wenigen Stunden dieses Spiel einer grausamen Laune begonnen und beendigt unter dem Vorwande einer Verherrlichung seines Fürstenhauses. Keine Unmöglichkeit, denn der Bildner des zärtlichsten Lächelns liebte zugleich die Fratze und das Grauen. Zuerst mit ergötzten, bald mit beängstigten Augen betrachtete der Kanzler den wilden Ring, das Werk einer unerschrockenen Einbildungskraft, die sich daran geübt hatte, den Ungeheuern und dem nackten Kinde in dem verschlingenden Rachen eine Folge von natürlichen Bewegungen zu geben. Dann plötzlich erschien es ihm, als lebe und drehe sich das Gewinde. Der Kanzler wendete sich schaudernd und trat wieder an das Fenster.

Er erblickte den einsamen Schloßgarten, der sich unter einem weiten Gewölbe von Bäumen in tiefdunkle Schatten verlor. Darüber das blendende Lichtmeer, und hin und wieder ein Bruchstück der gezackten Stadtmauer. Nur in einiger Entfernung stieg aus dem üppigsten Grün auf drei Terrassen eine kleine Villa, im Winkel und von zwei Seiten sichtbar, deren

jede ein Bild bot, jene mit einem Thurmbau endigend, dieſe in einen weinumwundenen Säulengang verlaufend. Es wollte Morone ſcheinen, das anmuthige Landhaus, deſſen Theile leicht auseinander herauswuchſen, müſſe für Victoria beſtimmt und der Gedanke Pescaras ſein, der ihr nicht in einem ſchweren und von dem Schritte der Wachen dröhnenden Schloſſe, ſondern an einer gefälligen und friedlichen Stätte liebenden Empfang bereite. Auch deutete mancherlei drüben hin und her eilende Dienerſchaft auf das Kommen eines Gaſtes, und jetzt glaubte er aus der entgegengeſetzten Richtung den Lärm einer Ankunft zu vernehmen. Da litt es ihn nicht länger in den unbehaglichen Räumen, er ſuchte Treppe und Pforte und wandelte bald in einem grünen Schattenreiche.

Seine Schritte führten ihn in ein weites Rondell, wo das lieblichſte Halbdunkel herrſchte und in deſſen Mitte ein Brunnen ſeine ſchimmernde Schale mit einer langſam ſtrömenden Fluth durchſichtig und einſchläfernd verſchleierte. Vier breite Marmorſitze ſtanden im Umkreiſe. Auf einem derſelben, deſſen Lehnen zwei Sphinxe bildeten, ſchlummerte der Feldherr, das Haupt über die Bruſt geſenkt.

Nach einem leichten Erſtaunen näherte ſich Morone auf vorſichtigen Füßen, um das ſchlafende Antlitz zu belauſchen, ob nicht die jetzt willenloſe Miene den verſchwiegenen Gedanken abbilde und ausdrücke. Lange ſtand er davor. Nein, es träumte nicht ehrgeizig, dieſes Haupt, noch ſann es Verrath, ſondern ſeine unbeherrſchten Züge trugen, ohne die Spur von Triumph und Liſt, einen Ausdruck, der kein anderer ſein konnte als der des Leidens und der Entſagung. Wie Morone es betrachtete, erſtarrte ſeine eigene aufgeregte Miene, denn die des ſtillen Hauptes war ſo überredend, daß auch ihn eine fataliſtiſche Stimmung unwiderſtehlich erfaßte, eine Gewißheit von dem Nichts der menſchlichen Pläne und der Allgewalt des Schickſals. Nichts Anderes ſagte das mächtige Antlitz als Frömmigkeit und Gehorſam.

Da legte ſich unverſehens eine Hand auf die Schulter des Kanzlers. Nach einem kleinen geſpenſtiſchen Schrecken, als ob ihn der Geiſt des vor ihm Schlummernden von hinten berühre, wandte er ſich und erblickte einen gelben Schädel und eine von Alter gebrochene Geſtalt. Zwei braune kluge, aber unendlich wehmüthige Augen waren ihr einziges Leben.

„Numa! Wahrhaftig, du haſt mich erſchreckt.“

„Ich glaube es. Aber komm, Kanzler. Laſſen wir ihn ſchlummern und ſetzen uns dort gegenüber, daß ich ihn von ferne beobachte.“ Sie thaten es, und der Arzt, der wohl achtzig zählen mochte, doch ſein feines Gehör bewahrt hatte, ließ ſich mit dem Kanzler in ein liſpelndes Geſpräch ein. „Du glaubſt gewonnen zu haben?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Kanzler. „Est in votis.“

„Enttäuſche dich, Girolamo! Ich ſage dir, auch wenn er wollte, ſo kann er nicht.“

„Er könnte nicht? Warum? Das tönt geheimnisvoll. Welcher Gott oder welche Göttin verbietet es ihm? Kreuzige mich nicht! Rede!“

„Dürfte ich reden, ich hätte dir von der Schwelle meines Hauſes und aus Novara weggewinkt, aber meine Lippen ſind gebannt. Doch ich darf dich, du Aermſter, auch nicht in dein Verderben ſtürzen laſſen. Du verlierſt hier deine Worte und vielleicht dein Leben. Er kann nicht, betheure ich dir! Es iſt ihm verſagt. Es iſt ihm nicht beſchieden. Fliehe! Es iſt Alles umſonſt.“

„Fliehen? vor Pescara? Ich denke nicht daran und halte ihn feſt umſchlungen! Bei allen Dämonen, warum iſt es ihm nicht beſchieden?“

Da hauchte der Arzt, daß ihn Morone kaum verſtehen konnte: „Iſt nicht aller ſterbliche Wandel in Zeit und Raum? Beide aber verſagen Dieſem.“

Er legte den Finger auf die Lippen, ihnen Schweigen gebietend, und dann gleich zum andern Male, um den Kanzler auf nahende Schritte aufmerkſam zu machen. „Still! Siehe!“ flüſterte er.

Auf leiſen Sohlen kam Victoria Colonna in den weiten grünen Saal, den Gatten an ſeinem Lieblingsplatze ſuchend. Noch trug ihr Kleid den Staub der Straße; ſie mochte kaum vom Pferde geglitten ſein. Da ſie ihn ſchlummern ſah, blieb ſie ſtehen und verlor ſich in ſeinem Anblick. Dann zerfloß ſie plötzlich in Thränen, aus einem Uebermaß der Freude, oder es erſchreckte ſie der heilige Ernſt der geliebten, nun von Mühen und Wunden tiefer gegrabenen Züge. Wenige Augenblicke aber, und ſie trat zu ihm. Mit unendlicher Liebe legte ſie die Hand unter das ſtrenge Haupt und es ſachte hebend, weckte ſie es mit inbrünſtigen Küſſen. Pescara öffnete die Augen. Sanft drückte er ſein Weib an die rechte Bruſt und gab ihr einen Kuß auf die Stirne.

Da ſich der Feldherr erhob, hatte ſich Morone in

einer ſeltenen Regung von Keuſchheit weggeſchlichen und Pescara ſah nur den Arzt vor ſich. Die Linke um Victoria ſchlingend, ergriff er mit der Rechten die Hand Numas und ſprach zu ſeinem Weibe: „Das iſt mein Arzt,“ und dieſe, in ihrer feurigen Art, bog das Knie und bedeckte die ſchlaffe Hand mit Küſſen. „Sie hat die Wunde meines Helden geſchloſſen!“ jubelte ſie voller Dankbarkeit. Dann aber richtete ſie ſich auf und fragte in tiefer Erregung: „Meſſer Numa Dati?“

Der Alte verneigte ſich.

Und Victoria, von ihrem warmen Herzen hingeriſſen, wendete ſich an den Gemahl, Mund gegen Mund, und klagte: „Ehe wir uns freuen, mußt du mir und Dieſem Recht ſchaffen! Unſer Neffe hat ihm die Enkelin verleitet und weigert ſich, der Frevler, ſeine Schuld durch die Ehe zu ſühnen!“

„Iſt es ſo, Numa?“ ſagte der Feldherr und da der Greis traurig bejahte: „Warum haſt du mir das verheimlicht?“

„Anfangs, Herrlichkeit, war es eine bloße Vermuthung, da ſie mein Haus und Novara heimlich verließ. Und wie durfte ich Euch, der ſein eigenes großes Schickſal trägt, mit dem kleinen eines Mädchens be-

ſchäftigen? Erſt heute erhielt ich Gewißheit, durch ein Schreiben aus Rom, von der Aebtiſſin, in deren Kloſter das arme Kind ſich geflüchtet hatte."

Jetzt drängte ſich Victoria flehend an die linke Seite ihres Helden, der unter dem Drucke des Frauenleibes einen körperlichen Schmerz zu empfinden ſchien Um ihn zu verbergen und zu verwinden, that er ein paar Schritte vorwärts.

Die Dreie ſtanden vor den ſpielenden Lichtern des Brunnens. „Schönſte Frau, mich hat herzlich verlangt Euch wiederzuſehen," ſagte der Feldherr, „und da biſt du ja, meine Seele!" Er blickte ihr in die ſtrahlenden Augen. „Aber deine edeln Lider ſind ja noch ganz beſtäubt von der Reiſe. Dein Tuch!" Sie gab es ihm, der es netzte, und ſchloß die Augen, während er ihr Stirn und Lid und Wange wuſch und badete.

„Ich erinnere mich deiner Enkelin ganz wohl, Numa, obwohl ich ſie kaum geſehen habe. Tiefblaue Augen und kaſtanienbraune Haare, wie dieſe da, nicht wahr, und Julia heißt ſie? Was ihre Sache betrifft, die dünkt mich ſchwer und tragiſch. Nicht daß ich anſtünde den Böſen, den du weißt, Victoria — auch ich kann ihn nicht anders nennen — zur Ehe mit

ihr zu zwingen, er würde ſich fügen, ohne Zweifel, denn er iſt mein Geſchöpf und ich habe Macht über ihn. Aber ich frage mich, ob es gut ſei, die Verſchmähte an einen Herzloſen und Grauſamen zu feſſeln, der freilich durch ſeine Vermeſſenheit und Begabung in der Welt die höchſten Stufen erreichen wird. Und ſie ſelbſt? Wird ſie es verlangen? Glaubſt du, Victoria? Hat ſie es verlangt, die ſich dir in Rom zu Füßen geworfen hat, wie ich vermuthe, da du ſie kennſt?"

„So that ſie," ſagte Victoria mit flehender Stimme.

„Ertrug ſie deinen reinen Anblick? Und im Ernſt, du willſt ſie dem Manne geben, der ſie verſchmäht? Wenn ſie mein Kind wäre, ich vergrübe ſie ins Kloſter. Ihr aber ſeid menſchlich und barmherzig, Madonna. Und wer weiß, vielleicht liebt ſie ihn noch, oder liebt und haßt ihn zugleich — ich verſtehe das nicht. Doch ich will mich ihrer annehmen, ſie habe die Wahl."

Jetzt öffnete der Arzt den welken Mund. „Arme Julia! Welche Wahl! Selig, daß ſie ihrer überhoben iſt!"

„Wodurch?" fragte Pescara.

„Durch eine dunkle, aber weiſe Gottheit."

„Ich verſtehe," ſagte der Feldherr raſch, „ſie lebt nicht mehr."

„Du ſagſt es, Herrlichkeit."

„Sie hat ſich ein Leides gethan?" wehklagte Victoria. „Da ſei ihr Schutzengel davor!"

„Wer weiß es? Als ſie in ihr Kloſter zurückkam, nachdem ſie ſich Euch geoffenbart, iſt ſie geſtorben. Ihr Geſtändnis muß ſie getödtet haben, und der Anblick eurer Reinheit, Madonna, wie die Herrlichkeit es gewollt hat. Vielleicht ein Herzſchlag, vielleicht — das willige Mädchen iſt mir in meiner Apotheke oft mit Verſtändnis und Geſchick beigeſtanden."

Jetzt urtheilte der Feldherr: „Das bleibe unberedet. Sie iſt eingegangen in den Frieden und ſteht jetzt in Dienſt und Pflicht einer heiligen Macht, die unſerer erbärmlichen Gerechtigkeit ſpottet."

Victoria weinte und der Greis flehte: „Ich kann nicht mehr! Es ſei gut!"

„Ja, es iſt gut," ſchloß der Feldherr.

Dann bot er Victoria die Hand und ſagte leichthin: „Edle Frau, ich habe Euch und mir, ſolange wir zuſammenſein dürfen, ein helleres Haus gerüſtet als dieſes alte Schloß mit ſeinen plumpen Deckenbalken,

dieſe Wohnung des Verrathes, denn auf ſeiner Zugbrücke wurde der Mohr ausgeliefert. Sehet Ihr dort bei den Pinien die anmuthige Laute, Madonna? Die habe ich Euch beſtimmt: ſie ziemt eurem klaren Wandel."

Sie durchſchritten den Park und langten am Fuße der drei Treppen an, wo der greiſe Arzt ſtehen blieb, Athem ſchöpfend und den Feldherrn zurückerwartend. Da Victoria die dritte Treppe erſtieg, erblickte ſie zwei Bildwerke, welche rechts und links die höchſte Stufe ſchmückten. „Das hat der junge Franz Sforza erſonnen, an welchem ſein guter Geſchmack immer noch das Beſte iſt," plauderte Pescara. „Dieſe Gruppen ſind hübſche Gedanken aus ſeinem flüchtigen Kopfe. Die rechts zum Beiſpiel. Erſt konnte ich nicht aus ihr klug werden, ſo ſehr ſie mir gefiel. Da ſagte mir der Gärtner die Inſchrift, die ſie anfangs trug, die aber der feine Herzog verſchwinden ließ, damit der Beſchauer fühle und rathe. Sie lautete . . . doch das bringſt du heraus, Geliebte?"

Victoria, nachdem ſie einen flüchtigen Blick auf die linke Gruppe, ein ungebunden loſendes Paar geworfen hatte, betrachtete langezeit die rechte. Es waren zwei weibliche Geſtalten, eine liegend und etwas wie eine

Blume oder einen Schmetterling leichtſinnig zerpflückend; die andere ſtand, innig vertieft in ſich ſelbſt, oder in die Ferne verloren. Alle drei Mädchen aber, das koſende, das vergeſſende, das ſich ſehnende, hatten unter verſchiedenem Ausdrucke das gleiche Geſicht. Victoria ſann. Da blies ihr der Feldherr muthwillig ins Ohr, wie in der Schule ein Knabe einem Mädchen: „Thu die Augen auf, ein paar Buchſtaben ſind noch lesbar.“ Victoria entdeckte links, ſchwach ausgeprägt: Pres . . . . , rechts aber unterſchied ſie etwas deutlicher: Ass . . . . „Presenza und Assenza,“ ergänzte ſie beſchämt, und der Feldherr ſagte: „Die Gegenwart iſt frech. Die Abweſenheit aber, die vergißt, iſt gedankenlos. Ich preiſe die gegenwärtige Abweſenheit: die Sehnſucht.“

„Wir werden uns nicht mehr trennen, Ferdinand, wenn du mich lieb haſt.“

„Nur noch einmal. Für einige Tage, höchſtens eine Woche, Madonna, bis ich Mailand werde genommen haben. Ihr folget mir, und forthin, wenn Ihr wollt, trennen wir uns nicht mehr. Es liegt an dir, Victoria,“ ſagte er zärtlich.

„Ob ich will!“

„Erinnerſt du dich, Geliebte,“ ſcherzte er wiederum,

„daß du mir einmal in Ischia am plätschernden Strande gesagt hast, du begreifest nicht, wie ein Weib, das geliebt habe, jemals einem Zweiten gehören könne? Es widerspricht der Liebe, sagtest du. Freilich, aber es hat Erfahrung und menschliche Natur für sich. Assenza, Assenza!“

Jetzt erhob sich Victoria zu ihrem ganzen stolzen Wuchs und streckte den herrlichen Arm, von welchem der Aermel zurückfiel, gegen den leuchtenden Himmel und schwur: „Nie gehöre ich einem Andern, bei den reinen Strahlen dieser Sonne!“

Der Feldherr beschwichtigte: „Dort stehen deine Kammerfrauen, Kind, und bestaunen dein Gelübde, das sie dir wahrlich nicht nachthun werden.“ Er winkte den in ehrerbietiger Entfernung harrenden Zofen und beurlaubte sich bei der Marchesa. „Ihr werdet Euch umkleiden, Herrin, und ich selbst habe noch bis zur Abendstunde zu thun. Auf Wiedersehen hier, nach Sonnenuntergang, zum Spätmahle.“ Er wendete sich und ging, ohne nach ihr sich umzublicken. Unten an der Treppe nahm er den Arm des greisen Arztes, langsam mit ihm durch einen Cypressengang nach dem Schlosse zurückwandelnd.

„Wie war die Nacht Eurer Herrlichkeit?“ fragte der Alte.

„Wie gewöhnlich,“ antwortete Pescara. „Du haſt gegen deinen Gaſtfreund reinen Mund gehalten, Numa?“

„Ich erinnerte mich eures Befehles . . . Aber wie möget Ihr mit dem Kanzler und meinem armen Italien dieſes grauſame Spiel treiben! Wie dürfet Ihr es?“

„Ich ſpiele mit Italien, ſagſt du? Im Gegentheil, deine Landsleute, Numa, ſpielen mit mir: ſie heucheln Leben und ſind todt in ihren Uebertretungen und Sünden.“

Sie gingen eine Weile ſchweigend. „Weißt du, Numa,“ ſpottete jetzt der Feldherr, „daß mich neulich ein Aſtrologe beſucht und mir das Horoſkop geſtellt hat? Er ſchätzte mich auf ſechzig Jahre, ich fand das wenig.“

Der Greis ſeufzte.

Wieder wandelten ſie wortlos. Vor der ſchmalen Pforte der Burg beurlaubte Pescara den Alten. „Meine Feldherrn erwarten mich, Numa, ich habe ſie auf dieſe Stunde beſchieden.“ Da beſchlich ihn noch ein Mitleid mit den guten braunen Augen und dem zahnloſen Munde, und er ſagte freundlich: „Fürchte nichts, Nu-

ma. Ich werde dein Italien nicht mißhandeln, ich werde gerecht und milde verfahren."

In ſeinem Vorſaale fand der Feldherr den Herzog von Bourbon und Leyva ſich gegenüberſtehen, zwiſchen ihnen Del Guaſto, als ob er ſie auseinanderhielte, und dann noch einen Vierten, der in einer Fenſterbrüſtung lehnte. Dieſer war ein vornehmer Mann in Jahren, halb Mönch, halb Krieger, mit einem bronzefarbenen Kopfe und großen, aber harten Zügen, in einen kuttenähnlichen weißen Mantel gehüllt. Wie Pescara ihn erblickte, ſchien der Feldherr leicht zu ſchaudern, ging aber auf ihn zu und begrüßte ihn.

„Was verſchafft mir die Ehre, Moncada?"

Der Andere erwiderte: „Erlaucht, ich bin in Sendung und erſuche im Namen des Vicekönigs um eine Unterredung."

„Ich gewähre ſie," verſetzte der Feldherr, „aber ich bitte Eure Gnade, ſich kurz zu faſſen am Vorabende des Feldzugs."

„Eine geheime Unterredung."

Pescara beſann ſich. „Eine geheime? Nicht, Ritter. Geſchäftliches würde ich dieſen zwei Herrſchaften meinen Collegen nicht vorenthalten. Erſparet mir die Mühe.

Mein Neffe hier iſt verſchwiegen. Was iſt euer Auftrag? Sprechet, Ritter!“ Er bot Moncada keinen Stuhl.

Dieſer muſterte die anweſenden Geſichter. „Nach eurem Willen,“ ſagte er. „Erlaucht, der Vicekönig iſt in tiefſter Beſorgnis. Die italieniſche Liga iſt eine Thatſache, an welcher Erlaucht nicht zweifelt, da Sie durch Leyva den Vicekönig um Truppen erſuchen ließ, welche dieſer freilich nicht entbehren kann, ſelbſt ihrer bedürftig, um im Falle des ausbrechenden Krieges eine ehrfürchtige, aber drohende Bewegung gegen die irregegangene oder mißleitete Heiligkeit zu machen. Erlaucht giebt zu, daß unſere Heere im Süden und Norden der Halbinſel zuſammenwirkend in denſelben Plan eingreifen müſſen. In dieſem Sinne ſendet mich der Vicekönig, Euch zu begleiten und ihn auf dem Laufenden zu halten. Genehmigt Erlaucht?“

Der Feldherr bejahte, ſeinen Unmuth niederkämpfend.

„Ein Anderes,“ fuhr Moncada fort. „Ich bedaure, daß Ihr mich nicht geheim empfangen habet, aber ich ergreife den Augenblick. Es wird gewünſcht, in Madrid, daß Erlaucht, wenn Sie Mailand erobert haben wird, dort zum Heile der Monarchie, und um das

Uebel mit der Wurzel auszurotten, ſtreng und durchgreifend verfahre. Es wird gerathen: der abtrünnige Herzog werde in Ketten gelegt und nach Spanien geſendet; der trotzige lombardiſche Adel verliere ſeine Güter und beſteige das Schafott; ſtarke Beſatzung und ſchwere Kriegsſteuer bändige den Bürger; der Schrecken herrſche in Mailand!“ Er ſuchte in der Miene des Feldherrn zu leſen.

Dieſer ſtand ruhig. „Der Schrecken?“ wiederholte er. „Niemals, ſolange ich lebe und meinem Kaiſer diene! Mailand iſt Reichsgebiet, und der Kaiſer will nicht, daß das Reich mißhandelt werde. Wer wünſcht? Wer räth? Verſchonet mich mit Räthen und Wünſchen, Moncada, ich brauche ſie nicht.“

„Hat der Herzog um Aufſchub gebeten?“ fragte Moncada mißtrauiſch.

„Nein, Ritter.“

„Durch ſeinen Kanzler?“

„Der Kanzler der Hoheit von Mailand bewohnt ſeit heute dieſe Burg. Eure Gnade kann ihn ſprechen und ſich bei ihm ſelbſt erkundigen, Sie wird ihm damit ein Vergnügen machen, denn ich fürchte, daß er ſich langweilt.“

„Erlaucht hat ihn nicht empfangen? Keine Neugierde läßt mich fragen, ſondern das Intereſſe der königlichen Sache, welcher wir Alle hier dienen.“

„Ich habe den Kanzler geſprochen, heute Morgen, zwei Stunden.“

Dieſe Aufrichtigkeit ſetzte Moncada in Erſtaunen, aber ſie ſagte ihm nichts Neues. Er war durch die ſpähenden Ohren, welche er unter dem Geſinde Pescaras beſoldete, von der Ankunft und der Audienz Morones genau unterrichtet.

„Eine lange Beredung, da doch allein von der Unterwerfung des Herzogs die Rede ſein konnte.“

Pescara ſchwieg. Geheimer Abſcheu, ſo ſchien es, verbot ihm, den vor ihm Stehenden nur eines Wortes zu würdigen über das Nöthige hinaus.

„Ich wundere mich,“ ſprach Moncada weiter, „daß Erlaucht nicht kurz abgebrochen, und ich erſtaune, daß Sie dieſen Niederträchtigen überhaupt empfangen hat, jetzt da jene Verleumdungen über Erlaucht Italien erfüllen.“

„Nicht weiter! Jedes Wort wäre eine Beleidigung und ein Zeitverluſt! Ich habe dieſe Lügen meinem Kaiſer berichtet. Das genügt. Ich kenne meine Feinde . . .“

„Weiſe. Und ebenſo weiſe, wenn Erlaucht ihrer Unterredung mit Morone unverdächtige Zeugen gegeben hätte.“

„Das geſchah,“ erwiderte Pescara verächtlich. „Dieſe Herrſchaften hier.“ Bourbon und Del Guaſto nickten. „Was aber den Inhalt der Unterredung betrifft, nach welchem Ihr neugierig zu ſein ſcheinet, ſo werdet Ihr ihn der Antwort entnehmen, welche ich in eurer Gegenwart, wenn Ihr es wünſcht, dem Kanzler morgen zu geben gewillt bin, bevor er meinem Heerzug als ein Gefangener folgen wird. Hier in dieſem Saale. Nun aber laſſe ich Euch.“ Und er entfernte ſich in ſein inneres Gemach, wohin die drei Andern ihm folgten.

Moncada ſtand allein. „Eine Maske,“ überlegte er, „eine durchdachte Maske. Welch ein Antlitz verbirgt ſie? . . . Ich werde es wiſſen . . . Du entrinnſt mir nicht, ich umſchwebe dich, Pescara!“ Er ging langſam weg in ſtreitenden Gedanken.

Während die drei Feldherrn drinnen den Krieg vorbereiteten, blieb der Vorſaal eine Weile leer und unbehütet. Der Page Ippolito hatte ſich zu der Herrin hinübergeſchlichen, deren Ankunft er belauſcht hatte und

deren Schönheit und Leutſeligkeit er kindlich bewunderte. Er brannte ſie zu begrüßen und ihr ſeine Dienſte zu bieten. Dann aber bevölkerte ſich der feierliche Saal mit einer luſtigen Geſellſchaft. Die fünf ſilbergrauen Windſpiele des Connétable, närriſche, noch ganz junge Thiere, hatten irgend einen unbewachten Eingang in das Schloß gefunden und beſchnoberten jetzt die Spalten der Thüre, hinter welcher ſie ihren Herrn vermutheten. Dieſe Raſſe war Modeſache. Nun kam auch der Windhund des Marcheſe, ein edles Thier und ein unermüdlicher Läufer, zu ſehen, was es gebe, und war nicht ſehr erbaut von dieſer leichtſinnigen Sippe, die ihm nicht in dieſen ernſten Raum zu gehören ſchien und der er knurrend ſein Mißfallen kundgab.

Siehe da erſchien noch ein zartes, zierliches Windſpiel, ein ſchneeweißes Geſchöpf von den feinſten Formen, das auf ſchimmerndem Silberhalsband die Inſchrift trug: „Ich gehöre der Victoria Colonna.“ Zuerſt mit Freude und Bewunderung empfangen, wurde das ſchmucke Spielzeug bald zu einem gejagten und gehetzten Wilde, hinter welchem die ganze jugendliche Meute kläffend im Kreiſe herumfuhr. Da kam der Page hereingeſprungen, nahm das Eigenthum der Herrin, welche ihn

danach geſendet haben mochte, in die Arme und flüchtete es aus dem Tumulte, die wilde Jagd hinter ſich ziehend, den beſonnenen Läufer des Pescara ausgenommen. In demſelben Augenblicke trat Leyva aus dem innern Gemache und beſchleunigte die allgemeine Flucht, indem er dem hinterſten Hündchen des Connétable einen Tritt verſetzte, daß es winſelnd durch die Luft flog.

Der ergraute Feldherr hatte einen zornrothen Kopf und ließ ſich von Pescara, der ihn geleitete, kaum mehr an der Hand zurückhalten. „Leyva,“ ſagte der Marcheſe, „ich bitte Euch, bleibt! Beherrſchet Euch! Ich kann Euch nicht zwingen, gegen den Herzog gerecht zu ſein, aber beobachtet wenigſtens die Formen! Der Herzog benimmt ſich muſterhaft gegen Euch, mit tadelloſer Courtoiſie, Ihr aber zoget ihm die grinſende Miene eines Bauers und jetzt lauft Ihr weg, ehe unſere Berathung geſchloſſen iſt. Das iſt kein Betragen, wie es ſich für eure Stellung und euer Verdienſt geziemt.“

„Ich konnte den Verräther nicht länger aushalten, Pescara! Mit jeder Miene, jeder Bewegung hat mich der Hochmüthige beleidigt! Nichts als Hohn! Seine Kälte verachtet mich, und ſeine Verbeugungen ſpotten meiner. Ich möchte wiſſen, woher er das Recht nimmt

auf mich herabzuſehen. Ich ſtehe über ihm, trotz ſeiner hohen Geburt, denn meine Ehre iſt rein und ich bin ein treuer Knecht meines Königs, den ſeinigen aber hat er verrathen! Er iſt gezeichnet und ſein glattes Geſicht garſtiger als meine Wunde hier! Doch nicht alle Fürſten verachten mich, es giebt deren, die meinen Werth kennen. So dieſer verſtändige Moncada, mit dem ich gereiſt bin. Der wenigſtens hat mich ſeines Vertrauens gewürdigt."

Pescara wurde ſehr ernſt. „Leyva," ſagte er, „Ihr gebet mir die Genugthuung, daß ich Euch immer für voll genommen habe. Ich frage nicht nach der Geburt, ſondern ich nehme den Menſchen, wie ich ihn erprobe. Habet Ihr mich je hochmüthig geſehen oder kleindenkend erfunden? Du haſt nichts gegen mich, Alter," ſagte er zutraulich, „wir kennen uns." Er ſuchte mit den hellen grauen Augen die des Mitfeldherrn, der ſie ihm aber, den Kopf ſenkend, hartnäckig entzog. „Nichts," murrte Leyva, „außer daß Ihr Freundſchaft haltet mit dem Andern. Doch ich habe Eile: Erlaucht ſchickt mir die Inſtructionen nach. Ich beſitze dergleichen gerne ſchriftlich. Leyva thut ſeine Pflicht. Zählt darauf!"

Der Feldherr ließ ihn gehen und ſtreichelte nachdenklich den ſeinen Kopf ſeines Windſpieles, das ihm denſelben in die Hand zu legen gekommen war.

Dann trat er in ſein Gemach zurück, wo er Bourbon und Del Guaſto in einem aufgeregten Geſpräche fand, wohl über den Kanzler, denn ſie deuteten mit den Blicken in der Richtung der Thurmgemächer. Der Feldherr lächelte. „Herrſchaften," ſagte er, „Ihr habet heute Morgen eine wunderbare Rede belauſcht und — noch wunderbarer — dieſe Rede hat mich nicht verführt, aber Euch meine Zeugen. Meine Treue blieb feſt, und die eurige wurde erſchüttert, wie ich glaube: ein Triumph, den der Kanzler nicht beabſichtigte, der ihm aber ſchmeicheln darf."

Jetzt wendete er ſich mit veränderter Miene gegen Del Guaſto: „Don Juan, ich ſah eure Augen habgierig nach Beute flammen. Danket es mir, daß ich Euch nicht zu Worte kommen und euern Herrn den Kaiſer verrathen ließ. Denn gerade Ihr, Don Juan, müſſet der Majeſtät unverbrüchliche Treue halten, wenn Ihr nicht ein Verbrecher werden wollet. Treue am Fürſten iſt die einzige Tugend, deren Ihr zur Noth fähig ſeid, und der letzte Ehrbegriff, der Euch übrig

bleibt. Sie wird eure Unerbittlichkeit adeln, wenn Ihr dieſelbe gegen Abfall und Empörung ausübet, und eure grauſamen Triebe werden der irdiſchen Gerechtigkeit dienen. Nehmet das als meinen wohlgemeinten Rath, und nun gehet und vermeidet heute die Augen Donna Victorias. Euer Anblick iſt ihnen verhaßt, ſie können einen Mörder nicht ertragen."

„Einen Mörder?" Don Juan lehnte ſich auf.

„Einen Mörder. Kennet Ihr euer Opfer noch nicht? Ich nenne es Euch: es iſt Julia, die Enkelin meines Numa Dati, geſtorben in Rom am gebrochenen Herzen, und Ihr ſeid es, der ſie umgebracht hat. Ihr geſchah wohl, aber das mindert euren Frevel nicht im geringſten. Fürchtet nicht, daß ſie Euch erſcheinen werde, ſie iſt verſenkt in die Ruhe und überläßt Euch den Furien eurer Seele, zu früher oder ſpäter Reue."

Del Guaſto erbleichte und ſein Haar ſträubte ſich wie ein Gewirr von Schlangen. Nicht ſeine That erſchreckte ihn, aber der furchtbare Richterernſt des Feldherrn, deſſen vernichtende Strafgewalt von jenſeits des Grabes zu kommen ſchien. Er entwich beſtürzt vor den Blitzen dieſes Auges.

„Familienangelegenheiten," bemerkte Bourbon.

„Aber weißt du, Ferdinand, daß der Kanzler mich mehr, als du nicht denkſt, begeiſtert hat? Trotz ſeiner Schmähungen — er iſt der Einzige, dem ich nichts übelnehme — war er auf dem Wege mich völlig zu bethören, oder vielmehr du haſt mich bethört, da du ſagteſt, ich ſei dein Alterego und du würdeſt mir Mailand geben. Du haſt dich über mich luſtig gemacht und ich Stumpfſinniger habe den Spaß nicht verſtanden."

„Vergieb, Karl! Mich wunderte, ob der Kanzler ſeinem Herzog Treue hielte. Aber glaube mir, Karl, auch dir bleibt nichts als die Sache des Kaiſers. Der Niedergang Italiens iſt unaufhaltſam, es unterhöhlt ſich ſelbſt. Beſieh dir doch die Sache: Italien bietet ſich mir flehend und bedingungslos, mit einem Schein von Wahrheit und Größe, und zugleich zieht es mir mit vollendeter Tücke den Boden unter den Füßen weg, um mich zum Sprung über den Abgrund zu zwingen. Ich begreife bei ſolchen Gerüchten und Verleumdungen, daß mir Madrid einen Aufſeher und Belauſcher ſendet. Aber warum meinen Feind? warum Moncada? Zwar er wird mir nichts anhaben, und ich werde mein Tagewerk zu Ende bringen und dir, Karl, werde ich geben, was ich kann, mein Amt und meine

Nachfolge . . . Nicht wahr, Karl, du biſt gerecht in Italien? Du quälſt es nicht? Du drückſt es nicht über das Maß? Das gelobſt du mir. Obwohl ſie es nicht um mich verdient haben. Ich kenne dich: du gehſt menſchlich mit ihnen um."

„Ausgenommen mit dem heiligen Vater, der ſchlecht von mir geſprochen hat. Aber, Ferdinand, was redeſt du? Du erſchreckſt mich! Wir ſind gleichen Alters, und eine Kugel kann mich vor dir oder uns Beide zuſammen niederſtrecken. Dieſer Moncada iſt über dich gekommen wie ein Froſt, ich ſah dich zuſammenſchauern. Was liegt zwiſchen Euch?"

Jetzt ging die Sonne unter und es kratzte leiſe an der Thüre. Der eintretende Ippolito wendete ſich flehend gegen ſeinen Herrn: „Erlaucht laſſe Madonna nicht warten. Die Tafel drüben iſt gedeckt und Madonna ſteht harrend auf der Terraſſe, wenn ſie nicht die Stufen herabſteigt."

„Gehe, mein Kind, und ſage ihr, ich komme."

„Das thue ich nicht," verſetzte Ippolito mit anmuthigem Trotze, „ſonſt läßt ſich Erlaucht mit Hoheit wieder in ein endloſes hochpolitiſches Geſpräch ein und die ſüße Frau wird vergeſſen."

Der Feldherr litt den Knaben neben ſich, und die Unterhaltung mit dem Herzog fortſetzend, um deſſen Schulter er vertraulich den Arm geſchlungen hatte, bediente er ſich der ſpaniſchen Sprache, von welcher er wußte, daß ſie von dem Pagen nicht verſtanden wurde. „Was zwiſchen mir und Moncada liegt, Karl? Etwas Entſetzliches, ein Verdacht, der für mich eine Wahrheit iſt, für welchen ich aber keinen Beweis habe als meine Ueberzeugung. Ich glaube, ja ich bin gewiß: dieſer Menſch hat meinen Vater umgebracht.“ Er glättete die Locken des Kindes, das mit unſchuldigen Augen zu ihm emporblickte.

„Es war nach der Wende des Jahrhunderts und ich wie Dieſer hier, jedenfalls nicht älter. Mein Vater, ein guter Feldherr und ein beſſerer Mann als ich, ein treuherziger Mann, ging in Sendung des damaligen Vicekönigs, des großen Gonſalvo, der ſpäter den ſpaniſchen Undank ſo grauſam erfuhr, nach Barcelona, wo der alte Ferdinand eben Hof hielt. Dort erblickte er den letzten Sproſſen unſers neapolitaniſchen Fürſtenhauſes, jenen unglücklichen Jüngling, der unter dem argwöhniſchen Auge Ferdinands welken mußte, mit einem unfruchtbaren Weibe verheirathet. Arglos und

unklug wie der Vater war — ich ſage dir, es gab keinen ſchlichtern Mann — ließ er ſich mit dem entthronten Prinzen in ein theilnehmendes Geſpräch ein und beſuchte ihn dann zuweilen im Palaſte. Das reichte hin, ihn dem Könige verdächtig zu machen, und dieſer Verdacht genügte, um ihm das Leben abzuſprechen.

Ich erzähle dir die Sache, wie ich ſie nachher erforſcht und zuſammengebracht habe, da, bei reiferm Verſtande und erlangter Menſchenkenntnis, die Vergangenheit Sinn und Bedeutung für mich gewann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der König ſelbſt ſein Opfer bezeichnete, wenn auch nur mit einem halben Wort oder einer kurzen Gebärde. Die Ausführung ſeines geheimen Spruches aber übernahm ein junger Menſch, den er um ſich hatte und von dem es hieß, daß er ſein natürlicher Sohn ſei. Der junge Moncada, kein Anderer, begegnete meinem Vater, der von dem Prinzen zurückkam, in einer Galerie des Schloſſes und ſtieß ihn nieder. Kein Zweikampf, ſondern ein Meuchelmord, denn die Rechte des Vaters war durch eine alte Verwundung gelähmt. Und Pescara fiel unſchuldig, ſo wahr ich dich umſchlungen halte, denn nichts lag dem Redlichen ferner als Intrigue und Verſchwörung. Iſt das nicht

verrucht? Und vielleicht glaubte der junge Moncada eine Pflicht zu erfüllen und als guter Christ zu handeln, da er dem Wink einer Königsbraue gehorchte. Ist das nicht abscheulich? Wäre so etwas bei euch möglich, Karl?"

„In Frankreich? Je nachdem. Doch nein, so einfach nicht."

„Nach Jahren, da ich meine ersten Sporen verdient hatte, treffe ich den Moncada im Zelte meines Feldherrn und Schwiegervaters, des Fabricius Colonna. Er umarmt mich, nennt mich seinen jungen Helden, den aufgehenden Stern und die Hoffnung Spaniens, und sein Blick gleitet mit ruhiger Beobachtung über meine Züge. Er versichert mir, ich gleiche meinem Vater, den er gekannt habe, und das Blut erstarrt mir in den Adern, denn ich hatte die Gewißheit, daß mich der Mörder Pescaras liebkosend in den Armen halte."

„Du ließest ihn gehen?"

„Am Abende jenes Tages ging ich, ihm das Leben zu nehmen oder ihn das meinige nehmen zu lassen. Er war verschwunden. Ich konnte ihn nicht verfolgen. Wo hätte ich die Zeit dazu genommen, immer im Zelte

und in der Mitte der Entſcheidungen wie ich lebte? Aber der Geiſt des gemordeten Vaters folgte mir überall.

Später erfuhr ich, der Verhaßte habe ſich in irgend eine Cartauſe geworfen, um eine Sünde zu büßen. Dann iſt er jenſeits des Meeres, in Cuba wieder aufgetaucht, wo ihm König Ferdinand reiche Beſitzungen verlieh, und hat den kühnen Cortez nach Mexiko begleitet. Ich denke, um den ehrgeizigen Eroberer zu überwachen: denn Moncada lebt in den Gedanken und Plänen ſeines Vaters und iſt im Zuſammenhange mit jener fanatiſchen ſpaniſchen Partei am kaiſerlichen Hofe, welcher die Burgunder und Niederländer glücklicherweiſe die Wage halten. Ueber das Meer zurückgekehrt, hat er ſich ein Verdienſt daraus gemacht, durch ſein verborgenes Wirken Neuſpanien der Krone erhalten zu haben, und ſteht in halb gefürchtetem Anſehen, auch bei dem Kaiſer ſeinem Neffen. Jetzt iſt er in Italien, um mich zu unterjochen oder zu verderben. Das iſt Moncada."

„Weißt du, Ferdinand," ſagte Bourbon, der aufmerkſam gelauſcht hatte, „ich hätte dir längſt gern einen Gefallen gethan. Räche ich dir den Vater und ſchaffe

dir zugleich den Feind vom Halſe? Nicht durch Meuchelmord, das iſt nicht meine Art, ſondern in geregeltem Duell, zu welchem ich ſchon einen Anlaß finde. Ich gefährde mich nicht, denn, ohne dir nahe zu treten, du giebſt zu: wir Franzoſen fechten beſſer als ihr Spanier. Du bleibſt auſſer Spiel, und mich ſchützt meine fürſtliche Geburt. Willſt du? Ich bin zu deiner Verfügung."

Da antwortete Pescara mit faſt verklärten, bläulich ſchimmernden Augen: „Nein. Es iſt zu ſpät. Ich denke jetzt anders und gebe den Mörder der ewigen Gerechtigkeit."

Bourbon blickte erſtaunt. Pescara aber nahm Ippolito an der Hand und ſagte: „Nun dürfen wir Madonna Victoria nicht länger warten laſſen."

Er gab dem Herzog den Vortritt. Auf der Wendeltreppe fragte er den Knaben: „Die Herrin iſt dir ſchon ſo lieb, die du heute zum erſten Male geſehen haſt?"

„Sie war gleich ſo gütig," erwiderte Ippolito, „und ihr ſah die Schweſter ähnlich, die ich jetzt nicht mehr ſehen ſoll" — helle Zähren rieſelten ihm über die Wange — „weil ſie, wie mir der Großvater erzählte, in einem römiſchen Kloſter iſt und dort die Gelübde

abgelegt hat. Und ſie war ſonſt ſo fröhlich, die Julia, aber freilich in der letzten Zeit iſt ſie ſehr ſtill geworden. Wie mag ſich die Schweſter ſo jung begraben!“ Er ſagte das, während ſie ins Freie traten.

„Ich flehe, mich der erlauchten Frau vorzuſtellen,“ bat der Connétable. „Jüngſt fand ich, ein Buch öffnend, die Natur habe das Herrlichſte gebildet und dann die Form zerbrochen, damit Victoria Colonna einzig bleibe. Ihr gönnet mir den Anblick?“

Sie beſchritten den langen Cypreſſengang, und jetzt gewahrten ſie in einiger Entfernung einen bewegten Auftritt: eine vorwärts ſtrebende weibliche Geſtalt riß ſich von einem Manne los, der ihr zu Füßen lag. In demſelben Augenblicke ſchrie Ippolito: „Dort iſt der böſe Zauberer, er will der Herrin ein Leides thun!“ und eilte ſpornſtreichs Donna Victoria zu Hilfe, während der Kanzler von den Knieen aufſprang und hinter einer Lorbeerhecke verſchwand.

Die Befreite eilte dem lächelnden Gemahl mit ſchnellen Füßen entgegen und mit einem ſo jungen und kräftigen Erröthen, daß Pescara ſie niemals ſchöner geſehen zu haben glaubte. Während ihr Gewand noch flog, ſagte die nicht einmal außer Athem Gekommene:

„Ein Flehender hat mich überfallen und beſchworen, ſeine Sache bei Euer Erlaucht zu führen: er bittet, ihn nicht allzulange auf Beſcheid harren zu laſſen, da er ſich in Zweifel und Erwartung verzehre.“

„Er hat ſeine Fürbitterin gut gewählt, Madonna,“ verſetzte der Feldherr, „aber alles zu ſeiner Zeit. Jetzt geſtattet, daß ich Euch die Hoheit Bourbon vorſtelle.“ Victoria, lebhaft wie ſie war, verbarg einen Ausdruck frauenhafter Theilnahme nicht.

Der Herzog ließ nicht im geringſten merken, daß ihn der knieende Kanzler beluſtigt hatte. Er verneigte ſich ehrerbietig und hielt ſich fein und ſtolz aus Rückſicht für Pescara und im Bewußtſein ſeines ſchmachvollen Ruhmes, das ihn nie verließ. Er bewunderte die Schönheit Victoriens, ohne ſein dunkles Auge auf ihrem Antlitz oder ihrem Wuchſe ruhen zu laſſen. Er ſchmeichelte nicht, er ſtreute keinen Weihrauch, ſondern er ſagte einfach: „Ich freue mich Madonna Victoria zu erblicken, die Gattin meines Freundes des Marcheſe, und huldige ihr nach Gebühr.“ Dann verwickelte er ſie, zu ihrer Linken gehend, in ein leichtes und gefälliges, aber unbedeutendes Geſpräch, und da ſie ihn zur Tafel bat, bedankte er ſich und ſchied unten an der

Treppe des Landhauſes mit ruhiger Höflichkeit. Victoria, ſo beſcheiden ſie war, hatte mehr erwartet, ſchon aus Gewöhnung, denn ihr pflegte von den Berühmtheiten der Zeit auf das übertriebenſte gehuldigt zu werden. Doch ſie verwand leicht und belächelte ihre Enttäuſchung, mit dem Feldherrn die Stufen hinanſteigend in der ſchon wachſenden Dämmerung.

Die Mahlzeit war kurz, wie Pescara es liebte. Victoria ließ es ſich nicht nehmen, ſelbſt dem Gemahl die Speiſen vorzulegen, er aber rächte ſich beim Nachtiſch. Zwiſchen Eis, Früchten und Naſchwerk erblickte er eine von ſeinem Zuckerbäcker kunſtvoll geformte Mandelkrone. „Siehe da," ſcherzte er, „etwas für meine ehrgeizige Victoria!" Er bot ſie ihr, deren Herz zu pochen begann.

Sie erhoben ſich und betraten das Nebenzimmer, das eine ſchwebende Ampel gleichmäßig erhellte und in ſeinem noch friſchen Schmucke ſchimmern ließ. An den Wänden liefen Kinder mit Blumenkränzen, während das Lattenwerk der Decke in ſeinen Feldern grau auf Goldgrund gemalte Heroenbüſten zeigte, eine willkürlich gewählte Geſellſchaft, auf den vier ampelhellen Mittelfeldern: Aeneas, König David, Hercules und

Pescara. Das ganze Geräth war ein Ruhebette, deſſen Rücklehne in ihrem Kaſtanienholze mit ausgebrochenen Lettern die Schrift trug: „Hier muß man plaudern.“

„Wie kommt es,“ fragte Victoria, ſich neben Pescara niederlaſſend, „daß mir der Connétable trotz ſeiner feinen Art einen unangenehmen Eindruck macht, daß er mich — gerade heraus geſagt — abſtößt?“

„Der Arme!“ ſcherzte Pescara. „Mars und Muſe, Rauhheit und Anmuth, der garſtige Leyva und die ſchöne Victoria fühlen ſich gleicherweiſe von dem Capetinger beleidigt, der ſich doch gegen Beide unſträflich benommen hat, wie ich bezeugen kann. Da muß ſich etwas zwiſchen ihn und jeden Andern, wer es ſei, einſchleichen, und ich glaube wohl, dieſer entſtellende Dunſt und verhäßlichende Nebel iſt ſein Verrath, oder welchen Namen man dem Abfall von ſeinem Könige geben will.“

Eine leichte Bläſſe überzog das Antlitz Victorias.

„Verrath . . .“ Pescara dehnte die zwei Silben des Wortes. „Es iſt begreiflich, daß ein edles Weib dieſe Sünde verabſcheut. Ob ich meinem Fürſten Treue breche oder meinem Freunde oder meinem ahnungsloſen Weibe oder ſelbſt meinem Mitſchuldigen, alles das ſind Spielarten derſelben Geſinnung . . . Schon

dein finſterer und groſſer Dichter, aus welchem du deine Seele erneuerſt, werthet den Verrath als die ſchwerſte Schuld, da ja in ſeiner Giudecca ſein Cerberus oder Lucifer in jedem der drei Rachen einen Verräther zermalmt. Den erſten weiß ich: es iſt Jener, der den Heiland geküßt hat. Wer aber ſind die zwei andern: die, welche Lucifer an den Füßen gepackt hält und die das Haupt nach unten ſchweben? Das iſt mir in dieſem Augenblicke nicht erinnerlich. Sprich doch die Stelle, du weißt ja die hundert Geſänge auswendig."

Victoria recitierte:

„Degli altri due, ch' hanno il capo di sotto,
Quel, che pende dal nero ceffo, è Bruto:
Vedi come si storce, e non fa motto:
E l'altro è Cassio, che par sì membruto."*

Behaglich plauderte der Feldherr weiter: „Dieſer ſchweigend ſich windende Brutus iſt gut, doch — mit der ſchuldigen Ehrfurcht — den dürren Caſſius, deſſen Magerkeit Julius Cäſar fürchtete, wie kann ihn Dante musculös nennen? Ueberhaupt, Victoria, wie gefällt dir dieſe Speiſe des Cerberus?"

* Hier windet Brutus ſich mit feſtem Schweigen,
Und aus dem dritten Maul hangt Caſſius nieder,
An deſſen Leib ſich alle Muskeln zeigen.

Da antwortete Victoria tapfer: „Herr, die Mörder Cäſars gehören nicht in die Hölle. Hier tadle ich meinen Dichter.“

„Beileibe nicht!“ neckte Pescara. „Und doch, brav, meine Römerin! Treue iſt eine Tugend, aber nicht die höchſte. Die höchſte Tugend iſt die Gerechtigkeit.“

So ſchaukelte Pescara ſein Weib über dem Abgrund und dem Geheimnis ſeiner Seele und hinderte ſie, Fuß zu faſſen, die mit dem ganzen Ungeſtüm ihres Weſens Boden ſuchte, den Sieg erſtrebend, den zu erringen ſie nach Novara geeilt war. Auf immer neuen Wegen verfolgte ſie das Ziel, von welchem Pescara ſie ferne hielt. Jetzt hatte ſie die Eingebung, den größten lebenden Patrioten Italiens zu Hilfe zu nehmen.

„Ich mußte mich immer wundern, Pescara,“ ſagte ſie, „daß du, wie du biſt, unter unſern Bildnern und Dichtern die lieblichen den gewaltigen vorziehſt, den Arioſt und Raphael dem erhabenen Dante und ſeinem ſpäten, aber ebenbürtigen Bruder, dem Buonarotti — du ſelbſt aber biſt eine tiefe und verborgene Natur.“

„Eben darum, Victoria, wenn ich es bin. Die Kunſt iſt eine Ergötzung. Was aber deinen Michelangelo angeht, ſo mache mich nur nicht eiferſüchtig auf

den Cyklopen mit dem zertrümmerten Naſenbein, da du ihn ſo ſehr bewunderſt."

Victoria lächelte. „Ich habe ſein Angeſicht nie geſehen und kenne nur ſeine Siſtine."

„Die Propheten und Sibyllen? Dieſe habe ich vor Jahren auch betrachtet und aufmerkſam, doch ſind ſie mir wieder verſchwommen, bis auf ein paar Einzelheiten. Zum Beiſpiel der Menſch mit geſträubtem Haar, der vor einem Spiegel zurückbebt —"

„Worin er die Drohungen der Gegenwart erblickt," ergänzte ſie erregt.

„Und dann die Karyatide, von einer ungeheuren Laſt zuſammengedrückt, das kurze, viereckige, jammervolle Geſchöpf! Das häßlichſte Weib ohne Frage, wie du das ſchönſte biſt —"

„Eine Vergewaltigte, eine Unterjochte, eine Sclavin —"

„Nun tauchen mir auch die Propheten wieder auf: der kahle Sacharja, oder wer es ſein mag, ein Bein oben, eines unten, der ſcheltende Heſekiel im Turban, Daniel ſchreibend, ſchreibend, ſchreibend. Auch die Sibyllen: die gekrümmte Alte mit der Habichtsnaſe, die glimmenden Augen in ein winziges Büchlein vertieft,

mit der Nachbarin, die ſich Oel in die erlöſchende Ampel gießen läßt, und, die ſchönſte von allen, die Jugendliche mit dem delphiſchen Dreifuß. Alles in raſender Thätigkeit. Was ſoll dieſer Sturm? Was predigen und weisſagen Dieſe?"

Da rief Victoria in flammender Begeiſterung, als ſäße ſie ſelbſt im Rathe der Prophetinnen: „Sie bejammern die Knechtſchaft Italiens und verkündigen den kommenden Retter und Heiland!"

„Nein," urtheilte Pescara ſtreng, „die Stunde des Heils iſt vorüber. Nicht Gnade verkündigen ſie, ſondern das Gericht."

Victoria erbebte, aber ſchon wieder war der ſtrafende Ernſt aus den Zügen Pescaras gewichen. „Verlaſſen wir jene prophetiſche Capelle," ſagte er ſchmeichelnd, „und eine Kunſt, die erſchreckt und erſchüttert. Mich aber darfſt du nicht gemeint haben, da du von einem Heiland Italiens ſprachſt, obwohl ich freilich die Seitenwunde ſchon beſäße," ſchloß er mit einem jener herben Scherze, welche ihm eigenthümlich waren.

Die ganze Zärtlichkeit Victoriens überquoll bei der Nennung jener Wunde, welche ihre Tage und Nächte beſchäftigt hatte, bis ihr Pescara ſchrieb, ſie habe ſich

geſchloſſen. Das liebende Weib umſchlang ihn mit der Linken und mit der Rechten ſtrich ſie ihm die röthlich blonden, vorne leicht gelockten Haare tief in die Stirn, ſo daß er im Ampellicht und in ihrer wonnigen Nähe ein ganz jugendliches Anſehen gewann.

Da überkam ſie eine Erinnerung an einen zuſammen verlebten, nicht allzufernen Tag. Es war in der Nähe von Tarent, auf einer ihrer Beſitzungen. Dort hatten ſie, freilich erſt nach dem völligen Untergang einer ſengenden Erntesonne, unter dem verglühenden Abendhimmel neben ihren noch rüſtigen Schnittern zur Sichel gegriffen und ſich Jedes ſeine Garbe gebunden. Wieder ſah ſie den Feldherrn läſſig auf der ſeinigen liegen, während ſie die Schnittermädchen, leicht improviſierend, eine neue Cantilene lehrte nach dem Muſter der dort im Süden gebräuchlichen, die dann das junge Volk bis in die Nacht zu wiederholen nicht müde wurde. Jenen Abend brachte ſie jetzt dem Feldherrn ins Gedächtnis.

Es freute ihn. „Weißt du jenes Liedchen noch?“ fragte er.

„Wie ſollte ich?“

„Nun, es gab da einen Reim: Schnitter und Ci-

ther. Sonſt ſagte das Liedchen nichts weiter, als daß, wie auf dem Felde, auch im Himmel geſungen und die Garbe getragen werde. Das beſcheidene Liedchen klingt vielleicht noch im Munde des Volkes, wenn ich und ſpäter auch du längſt verſtummt ſind, und, aufrichtig, es gefällt mir beſſer als ein mir neulich überſendetes Sonett, in welchem du feierlich zu mir redeſt. Ruhig, Victoria! Es iſt nicht von dir. Ich weiß, daß es nicht von dir iſt."

Sie loderte vor Zorn. „Wer erkühnt ſich," rief ſie aus, „meine Maske zu nehmen und in meinem Namen zu dir zu reden? Wer iſt der Freche? Wo iſt das Machwerk, daß ich es zerreiße!"

„O, das wäre ſchade. Es ſind Verſe, die dir keine Schande machen. Hier." Der Feldherr zog ein Blatt aus dem Buſen. Sie entriß es ihm und trat unter die Ampel. Mit wogender Bruſt und haſtigen Lippen begann ſie:

„Victoria an Pescara.

Ich heiße Sieg, Pescara, und ich kröne
Mit Lorbeer deine Schlachten und Gefechte,
Doch wehe mir, wenn ich die Heimat knechte,
Mißbrauchend meines Namens ſtolze Töne.

Da ich mich dir vermählt in Jugendſchöne,
Aus Römerblut und fürſtlichem Geſchlechte,
Gab ich dir in Italien Bürgerrechte
Und brachte dir die Liebe ſeiner Söhne.

Ich komme, Lohn zu fordern für ein Leben,
Nur dir geweiht in hellem Opferbrande!
Mein Held, was wirſt du deinem Weibe geben?

Ich weiß die Geiſter, welche dich umſchweben!
Zerſchneidend mit dem Schwert Italiens Bande,
Belohnſt du mich mit meinem Vaterlande!"

Nie verwandelte ſich eine Stimmung ſeltſamer unter dem Eindruck eines Gedichtes: unmuthig hatte die Colonna das Blatt ergriffen, bald beſänftigte ſie ſich, dann ſprach ſie innig und die letzten Zeilen jubelte ſie hingeriſſen. Jetzt bekannte ſie offen: „So bin ich und ſolches hoffe ich, wenn ich dieſes auch nicht geſchrieben habe!"

Pescara blickte ſpöttiſch. „Das Sonett," ſagte er „hat ſich auf deinen Lippen wunderbar veredelt, aber es iſt innerlich hohl und ſtammt aus einer niedrigen Seele. Liebe fordert keinen Lohn, Liebe giebt ſich umſonſt, Liebe rechnet nicht. Solches iſt gemein. Nein, ſo kann Victoria nicht denken. Ein Miethling hat dieſe Verſe gemacht, und ich weiß ſeinen Namen: ſeine un-

geheure Eitelkeit hat ihn gezwungen, die Maske frech zu lüften. Sieh her.“ Pescara wies mit dem Finger auf zwei winzige Buchstaben, ein P und ein A, in die untere rechte Ecke des Blattes gekritzelt. „Auch ein Göttlicher, wie er sich nennt! Ich sehe den Aretiner mit seinem Zeitgenossen, dem Giovanni Medici, dem zügellosesten Jüngling Italiens, weintriefend und witzereißend zusammensitzen und höre ihn lästern: „Glaube mir, Hans, es ist kein Leichtes, sich in die göttliche Victoria hineinzudenken!“ Und ein sauischer Jubel. Der Aretiner lacht, daß er fast mit dem Stuhl überschlägt, er schüttelt sich, er lacht aus vollem Halse —“

„Bräche er ihn, der Schamlose!“ schluchzte Victoria; denn Petrus Aretinus und sein Wesen waren schon damals weltkundig.

„Brav, meine Römerin!“ begütigte Pescara. „In Einem aber hat er Recht, Geliebte: dein Vorname hat schon den Bräutigam begeistert. Es ist schön, mit dem Siege vermählt zu sein.“

Aber die Colonna verstand keinen Scherz mehr. Sie war in den Tiefen ihrer Seele aufgewühlt, in den Wurzeln ihres Wesens erschüttert, voller Thränen und zugleich voller Gluth und Leidenschaft. „Doch in

dem Andern hat er Unrecht!“ redete ſie heftig. „Ich weiß nicht, auf welchen Geiſt du lauſcheſt, und mühe mich umſonſt in deinem Herzen zu leſen! Du ſpielſt mit deinem Weibe! Du umarmſt mich und du drückſt mich weg! Haſt du Grauſamer mich doch nicht einmal meine Botſchaft ausrichten laſſen, die ich dir bringen wollte in dem Jubel meines Herzens!“

„Weil ich ſie errieth. Ich tadle den heiligen Vater, mein edles Weib zur Dienerin mißbraucht und dir, der Wahrhaften, eine Botſchaft aufgeliſtet zu haben, eine Botſchaft ſeiner und deiner unwürdig, voller Lüge und Sophismen, welche ich, in den nächſten Tagen ſchon, ihn nöthigen werde zu widerrufen und zu verleugnen. Die Heiligkeit giebt mir Neapel, wenn ich es erobere, und abſolviert mein Gewiſſen, wenn ich es abſtumpfe. Ich aber glaube nicht an ein ſolches Binden und Löſen, nicht in weltlichen Dingen, weder ich noch irgend ein Anderer mehr, und,“ ſagte er höhniſch, „auch in geiſtlichen nicht. Das iſt vorbei, ſeit Savonarola und dem germaniſchen Mönche.“

„Und mein Italien, das du wie ein Magnet anziehſt, läſſeſt du es an dir ſcheitern? Achteſt du es für nichts? Verachteſt du es?“ ſchrie Victoria verzweifelnd.

Der Feldherr erwiderte ſanft: „Wie dürfte ich ein Volk verachten, das mir dich gegeben hat? Aber ich will dir nicht verhehlen: Italien redet umſonſt, es verliert ſeine Mühe. Ich kannte die Verſuchung lange, ich ſah ſie kommen und ſich gipfeln wie eine heranrollende Woge, und habe nicht geſchwankt, nicht einen Augenblick, mit dem leiſeſten Gedanken nicht. Denn keine Wahl iſt an mich herangetreten, ich gehörte nicht mir, ich ſtand außerhalb der Dinge.“

Victoria entſetzte ſich. „Wie? Biſt du kein Menſch? Biſt du ein Geiſt ohne Fleiſch und Blut? Betrittſt du den Boden nicht, über den du wandelſt?“

„Meine Gottheit,“ antwortete er, „hat den Sturm rings um meine Ruder beruhigt.“

Da flehte Victoria: „Deine Gottheit?“ und ſie umſchlang ihn mit beiden Armen, „ich laſſe dich nicht, du nenneſt mir denn deinen Gott!“

Pescara löſte ſich ſachte und erwiderte mit ſchmerzlichen Augen: „Wenn du es verlangſt, aber komm mit mir in den Garten, ich muß Luft ſchöpfen.“

Da ſie auf die Terraſſe traten, ſtanden alle Sterne über ihnen, und drüben im alten Schloſſe erblickten ſie noch ein einſames Licht von irdiſcher Farbe. „Dort,“

ſagte ſie mitleidig, „iſt der Kanzler ſchlummerlos und verzehrt ſich in Angſt und Hoffnung.“ „Ich glaube nicht,“ verſetzte Pescara, „eher hat er ſich mit einem Muthwillen oder einer Nichtswürdigkeit in den Schlaf geleſen und ſeine niederbrennende Ampel leuchtet den Wänden.“ Er hatte es errathen. Nach qualvollen Stunden hatte ſich Morone mit einem Catull eingeſchläfert.

Der Feldherr nahm ſeinen Weg nach dem Boskette mit den weißen Marmorbänken, wo er zu ruhen pflegte. Sie ſaßen unter dem dunkeln Laubdache, Hand auf Hand.

Da flüſterte Victoria: „Nun rede!“ Der Feldherr aber ſchwieg.

Tritte nahten und eine andere Bank füllte ſich mit Geflüſter. „Steht es wirklich ſo mit dem Feldherrn, Moncada? Ich habe Mühe es zu glauben.“

„Auch ich glaube es noch nicht, Leyva, aber ich forſche. Erlange ich Gewißheit, ſo trete ich hervor und wir handeln. Der König darf ſein Heer in Italien nicht verlieren.“

„Ihr meint?“

„Du ziehſt deine Truppen zuſammen und wir verhaften ihn.“

„Er wird ſich zur Wehre ſetzen.“

„Dann fällt er.“

„Und die Majeſtät?“

„Beſorge nichts, die Majeſtät bedarf unſer, wir beherrſchen ſie. Verweigerſt du mir deine Hilfe, ſo muß ich ihn durch eine gedungene Hand tödten laſſen. Kann ich auf dich zählen?“

„Ihr dürft . . . eine ſchwere That . . .“ Da zog ihn der Andere fort. „Mir iſt,“ ſagte er, „ich habe hier athmen hören.“

Wirklich, die feuchte Nachtluft drückte den lauſchenden Feldherrn und benahm ihm den Athem. Er keuchte leiſe. Jetzt ſagte auch er: „Gehen wir. Thau fällt und Verderben brütet in der Luft.“ Sie drängte ſich an ihn.

Drei Hornſtöße ertönten, vom alten Schloſſe her.

„Ein Courier. Ich werde heute noch zu leſen haben.“

„Ferdinand,“ flehte ſie, „du biſt umlauert. Du wirſt dem Kaiſer verdächtig. Du biſt verloren! Wirf dich Italien in die Arme! Da iſt dein Heil und deine einzige Rettung!“

„Ich fürchte nichts,“ ſagte er. „Der Weg iſt dunkel, aber meine Zuflucht iſt offen.“

Jetzt ſtanden ſie in der kleinen Halle des Landhauſes, und Pescara weckte den auf einem Schemel ſchlummernden Ippolito. „Geh hinüber," befahl er, „und bringe, was eben angelangt iſt." Dann ſagte er zu Victorien: „Ich meine, es iſt von Madrid, vielleicht eine Zeile der Majeſtät ſelbſt, die mir zuweilen ſchreibt, ohne das Wiſſen ihrer Miniſter. Ich bin doch begierig."

Jetzt ſchlug die Thurmuhr des alten Schloſſes Mitternacht, müde und zitternd, mit ſo weit ausholenden Schlägen, daß je zwiſchen zweien ein Leben Raum zu haben ſchien. Der zwölfte Schlag — unwiderruflich.

Ippolito kratzte an der Thür und brachte ein Packet, das der Feldherr öffnete. Es enthielt, neben einigen andern Briefſchaften, einen kaiſerlichen Erlaß, welcher den Marſch auf Mailand guthieß und den Oberfeldherrn bevollmächtigte, in der genommenen Stadt durchaus nach ſeinem Ermeſſen und gemäß den Umſtänden zu verfahren.

„Alles?" fragte Pescara.

Da bog der Knabe ehrfürchtig das Knie, überreichte ein Briefchen, welches er dem Courier mit Noth abgerungen hatte, und entfernte ſich. Es war überſchrieben: „In die eigenen Hände des Marcheſe."

„Vom Kaiſer,“ ſagte Pescara und öffnete. „Da, Victoria, lies vor. Er ſchreibt ſo kritzlig.“ Sie gehorchte. Es war nicht viel, wenige Zeilen, und lautete:

„Mein Pescara!

Ich bin es, der dieſe Vollmacht durchgeſetzt hat gegen meine Miniſter. Ihr habet viele Feinde. Hütet Euch vor Moncada. Ich aber bin gläubig an Euch, denn ich habe für Euch gebetet und ſah einen Engel, der Euch an der Hand hielt. Ich traue. Ich euer König.“

Pescara lächelte mühſam. „Karl traut zu leicht,“ ſagte er. „Das könnte ihn zu Schaden bringen mit einem Andern, als ich bin. Aber — ſeltſam — er hat meinen Genius erblickt.“

„Jetzt nenne mir deine Gottheit!“ flehte Victoria. „Ich beſchwöre dich, Pescara, nenne ſie mir!“

„Ich glaube, da iſt ſie ſelbſt,“ keuchte er heiſer. Immer ſchwerer begann er zu athmen, er ſtöhnte, er ächzte, er röchelte. Ein furchtbarer Krampf beklemmte ſeine Bruſt. Er ſank, mit der Hand nach dem gepeinigten Herzen langend, auf die Ottomane und rang nach Athem. Da kniete ſich Victoria neben ihn nieder, hielt und ſtützte ihn mit ihren Armen und litt mit ihm. Sie wollte Ippolito rufen und den Knaben nach ſeinem

Großvater dem Arzte ſchicken, er verbot es mit einer Gebärde. Endlich entſchlummerte er, aufs tiefſte erſchöpft, nachdem Victoria geglaubt hatte, er ſtürbe ihr. Da ſie ſich der Thränen geſättigt, entſchlummerte auch ſie, auf den Knieen liegend, das Haupt in ſeinem Schoße. Dann erloſch die Ampel.

Fünftes Capitel.

Als Victoria erwachte, lag ihr Haupt auf einem leeren Pfühle, und durch das geöffnete Fenster strömte die Morgenluft. Sie sprang auf, den Gatten zu suchen, und fand ihn, der die Terrasse auf und nieder schritt und den der Schlummer erfrischt und wie neu belebt hatte. Sie wurde ungläubig an den nächtlichen grausamen Kampf in ihren Armen, er war ihr wie ein Traum.

Da begann Pescara: „Gestern, liebe Herrin, habet Ihr mich um den Namen meines Genius befragt und mir bangte ihn vor Euch auszusprechen. Endlich hättet Ihr mir mein Geheimnis fast entrissen, denn es ist schwer, einem geliebten Weibe etwas vorzuenthalten. Da erschien er selbst und berührte mich. Ihr kennet ihn nun und der gefürchtete Name bleibe unausgesprochen. Keine Thränen! Ihr habet sie gestern vergossen. Sondern saget mir jetzt, wohin wünschet Ihr

Euch zu begeben, während ich das Heer des Kaiſers gegen Mailand führe?"

„Wie konnteſt du es mir ſo lange verbergen, Ferdinand?"

„Zuerſt — nicht lange — verheimlichte ich es mir ſelbſt . . . doch nein, ich wußte mein Los ſchon am Schlachtabend von Pavia. Mit jener blutigen Winterſonne bin ich untergegangen. Meines Zieles und meiner gezählten Tage gewiß, wie hätte ich die deinigen vorzeitig verfinſtern dürfen? Du ſagteſt mir zuweilen, es ſei grauſam, eine ſüß Schlummernde zu wecken, und litteſt es nicht. Ich aber bin nicht grauſam."

„Du biſt es," erwiderte ſie, „ſonſt hätteſt du mich nicht ſo bitter getäuſcht, ſondern mich gerufen und dich von mir pflegen laſſen."

„Niemand durfte darum wiſſen," ſagte er.

„Und dein Arzt? Der mußte es wiſſen und ich zürne ihm, daß er mich belogen hat, da ich an ihn ſchrieb und ihn beſchwor, mir die Wahrheit zu ſagen!"

„Der arme Numa!" ſagte der Feldherr. „Er iſt ſchon unglücklich genug, daß er mich nicht heilen kann. Er rieth mir damals eine lange Ruhe auf Iſchia, ich

aber ſagte ihm: es iſt umſonſt. Doch wozu dies Alles? . . . Wohin gedenkſt du zu gehen, Victoria?“

„Nein, Ferdinand, ſprich! Verheimliche mir nichts mehr!“

„Es iſt umſonſt, ſagte ich ihm, die Lunge iſt durchbohrt und das Herz leidet. Friſte mich, Numa! Ziehe mich hinaus, in den Sommer, in den Herbſt, bis zu den erſten Flocken! Soviel Zeit brauche ich, meinen Sieg zu vollenden. Und vor allem, ſagte ich, halte reinen Mund! Niemand erfahre unſer Geheimnis! Es würde die Kräfte des Feindes verdreifachen und mich und mein Heer verderben. Noch einmal, ſchweige! Ich will es! gebot ich ihm . . . Und ich habe das Leben geheuchelt, ſo gut, daß mir Italien den Brautring bot!“ Er lächelte. „Und ich werde noch ein Mal zu Pferde ſitzen! Du aber, Victoria, gelobſt mir — doch kein Gelübde, du thuſt es mir zu Liebe — nicht ungerufen mir nachzueilen durch die Staubwolke meines Marſches und über blutgetränkte Felder. Auch würdeſt du dem Kriegsvolke zu ſpotten geben, nicht über dich, gut und ſchön wie du biſt, ſondern über den verhätſchelten Feldherrn. Alſo du bleibſt. Aber wo? Hier?“

Victoria beſann ſich, troſtloſes Leid in den Zügen.

Dann ſagte ſie: „Geſtern, wie ich herritt, kam ich, ſchon im Weichbilde der Stadt, an einem kleinen Frauenkloſter vorüber. Es heißt, wie ich erfuhr, Heiligenwunden. Dort will ich deines Rufes harren, Buße thun und für deine Geneſung beten.“

„Für meine Geneſung?“ lächelte er. „Thue das. Auch wirſt du dich in Heiligenwunden nicht langweilen; das Kloſter, höre ich, hat herrliche Stimmen und iſt berühmt wegen ſeines Chorgeſanges. Reiten wir hin, bald, jetzt da es friſch und der Staub der Heerſtraße noch nicht aufgewühlt iſt.“ Er ging leichten Schrittes durch den Park nach dem alten Schloſſe hinüber, um ſatteln zu laſſen.

Victoria folgte mit langſamen Schritten, und da ſie Numa den Arzt erblickte, der ſich nach der Nacht des Feldherrn zu erkundigen kam, ging ſie auf ihn zu mit ſchmerzlich bewegter Miene: ſie wollte ihm vorwerfen, daß er ihr die Wirklichkeit verhehlt, und zugleich ihn beſchwören, mit den letzten Mitteln und Geheimniſſen ſeiner Kunſt das geliebte Leben zu friſten. Da aber der Arzt die Colonna kommen ſah, ſtreckte er in dem Gefühle ſeiner Ohnmacht die zitternden Hände abwehrend gegen ſie aus, als flehe er: Schone

meiner, ich vermag nichts! Sie verſtand die Gebärde und ging ihres Weges, an Ippolito vorüber, der das Knie vor ihr bog und den ſie nur nicht gewahr wurde, zum groſſen Herzeleid des Knaben.

Im Schloßhofe fand ſie den ſchwer und koſtbar geſchirrten Rappen Pescaras und ihren ebenfalls geſattelten falben Berber. Der Feldherr hob ſie zu Pferde und ſie ritten unter grüßendem Trommelwirbel über die ſich ſenkende Zugbrücke hinaus in die unabſehbaren Reisfelder der lombardiſchen Ebene. Ihnen folgte in gemeſſener Entfernung ein Reitknecht des Pescara, ein von ſüdlicher Sonne geſchwärzter Calabreſe, und auf einem Maulthier die römiſche Zofe Victorias.

Hinter den Reiſenden verhallten im Schloßhof die ungehörten Hilfrufe des vergeſſenen Kanzlers. Er war aus ſchlimmen Träumen erwacht und ſchon in der Frühe durch die Gärten geirrt, immer wieder an Mauern und Wälle gelangend, hier von deutſchen, dort von ſpaniſchen Wachtpoſten beobachtet. Die Schwaben ergötzten ſich weidlich an ſeinem ausſchweifenden Gebärdenſpiel, während die Spanier einverſtandene ſchadenfrohe Blicke tauſchten: ſie zweifelten nicht, der Feldherr habe den Miniſter des Feindes in die Falle ge-

lockt, und verſprachen ſich, ihn morgen, wenn er dem Heere nachgeſchleppt würde, nach Herzensluſt zu quälen und gründlich auszuplündern. Endlich war er in das Rondell gekommen und erſchöpft auf dieſelbe Bank geſunken, wo er geſtern den ſchlummernden Pescara gefunden und belauſcht hatte. Da vernahm er den Salut der Thorwache, rannte nach dem Schloßhof und wollte über die Brücke nachſtürzen. Von dem Poſten mit vorgeſtreckten Hallebarden empfangen, ſah er jammernd den Feldherrn und Victoria in den Dunſt der Ferne entſchwinden.

Es war nach einem leuchtenden ein trüber Tag. Kein Windhauch und nicht der leiſeſte Verſuch einer Wolkenbildung. Keine Lerche ſtieg, kein Vogel ſang, es dämmerte ein ſtilles Zwielicht wie über den Wieſen der Unterwelt. Das Frauenkloſter wurde ſichtbar und vergrößerte langſam ſeine friedlichen Mauern. Freilich ritten die Beiden faſt nur im Schritte, die verwittwende Victoria in tiefem Schweigen, während, durch einen wunderbaren Gegenſatz, das Gedächtnis des jetzt ausruhenden Feldherrn auf leichten und liebenden und inbrünſtigen Schwingen in die Jugend zurückkehrte und die an ſeiner Seite Trauernde wieder in die reizenden

und rührenden Geſtalten des knoſpenden Mädchens und der zärtlichen Braut verwandelte. Er enthielt ſich nicht ſie an kleine Dinge jener glücklichen Tage zu erinnern, aber er gewann ihrer Kümmernis kein Lächeln ab. Er war ſeines laſtenden Geheimniſſes ledig, deſſen Bitterkeit ſie jetzt auf einmal und in vollen Zügen koſtete.

Nun waren ſie ſchon ſo nahe, daß ſie Chorgeſang im Kloſter vernahmen. „Was ſingen ſie dort?“ fragte er gleichgültig. „Ich meine, ein Requiem,“ ſagte ſie.

Wie ſie vor dem Kloſter abſtiegen, da ſiehe trat ihnen aus der Pforte die Aebtiſſin entgegen, hinter ſich zwei beſcheidene Nonnen. Sie mochte irgend ein Kind in das hohe Reis auf die Lauer gelegt haben, das nun auf ſchnellen nackten Füßen vorausgelaufen war. Die Aebtiſſin hatte die Ankunft Donna Victorias in Novara ſchon geſtern in Erfahrung gebracht und ſich gleich geſchmeichelt, die gottesfürchtige und leutſelige Frau werde Heiligenwunden nicht unbeſucht laſſen, denn das Kloſter beſaß neben den geſchulten Stimmen ſeines Chores noch eine größere Auszeichnung: die myſtiſche und täglich ſterbende Schweſter Beate, welche die blutigen Male an ihrem kranken und abgezehrten

Leibe trug. Die unternehmende und beherzte Aebtiſſin hatte ſich vorgenommen von der Colonna, der ſie Macht über den Gatten zutraute, den Nachlaß einer ſchweren Kriegsſteuer zu erbitten, welche der gottloſe und habgierige Feldherr — dieſes Rufes genoß Pescara bei der italieniſchen Kleriſei — zuwider den kanoniſchen Sätzen und gegen alle Billigkeit auf die Güter des Kloſters gelegt hatte. Daß aber der Feldherr, der es vermied eine chriſtliche Stätte zu betreten, Madonna Victoria begleiten würde, war der Aebtiſſin nicht im Traume eingefallen.

Sie begrüßte, eine angenehme Frau mit dunkeln, klugen Augen und blaſſen, gefälligen Zügen, das hohe Paar in wenigen gewählten Worten. Dann ſchwieg ſie aufmerkſam, die Rede Pescaras erwartend, deſſen edle Erſcheinung ihr Eindruck machte.

„Ehrwürdige," begann der Feldherr, „Donna Victoria wünſcht während des Feldzuges, den ich morgen beginne und deſſen Dauer ich auf eine Woche berechne, ein paar ruhige und fromme Tage hier in eurem Convente zu genießen, bis ich ſie nach Mailand rufen werde, nach vollendetem Kampfe. Habet Ihr ein ſchickliches Gemach zu vergeben?"

Raſch erwiderte die Aebtiſſin, das ihrige ſtehe zu Gebote.

„Ich verlange eine einfache Zelle wie die der geringſten Schweſter, mit dem gewöhnlichen Geräthe," ſagte Victoria, deren Bläſſe die Aebtiſſin befremdete. Aber ſie ſchrieb dieſelbe der begreiflichen Sorge um den zu Felde ziehenden Gatten zu.

„Wenn ſich Donna Victoria eingerichtet hat," ſchloß Pescara, „werde es mir gemeldet. Ich habe noch mit ihr zu ſprechen, und bitte Clauſur und Zelle betreten zu dürfen. Ausnahmsweiſe, da ich dem Kloſter wohlwill. Ihr findet mich in der Kirche." Er verneigte ſich und ſchritt auf dieſe zu.

Victoria fragte, was die Nonnen geſungen hätten, und erhielt die Antwort: „Ein Requiem. Für die junge Julia Dati, die Enkelin unſers greiſen Arztes, welche in Rom geſtorben iſt." Dann folgte ſie der Aebtiſſin, während die beiden Nonnen zugeflüſterte Befehle auszurichten gingen.

Indeſſen durchmaß der Feldherr, ohne das Haupt zu entblößen oder irgend eine der üblichen Devotionen zu verrichten, die Länge der Kirche mit feſtem Gange, die Arme über dem Panzer kreuzend. Er hatte ſich,

da er auf dem Heimritte ſeinen in Novara feldmäßig einrückenden Truppen begegnen mußte, leicht behelmt und beharniſcht, und ſchritt wie ein Held und Herrſcher auf der Stätte des Gebetes und der Demuth.

„Nein," ſprach er zu ſich mit geſchloſſenem Munde, „es ſei heute das letzte Mal. Ich will von ihr Abſchied nehmen als ein Lebender. Ich will es ihr erſparen, mich leiden zu ſehen. Sie ſoll mich wiederfinden, wenn ich ruhe."

Sich allein glaubend, wurde er durch das Gitter des Chores belauſcht. Dieſen hatten die Nonnen wieder betreten, auf das Geheiß der Aebtiſſin, denn Pescara ſollte die Stimmen ihres Kloſters hören. Selbſt die myſtiſche Beate war gekommen und vereinigte ihren ſchwärmeriſchen Blick mit demjenigen vieler feurig braunen oder ſchwarzen Augen, welche die Heldengeſtalt verſchlangen. Alle verſammelten Himmelsbräute prieſen die Colonna ſelig und beneideten ihre irdiſche Luſt, während die glücklich Geglaubte nicht ferne davon in einer Zelle mit gerungenen Händen verzweifelte. Auch Schweſter Beate erlag der Verſuchung dieſen ſtolzen Herrn der Welt zu bewundern, überwand ſich aber tapfer und flehte den Himmel inbrünſtig an, der

Colonna zum Heil ihrer Seele ihren Abgott zu entreißen. Aber dieſe heftigen Gefühle wichen dem harmloſeren der Eitelkeit. Nach dem Geflüſter einer kleinen Berathung und einem leiſen Räuſpern intonierten die Schweſtern jubelnd ihr Prachtſtück, ein Tedeum, das ſich auch für den Sieger von Pavia beſſer eignete als irgend eine andere Proſa oder Sequenz.

Und er hätte wohl gelauſcht, aber er ſtand regungslos, wie gebannt vor dem gekreuzigten und ſchon entſeelten Chriſtus eines großen Altarbildes, deſſen helle Farben noch in voller Friſche leuchteten. Doch es war nicht das göttliche Haupt, das er beſchaute, ſondern er betrachtete den Kriegsknecht, der ſeine Lanze in den heiligen Leib ſtieß. Dieſer war offenbar ein Schweizer; der Maler mußte die Tracht und Haltung eines ſolchen mit beſonderer Genauigkeit ſtudiert oder friſch aus dem Leben gegriffen haben. Der Mann ſtand mit geſpreizten Beinen, von denen das linke gelb, das rechte ſchwarz behoſt war, und ſtach mit den behandſchuhten Fäuſten von unten nach oben derb und gründlich zu. Keſſelhaube, Harniſchkragen, Bruſtpanzer, Arm- und Schenkelſchienen, rothe Strümpfe, breite Schuhe, nichts fehlte. Aber nicht dieſe Tracht, die er zur Genüge kannte,

feſſelte den Feldherrn, ſondern der auf einem Stiernacken ſitzende Kopf. Kleine, blaue, kryſtallhelle Augen, eingezogene Stumpfnaſe, grinſender Mund, blonder, krauſer Knebelbart, braune Farbe mit roſigen Wangen, Ohrringe in Form einer Milchkelle, und ein aus Redlichkeit und Verſchmitztheit wunderlich gemiſchter Ausdruck. Pescara wußte gleich, mit dem Geſichtergedächtnis des Heerführers, daß er dieſen kleinen, breitſchultrigen, behenden Geſellen, deſſen ſchwarzgelbe Hoſe den Urner bedeutete, ſchon einmal geſehen habe. Aber wann und wo? Da ſchmerzte ihn plötzlich die Seite, als empfinge er einen Stich, und jetzt wußte er auch, wen er da vor ſich hatte: es war der Schweizer, der ihm bei Pavia die Bruſt durchbohrt. Kein Zweifel. Den Lanzenſtoß des neben ihm an die Erde Geduckten empfangend, hatte er einen Moment in dieſes kryſtallene Auge geblickt und dieſen Mund vergnüglich grinſen geſehen. Nach der Erkennung machte das unerwartete Wiederfinden auf den Feldherrn weiter keinen Eindruck und mit freundlicher Miene fragte er die Aebtiſſin, die jetzt neben ihm ſtand, um ihn zu Donna Victoria abzuholen, wer das gemalt hätte. Sie antwortete, die Augen flüchtig niederſchlagend: „Zwei Mantovaner, be-

gabte junge Leute, aber von bedenklichen Sitten, die das Kloſter gerne wieder ſcheiden ſah.“

Da Pescara die Zelle öffnete, ſah er Victoria auf den Knieen liegen. Eine Weile ſchaute er ſchweigend, als wolle er nicht ſtören, durch ein Fenſter des gekuppelten Rundbogens, in deſſen Brüſtung er ſich geſetzt hatte, auf Raſenhügel und Grabkreuze, endlich fragte er: „Was thuſt du, Victoria?“

„Buße,“ ſagte ſie.

„Für wen?“

Sie erhob ſich und antwortete mit noch gefalteten Händen: „Ich thue Buße für mich und Euch und Italien. Für dieſes ſeiner ſtolzen Frevel und ungewöhnlichen Sünden wegen, an denen es zu Grunde gehen wird, da Ihr der Einzige waret, der es retten konnte. Für mich, weil ich gekommen bin, Euch in Verſuchung zu führen. Für Euch, da Ihr dieſe Erde verlaſſen wollet. Ich habe gebetet für euer unvergängliches Theil, aber der Himmel“ — ſie ſchüttelte traurig das Haupt — „hat mich noch nicht erhört.“

Er zog ſie auf die Bank der Fenſterbrüſtung und nahm ſie bei der Hand, wie der Bruder die Schweſter. Eine Luſt ſich hinzugeben überkam ihn, ſei es weil das

Geheimnis zwiſchen ihm und ſeinem Weibe weggenommen war, oder in dem unbewußten Wunſche das letzte Beiſammenſein zu verlängern.

„Kleingläubige," begann er heiter, „überlaſſe mich meinem dunkeln Beſchützer! Als ein Knabe glaubte ich mit der Mutter, die eine Heilige war, an das, was die Kirche verheißt; jetzt ſehe ich rings das Fluthen der Ewigkeit. Der Todesengel war mir nahe, ſchon in meiner erſten Schlacht, da, von ihm bezeichnet, mein Zeitgenoſſe — dein Bruder, Victoria — lautlos, eine Kugel im Herzen, zuſammenbrach. Ich habe ihm manche Hekatombe geſchlachtet, und auch er hat mich oft, faſt auf jeder Wahlſtatt, grüßend berührt; denn es ſcheint' ich bin verwundbarer als Andere. Aber Zeit hat er gebraucht, bis ich den Schnitter lieben lernte. Noch in den Wochen nach Pavia, da ich wußte, daß er mich erwählt hatte, habe ich mich gegen ihn geſträubt und aufgebäumt und empört wie ein trotziger Jüngling. Allmählig aber ahnte ich und jetzt bin ich gewiß, daß er die rechte Stunde kennt. Der Knoten meines Daſeins iſt unlösbar, er zerſchneidet ihn."

Die bleiche Victoria hing an ſeinen Lippen und ſtaunte mit ſtarren Augen, als ſehe ſie den herrlichſten

Palaſt brennen und von der lodernden Flamme jeden Säulenknauf beleuchtet.

„Ich ſage dir, Weib,“ fuhr er fort, „mein Pfad verſinkt vor mir! Ich gehe unter an meinen Siegen und an meinem Ruhme. Wäre ich ohne meine Wunde, dennoch könnte ich nicht leben. Drüben in Spanien Neid, ſchleichende Verleumdung, hinfällige und endlich untergrabene Hofgunſt, Ungnade und Sturz; hier in Italien Haß und Gift für den, der es verſchmäht hat.

Wäre ich aber von meinem Kaiſer abgefallen, ſo würde ich an mir ſelbſt zu Grunde gehen und ſterben an meiner gebrochenen Treue, denn ich habe zwei Seelen in meiner Bruſt, eine italieniſche und eine ſpaniſche, und ſie hätten ſich getödtet. Auch glaube ich nicht, daß ich ein lebendiges Italien hätte ſchaffen können. Zwar es trägt die ſtrahlende Ampel des Geiſtes, doch es hat ſich aufgelehnt in der unbändigen Luſt eines ſtrotzenden Daſeins gegen ewige Geſetze. Es büße, du haſt es geſagt, Victoria; in Feſſeln leidend, lerne es die Freiheit. Dieſes ſpaniſche Weltreich aber, das in blutrothen Wolken aufſteigt jenſeits und diesſeits des Meeres, erfüllt mich mit Grauen: Sclaven und Henker. Ich ſpüre die grauſame Ader in mir

ſelbſt. Und das Entſetzlichſte: ich weiß nicht, welcher mönchiſche Wahnſinn! Dein verderbtes Italien aber iſt wenigſtens menſchlich."

Victorias Augen verklärten ſich, da ſie ſah, daß Pescara Italien liebte. „Du hätteſt ihm Freiheit und Freiheit ihm Tugend gegeben!" rief ſie, doch Pescara fuhr fort, als hätte er nicht gehört: „Nun aber bin ich aus der Mitte gehoben, ein Erlöſter, und glaube, daß mein Befreier es gut mit mir meint und mich ſanft von hinnen führen wird. Wohin? In die Ruhe. Und jetzt laß uns ſcheiden, Victoria." Er wollte ihr die Thränen vom Auge küſſen, fand aber den zärtlichſten Mund, der ihm entgegenkam.

„Noch eines," ſagte er. „Laß die Welt über mich urtheilen, wie ſie will. Ich bin jenſeits der Kluft. Lebe wohl! Begleite mich nicht! Beſuche mich in Mailand, aber nicht, bevor ich rufe!"

Victoria verſprach, um nicht Wort zu halten.

Da Pescara ſich bei der Aebtiſſin verabſchiedete, brauchte ſie ihr Anliegen gar nicht auszuſprechen. Der Feldherr gewährte den Nachlaß der Kriegsſteuer als ein ſelbſtverſtändliches Gegengeſchenk für die ſeinem Weibe gegebene Herberge. Ueber dieſes Ende einer

ökonomiſchen Bedrängnis und eines ſchmalen Tiſches ward eine ſolche Freude im Kloſter, daß die Schweſtern zu Ehren ihres Gaſtes die Tafel mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen beſetzten. Doch Victorias Platz blieb leer.

Sachte ritt Pescara, von den Segnungen des Kloſters begleitet, gegen die Thürme der Stadt zurück. Sein feuriger Rappe wunderte ſich über den gemeſſenen Gang. Die auf der Ebene gellende Feldmuſik und die überall marſchierenden Truppen verriethen ihm den Beginn eines Feldzuges. Er ſchnoberte, als wittere er ſchon den Pulverdampf, und ſchritt ſtolz, als trage er den Sieg.

Abſchied iſt ſchwer, dachte der Feldherr, ich möchte ihn nicht wiederholen. Noch einmal hatte ſich das Leben an ihn gedrängt und er das Beſte des Daſeins, Schönheit und Herzenskraft, in den Armen gehalten. Der Jüngling war in ihm aufgelodert und wenige Augenblicke, nachdem er Victorien ſo erbaulich zugeredet, lehnte er ſich auf gegen die Vernichtung. Das edle Blut, das in den ſterblichen Adern rinnt, die Thatkraft, empörte ſich gegen den ewigen Frieden. Ein Zorn blitzte auf in ſeinen hellen grauen Augen gegen

ſeinen Mörder, den er im Bilde wiedererblickt, und er ſchlug mit der gepanzerten Rechten gegen ſeine Bruſt, als zerdrücke er darauf die Weſpe, die ihn geſtochen hatte. Jetzt wieherte auch der Rappe und ſetzte ſich in kurzen Galopp, von dem Feldherrn unwiſſentlich mit der Ferſe berührt oder ſo verwachſen mit ihm, daß er ſeinen Unmuth mitfühlte.

In dieſer Stimmung gewahrte Pescara auf einem nahen Reisfelde die wechſelnden Stellungen eines tollen Kampfes, welcher dasſelbe zerſtampfte. Ein Einzelner wehrte ſich verzweifelt gegen eine Uebermacht. Der zerlumpte kleine Kerl in gelben und ſchwarzen Fetzen focht wüthend mit ſeiner Speerhälfte wider ein Dutzend Spanier. Zweie hatte er hingeſtreckt, wurde jetzt aber von den übrigen überwältigt, und ſchon ſaß ihm eine Schwertſpitze an der Kehle, als der auf ihm knieende Spanier von einem andern zurückgeriſſen wurde, welcher auf den heranſprengenden Feldherrn deutete.

Pescara winkte und der Trupp mit dem Gefangenen folgte ihm unter eine mächtige Eiche, die an der Landſtraße ſtand, weitum der einzige Baum in der ſchwülen Ebene. Der Feldherr ſtieg ab und lehnte ſich an den bemooſten Rieſenſtamm. Seine Bruſt keuchte

von dem raſchen Ritt und es kam ihm gelegen, ſie zu beruhigen, Raſt haltend unter dem Vorwand eines Verhöres.

Der ſpaniſche Wachtmeiſter berichtete: ſie hätten einen Schweizer durch das Getreide laufen ſehen, wohl einen Verſprengten von Pavia, welcher bislang ſich irgendwo untergeduckt, und ihn gehaſcht, da es möglicherweiſe ein mailändiſcher Spion ſei. Seinen Vortrag beendigend, blickte der ſpaniſche Spitzbart zu einem ſtarken Aſte auf, welchen die Eiche wagrecht hervorſtieß.

Pescara deutete die Spanier weg, die ſich in einiger Entfernung wachehaltend vertheilten, und muſterte dann den Schweizer vom Wirbel zur Zehe. So verroſtet der Harniſch und ſo zerlumpt das ſchwarzgelbe Unterkleid war, erkannte er doch gleich die Tracht des Kloſterbildes und nicht minder die glitzernden Aeuglein und jetzt, wahrhaftig, verzog der vor ihm Stehende ſein Geſicht zu jenem lächelnden Grinſen, ſei es aus Angſt, ſei es weil auch er ſich den Feldherrn ins Gedächtnis zurückrief.

„Heb' auf und gieb," befahl dieſer und zeigte auf den Lanzenſtumpf, welchen einer der Kriegsknechte zu

den Füßen des Gefangenen geworfen hatte als Beweisstück für die Verwundung seiner Kameraden. Es war eine vordere Spießhälfte, deren Spitze blutete. Der Schweizer gehorchte, und der Feldherr betastete prüfend die Spitze mit dem Finger; dann warf er den Stummel weg.

„Wie heißest du?“ fragte er.

„Bläsi Zgraggen aus Uri,“ war die Antwort.

Der Feldherr verzichtete darauf, diesen unmundlichen Geschlechtsnamen zu wiederholen, der von dem zerrissenen Kamm eines Schweizergebirges zu stammen schien, und bediente sich des Vornamens, welchen er italianisierte. „Biagio,“ sagte er, „du hast mir zwei Leute verwundet; ich denke, ich lasse dich hier aufknüpfen.“

Bläsi Zgraggen versetzte trotzig: „Lasset Ihr mich henken, so ist es weniger wegen dieses letzten Handels, sondern eher weil ich —“

„Schweig'!“ gebot der Feldherr. Er konnte sich rächen, indem er dem Kriegsrechte freien Lauf ließ, aber eine solche Rache weder sich selbst noch seinem Opfer eingestehen. „Wie bist du hier zurückgeblieben?“ fragte er.

Zgraggen, der ein geläufiges Lombardiſch ſprach, begann herzhaft: „Auf dem Felde von Pavia wurde ich gewundet und niedergeritten und lag, den geknickten Spieß neben mir. Nächtlicherweile ſchleppte ich mich dann den Bergen zu, hungernd und bettelnd. Herr, ſehet Ihr rechts von den zwei Pappeln das lange rothe Dach? Dort hauſt die Narracivallia mit ihrem Manne. Dieſer dingte mich zur Feldarbeit — bis ſich der Krieg verzogen hätte, jetzt käme ich doch nicht über die Grenze. Hernachmals machte mir die Narracivallia Augen. Da erſchienen mir im Schlaf der Vater und die beiden Großväter, die mir Alle noch daheim leben, wenn auch die Ahnen in großer Schwachheit. Zuerſt kam der Vater, hob den Finger und ſagte: „Nimm dich in Acht, Bläſi!“ Dann kam der väterliche Ahn, faltete die Hände und ſagte: „Denk' an deine Seele, Bläſi!“ Zuletzt kam der mütterliche Ahn, zeigte die Thür und ſagte: „Lauf, Bläſi!“ Da ſchoß ich auf und ſuchte meine Kleider. Freilich meine ſeidenen Handſchuhe und meinen gekettelten Kragen hatte mir die Narracivallia abgeſchwatzt, um damit in der Kirche Staat zu machen. Ich war nur noch meines halben Verſtandes mächtig und verlor auch dieſen, da ich im

Morgenlicht bei Heiligenwunden eintrete zum engliſchen Gruß und — denket Euch meinen Schrecken — mich ſelber erblicke wie ich leibe und lebe und Gott erſteche!"

„Ei," lächelte Pescara.

„Ein Schelmſtück!" zürnte Zgraggen. „Wiſſet, Herr, ein paar Pinsler hatten ſich zeither mit ihrem Zeuge da herumgetrieben und ließen ſich einmal in der Meierei ein Glas Milch geben. Der Eine faßt mich ins Auge. „Da haben wir, den wir brauchen," ſagt er und beſchaut mein Schwarzgelb. „Mann, holt euern Spieß und Harniſch." Ich thue ihm den Willen. Jetzt heißt mich der Pinsler die Beine ſpreiten, ſpreitet ſie gleichfalls und reißt mich ab auf ein Stück Leinwand. Dann verſprachen mir die Spitzbuben mein Conterfei zu hohen Ehren zu bringen, ich aber ſtehe in Heiligenwunden und ſteche in den Salvator!"

Der Feldherr empfand ein gewiſſes Wohlwollen für den ehrlichen Geſellen. „Nimm," rief er in einer ſeltſamen Laune und ſtreckte dem Urner ſeinen vollen Beutel entgegen. Dieſer nahm ihn mit der Rechten und ließ die Goldſtücke zählend in die Linke gleiten, ernſthaft und bedächtig. Dann ſchob er die Ducaten in die Taſche und wollte den Beutel dem Feldherrn zurückſtellen.

„Behalte! Er hat goldene Schleifen!“

Der Urner ſchickte den Beutel den Ducaten nach. „Wo ſtellet Ihr mich ein, Herr?“ fragte er. Er konnte ſich nichts denken, als daß ihn Pescara geworben und ihm Handgeld gegeben habe.

Pescara erwiderte: „Ich habe dich nicht gedingt und ich meine, nachdem dich die Dreie ſo ernſt vermahnt haben, kehrſt du am beſten in deine Heimat zurück und nährſt dich redlich, wie es im Sprichwort heißt.“

„Aber warum denn ſchenkt Ihr mir ſo viel Geld wo ich Euch nichts zu Liebe gethan habe?“ ſagte Zgraggen. Sondern viel Leides, ſetzte er in Gedanken hinzu. Dieſe Vergeltung Pescaras überſtieg das Faſſungsvermögen des Urners und beängſtigte ſeine Rechtlichkeit.

„Aus Großmuth,“ ſcherzte der Feldherr.

Bläſi kannte das Wort nicht. Da fiel ihm ein, es werde Großthun bedeuten, und da er im Lager oft geſehen hatte, wie Prahlerei das Geld mit vollen Händen wegwirft, beruhigte er ſich dabei. „Ja ſo,“ ſagte er. Pescara aber winkte, ſein Roß vorzuführen.

„Und damit du durchkommeſt,“ ſprach der Feld-

herr ſchon im Bügel, „nimm noch das.“ Er warf ihm eine Paſſiermarke zu und wenig fehlte, Zaraggen hätte gedankt. Wenigſtens wollte er noch langes Leben wünſchen; aber den Feldherrn zum Abſchied anſchauend, erkannte er das Siechthum in dieſem Antlitze mit ſeinen Aelplerangen, welche das alle Welt täuſchende geiſtige Leben desſelben nicht beſtach. Unwillkürlich wünſchte er: „Gott gebe Euch ſelige Urſtänd, Herr!“ Dann über ſeine eigene Rede und ihre böſe Bedeutung beſtürzt, lief er querfeldein mit ſeinem halben Spieße, den er ſorglich aufgehoben und nun als Reiſeſtab führte. Die Spanier hatten verwundert zugeſehen, der alte Wachtmeiſter aber ſchüttelte bedenklich und abergläubiſch den Kopf über die ſeltſame Freigebigkeit ſeines ſparſamen Feldherrn.

Der Trupp, welcher den Urner gefangen hatte, gehörte zu dem Heerhaufen, der jetzt in einer Staubwolke hinter ſchlagenden Trommeln heranrückte. Der Feldherr ritt ſeinen Tapfern entgegen, von brauſendem Jubel empfangen, und lenkte das Roß zwiſchen die Feldmuſik und die erſte Compagnie, deren Hauptmann ehrerbietig Raum gab.

Eine Weile blieb er allein an der Spitze der

Truppen. Da nahte von Novara ein Reitender in weißem Mantel und gesellte sich zu ihm. Zusammen ritten sie durch das Schloßthor. Schweigend folgte der Begleiter dem Gange Pescaras und überschritt hinter ihm die Schwelle des Gemaches.

Pescara wendete sich. „Was wollt Ihr, Moncada?“ fragte er, und dieser antwortete: „Eine Unterredung ohne Zeugen, die Ihr mir nicht zum zweiten Male verweigern werdet.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich habe, wie Ihr erlaubtet, den Kanzler drüben gesprochen. Er war voller Angst und Bläſſe und betheuerte mit tausend Eiden, er sei gekommen, Aufschub und leichtere Bedingungen zu erlangen, nur Dieses habe ihn nach Novara geführt. Dann schwatzte er wild durcheinander wie das böse Gewissen. Dieser Mensch ist ein Abgrund von Lüge, in welchem der Blick sich verliert. Ich bin sicher, daß er im Namen der Liga hier ist.“

„Nicht anders,“ sagte der Feldherr.

„Und daß er Euch die Führung derselben angeboten hat?“

„Nicht anders.“

Jetzt entstand Lärm im Vorzimmer. Ippolito beiseite werfend, verwildert, mit rasenden Mienen und verrückten Augen stürzte der Kanzler herein. Ihm folgten auf dem Fuße, Beide schon gepanzert, Bourbon und Del Guasto, denen er auf dem Gange begegnet und die ihn zurückhalten wollten. In Verzweiflung warf er sich dem Feldherrn zu Füßen, während Moncada langsam in den Hintergrund zurückwich.

„Mein Pescara," schrie der Geängstigte, „alle Geduld nimmt ein Ende! Ich kann die Marter nicht länger ertragen. Jede Minute dehnt sich mir zur qualvollen Ewigkeit. Ich vergehe. Sei barmherzig und gieb mir deine Antwort!"

Pescara erwiderte mit Ruhe: „Vergebet, Kanzler, wenn ich Euch habe warten lassen. Meine Zeit war nicht frei, doch eben wollte ich nach Euch schicken. Eure gestrige Rede hat mich beschäftigt, denn das Los eines Volkes ist keine Kleinigkeit — aber bitte, setzet Euch, ich kann nicht sprechen, wenn eure Gebärden so heftig dareinreden."

Der Kanzler packte krampfhaft die Lehne eines Sessels.

„Ich habe die Sache gewogen . . . doch, Kanzler,

laſſen wir zuerſt alles Perſönliche, denket weg von Euch ſelbſt und von mir, es bleibt die Frage: verdient Italien zu dieſer Stunde die Freiheit und taugt es, ſo wie es jetzt beſchaffen iſt, ſie zu empfangen und zu bewahren? Ich meine nein.“ Der Feldherr ſprach langſam, als prüfe er jedes ſeiner Worte auf der Wage der Gerechtigkeit.

„Zweimal hat Freiheit in Italien gelebt, zu verſchiedenen Zeiten. In der beginnenden römiſchen Republik, da das Staatswohl Alles war. Dann in jenen herrlichen Gemeinweſen, Mailand, Piſa und den andern. Jetzt aber ſteht es an der Schwelle der Knechtſchaft, denn es iſt los und ledig aller Ehre und jeder Tugend. Da kann Niemand helfen und retten, weder ein Menſch noch ein Gott. Wie wird verlorene Freiheit wiedergewonnen? Durch einen aus der Tiefe des Volkes kommenden Stoß und Sturm der ſittlichen Kräfte. Ungefähr wie ſie jetzt in Germanien den Glauben erobern mit den Flammen des Haſſes und der Liebe.

Aber hier! Wo in Italien iſt, ich ſage nicht Glaube und Gewiſſen, da das für euch veraltete Dinge ſind, ſondern nur Rechtsſinn und Ueberzeugung? Nicht einmal Ehre und Scham iſt euch geblieben, nur die nackte

Selbſtſucht. Was vermöget ihr Italiener? Verführung, Verrath und Meuchelmord. Worauf zählet ihr? Auf die Gunſt der Umſtände, auf die Würfel des Zufalls, auf das Spiel der Politik. So gründet, ſo erneuert ſich keine Nation. Wahrlich, ich ſage dir, Kanzler" — und Pescara erhob die Stimme wie zu einem Urtheilsſpruch — „dein Italien iſt willkürlich und phantaſtiſch, wie du ſelbſt es biſt und deine Verſchwörung!"

„Wahrheit," ließ ſich die Stimme Moncadas vernehmen.

„Auch der Held, Morone, den ihr euch erwählt habet, entbehrt des Daſeins."

Doch dieſe leiſen letzten Worte Pescaras wurden überſchrieen. Morone hatte ſchnell den Kopf gewendet und den Ritter erblickt: wie er ſeinen Anſchlag dem Spanier preisgegeben ſah, gerieth er in Wuth, ſeine Züge verzerrten ſich und er tobte wie ein Beſeſſener. „Falſch und grauſam! Falſch und grauſam! O ich mit Blindheit Geſchlagener!" Dann von ſinnloſer Rachgier überwältigt, ſchrie er gegen Moncada: „Wiſſet es, Ritter, Dieſer" — er wies auf den Feldherrn — „iſt der Schuldige! Seinetwillen die ganze Verſchwörung! Ich bin ſeine Creatur, und nun opfert mich der Unmenſch!"

Jetzt ſprang der Herzog dazwiſchen, der mit Del Guaſto hinter Pescara ſtehend den leidenſchaftlichen Auftritt genoß. „Saute, Paillasse mon ami, saute pour tout le monde!“ verhöhnte er Morone. „Ja, wenn wir nicht gelauſcht hätten, wir Zweie, hinter dem rothen Vorhang und der goldenen Quaſte dort! Ich muß dir das mal erzählen, Schatz, es iſt zum Todtlachen. Hörteſt du nicht, wie ich dich auspfiff?“ Dann plötzlich ernſt werdend, richtete er den Blick feſt auf Moncada, legte die Hand auf die Bruſt und betheuerte: „Bei meinem königlichen Blute, der Feldherr hat in jener geſtrigen Stunde nicht haarbreit geſchwankt in ſeiner Ehre und Treue!“

Morone war vernichtet. Del Guaſto legte Hand an ihn und zog ihn mit ſich fort. „Herr Kanzler,“ ſpottete er, „bedanket Euch, unſer Lauſchen erſpart Euch die Folter.“ Auch der Herzog ging, einer bittenden Gebärde Pescaras gehorchend.

„Erlaucht,“ begann Moncada, „hier bin ich überzeugt. Mit Dieſem habet Ihr nur euer Spiel getrieben, vielleicht herablaſſender, als für ſpaniſchen Stolz ſich geziemte. Mit einem ſolchen Menſchen conſpiriert kein Pescara. Aber, Erlaucht, in ſeiner ohnmächtigen

Wuth hat dieſer Verlogene Wahrheit geſprochen, wenn er Euch beſchuldigte, der Urheber der italieniſchen Verſchwörung zu ſein. Nicht der Urheber, aber der Begünſtiger. Sie nicht entmuthigend, habet Ihr ſie genährt und großgezogen. Es war leicht, ein entſchiedenes Wort zu ſprechen und ihr Halt zu gebieten mit einer entrüſteten und weithin ſichtbaren Gebärde. Das habet Ihr nicht gethan: Ihr ſtundet als eine dunkle und deutbare Geſtalt."

„Ritter," unterbrach ihn Pescara, „nicht Euch habe ich Rechenſchaft zu geben von meinem Thun und Laſſen, ſondern allein meinem Kaiſer."

„Eurem Könige," verſetzte Moncada. „Ihn ſo zu nennen, gebietet Euch die Ehrfurcht, denn ein König von Spanien iſt mehr als der Kaiſer. Und der Enkel Ferdinands wird ein König von Spanien werden. Karl entwickelt ſich langſam, unter verſchiedenen und ſtreitenden Einflüſſen, aber ſein ſpaniſches Blut wird erſtarken und ſein deutſches aufſaugen bis auf den letzten Tropfen. Er verabſcheut die Ketzerei und ſeine Frömmigkeit wird ihn zum Spanier machen." Er ſagte das mit einem ſtillen Lächeln und ſchwärmeriſch erglänzenden Augen.

„Avalos,“ fuhr er fort, „deine Väter haben für den Glauben gegen die mauriſchen Heiden gekämpft, bis dein Ahn mit jenem Alfons nach Neapel ſchiffte. Kehre zu deinem Urſprung zurück! Das edelſte Blut fließt in deinen Adern. Wie kannſt du, der das Große liebt, zaudern zwiſchen dem ſpaniſchen Weltgedanken und den erbärmlichen italieniſchen Machenſchaften? Unſer iſt die Erde, wie ſie einſt den Römern gehorchte. Siehe die wunderbaren Wege Gottes: Caſtilien und Aragon vermählt, Burgund und Flandern erworben, das gewonnene Kaiſerthum, eine entdeckte und eroberte neue Welt, und, das Alles beherrſchend, ein geſtähltes Volk mit einem geſegneten, zwiefach in Heidenblut getauften Schwerte! Was dir jener Elende bot, Spanien giebt es dir tauſendfältig: Schätze, Länder, Ruhm und — den Himmel!

Denn für den Himmel kämpfen wir und für den katholiſchen Glauben, daß *eine* Kirche herrſche auf Erden. Sonſt wäre Gott vergeblich Menſch geworden. Vorausſehend, wie in dieſen Tagen die Hölle den apoſtoliſchen Stuhl beſudeln und ihre letzte Ketzerei, den germaniſchen Mönch, ausſpeien werde, erſchuf er den Spanier, jenen zu reinigen und dieſe zu zertreten.

Darum giebt er uns die Welt zur Beute, denn alles Irdiſche hat himmliſche Zwecke. Ich habe lange darüber geſonnen in meinem ſiciliſchen Kloſter, und wähnte wohl ſelbſt der Auserwählte zu ſein zu dieſem geiſtlichen Kriegsdienſte. Da wurde er mir in einem Geſichte gezeigt, der Andere, der Berufene. Ich war ſolcher Ehre unwürdig, meiner Sünde wegen, und trat in die Welt zurück."

Pescara ſchwieg und betrachtete den Verzückten.

„Aber ich wirke, ſolange es Tag iſt. Kein Jahr iſt um, ich ſtand hinter Ferdinand Cortez, da ihm auf dem Berge der Dämon die goldenen Zinnen Mexikos zeigte, wie er dir, Pescara, jetzt Italien zeigt. Dieſe Hand hielt den Strauchelnden zurück, und nun ſtrecke ich ſie gegen dich? Pescara, daß du ein Sohn Spaniens bleibeſt, welches die Welt iſt, und das der in der Glorie ſchwebende katholiſche Ferdinand beſchützt."

Jetzt brach der Feldherr ſein Schweigen und zürnte: „Nenne mir Jenen nicht, er hat mir den Vater getödtet!"

Moncada ſeufzte ſchwer.

„Du bereuſt?"

Der Ritter ſchlug ſich zerknirſcht die Bruſt und

murmelte, mit ſich ſelbſt ſprechend: „Meine Sünde . . . meine Sünde . . . ungebeichtet und ungeſpeiſt!“

Da errieth Pescara, daß dieſer Fromme nicht ſeinen Mord bereue, ſondern daß er ihn vollbracht an einem geiſtlich Unvorbereiteten. „Weiche von mir!“ gebot er.

Moncada trat zurück bis zur Schwelle, wie aus einem Traum erwachend. Dann ſammelte er ſich und ſagte: „Verzeihung, Erlaucht! Ich war abweſend. Noch ein nüchternes Wort. Ich kenne euer Ziel nicht. Noch bin ich nicht euer Feind. So oder ſo werdet Ihr Mailand nehmen. Dieſer erſte Schritt enthält weder Treue noch Untreue. Ich erwarte euern zweiten, ob Ihr den Herzog abſetzet und die Empörung ſtrafet. Thut Ihr es nicht, ſo verrathet Ihr Spanien und euern König!“ Und er verſchwand.

Pescara zog ſich zurück und nahm Speiſe. Dann empfing er den Herzog mit Del Guaſto und gab ihnen ſeine letzten Befehle. Den Reſt der Zeit benützte er, um ſeine geheimen Papiere zu ſichten: was ſich um einen Mächtigen dreht, eine Welt von Schlechtigkeit. Er vernichtete das Meiſte: er wollte Niemanden verderben. Er hatte ſich ein glimmendes Kohlenbecken bringen laſſen, in deſſen bläulicher Flamme er

die Briefſchaften verbrannte. Als er dieſes Geſchäft beendigte, hatten ſich ſeine Kerzen ſchon zur Hälfte verzehrt: es ging auf Mitternacht. Pescara kreuzte die Arme über der Bruſt und verfiel in ein ſo tiefes Sinnen, daß er die Schritte eines Eintretenden nicht vernahm. Da ſprach es zu ihm: „Was iſt dein Ziel, Avalos?“ Er erblickte Moncada.

Der Feldherr griff mit der Hand in das erloſchene Kohlenbecken, ſchloß ſie und ſtreckte ſie gegen Moncada. „Mein Ziel?“ ſagte er und öffnete die Hand: Staub und Aſche.

Jetzt gellten Trommetenrufe durch das Schloß. Trommelwirbel folgten. Alles gerieth in Bewegung. Der Feldherr ließ ſich von ſeiner Dienerſchaft waffnen. Als er bei flackerndem Fackellicht, das ſich auf Speeren und Rüſtungen ſpiegelte, die gepflaſterte Halle des Erdgeſchoſſes betrat, erblickte er ſein ſchwarzes Thier, welches, koſtbar geſchirrt, mit ungeduldigen Hufen Funken aus dem Boden ſchlug, daneben eine Sänfte mit zwei leichten Trabern. Beide hatte er befohlen, die Wahl dem Augenblicke vorbehaltend. Mit einem Seufzer beſtieg er die Sänfte, ſeine wiederbeginnenden Schmerzen darin zu verbergen, und verſchwand durch

das Thor, während ſein verſchmähtes Schlachtroß ſich zornig gebärdete und den Reitknecht, welcher es beſteigen wollte, abwarf. Es mußte ſeinem Herrn ledig nachgeführt werden.

Nun wurde auch der gefangene Kanzler gebracht. Spaniſche Soldaten umringten ihn, beraubten ihn ſeiner Kette, ſeiner Ringe, ſeines Beutels und ſetzten ihn, nicht auf ſein edles Maulthier aus dem mailändiſchen Marſtalle, ſondern rücklings auf einen armſeligen Eſel, deſſen Schwanz ſie ihm nach ihrer grauſamen Art durch die gefeſſelten Hände zogen. Dann ging es durch das Thor unter einem hölliſchen Gelächter, in welches der Kanzler aus Verzweiflung mit einſtimmte.

Letztes Capitel.

Inzwiſchen verlebte in dem aus einer Burg des Glückes zu einer Behauſung der Angſt gewordenen Caſtelle von Mailand Franz Sforza jammervolle Tage und noch ſchlimmere Nächte, hilf- und rathlos nach ſeinem Kanzler rufend. Er hatte den Beſuch Del Guaſtos erhalten, der ihm zu melden kam, ſein Feldherr habe vor ablaufender Friſt den Kanzler von Mailand empfangen, dieſer ihm aber, ſtatt der erwarteten Zugeſtändniſſe, im Namen der Hoheit ebenſo thörichte als verbrecheriſche Eröffnungen gemacht, die den Feldherrn beſtimmen, ohne Verzug, übrigens ganz im Sinne ſeiner erſten Drohung, auf Mailand zu marſchieren und gegen die Hoheit als einen Hochverräther zu verfahren. Del Guaſto hatte ſich an dem Zittern des Herzogs geweidet und war aus der Stadt verſchwunden. Während ſich die kaiſerlichen Truppen in raſchen Märſchen näherten und ſelbſt da ſie ſchon auf den Wällen von Mai-

land in Sicht waren, hatte der Kleinmüthige zwiſchen Uebergabe und Vertheidigung geſchwankt, wurde dann aber von ein paar tapfern lombardiſchen Edelleuten auf den Weg der Ehre geriſſen und endlich ſelbſt von einer kriegeriſchen Stimmung angewandelt, deren er kraft ſeines großväterlichen Blutes nicht völlig unfähig war. Er ließ ſich mit einer kunſtvoll geſchmiedeten Rüſtung bekleiden und ſetzte ſich einen Helm von herrlicher getriebener Arbeit auf das ſchwache Haupt.

Es iſt Thatſache, daß er in der großen Schanze ſtand, in dem Augenblicke da Pescara ſeine Truppen gegen dieſelbe zum Sturm führte. Mit bebender Stimme befahl der Herzog das Feuer ſeiner auserleſenen Geſchütze. Wie ſich der Rauch verzog, lag das Feld mit Spaniern bedeckt. Zwiſchen Todten und Verwundeten ſchritt Pescara, Wenige mehr neben ſich und noch unerreicht von den vielen unter der Führung Del Guaſtos ihm ſtürmiſch Nacheilenden. Er war ohne Harniſch. Der Helm war ihm vom Kopfe geriſſen und ſein dunkler Mantel flatterte zerfetzt. In flammend rothem Kleide, mit gelaſſenen und gleichmäßigen Schritten ging er weit voran, einen blitzenden Zweihänder ſchwingend. Es war, als ſchritte der Würger Tod in Perſon gegen

die Schanze, und da ſich dort in demſelben Augenblicke die böſe Kunde verbreitete, der Borbone habe das Südthor genommen und Leyva ſtürme an der nördlichen Pforte, packte der bleiche Schreck die Beſatzung. Die wieder geladenen Stücke blieben ungelöſt, die Hauptleute, die ſich den Furchtbethörten entgegenwarfen, wurden niedergetreten und die paniſche Flucht riß den Herzog mit ſich fort.

Wie er, in ſeinen Palaſt zurückgekehrt, mit irrenden Schritten den Thronſaal betrat, ſiehe da ſtürzte vor ſeinen Augen die goldbrocatene und mit Löwen und Adlern durchwirkte Bekleidung des Thronhimmels zuſammen. In der allgemeinen Verwirrung hatte ſich der herzogliche Tapezierer in den Saal geſchlichen und das Prachtſtück gelockert, um es zu entwenden, war dann aber vor dem ſich nahenden Getöſe unverrichteter Dinge entwichen. Von dem ſchlimmen Omen erſchreckt, warf ſich der Herzog verzweifelnd in einen Lehnſtuhl und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ſein Los und den Sieger erwartend.

Dieſer ließ nicht lange auf ſich harren. Ein kurzer eiſerner Lärm — die treue ſchweizeriſche Palaſtwache wurde niedergeſtreckt oder entwaffnet — und Pescara

betrat den Saal, barhaupt und ohne Schwert, hinter ihm Karl Bourbon, behelmt, in voller Rüſtung, den Degen in blutender Fauſt. Er war, der Erſte auf der Sturmleiter, mit derſelben in den Stadtgraben zurückgeworfen worden, ohne ſich jedoch ernſtlich zu verletzen.

Der Marcheſe verneigte ſich vor ſeinem Beſiegten, der ſich von ſeinem Sitze aufraffte. „Hoheit beruhige ſich," ſprach Pescara. „Ich komme nicht als Feind, ſondern um Hoheit aufs neue in Pflicht zu nehmen für ihren Lehensherrn den Kaiſer."

Sforza erhob die Augen, und da er in dem überlegenen Antlitz weder Hohn noch Strafe las, ſondern eher theilnehmende Einſicht und Milde, brach der haltloſe Knabe in Thränen aus und ſtammelte: „In meinem Herzen bin ich der Majeſtät immer treu geweſen, ſie hat keinen ergebeneren Diener und beſſern Lehensmann, aber ich Unſeliger wurde mißleitet, wurde irregeführt . . . mein hölliſcher Kanzler . . . auch den bewaffneten Widerſtand habe ich nicht befohlen . . . ich wurde geſchoben, geſtoßen . . . von dem Balabrega und ein paar andern Edelleuten . . . bei allen Apoſteln und Märtyrern, ich bin kein italieniſcher Patriot, ſondern der bedrängteſte Fürſt in der unmöglichſten Lage!"

Dieſe völlige Zerknirſchung des Enkels und Urenkels zweier Heroen ſchien den Feldherrn peinlich zu berühren. Doch ließ er der Buße freien Lauf, weigerte aber, ſcheinbar aus Ehrerbietung, dem endlich Verſtummenden ſeine Hand, welche dieſer zu ergreifen ſuchte. Er befürchtete, der gänzlich Vernichtete möchte ſie küſſen.

Während dieſer Selbſterniedrigung, und ſie im Grunde ſeines verbitterten Herzens koſtend, ſchlürfte Karl Bourbon, welcher hinter Pescara ſtehen geblieben war, in langſamen Zügen einen vollen Becher, den er ſich von einem herbeigewinkten Pagen hatte holen und reichen laſſen.

„Hoheit," ſagte der Feldherr, „ich habe Vollmacht. Wenn Sie davon durchdrungen iſt, daß Sie ſich in ein falſches und gefährliches Spiel eingelaſſen hat, und wenn ſich der feſte Wille in Ihr geſtalten kann, forthin ihr Heil da zu ſuchen, wo es iſt, bei dem Kaiſer, und von der Majeſtät nimmermehr zu weichen, wage ich es, auf meine Verantwortlichkeit, Ihr Verzeihung zu gewähren und ihre Hand darauf anzunehmen. Hoheit darf es mir glauben, Sie fährt in jedem Falle beſſer mit dem Kaiſer als mit der Liga."

Jetzt ſah er, wie die unverhoffte Milde den Sohn

des Mohren plötzlich wieder mißtrauiſch machte, wie der vom Schickſal zum Argwohn Erzogene eine Liſt vermuthete und wie ſeine Hand zögerte und zitterte. „Hoheit darf trauen," ſprach er kraftvoll. „Der Kaiſer und ich halten Wort."

Sforza gab die Hand und der Feldherr fügte freundlich hinzu: „Ich kenne die ſchwierige Lage der Hoheit und — wenn ich es ausſprechen darf — ihre durch eine unglückliche Jugend erkrankte und entkräftete Seele. Sie bedarf vor allem der Stetigkeit. In der Bahn des Kaiſers wandelnd und verharrend, wird Sie von keiner Zeitwelle verſchleudert werden. Ich perſönlich," ſchloß er, ſeine Lehrhaftigkeit mildernd, in einem faſt herzlichen Tone, „war der Hoheit immer zugethan, aus Dank für meine Vorbilder, ihre zwei herrlichen Ahnen, obwohl mir die Beiden," ſcherzte er, „in meiner Jugend manchen Schlaf geraubt haben: ein ſolcher Reiz und Stachel liegt in Männlichkeit und Seelengröße."

Franz Sforza getröſtete ſich dieſer Freundſchaft, fragte aber doch ängſtlich: „Und ich bleibe Herzog? Euer Wort, Pescara?"

„Unverbrüchlich. Wenn ich etwas über den Kaiſer vermag, und wenn Ihr es vermöget, eure Seele zu befeſtigen."

„Und meinem Kanzler geſchieht nichts?“

„Ich glaube nein, Hoheit,“ verſprach Pescara.

„Und er bleibt mein Miniſter?“

Der Feldherr konnte ein Lächeln nicht verwinden über die Unzertrennlichkeit dieſes Paares. „Hoheit vergißt, daß Sie ſoeben Girolamo Morone den verderblichſten aller Rathgeber genannt hat. Ich empfehle Hoheit, ſich von der kaiſerlichen Majeſtät für dieſes ſchwierige Amt einen andern und weiſern Kopf zu erbitten. Es giebt deren in Italien, es braucht kein Spanier zu ſein.“

„Nichts da, Hoheit! Ihren Kanzler bekommt Sie nicht heraus!“ miſchte ſich jetzt der Bourbon ins Geſpräch. „Dieſe Helena iſt mein Beuteſtück.“

Franz Sforza ſtarrte Bourbon mit angſtvollen Augen an. „Der hier?“ ſtöhnte er. „Er will mein Mailand! Er träumt langeher davon. Hilf mir, mächtiger Pescara!“

Da ſchmetterte Bourbon, als zerſtöre er ſich ſelbſt, mit einem zornigen Wurf ſein kryſtallenes Glas an den Marmorboden, daß es mit ſchrillem Mißton in Scherben zerfuhr. „Hoheit,“ rief er, „da liegt mein Fürſtenthum Mailand!“

Während die Scherben flogen, trat Moncada mit

Leyva ein, dieſer von oben bis unten mit Staub und Blut beſudelt. „Erlaucht,“ begann der Ritter, „ich beglückwünſche Sie zu ihrem heutigen ſchönen Siege, der, wieder in voller Kraft erfochten, ſich an ſo viele andere reiht. Ich hielt mich geziemend im Vorzimmer. Doch da ich bechern und lachen hörte und als auch Leyva anlangte, der das Nordthor genommen und ebenfalls ſeinen Trunk verdient hat, wagte ich den Eintritt, und ich glaube zur rechten Stunde. Denn ich meine: hier wird Gericht gehalten werden und Hoheit Bourbon hat dieſem verrätheriſchen Herzog in ſymboliſcher Weiſe ſeinen verdienten Untergang verkündigt. Aber nicht ſo ſtürmiſch, Hoheit! Ich denke, der Feldherr ſetzt ein Kriegsgericht zuſammen, bei dem ich als ein Angehöriger des königlichen Hauſes Sitz und Stimme beanſpruchen darf. Natürlich ein vorläufiges Gericht, in Erwartung des Entſcheides aus Madrid.“

Pescara blieb kalt. „So thue ich,“ ſagte er. „Ich ernenne zu Richtern meine zwei Collegen die Hoheit Bourbon und Leyva. Ich präſidiere. Euch, Ritter, muß ich ausſchließen, weil Ihr keinen Rang bekleidet. Hier meine Beglaubigung.“ Er zog aus ſeinem Wams die kaiſerliche Vollmacht.

Moncada ergriff das Schreiben und las: „Nach ſeinem Ermeſſen . . . gemäß den Umſtänden . . . hm . . . Erlaucht erlaube . . . dieſe kaiſerliche Weiſung ſcheint zu ſagen, daß Sie bevollmächtigt iſt alle militäriſchen und bürgerlichen Maßregeln in dem genommenen Mailand nach Belieben zu treffen, präjudiciert aber in keiner Weiſe die Rechte und Intereſſen der katholiſchen Majeſtät. Ich werde daher bleiben als ein ſtummer, aber aufmerkſamer Zuhörer."

„Sei es," ſagte Pescara geduldig.

Jetzt regte ſich auch Leyva und verlangte, daß Girolamo Morone vorgeführt werde. „Er iſt im Palaſte," ſagte er. „Ich ſah ihn gefeſſelt einbringen unter den Verwünſchungen und Kothwürfen des mailändiſchen Volkes, das ihm ſein ganzes Elend zurechnet." Pescara gab den Befehl.

Eine peinliche Pauſe. Stühle wurden gerückt von der verlegenen Dienerſchaft, welche ihrem verklagten Herrn ehrerbietig den herzoglichen Seſſel mit Krone und Wappen brachte, und als Morone erſchien, nicht ohne Spuren von Mißhandlung, ſah er die drei Feldherrn als Richter ſitzen, Pescara in der Mitte, und vor ihnen ſeinen Herzog. „Muth, Fränzchen," flüſterte er ihm

zu, neben den er ſich aus alter Gewohnheit geſtellt hatte, „wirf du nur alles auf mich!“

Pescara nahm das Wort: „Die Hoheit von Mailand betheuert an der Treue gegen ihren Lehensherrn feſtzuhalten und nur vorübergehend fehlgetreten und in den Schein der Felonie gekommen zu ſein unter den Einflüſterungen dieſes Mannes da.“ Der Herzog nickte mit dem Haupt.

„So iſt es! Ich bekenne, daß ich der allein Schuldige bin!“ ſprach der Kanzler unerſchrocken.

„Auch die Vertheidigung von Mailand gegen das kaiſerliche Heer betheuert die Hoheit nicht befohlen zu haben, ſondern ſie verſichert, es ſei die eigenmächtige That einiger aufrühreriſcher Lombarden, und ich halte es für glaublich. Wie urtheilt Leyva?“

Leyva verzog das häßliche Geſicht und murrte: „Dieſer Franz Sforza iſt der Felonie ſchuldig und durch die nackte Thatſache überwieſen. Er werde in ſchärfſtem Gewahrſam gehalten. Der Kaiſer, wie ich meine, wird ihn abſetzen und nach Spanien bringen laſſen.“

„Und wie urtheilt Sie?“ Pescara hatte ſich gegen Bourbon gewendet.

Der Connétable ſpielte mit ſeinem zerriſſenen Handſchuh und bemerkte mit melodiſcher Stimme: „Die Hoheit wurde bethört von dem wunderlichen Gaukler da, der auch mich und viele Andere bezaubert hat, bis er an unſerm Feldherrn ſeinen Meiſter fand. Aber ſie ſcheint mir wieder zur Beſinnung gekommen zu ſein, und ich meine, daß ihr die Schmach des Gefängniſſes anzuthun weder ſchicklich wäre noch auch nothwendig iſt, da ſich ja die Stadt in unſern Händen befindet. Die Hoheit von Mailand bleibe frei.“

„Zwei Stimmen gegen eine, denn ſo lautet auch meine Meinung.“ entſchied Pescara. Moncada ſchwieg mit verſchlungenen Armen, Leyva, deſſen große Narbe ſich mit Blut zu füllen ſchien, zerrte den Schnurrbart, Bourbon aber erhob ſich, bot Franz Sforza den Arm und geleitete ihn aus dem Saale.

Draußen ſtieß er mit Del Guaſto zuſammen, der ihm zuflüſterte, es ſei befremdend: die Truppen Leyvas zögen ſich gegen den Palaſt. Bourbon runzelte die Stirn. „Beobachtet und berichtet!“ gebot er. Del Guaſto wollte enteilen, rief aber zurück: „Noch eins: ich höre, Donna Victoria ſei am Thore angelangt und verlange nach dem Feldherrn.“

Da Bourbon in den Saal zurücktrat, forderte eben Leyva den Kerker, die Folter und, nach vervollſtändigtem Bekenntniſſe, Block und Beil für den erbleichenden Morone.

„Auf die Folter!“ ſtöhnte dieſer. „Wenn ihr mich windet wie ein Tuch, ſo werdet ihr nichts Anderes als Blut und Schweiß aus mir herauspreſſen. Ich habe mich vor dem Feldherrn ausgebeichtet. Du biſt nicht grauſam, Pescara!“

„Pfui, Leyva!“ rief Bourbon, ſich wieder in den Kreis ſetzend. „Will ſich der Herr an den Zuckungen dieſes närriſchen Geſichtes ergötzen? Das leide ich nicht. Ich laſſe mir meinen Morone nicht verdrehen. Zittre nicht, Girolamo! Dir wird kein Haar gekrümmt: du wirſt mein Schreiber. Mein gnädiges Urtheil lautet: Girolamo ſitze in ſeinem Hauſe und man bewache ihn, bis ich mir ihn vom Kaiſer werde erbeten haben.“

„Mir ſcheint, das genügt,“ entſchied der Feldherr. „Morone hat geſtanden vor drei glaubwürdigen Zeugen, deren einer ich ſelber bin. Keine unnütze Marter, ſondern ſichere Haft. Zwei Stimmen gegen eine. Nehmet ihn, Hoheit. Mir ahnt, daß Girolamo Morone ſich noch einmal umwandelt und in kaiſerliche Dienſte tritt.“

Da ſchrie Morone unklug vor Freude über das geſchenkte Leben und die erlaſſene Folter: „Pescara, ohne dich kein Italien! Das iſt vorbei. Mach' mit mir, was du willſt. Ich bin das Geſchöpf deiner Großmuth und Güte . . . Und wenn noch weiter geredet werden ſoll, ſo erfahret, Herrſchaften, und darin iſt alles Andere enthalten: die Liga iſt dem Kopfe der Heiligkeit entſprungen, wie Athene der Stirne des Zeus . . .“ Seine Zunge ſtand plötzlich ſtill, da er neben ſich einen anſehnlichen Mann im Reiſekleid gewahrte, der eben eingetreten war. Dann rief er: „Das weiß Niemand beſſer als Der da!“ Es war Guicciardin, deſſen Blicke neugierig im Kreiſe umliefen, endlich aber unverwandt auf dem Antlitze des Pescara haften blieben.

„Ich ſtöre, Erlaucht?“ ſagte er. „Doch ich werde mich kurz faſſen. Ich komme mit Eilpoſt von der Heiligkeit, die diesmal beſſer einen Andern geſchickt hätte. Die Heiligkeit läßt Erlaucht wiſſen, ſie habe auf die erſte Kunde der eröffneten Feindſeligkeiten einen ihrer Vertrauteſten nach Madrid geſendet, den Kaiſer zu unterrichten, daß ſie dem Bündnis der italieniſchen Staaten fremd geblieben iſt. Eine heilige Liga exiſtiert nicht. Der oberſte Hirte ſchaudert vor dem Schwert.“

„Halleluja!“ rief der Kanzler, den die Lebensfreude berauſcht und völlig toll gemacht zu haben ſchien, der Feldherr aber entgegnete: „Wie, Guicciardin? Eben hat Morone an den Tag gebracht, daß die Liga das Werk der Heiligkeit iſt. Was iſt Wahrheit?“

„Beides,“ verſetzte Guicciardin. „Mein Auftrag iſt ausgerichtet und damit gut.“ Er verbeugte ſich und verließ den Saal, aber Bourbon, in den der Satan fuhr, rief dem Geſandten des Papſtes nach: „Florentiner, ſage deinem Herrn, ich werde nach Rom kommen, ſeiner Wahrhaftigkeit den Pantoffel zu küſſen, mit lauter Lutheranern und Marranen, und Nachts will ich meine brennende Kerze umwerfen, daß der Heiligkeit ein Licht aufgehe!“ Die Lache, die der Unſelige aufſchlug, ſcholl gellend wieder aus der Kuppelwölbung und aus den Ecken des Saales wie aus dem Munde ſchadenfroher Dämonen, ſo daß Guicciardin erſchreckend umblickte. Der Feldherr wies nun auch den Kanzler mit ſeiner Wache weg, ſei es daß er es für unziemlich hielt, das Haupt der Chriſtenheit preiszugeben, oder er war der menſchlichen Komödie müde.

Da ſich Guicciardin und der Kanzler draußen zuſammenfanden, fragte jener: „Man führt dich zum Blocke?“

„Bewahre!“

„Durchgeſchlüpft? Unvergleichlicher! Doch wie begab es ſich in Novara?“

„O, ich kam auf den Eſel zu ſitzen . . . Dieſer Pescara iſt das Räthſel der Sphinx . . .“

„Das ich errathe, Kanzler, aus ſeinem Antlitz. Es trägt die hippokratiſchen Züge, und ich werde vielleicht der Heiligkeit eine Todesnachricht zu bringen haben. Erinnerſt du dich noch, Girolamo, was ich dir in den vaticaniſchen Gärten ſagte, von einem möglichen letzten Hindernis in der Bruſt Pescaras? Wenn ich wörtlich wahr geredet? Wenn der Feldherr bei Pavia den Tod empfing und ihn verheimlicht hat? Wenn wir einen nicht mehr Verſuchbaren in Verſuchung führten?“

Der Kanzler ſchlug ſich vor die Stirn: „Du ſagſt es, Guicciardin! Aehnliches, das ich damals nicht verſtand, hat mir der Arzt des Feldherrn, Meſſer Numa Tati, in Novara angedeutet.“

„Alſo die Wahrheit,“ ſchloß der Florentiner. „Nicht Pescara trog. Wir ſelbſt haben uns betrogen. O Weisheit der Menſchen!“ Mit dieſer Betrachtung ſchieden die Beiden.

In dem Thronſaal herrſchte eine unheimliche Luft.

Die drei Feldherrn und der bei ihnen zurückgebliebene Moncada ſtanden in weiten Entfernungen. Pescara, völlig entkräftet wie es ſchien, hatte ſich auf den über den Thron ausgebreiteten Goldbrocat geworfen. Bläſſe bedeckte ſein Geſicht, die Bruſt arbeitete. Bourbon maß den Saal in leichtfertigem Tanzſchritt, während er Moncada ſcharf beobachtete. Dieſer, in einer Fenſterbrüſtung lehnend, winkte aus einer andern Leyva zu ſich und flüſterte ihm ins Ohr: „Es iſt Zeit. Er hat ſich enthüllt. Todt oder lebendig . . .“

Jetzt rief auch Pescara den Herzog. „Setze dich neben mich, Karl,“ keuchte er leiſe. „Führſt du Papier und Stift?“

„Um Gottes willen, Ferdinand, merkſt du nichts? Du biſt bedroht! Die Beiden flüſtern. Leyva iſt verdächtig. Sie wollen dich verhaften!“

„Führſt du Papier und Stift?“ wiederholte der Feldherr. Der Herzog gab ſie. Nach ein paar Zügen ſagte Pescara: „Meine Hand zittert, ſchreibe du, Karl.“

„Ferdinand, biſt du blind? Siehſt du nicht, wie Moncada ſich regt?“

„Er wird mich nicht erreichen,“ ſagte der Feldherr und dictierte mit gepreßter Stimme: „An die Majeſtät

des Kaiſers. Erhabener Herr, Mailand iſt euer. Pescara hält Treue bis zum letzten Athemzug. Lohnet ſie ihm mit drei Erfüllungen . . .“

„Ich beſchwöre dich, Ferdinand! Er kommt auf dich zu! Ermanne dich! Wir fechten . . . Ich rufe die Wachen . . .“ Bourbon wollte aufſpringen, Pescara aber hielt ihn feſt: „Schreibe! Er erreicht mich nicht, ſage ich dir. Wo biſt du? . . . mit drei Erfüllungen: Majeſtät ſchütze Sforza! Majeſtät begnadige Morone! Majeſtät gebe mein Commando dem Connétable! . . .“

„Er ſteht wenige Schritte vor dir! Zieh! Wo haſt du deinen Degen?“

„Ich vergieße kein Blut mehr . . .“ Pescara unterzeichnete, und der Stift entglitt ſeiner Hand. Mit einem ſchwachen Schrei und erlöſchenden Augen ſank er in die Arme ſeines Freundes.

Moncada, der jetzt ganz nahe getreten war, ſtand beſtürzt. „Was iſt dem Feldherrn?“ fragte er, und ihn betrachtend: „Verſchieden?“

„Geſchieden!“ weinte der Herzog.

„Ein Herzſchlag. Der Feldzug hat ihn getödtet,“ ſagte Moncada und hob das Papier auf, das an den

Boden gefallen war. Er las, und bei der dritten Bitte angelangt, ſtand er ſinnend. Dann übergab er, ohne die Miene zu ändern, das Papier dem Herzog mit den Worten: „Wir ehren ſeinen letzten Willen. Hoheit hat das Commando. Hoheit befehle!“

Bourbon erſchien als ein Heimatloſer und Entwertheter dem Sohne Ferdinands des Katholiſchen ungefährlich und war, ohne Pescara, auch Leyva minder verhaßt, denn um die Gunſt des großen Feldherrn hatte dieſer den Connétable beneidet.

Karl Bourbon winkte ſie weg und bettete Pescara auf den Goldbrocat. Der Palaſt war ganz ſtille geworden, und ſelbſt die Wachen an den Thoren ſchritten leiſe, in der Meinung, der Feldherr halte zu dieſer Stunde Sieſta, wie ſeine Gewohnheit war. Auch der Herzog, das geliebte Haupt im Schoße haltend, verſank in einen Mittagstraum, er vergaß das tragiſche Los des Todten und das eigene aus Ruhm und Schmach geflochtene, er empfand nur einen dumpfen Schmerz über den Verluſt des einzigen Freundes.

Stimmen erſchollen vor der Saalpforte. „Nein, Madonna, er ruht!“ verbot Del Guaſto und Victoria rief durchdringend: „Weiche, Böſer! Ich will zu ihm!“

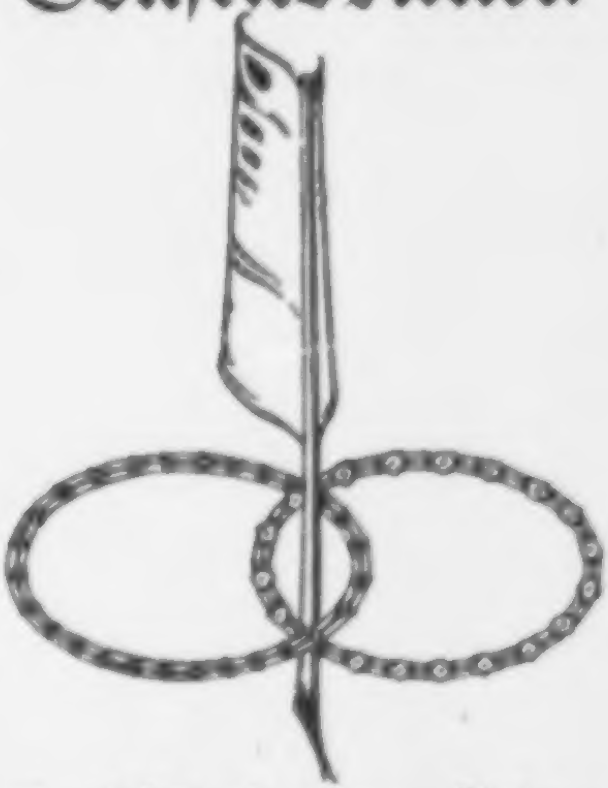
Bourbon vernahm nahende Schritte, er wendete nicht einmal das Haupt. Er legte den Finger an den Mund und flüſterte: „Leiſe, Madonna! Der Feldherr ſchlummert.“

Victoria trat zu dem Gatten. Pescara lag ungewaffnet und ungerüſtet auf dem goldenen Bette des geſunkenen Thronhimmels. Der ſtarke Wille in ſeinen Zügen hatte ſich gelöſt und die Haare waren ihm über die Stirn gefallen. So glich er einem jungen, magern, von der Ernte erſchöpften und auf ſeiner Garbe ſchlafenden Schnitter.

Druck von Poſchel & Trepte in Leipzig.

93878

Briefwechsel
zwischen
Conrad Ferdinand Meyer
und
Gottfried Keller.



Den Teilnehmern am Jahres-
essen des Leipziger Bibliophilen Abends
gewidmet von G. W. Sorgenfrey
23. V. 1908

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dieſer Briefwechſel wurde
einer in Vorbereitung befindlichen Sammlung der Briefe Conrad Ferdinand Meyers entnommen, die Adolf Frey herausgibt. Das Büchlein, deſſen Schmuck Georg Belwe beſorgte, wurde in einer Auflage von hundertundſiebzig numerierten Exemplaren auf echtem Van Gelder-Bütten gedruckt. Dieſes Exemplar trägt die Nummer: 37

den Beilschlag am Schlusse muß ich mir freilich das Protokoll noch offen behalten. Doch will ich Sie jetzt durchaus nicht mit Besprechlichkeiten langweilen, sondern nur meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit abstatten.

Ihr mit Hochachtung ergebener

G. Keller.

Hochgeehrter Herr,

ich kann es nicht lassen, Ihnen wenigstens mit einer Zeile meine Bewunderung Ihrer Züricher-Novellen[1]) zu bezeugen, deren letzte — wenn man den Theil eines Ganzen loben darf — mich tief ergriffen hat. Auch ich wüßte, die Art des Eindruckes auf den Leser und die Mischung nicht nur des Tragischen und Komischen, sondern überhaupt Ihrer poetischen Kräfte erwägend, keinen sich ungesuchter bietenden Vergleichungspunkt als den Humor und die Tragik des großen Britten. Das ist viel gesagt, aber es ist nicht anders.

Für den Schreiber dieser Zeilen ist es ein wahres Glück, das er zu schätzen weiß, und ein großes Element der Bildung, die poetische Kraft eines Zeitgenossen — und eines Landsmannes dazu — mit aufrichtigem Herzen bewundern zu dürfen.

Noch ein Wort. Die (pag 171 der Rundschau) — im Grund so mild gegebene Lehre — oder wie man es nennen will[2]), kann, bei wem dieselbe verstanden wird, gute Früchte bringen.

12 Febr. 1877

Ihr

C F Meyer

---

[1]) Die November 1876—April 1877 in der Deutschen Rundschau erschienen.

[2]) „Fühlt Ihr denn nicht, daß Eitelkeit, die sich auf Kosten anderer bläht, in diesem Fall also auf Kosten von Bundesgenossen, die jederzeit wohl so klug und gebildet gewesen sind, wie wir, daß eine solche Eitelkeit immer das gleiche Laster bleibt, ob sie der eigenen Person oder

Zürich-Enge
13 II 77.

Ich will mich wohl hüten, hochgeehrter Herr, Ihre freundlichen Zeilen über die letzte Rundschaunovelle abzulehnen, da ich gerade wegen dieser resp. ihrer Magerkeit und Stofflosigkeit in Sorgen stehe, namentlich bei ihrer Isolirtheit in dem dicken Revueheste. Nun bin ich durch Ihre Aeußerung wenigstens des gröbsten Kummers, daß die kleine Arabeske geradezu als trivial und leer erscheinen könnte, in etwas enthoben und ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Zuspruch. Das tertium comparationis in dem Heyseschen Sonett mit dem bewußten Britten, so relativ es auch nur gemeint sein kann, müssen Sie nicht mir aufs Kerbholz schneiden, sonst würde ich den Schaden doppelt empfinden, den Einem solch unbedachte Gutthaten zufügen können. Jedenfalls ist es kaum gefährlicher gemeint, als seiner Zeit die Benennung Gotthelfs als Shakespeare des Dorfes durch Vilmar, welche Charge die Bäume des tapfern Berners auch nicht in den Himmel wachsen ließ.

Dr. Wille sagte mir, daß Sie einen Wohnsitz auf der Höhe von Kilchberg erworben hätten, wozu ich schönstens Glück wünsche. In Küsnacht haben Sie zwar die hübsche Abendseite mit dem verkürzten Uto gehabt. Künftig haben Sie aber das ganze rechte Ufer als ausgedehnten Lichtfang.

Ihr ergeb.

G. Keller.

---

dem Gemeinwesen gelte, dem man angehört? Da wird allerdings eine gewisse naßkalte frostige Bescheidenheit getrieben; jeder sieht dem andern auf die Finger, ob er sich nicht zu viel einbilde; dafür wird aber in der Gesamteinbildung geschwelgt, daß die Mäuler triefen, und kein Gleichnis ist zu stark, um die Vortrefflichkeit aller zu bestätigen! Darum sieht man auch so manche schwächliche Gesellen herumstreifen, die am Gesamtdünkel fast zugrunde gehen, eben weil die Persönlichkeit unzulänglich ist, ein so Ungeheures mitzutragen!" (Der Narr auf Manegg.)

Enge 30 November 1877.

Empfangen Sie meinen ſchönſten Dank, verehrter Herr Nachbar am See! für den luſtigen General und das ausgeſuchte Vergnügen, das der ſtreitbare Herr mir geſtern zu zweienmalen gewährt hat, da ich ihn am Morgen las und dann nachts vor dem Schlafengehen ihm nochmals die Roſinen abklaubte. Seien Sie Ihrem Verdienſte gemäß froh und wohlauf. Einen Separatabzug einer Reimerei, die ich publiziert habe, würde ich Ihnen neulich geſchickt haben, wenn nicht auf dem gleichen Stapelplatz das wackere Gedicht Kinkels an Sie abgelagert wäre und ich folglich dachte, das Buch (Bodenſtedts Almanach) werde Ihnen ohnedies überreicht werden.
Mit herzlichem Gruß Ihr

G. Keller.

Kilchberg 23 Dec. 1877.

Mein verehrter Herr und Freund,

Ihre Zuſendung[1]) macht mir eine unbeſchreibliche Freude und hat mich, wie oft das Liebe und Gute, vollſtändig überraſcht. Ich betrachte dieſelbe als eine ſehr große Auszeichnung und — Ermutigung. Das klingt etwas feierlich, etwas ſentimental, iſt aber der aufrichtige, alſo der richtige Ton. Hernach der Genuß.

Mögen Sie noch Schönes und Schönſtes ſchaffen! Hierin iſt Alles enthalten, was ich Ihnen wünſchen kann.

Ihr C F M.

Silvaplana im Engadin, hôtel de la Poste,
14 Aug. 1878.

Mein verehrter Herr,

entſchuldigen Sie die ſchlechte Wirtshausfeder, mit welcher ich Sie um eine Gefälligkeit erſuche.

[1]) „Züricher Novellen".

Ich bitte Sie, Rodenberg, wann er Sie, Ende dieses Monats, in Zürich besuchen wird, berichten zu wollen, daß meine Abreise von Kilchberg unvermuthet bis Ende Juli sich verspätete und daß ich es meiner l. Frau schuldig bin, auf den hiesigen Aufenthalt noch einen mildern folgen zu lassen.

Mit dem letzten August aber werde und muß ich in Kilchberg zurück sein.

Sagen Sie Rodenberg, wenn ich — was ich sehr bedauern würde — ihn in Zürich nicht mehr sollte begrüßen können, ich werde ihm, gleich nach meiner Rückkehr schreiben und danke vorläufig für alle seine Freundlichkeiten.

Es giebt hier, neben den Felsen, viel ergötzliches Menschenwesen zu sehen, das wohl — eine kurze Weile — belustigen kann.

Grüßen Sie mir Adolf Frey, den ich übrigens — vor seiner Abreise nach Leipzig — noch zu sehen hoffe.

In freundlicher Ehrerbietung

C. Ferd. Meyer.

(Kärtchen.)

Herrn Dr. Gottfried Keller meine besten Wünsche in aufrichtiger Ehrerbietung

C. F Meyer

Kilchberg, letzten Dec. 1878

Schönsten Dank und gleiche Wünsche mit Ehrfurcht gesellt

von G. Keller

1 I 1879 Enge

Kilchberg, 3 Januar 1879.

Mein Herr und Freund,

eben erhalte ich ein paar Zeilen von Heyse, an deren Schluß er bemerkt, er sei angegangen worden, bei der Schiller-Stiftung für Leuthold zu wirken, ein diesfälliger Beschluß

des Verwaltungsrathes könnte aber nicht vor 6 Wochen erfolgen, ob nicht schneller und in der Nähe etwas zu thun sei.[1])

Da Sie sich Leutholds besonders angenommen haben und auch ohne Zweifel die Art und die Kosten einer Erleichterung, eventuell der Versetzung in eine höhere Klasse der Krankenanstalt[2]) kennen oder leicht in Erfahrung bringen werden, wende ich mich an Sie mit dem Gedanken, ob nicht durch ein in der Stille umgehendes Circular die nöthige Summe hier zu beschaffen wäre und stelle Ihnen zu diesem Zwecke herzlich gerne Frcs 250 zu sofortiger Verfügung.

Es kommt ja wohl alles darauf an, daß schnell geholfen werde.

Um eine Zeile Antwort bittend,

Ihr treuergebener

C. Ferd. Meyer.

---

[1]) „Nun aber noch Eins, was ich Ihrer menschenfreundlichen und kollegialischen Sorge empfehlen möchte. In einem Irrenhause bei Zürich lebt der unglückliche Heinrich Leuthold, dessen Gedichte eben unter Kellers Mitwirkung herausgekommen sind. Ich bin angegangen worden, mich bei der Schillerstiftung dafür zu verwenden, daß es möglich gemacht werde, ihn aus der untersten Klasse, in der er auf Kosten seiner Heimatsgemeinde nur notdürftig verpflegt wird, in eine höhere einzukaufen. Es gehe rasch mit ihm zu Ende und handle sich vielleicht nur noch um Wochen. Nun würden jedenfalls 6 Wochen vergehen, bis die Eingabe vom Vorort Dresden den 5 anderen Zweigstiftungen, die den Verwaltungsrat bilden, mitgeteilt und ein Beschluß gefaßt werden könnte. Und die Schillerstiftung ist arm, und die Schweiz ist reich. Sollte es nicht angemessen sein, für diesen Schweizer Poeten in der Nähe zu wirken, daß man ihm sein Sterben ein wenig komfortabler machte? Sie sprachen mir von Ihrem Einfluß bei der N. Zürcher Zeitung. Ein Aufruf von Ihnen würde sicherlich von Ihrer Heimat den Makel abwenden, daß man auf Deutschland habe warten müssen, um einem sterbenden Schweizer Dichter zu Hilfe zu kommen. Sie sagen mir wohl gelegentlich, was Sie erreicht haben."

München, 1. Januar 79. Paul Heyse.

[2]) Burghölzli bei Zürich.

Enge 4 I 79.

Verehrter Herr und Freund!

Ich bin etwas verlegen mit der Antwort, da sie leicht als hart oder herzlos erscheinen kann. Am besten ist es, ich zähle einfach das mir bekannte Faktische auf.

Leuthold befindet sich in der zweiten Classe der Irrenanstalt und wird gut und sorgfältig verpflegt. Er hat sein eigenes Zimmer (welches zwar jetzt wegen Unreinlichkeit häufig gewechselt werden muß,) und findet sonst alle Rücksichten, die ihm gebühren. Die Gemeinde Schönenberg zahlt hievon den Preis 3ter Classe, das Uebrige trägt der Staat resp. die Anstalt bis jetzt im Stillen und Niemand hat noch reklamirt.

Ein „stilles Circular" ist schon vor $1^1/_2$ Jahren herumgegangen, als es sich darum handelte, L. von München weg- und hier unterzubringen. Von dem Ertrage sind meines Wissens noch circa 1000 Frcs übrig und bei der Kantonalbank deponirt. Beim Verleger der Gedichte steht jederzeit das Honorar von 800 Frcs zur Verfügung, und wie Sie, verehrter Herr, nunmehr so großmüthig einen erklecklichen Beitrag anbieten, so sind wohl bald noch einige weitere Unterstützungen zu finden, wenn es nöthig werden sollte. Was man aber unter obigen Umständen in diesem Augenblicke mit baarem Gelde machen sollte, ist mir nicht recht klar.

Dazu kommt, und das ist der Hauptumstand, daß Leuthold leider nicht lang mehr leben wird, seine Kräfte nehmen zusehends ab; denn die Kerze ist von allen Enden angezündet. Der Zustand ist also so zu resumiren: L. ist so gut aufgehoben, als er es irgendwo sein kann; eine Aenderung droht von keiner Seite her. Für weitere Ausgaben sind Mittel vorhanden (d. h. für diejenigen Bedürfnisse, für welche die Anstalt nicht aufkommt, und die nicht groß sind). Sollte sich der Zustand wider Vermuthung in die Länge ziehen, so ist immer noch Zeit, an das Weitere zu denken.

Bei dieser Sachlage würde mich nun das Herbeiziehen der Schillerstiftung unangenehm berühren, es wäre wol das erste Mal, daß man aus der Schweiz und für einen Schweizer

an dieſelbe gelangte, und bei der fortwährend animoſen Haltung eines Theils unſerer Preſſe und Bevölkerung gegen Deutſchland würde ich meinerſeits einen ſolchen Schritt nicht gerne ſehen. Ich vermuthe auch, daß die Anregung von nicht ganz berufener Seite kommt.

Und endlich könnte die Hülfe der Schillerſtiftung bei der beſchränkten Leiſtung und Bekanntheit des Kranken doch nur ſo beſchränkt ſein, daß nicht viel damit ausgerichtet wäre.

Dies iſt meine Auffaſſung und ich halte damit nicht zurück, da ich gefragt werde. Zu den eigentlichen Pflegern und Vorſtehern Leutholds gehöre ich übrigens nicht.

Grüßen Sie Heyſe von mir und ſchicken Sie ihm allenfalls dieſen Brief, wenn Ihnen die Benutzung desſelben zu mühſelig iſt.

Ihr grüßend ergebener

Gottfr. Keller

Kilchberg 5 Jan. 1879.

Verehrter Herr und Freund,

es iſt gewiß am beſten, ich ſchicke Ihr geſtriges Schreiben gleich an Heyſe. Er war ganz irrthümlich berichtet und wird ſich daraus orientiren. Den ihm ſelbſt unangenehmen Schritt bei der Schiller-Stiftung wird er ſicherlich gerne unterlaſſen, daran iſt kein Zweifel.

Wenn Leuthold irgend ein weiteres Bedürfniß haben ſollte, erweiſen Sie mir die Ehre, mich davon benachrichtigen zu laſſen, um ſo mehr, als mein Beitrag zu jener erſten Sammlung nur ein dürftiger war.

Dankend und grüßend

Ihr C. F. Meyer.

Tournez la feuille s. v. p.

Wer Heyſe angegangen hat, ſich an die Schiller-Stiftung zu wenden, das hat er mir nicht geſchrieben.

Enge 5. I. 79.

Ich habe, verehrter Herr, gestern Abend Gelegenheit gehabt, mit Hrn. Direktor Hitzig wegen Leuthold zu sprechen und kann meine gestrige Mittheilung in Folge dessen nur bestätigen. Hitzig sagt, er wüßte gar nicht, zu was man in diesem Augenblick weiteres Geld für L. brauchen sollte, da er versorgt sei und nichts entbehre, auch eine Aenderung seiner Verhältnisse nicht wahrscheinlich sei.

Grüßend Ihr ergeb.

G. Keller.

Kilchberg 6 Jan. 1879

Verehrter Herr,

ich sende Ihre Zeilen vom 5. ebenfalls an Heyse, der nun vollständig aedificirt sein wird.

Zugleich sehe ich mich veranlaßt, Ihnen confidentiell die Stelle aus Heyses Brief, die mich an Sie schreiben ließ, mitzutheilen.

Er schreibt: „Nun aber . . . zu kommen" (s. S. 27ⁿ Anmerkung).

So schrieb Heyse.

Und nun — wer hat Heyse den Schritt angesonnen und ihn so schlecht unterrichtet? Und in welcher Absicht? Aus Fahrigkeit oder, um der Schweiz etwas anzuhängen?[1])

Dankend und grüßend

Non liquet. Ihr

C F Meyer.

---

[1]) Der letzte Absatz ist zwischen folgende durchgestrichene Zeilen hineingeschrieben:

„Sie werden aber Zweifel in alle dem klarer sehn als ich. Ich habe einfach nach Pflicht gehandelt."

Enge 15 I 79

Verehrter Herr und Freund!

Paul Heyse schreibt mir von sich aus, daß er wegen Heinrich Leuthold nun beruhigt sei, „daß hinter der ganzen Sache nur eine Wichtigmacherei des Herrn Merhoff stecke" u. s. w. Wer und wo dieser ist, weiß ich nicht; dagegen scheinen diesseitige Nachfragen nun unnöthig zu sein.

Ich soll Ihnen für Ihren letzten Brief an Heyse Dank sagen. Indessen ist in der Beilage der A. A. Zeit. von Mähli ein Aufsatz über den armen Leuthold erschienen, der ein so blödes und auf total unrichtigen Voraussetzungen beruhendes Geschwätz enthält, daß damit noch mehr Schaden gestiftet wird, als durch jenen schillerstifterischen Importunitätenkrämer.

Wir haben es herrlich weit gebracht, sogar unser bischen Poesie und Literatur muß zum öffentlichen Verdächtigen und Herabreißen herhalten.[1])

Beste Grüße

Ihr ergeb.

G. Keller.

---

[1]) Jacob Mähly (24. XII. 1828—14. VI. 1902) veröffentlichte in der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 12. Januar 1879 einen widerwärtigen Aufsatz „Gedichte von Heinrich Leuthold", worin er das herbe Los des geisteskranken Dichters der Heimat zur Last legte und ihn in bestimmter Absicht über die andern Schweizer Dichter hinaufrückte. Er nannte ihn „eine Größe allerersten Ranges, einen der Hierophanten auf dem deutschen Parnaß, der keinem einzigen seiner Zeitgenossen nachsteht", und behauptete: „Nicht bloß unter den schweizerischen Zeitgenossen reicht keiner an Leuthold heran — und das wäre noch keine phänomenale Höhe, denn wirklicher bedeutender Lyriker zählt die Schweiz wenige." Auch unterließ er nicht, Bächtold und Gottfried Keller, der, wie man wohl wußte, an der Auslese und Publikation der Leutholdschen Gedichte mitgeholfen hatte, eins zu versetzen. „Einzelne Schwächen aber herauszudestillieren — wem nützte oder wen freute das? Und wer weiß, ob an diesen nicht eher die Freunde des Dichters schuld sind, welche die Auswahl besorgt haben?" Mit Recht sagte mir Keller damals: „Der Geselle wäre der letzte gewesen, der sich um den gesunden Leuthold gekümmert oder sich des kranken angenommen hätte."

Verehrter Herr und Freund,

den Artikel Mähly habe ich geſtern geleſen. Er iſt recht abgeſchmackt, mehr noch als böswillig, obwohl er auch böswillig iſt, und ſeine Inſinuationen oder wie man es nennen will, noch unvernünftiger als ungerecht.

L. iſt wohl ebenſoſehr den innern Schwierigkeiten ſeines Naturells als den äußern des Lebens, ſo groß dieſe ſein mochten, unterlegen. Alle ſolche Unterſuchungen aber ſind unnütz, unſicher, grauſam, das Gegentheil der wahren Caritas.

Ich dachte übrigens gleich, Irgendeiner würde ſich eine derartige Stylübung, eine Hölderlin-Parallele, eine Anklage gegen Vaterland, Freunde, Herausgeber etc. nicht entgehen laſſen. Und wer dagegen reclamirte, würde ſich noch dem Verdachte der Kaltſinnigkeit oder gar der Eiferſucht auf das große Talent des Armſten ausſetzen!

„Es iſt halt Welt!" mein Herr und Freund!

Der Ihrige

Ferd. Meyer.

Kilchberg, 19 Januar 1879.

---

29 September 1879.
hôtel Krone. Pontresina

Geehrter Herr und Freund, (dictirt).[1])

Eben erhalte ich hier, wo mich ein Armbruch, den mir letzten Dinstag ein Sturz mit dem Wagen zugezogen, in Zimmer und Bett hält, das H.... Circular.

Ich hoffe, Sie nehmen meine darin angeführte Äußerung, die ich allerdings ſo oder ähnlich gethan habe, nicht ſchief. Sie geſchah in aller Harmloſigkeit! Da ich ſelber H... mit ein paar ſchon gedruckten und nur leicht retouchirten Sachen befriedigte, ſetzte ich voraus, daß auch Sie ihm den Abdruck Ihrer ſchönen Gedichte in der Rundſchau[2]) ohne Miß-

[1]) Hand der Schweſter.

[2]) Deutſche Rundſchau Bd. XV, 335 ff: Has von Überlingen. Wardeins Brautfahrt. Der Narr des Grafen von Zimmern. Arioleid.

gefühl geſtatten würden. Hätt' es mich doch ſelber gefreut, dieſelben zu aller Luſt und Ergötzen in einer ſchweizeriſchen Sammlung zu finden.

Habe ich aber darin gefehlt, ſo büße ich dieſe Sünde nebſt meinen andern hier beim ſchönſten Wetter auf dem Rücken liegend und meiner Heimkehr ungewiß in ausgiebiger Weiſe.

Die ganze H . . . Geſchichte macht mir den Eindruck, er habe für ſeine jugendliche Aufgeblaſenheit eine Lektion verdient, aber dieſelbe auch derb und voll erhalten.

Möge es mir ſo gut werden, vor Jahresſchluß — wenn auch den Arm in der Schlinge — noch ein Stündchen mit Ihnen zu verplaudern!

In Treuen

Ihr C. F. Meyer.

Enge 18 II 1880

Verehrter Herr Doktor (um Ihnen gleich eingänglich zu gratuliren!)

Es iſt mir ſehr leid, daß ich geſtern Ihren freundl. Beſuch verfehlt habe, und noch leider, daß Sie noch immer wegen der H . . . Sache beunruhigt ſind. Ich hatte ſ. Z. verſäumt, Ihre Zeilen aus Pontreſina zu beantworten, weil ich das betreffende Circular nicht geſehen und alſo nicht wußte, was darin ſteht. Indeſſen war ja Ihre Hinweiſung auf jene ſchon gedruckten Gedichte in keinem Fall etwas zum Übelnehmen, was mir auch nicht einfiel.

Auch die notoriſchen Lügen und die beleidigende Aufdringlichkeit des jungen Menſchen, die der letzten Phaſe vorausgegangen, ſind ohne mein Wiſſen und Zuthun publik geworden. Was die Sache an ſich betrifft, ſo laſſe ich mich ein-

---

Venus von Milo. Bd. XVI, 288 ff.: Tafelgüter. Das Weinjahr. Am Rhein. Bd. XX, 451 ff.: Ein Schwurgericht. Stutzenbart. Abendlied. Tod und Dichter.

mal nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, in's literarische Schlepptau nehmen, und wenn Faiseur- und Intriguenwesen, die sonst mit Jugend und Poesie nicht verbunden zu sein pflegen, sich dafür ausgeben, so werden sie mir doppelt zuwider. Man hat sonst genug Störung durch alle die Velleitäten und Lumpeninteressen der alten Intriganten, die Einem das bischen Leben verderben.

Doch genug des Gepolters! Lassen Sie sich, lieber Herr, also ja nicht mehr durch die Idee beunruhigen, daß ich wegen der H . . . Geschichte Ihnen etwas zugerechnet hätte, was an sich ja höchst harmloser Natur wäre und wenig zu sagen hätte.

Eigentlich aber wollen wir jetzt lieber dem Frühling auspassen, der endlich über den Glärnisch herabzusteigen scheint. Hiezu wünsch' ich Ihnen die beste Disposition.

Ihr ergeb.

G. Keller

---

17 März 1880
spät.

Mein Herr und Freund,

eben erhalte ich einen Brief von meinem Verleger Hässel in Leipzig, aus welchem ich eine Stelle wörtlich ausziehe:

„Frey[1]) ist sehr schwer erkrankt ... gestern abend kam seine Wirtin ins Geschäft, um das Unglück zu verkünden. Ich eilte augenblicklich zu dem Arzte, Dr. Barth, den ich nicht antraf. Heute in aller Frühe war ich bei ihm. Er hält die Sache (Scharlach mit Diphtheritis) für sehr bedenklich und wünscht, daß die Seinigen von der Gefahr unterrichtet werden möchten. Wie die Wirtin meinte, wird das ein heute aus Dresden eintreffender Freund Frey's übernehmen. Ich vertraue darauf, denn ich thäte es sehr ungern, namentlich

[1]) Adolf Frey.

da von dort aus keine Hülfe kommen kann. — Die Krankheit verbietet mir, ihn aufzusuchen. Ich habe den Doctor gebeten, nichts zu versäumen, ich würde vor der Hand für die Mittel einstehen. Des Arztes erster Gedanke war gewesen, ihn in unser vortreffliches Krankenhaus zu schaffen, wofür ich auch gewesen wäre. Aber es war zu spät, als er gerufen wurde. Ausgeschlossen ist dies noch nicht, sobald es angeht und sobald Bäder nötig sein sollten. Vorderhand mußte eine Wärterin, die mir der Arzt als vortrefflich bezeichnet, gestellt werden."

Ich bemerke dazu, daß der brave Haessel etwas ängstlicher Natur ist, gleichwohl ist das gemeldete Thatsächliche beunruhigend genug.

Ich würde der Mutter Frey schreiben oder sie besuchen, wenn ich nicht — da die Erkrankung doch wohl gemeldet ist — mehr zu beunruhigen als zu nützen fürchtete. Wenn Sie Ihren projectirten Besuch dort zu machen im Falle wären, so könnten Sie in Ihrer ruhigen Art weit wohle. thun und zuerst erkundschaften, was die Mutter weiß oder nicht weiß. Sie würden ihr dann auch sagen, sie dürfe sich wegen des Kostenpunktes keine Sorge machen.

Thun Sie nach Ihrem Ermessen.

Ihr

C F Meyer.

Mein Herr und Freund,

ich beehre mich, Ihnen mitzutheilen, daß es, laut Nachricht Leipzig, 19, Ad. Frey besser geht. Die Krankheit ist nun wohl gebrochen, das Fieber nimmt ab und der Arzt gibt gute Hoffnung. Auch der Freund, der mit Frey nach Holland gehen wollte, ist in Leipzig angelangt und berichtet täglich an die Mutter in Zürich.

Meine kleine Frau hat mir erzählt, daß ſie Ihnen bei Frey's begegnet ſei und Ihr Beſuch dort hat mich herzlich gefreut.

Ihr C F Meyer

Kilchberg
Palmſonntag 1880 (21 März).

Mein Herr und Freund,

darf ich mir die Freude machen, Ihnen meine Novelle[1]) in etwas handlicherer Form[2]) zu übergeben und für dieſelbe um einen beſcheidenen Platz in Ihrer Bibliothek zu bitten. Es iſt nicht ohne ein Gefühl der Wehmut, daß ich das Büchlein betrachte. So viel angeſtrebt und ſo wenig erreicht! Doch, vorwärts!

9 April 1880. Ihr C. F. Meyer.

Frey in Leipzig iſt jetzt im Krankenhaus. Es geht ihm ordentlich.

Enge 13 IV 80

Meinen herzlichen Dank, verehrter Herr und Freund, für den „Heiligen", der mit ſeiner Glorie bei mir eingezogen iſt, um ſeine Räthſelhaftigkeit noch weiter zu tragiren.

Ihre Unzufriedenheit mit dem Erreichten kann ich mir nicht zurechtlegen, es müßte denn die Unmöglichkeit betreffen, einen nach bisheriger Anſicht großen hiſtor. Romanſtoff (oder auch Dramenſtoff) in einer Novelle auszubreiten. Allein die Zeit der dicken Bücher geht vorüber auch auf dieſem Gebiet, ſobald die Leute erſt einmal merken, daß Jeder, der eine Mehrzahl beleibter Romane in die Welt ſtellt, an ſeinem Selbſtmorde arbeitet, und wenn jene noch ſo gut geſchrieben ſind.

---

[1]) Der Heilige.
[2]) Als in derjenigen der Deutſchen Rundſchau.

In der Form der einbändigen histor. poet. Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder einen eigentlichen Kunstwert herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Spannung, Beschreibung und Dialogisirung, der die Dreibänder zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist.

Die Krankheit des Adolf Frey scheint sich doch länger hinzuziehen, als nach den Berichten anzunehmen war. Möge ihm das Berliner Sommersemester doch noch gerettet bleiben.

Ihr

Gottfr. Keller.

Kilchberg, 21 Dec. 1880.

Verehrter Herr,

darf ich, nahe am Jahresschluß, zu dem glücklich endigenden „Grünen Heinrich" recht herzlich gratuliren! Möge noch ein zweites reiches Leben vor Ihnen liegen!

Eine Kleinigkeit von mir im „Züricher Taschenbuch"[1]) sende ich Ihnen nicht, weil sie wirklich zu unbedeutend ist. Ein Freund[2]) half mir in der letzten Stunde eines zu haltenden gegebenen Wortes mit einem Stoffe aus, welchen ich schwerlich aus eigenem Antriebe gewählt hätte.

Ihr auf das Januarheft der Rundschau sich freuender

C. F. Meyer.

Kilchberg, 24 April 1881.

Verehrter Herr,

jetzt da die Linien des „Sinngedichtes"[3]) sich zu schließen beginnen, darf ich Ihnen berichten, wie sehr ich mich daran

[1]) Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Manuskripte von Edmund Dorer mitgeteilt von C. Ferdinand Meyer (Zürcher Taschenbuch 1881).

[2]) Edmund Dorer.

[3]) In der Deutschen Rundschau Januar—Mai 1881.

ergötze? Derart daß wo ſich ein Bedenken meldet, dasſelbe ohne weiters von dieſem langſamen und gewaltigen Erzählen und Entwickeln überwältigt und erdrückt wird.

Oben an „Regine", darüber iſt kein Wort zu verlieren. Die Geſpenſtergeſchichte gibt zu lachen und zu denken. Der Gerichtsact des Vorüberſchleppens in der „Baronin" wird durch das Barocke gemildert. Und ſchließlich Don Salvador mit ſeinem aſtrologiſchen Mantel und ſonſtigen Eigenſchaften, der „einen Stuhl" heiratet, wenn ich recht berichtet bin! Der Rahmen reich und ſchwer. Unwahrſcheinlichkeiten im Detail (— die man übrigens — ſo oder ſo — jedem Poeten, auch dem größten, vor- oder zugeben muß und es ſo gerne thut, wenn man — wie bei Ihnen — durch ein ſo intenſes Vergnügen entſchädigt wird) — Unwahrſcheinlichkeiten im Detail werden durch das Subſtantielle des Ganzen quaſi aufgehoben. Kaum ſagt ein „gebildetes" Mädchen: „Den Teufel hoffſt du!" aber wer möchte das entbehren?

Genug geplaudert, es mußte aber doch mit einer Zeile geſagt ſein.

Wahrhaft ergeben

C. F. Meyer.

Enge 1 Mai 1881.

Verehrter Herr.

Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, mir mit einem aufmunternden Handwink beizuſpringen in meiner Noth, da ich mit dem Orgelkaſten und dem Affen auf dem Markte ſtehe. Möge Ihnen gleiches Labſal werden, wenn Sie demnächſt, wie zu hoffen, mit einem Löwen oder Adler im Käficht aufziehen werden.

Der Schluß des Rahmens, welchen Sie im Maiheft finden, iſt zwar lückenhaft; eine Epiſode, welche das Weſen der Lucia erklärt, hat nicht mehr Raum gefunden und kommt erſt in der Buchausgabe.

Nach bekannter Unart muß ich noch die Wahrſcheinlichkeit des Teufelsanrufes der ſog. Hildeburg in Schutz

nehmen resp. gegen die Kritik bellen. Das betreffende Mädchen soll ja eine Art Original sein, welches sich erlaubt, was andere nicht. Der nächtliche Gespensterbesuch in den Schlafzimmern junger Herren ist viel unwahrscheinlicher und doch der Rückgrat der Geschichte. Uebrigens gab es bei uns Damen aus vornehmen Häusern, die noch vor 1798 erzogen, solche Originale vorstellten und unter anderm fluchen und pfeifen konnten wie die Fuhrleute.

In größter Hochachtung ergeben

Ihr

G. Keller

---

9 Oktober 1881.

Hier, verehrter Herr, die neue Ausgabe des Hutten, welche ich mit der mir Ihnen gegenüber, gewöhnlichen und noch etwas aparten Schüchternheit übersende; denn die Mängel sind sichtbar und das Primitive oder — richtiger — die Abwesenheit der Composition, das hölzerne Metrum und anderes mehr nicht sehr erbaulich! Ob das aufgewogen wird durch die Wahrheit der diesbezüglichen Gefühle — denn freilich diejenigen eines Einsamen kenne ich zur Genüge und ein Bibelline war ich von jung an und bin es mehr als je — ist die Frage. Daß gewisse sentimentale Züge, welche mich (so wie das Duodezformat des 2. Ausgäbchens) langeher geärgert haben, weggefallen sind, werden Sie schwerlich tadeln.

Das Novellchen in der November-Rundschau[1]) (stichfest, aber unbedeutend) steht im Separat-Abdruck zu Diensten, doch Sie halten wohl die Zeitschrift.

Öfter aufgefordert (u. A. von dem würdigen Berliner O. J . . .) Ihnen Besuch zu bringen oder Ihr Autograph zu vermitteln, habe ich stets standhaft abgelehnt, wofür Sie

[1]) „Das Brigittchen von Trogen" (später „Plautus im Nonnenkloster".)

mir ein bischen Dank ſchuldig ſind. Nur eine brächte ich Ihnen gerne, die Serbin Fräulein Doctor Helene Druskovich, ein ſehr braves Mädchen. Doch auch das eilt nicht; denn ſie iſt nach Wien verreist und kommt erſt überjahr wieder.

Auf Ihre Lyrika freue ich mich.

Unverändert

C. F Meyer

Zürich 30 Oct. 1881.

Verehrter Herr! Seit dem Empfang Ihrer freundlichen Sendung habe ich von Tag zu Tag die Ankunft von Exemplaren meines neuen Novellenbüchleins erwartet, um Ihnen mit meinem ſchuldigen Dank gleichzeitig eine Gegengabe überreichen zu können. Wie es ſcheint, verübt der Verleger mit der Verzögerung der ganzen Verſendungsangelegenheit beſondere Geſchäftskünſte; ich aber darf jetzt doch nicht länger warten, Ihnen meinen herzlichſten Dank endlich abzuſtatten. Das Buch ſoll dann nachfolgen.

Ich habe mit großem Intereſſe den neuen Hutten geleſen und Nummer für Nummer mit dem alten verglichen. Statt des alten, genügend konſtatirten Lobes will ich Ihnen diesmal einige kritiſche Bedenken zum Beſten geben. Schon längſt bedaure ich, daß Sie ſtatt des jambiſchen Zweizeilers nicht den Vierzeiler gewählt haben (A. Grüns „Schutt" oder Freiligraths „ausgewanderter Dichter" etc) der ſich eben ſo leicht ſchreibt und nicht ſo trocken klappernd abſchnappt.

Ein ganzes Buch in dieſer Form ſieht faſt aus wie eine Sprüchwörterſammlung. Doch das iſt nun abgethan und ſoll uns nicht weiter grämen.

Dann finde ich, nach meinem gusto, daß Sie im „Schlag auf die Schulter" das welke Blatt nicht hätten beſeitigen ſollen. Ich fühle wohl, was Sie damit beabſichtigten, allein der große Reiz des vermißten Zuges wird mir durch die größere Knappheit oder Concentrirung nicht erſetzt.

Sodann, und nehmen Sie mir das auch nicht übel (wie Sie ſelbſt zu ſagen pflegen), finde ich, daß Sie die glücklichen neuen Einlagen vom Ritter Tod und Teufel und vom Göttermord etwas zu mager behandelt haben, d. h. daß Sie nicht vertiefend genug damit ins Zeug gegangen ſind und die beiden Überſchriften zu viel verſprechen laſſen.

Das iſt aber nun Alles und im Uebrigen wünſche ich Ihnen dankbar Glück zu dem alten neuen Rittersmann.

Die neue Novelle werde ich dieſer Tage, wo die Rundſchau anlangt, begierig kennen lernen. Ich bekomme die Hefte ziemlich pünktlich auf den erſten jeden Monats.

Jetzt ſeh' ich nichts mehr, da es dunkelt, und muß daher ſchließen, um dieſen und andere Briefe mit in die Stadt zu nehmen als Ihr dankbar ergebener

G. Keller

Kilchberg, 1 November 1881

Verehrter Herr,

meinen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und im voraus für das Novellen-Buch,[1]) welches mir an ſich und als Ihr Geſchenk wertvoll ſein wird.

In den berührten Punkten Huttenkritik haben Sie leider (Metrum und Mißverhältniß zwiſchen Titel und Inhalt der fraglichen zwei Nummern) unbeſtreitbar recht. An das Metrum wagte ich nicht zu rühren, da die Umarbeitung eines vom Publikum acceptirten Buches ſonſt ſchon alle Vorurteile gegen ſich hat und die ungenügende Verwertung der fraglichen zwei Vorlagen iſt nicht die einzige Eilfertigkeit des mir vom Verleger vorzeitig abverlangten Büchleins.

Den Wegfall des „Blattes" dagegen plaidire ich ganz entſchieden. Ich bitte Sie: iſt es möglich, daß ein fallendes Blatt durch den Kittel hindurch ſich der Schulter auch eines

[1]) Das Sinngedicht.

nervöſen Mannes fühlbar mache, während allerdings eine ſacht aber unverſehens auf die Schulter eines Träumenden gelegte Hand dieſen erſchrecken kann.

Ihnen einen gedeihlichen Winter und eine warme Stube wünſchend, mit wahrer Verehrung

Ihr C F M.

Kilchberg bei Zürich 8. Juni 1882.

Verehrter Herr,

ich muß Ihnen doch mit einer Zeile ſagen, welches Vergnügen mir der Artikel in der Rundſchau[1]) gemacht hat. Ich finde ihn richtig (die Controverſe über den Ausgang des grünen Heinrich vorbehalten, wo ich, wenn ich wählen müßte, für einen glücklichen incliniren würde) geſcheidt und verhältnismäßig vollſtändig. Die weſentlichen Züge ſind, mir ſcheint, quaſi endgültig hervorgehoben. Da wird Frey geholfen haben. Wenn ich mir von demſelben hätte Rechenſchaft geben wollen, ich hätte, kritiſches Talent à part, Ihr Weſen wahrlich nicht anders umriſſen. Aber wer weiß, ob Sie es nicht, ſo oder ſo, in Ihren künftigen Sachen erweitern? Ich denke, mit Ihrem Ererbten und Erworbenen wäre quaſi nichts unmöglich.

Warum ich Ihnen dieſes ſchreibe? Weil ich von Zeit zu Zeit das ſehr natürliche Bedürfnis fühle, Ihnen ausdrücklich zu ſagen, daß ich wahrlich nicht der Letzte bin, Ihren ganzen und vollen Wert zu begreifen und zu empfinden.

H. Friedrichs geht nun auf Reiſen. Trotz häufigen Umganges bin ich nicht recht klug daraus geworden, wie viel Talent er beſitzt. Nun, er wird ſich entwickeln, beſonders in Italien. Il ne faut décourager personne.

Der Ihrige, wie immer

C. Ferd. Meyer.

[1]) Gottfried Keller. Von Otto Brahm. Deutſche Rundſchau, Juniheft 1882, S. 403—35.

Hottingen 26 X 82

Verehrter Herr!

Indem ich Ihnen herzlich für Ihr schönes Geschenk danke, begrüße ich zugleich das glückliche Ereigniß, denn ein solches darf man und dürfen wir Alle das Erscheinen Ihrer Gedichte nennen. Obgleich es unverschämt scheint, dem, der das Verdienst hat, Glück zu wünschen, so thue ich dies dennoch, da es auch für das Verdienst ein schönes Glück ist, vollständig ausreisen zu können.

Auf Ihre freundlichen Zeilen anläßlich des Brahm'schen Rundschau-Artikels hab' ich die Antwort verduselt und versäumt; es ist in dieser Art Situation immer kritlich, sich angemessen auszudrücken. Die jüngste Generation der gebildeten Kritik verhält sich der Produktion gegenüber mit Pietät und Wohlwollen in etwas übertreibendem Maße, nimmt dagegen eine so herrschende Stellung zu ihren „Objekten" in Anspruch, daß sich das Unabhängigkeitsgefühl wiederum dagegen sträubt. Man wünscht doch auch etwas oder meint etwas davon zu wissen, wie es zu und hergegangen ist. Derohalben soll nun aber Undank nicht der Welt Lohn sein, und so hält man schließlich am liebsten das Maul. Mir scheint, man tut in diesem Punkte am besten, wenn man weder schürt noch löscht, weder bettelt noch brummt.

Mit einiger Schadenfreude habe ich in Ihren Gedichten bereits bemerkt, daß die neue Orthographie in Ansehung des Th im Druck in die Brüche gegangen ist. Ich habe das gleiche Schicksal mit einer neuen Auflage der Zürch. Novellen, in der das arme h zum Theil exstirpirt, zum Theil stehen geblieben ist.

Ihr bestens grüßender und ergebener

G. Keller

Weihnachten 1882.

Verehrter Herr,

gerne hätte ich Sie vor Jahreswende in Ihrer neuen Wohnung[1]) aufgesucht. aber meine Dispoſition in dieſer Jahreszeit zu Halsentzündungen — das langweiligſte Ding der Welt — wird es mir kaum erlauben. So ſchreibe ich Ihnen meine Wünſche: dieſelben ſind warm und herzlich! — ich ſchreibe Ihnen aber auch (mit weniger Vergnügen) einen Wunſch meines Verlegers, welcher (Wunſch und Verleger) auch der Tandem's[2]) iſt — Sie erraten es ſchon: ein Urteil von Ihnen, am liebſten ein öffentliches, über Pro und Epi[3]) und Extra[4]).

Tandem, welchem ich menſchlich, ſchon wegen ſeiner großen Begabung, ſo wohl als möglich will, wird vielleicht im Januar nach Zürich kommen. Ich werde ihm, falls er mich aufſucht, ſagen, was ich denke, was ich allerdings — ſo Gott will — immer und gegen Jedermann tue, aber hier liegt ein ſchwerer Fall vor, in meiner ganzen Praxis iſt mir kein ſchwererer vorgekommen. Suche ich Tandem ſeine ganze verfluchte neue Mythologie auszureden, ſo wird er mich ſicherlich recuſiren als incompetent. Sie ſchon weit weniger, Sie dürfen ihn doch — oder finden Sie ſeine Wege löblich? — nicht noch weiter ins Blaue ſich verlaufen laſſen. Sie ſehen: ich ſchöbe Ihnen die Sache lieber gleich ins Gewiſſen — Gott erhalte Euch lange Jahre, Meiſter Gottfried!

C. F. Meyer.

Ich öffne den Brief noch einmal, um Ihnen zu ſagen, daß ich eben — wir hatten unſere Beſcheerung — zu meinem Chriſtkindchen Ihren „grünen Heinrich", d. h. das Exemplar, welches H. Oberſt Ziegler gehörte und in das er ſeinen Namen vorn eingeſchrieben, erhalten habe.

Chriſttag. ſpät.

---

[1]) Zum Thelen am Zeltweg.
[2]) Carl Spitteler.
[3]) Spittelers „Prometheus und Epimetheus".
[4]) Spittelers „Extramundana".

Zürich 2 I 83

Verehrteſter Herr!

Nicht ohne ein gewiſſes beſorgtes Zeitgefühl brauche ich zum erſten Mal die neue Jahreszahl, um Ihre freundlichen Weihnachtswünſche dankbar und herzlich als Neujahrswünſche zurückzuſenden.

Daß mein hochverehrter ſel. Vorgeſetzter Herr Oberſt Ziegler den Grünen Heinrich beſeſſen hat, verwundert mich gewiß eben ſo ſehr, als der Inhalt Ihn ſtellenweiſe verwundert haben mag, und ich glaube faſt ſein ſtilles Kopfſchütteln zu ſehen. Sollte es die alte Ausgabe ſein und Sie die neuere noch nicht haben, ſo würde es mich freuen, es zu erfahren. Es ſind noch ein paar Exemplare da, von denen ich nicht weiß, wem ich ſie nicht geſchickt habe; denn das Verſenden der Bücher verleidet mir immer mehr d. h. wenn es auf einmal geſchehen ſoll . . . . . .

Ihr ergebener Gottfr. Keller

Mein verehrter Herr,

Ihr meiſterliches Schreiben hat mich ſehr gefreut. Ich komme doch wohl — mit Ihrer Erlaubnis — nächſtens auf 1/4 Stündchen in welchem es ſich bequemer als auf einem Stücke Papier wird plaudern laſſen.

Ihr freundliches Anerbieten des „Grünen Heinrich" — darf ich es annehmen? Legen Sie mir ein Ex. bei Seite, welches ich dann perſönlich bei Ihnen abhole?

Inzwiſchen in wahrer Verehrung

Ihr

C F Meyer

Kilchberg 8 Januar 1883

Zürich 10 I 83

Es wird mir, verehrter Herr, ſehr zur Genugthuung und Annehmlichkeit gereichen, Sie bei mir ſehen zu dürfen.

Das hindert aber nicht, daß ich Ihnen das Buch vorher zustelle, damit Sie den unbequemen Wälzer nicht noch in der Stadt herumschleppen müssen. . . . . .

Ihr ergeb.
G. Keller.

Verehrter Herr,

das nenne ich einmal ein Geschenk![1]) Der Meier wird Ihnen, soviel an ihm liegt, so viel Freude machen, als Ihnen in jungen Jahren der „Meierlein" Verdruß bereitet hat. Ohne Scherz, Ihr grüner Heinrich ist mir schon deshalb wertvoll und unentbehrlich, weil er mir die Zeit und den Boden erklärt, auf welchem auch ich gewachsen bin.

Tandem wird Ihren Brief sicherlich ehren und beherzigen. Als er hier war, ließ er das Alte (i. e. die Mythologica) auf sich beruhen und sprach von der biblischen Jesabel, welche er dramatisiren will.

Das wollen wir erwarten und inzwischen unsern Tag nützen.

Ihr dankbarer
C F Meyer

11 Januar 1883.

Kilchberg, 16 Februar 1883

Nehmen Sie, verehrter Herr, als kleine Gegengabe Ihres grünen Heinrich diese Photographie Oberst Zieglers[2]) freundlich an. Es ist freilich nicht ganz, ja bei weitem nicht, was ich wollte. Der Ausdruck des Kopfes, gewöhnlich ein ungemein freundlicher, ist hier leidend, ja schmerzlich: es ist aber die einzige vorhandene Photogr. in größerem Maßstabe, dieselbe welche nach dem Tode Hn. Obersts den nächsten Freunden gesendet wurde und die auch wir hier besitzen.

[1]) „Der grüne Heinrich".

[2]) Oberst Ziegler, C. F. Meyers Schwiegervater, war als Regierungsrat einer der Vorgesetzten G. Kellers gewesen.

Das Fragment des „Apothekers“[1]) hat mich höchlich ergötzt und auf das Ganze begierig gemacht.

O. Brahm in seinem Büchlein[2]) zieht allerdings etwas harte Linien durch das lebendige Leben, aber zur Bewältigung Ihres Reichtums sind seine Rubriken doch sehr dienlich. Mir wenigstens und wohl vielen Andern war ein Hilfsbüchlein willkommen.

In aufrichtiger Verehrung

C F Meyer.

Ohne Datum, aber wahrscheinlich zwischen 17.—20. Februar 1883.

Verehrter Herr!

Ihre Gegengabe für den grün. Hch. haben Sie mir ja schon lang mit den Geschenken Ihrer eigener Dichtungen gemacht, so daß Sie mich mit dem stattlichen Bilde ganz in die Enge treiben.

Ich danke Ihnen nichts destominder herzlichst für die Freundlichkeit und habe mit demselben bereits meinen Arbeitsraum geziert, wo es mir eine Periode heterogen amtlichen Pflichtlebens vergegenwärtigt. Dieses gewann unter Herrn Oberst Ziegler dazu noch einen militärisch strengen Anstrich, indem er die täglichen Besprechungen der eingegangenen Geschäfte mit den Stadtschreibern „zum Rapport erscheinen“ nannte.

Das Brahm'sche Hülfsbüchlein, wie Sie es nennen, ist mir eine unbekannte Gegend; ich habe s. Z. im hiesigen Tagblatt die Ankündigung eines Buchhändlers von dem demnächstigen Erscheinen eines literar. Portraits oder d. gl. gelesen, dann aber nichts mehr davon gehört oder gesehen. Ich dachte mir, es werde ohne Zweifel der bekannte Artikel

---

[1]) „Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte.“ Nord und Süd. 20. Band, Märzheft, S. 277—285.

[2]) Gottfried Keller. Ein literarischer Essay von Otto Brahm. Berlin. Verlag von A. Auerbach 1883.

aus der deutsch. Rundschau sein, und kümmerte mich nicht weiter darum. Ich muß nun doch einmal danach fragen. Ich weiß nicht einmal, wo es erschienen ist.

Empfangen Sie nochmals . . . . (Schluß fehlt.)

---

23 Februar 1883

Verehrter Herr,

ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meine Sendung freundlich und in dem gewünschten Sinne aufgenommen haben.

Das fragliche Büchlein stelle ich hier zu Ihrer Verfügung.

Aufrichtig ergeben

C F M.

Zürich 27 II 83

Verehrtester Herr! Mit verbindlichem Danke folgt hier das Opus Brahmii zurück, das ich seither auch von dem Verleger erhalten habe, und zwar geistreicher Weise in verschlossenem Briefcouvert, sodaß ich eine erhöhte Briefgewichtstaxe von 5 Frs. 50 Cs. bezahlen mußte und das Werklein damit fast dreimal im Laden hätte kaufen können. Dergleichen Strafporti werden mir aus Norddeutschland häufig verursacht, aber doch noch keines so teuer. Heute ist nun im Tagblatt die hungerschluckerische Lokal-Inseraten-Hudelei der Sortimentsherren, die unsereinem, wie Sie auch erfahren, jedesmal die Milch im Topfe gerinnen macht, wenn etwas erscheint.

Mit allen Grüßen

Ihr ergeb.

G. Keller

Kilchberg 12 Nov. 1883.

Verehrter Herr,

Ihr l. Geschenk[1]) hat mich im Bette gefunden, worein mich ein tüchtiges Flußfieber oder noch etwas Besseres gelegt.

---

[1]) Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller.

Auch jetzt bin ich es noch nicht los und keineswegs gewiß, morgen oder übermorgen davon frei zu sein. Ich will aber meinen Dank absolut nicht länger verschieben, wenn ich auch unter solchen Umständen denselben in schlichtester Weise abzustatten genötigt bin.

Ohnedieß — wozu Worte machen, wo sich um einen Stamm unsterblicher Lieder die unendliche Mannigfaltigkeit eines ganzen Lebens ausbreitet? Das Natürliche ist hier, entdecken und genießen und zu wünschen bleibt nichts als daß diese Sammlung jährlich und lange Jahre sich mehre!

Ich kann Ihnen nicht sagen, verehrter Herr, wie empfänglich ich für Ihre Freundlichkeiten bin. Ich habe einen Zug mich zu isoliren, welchen ich zwar bekämpfe, aber mit Mühe, weil er in meiner Natur liegt und gerade deßhalb bin ich unendlich dankbar für ein wohlwollendes Entgegenkommen. —

In fester Ergebenheit

Ihr C F Meyer.

Zürich 22 Nov. 1883

Verehrtester Herr!

Hoffentlich ist Ihr Unwohlsein jetzt gänzlich gehoben! Auch ich war seither verschiedentlichen Indispositionen unterworfen, so daß ich erst jetzo dazu komme, Ihnen das freundliche Doppelgeschenk vom 12 dieß, die so sehr wohlwollende Entgegennahme des Versekastens und die Novelle zu „verdanken", wie der Zürcher sagt. Diese Geschichte ist wieder ein recht schlankes und feingegliedertes Reh aus Ihren alten Jagdgründen und ich wünsche neuerdings Glück zu der Sprache, mit der sie gesprochen ist. Ein vortrefflicher Contrast sind die beiden Knaben: Julian, der stirbt, wenn er von schlechter Hand geschlagen wird, und der junge Argenson, der „Sehr gut!" sagt, wenn er von guter Hand eine Ohrfeige erhält! Und beide sind gleich brav!

Was meinen Gedichten mangelt, weiß ich wohl; es ließ sich eben nicht mehr besser machen, da die Sache seit 40 Jahren

angefangen war, und ignoriren konnte ich ſie auch nicht, wegen der Nachlaßmarder, denen ich ſie ſoweit möglich aus den Händen nehmen mußte. So iſt das Buch gewiſſermaßen von ſelbſt am Wege gewachſen, wie eine ungefüge dicke Diſtel. Aber ſie iſt am Ende wenigſtens geworden.

Ich wünſche Ihnen und Ihrem Hauſe einen recht geſund heitern Winter mit ergiebigen Tagen und frohen Stunden.

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

Hottingen 9 Juni 1884

Verehrter Herr.

Sie haben mit mir das gleiche Schreiben des Vorſtandes der deutſchen Schillerſtiftung in Weimar erhalten, betreffend Gründung einer Zweigſtiftung in der Schweiz, eventuell Sammlung einer einmaligen Spende auf das 25jährige Jubiläum. Ich will nun auf Ihre Beantwortung dieſer Anfrage keinen Einfluß ausüben, halte es dagegen bei unſerm Nachbarſchaftsverhältnis für convenabel, daß ich Ihnen meinen Standpunkt in Sachen mitzutheilen mir erlaube. Ich gedenke nämlich, die Frage hinſichtlich der Zweigſtiftung unter Angabe meiner perſönlichen Anſchauungen abzulehnen, die Frage der einmaligen Spende im November d. Js. aber vorzubehalten, um die Thunlichkeit einer ſolchen Veranſtaltung mit Andern etwa beſprechen zu können.

Wollten Sie nun die Güte haben, mir mit zwei Worten Ihren Standpunkt zu erkennen zu geben, ſo könnte ich im Falle gegentheiliger Geſinnung in der Faſſung meines Berichtes geziemende Rückſicht nehmen und allfällig Choquirendes vermeiden, ohne deswegen meine Anſicht zu ändern, womit dann die Abſicht dieſer Zeilen vollkommen erreicht wäre.

Fänden Sie daher Luſt und Muße, mir dieſer Tage in obigem Sinne mit ein paar Worten auszuhelfen, ſo wäre Ihnen neuerdings mit alter Verehrung und Ergebenheit verbunden

Ihr

Gottfr. Keller.

Kilchberg 10 Juni 1884.

Verehrter Herr,

nach Empfang des fraglichen Weimarerschreibens war ich im Begriff, Ihnen quasi dieselbe Eröffnung zu machen, welche Ihr freundlicher Brief von gestern enthält, fand es dann aber angemessen, meinem Senior die Initiative zu überlassen.

In der Sache selbst denke ich mit Ihnen durchaus übereins. Mein erster Eindruck bei Lesung der Anfrage war und Überlegung hat ihn nur verstärkt: keine zürcherische Zweigstiftung, aber im November ein persönliches oder — noch lieber — ein Gesamtgeschenk des einschlägigen zürcherischen Kreises.

Nun tue ich die freundliche Bitte, mir Ihre Antwort nach Weimar mitteilen zu wollen, auf welche ich mich dann in der meinigen mehr oder weniger beziehen würde. Es ist klar, daß Sie in der Sache mehr Competenz haben und die Sache länger her und besser kennen. Ich würde Ihre Ausführungen unbesehen unterschreiben, aber es ist doch wohl besser, wenn auch ich in demselben Sinne eine Zeile nach Weimar schreibe, welche, vor Absendung derselben, ich Ihnen gerne mitteilen würde.

Ehrerbietig ergeben

Ihr C F Meyer.

Hottingen 12 Juni 84.

Verehrter Herr!

Mit bestem Danke für Ihr rasches und freundliches Entsprechen übersende ich Ihnen meinen Entwurf der Antwort, welche, wie Sie sehen, nur für meine Person eingerichtet ist; denn ich kann mir gut denken, daß Sie nicht mit allen Wandlungen der Motivirung einverstanden sind.

Bemerken muß ich noch, daß das Schreiben des Vorortes in Weimar nicht von einer Zürcherischen, sondern von einer schweizerischen Zweigstiftng spricht.

Ihr verehrungsvoll ergebener

Gottfr. Keller.

Zürich 17 Juni 1884

Verehrter Herr!

Mit beſtem Danke ſtelle ich Ihnen anmit den Brouillon Ihrer Antwort zurück. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, ſo betrifft es einzig die Wendung, es gebe noch keinen Schriftſtellerſtand in der Schweiz. Dies iſt, glaub' ich, ſchon nicht mehr richtig, wo über ſchweizeriſche Nationalliteratur geleſen und geſchrieben wird, Preß- und Journaliſtenvereine ſich aufthun, Feuilletoniſten und -iſtinnen ſchaarenweiſe hauſiren u. ſ. w. Auch die neuerliche Klage des ſchweiz. Buchhändlervereins oder einzelner Mitglieder desſelben, daß vaterländiſche Schriftſteller ihre Verleger im Auslande ſuchen, gehört wol hieher. Die kleine Differenz beſteht alſo nur darin, daß der fruchtbare Boden für eine Zunftbettelei, zu welcher die deutſche Schillerſtiftung auszuarten droht, auch bei uns bereits vorhanden wäre, trotz Republik. Vor zwei Jahren ſchon wurde ich von einem thurgauiſchen „Literaten" um „Anleitung" angegangen, wie er es anzufangen habe, um vom König von Baiern eine Antwort zu bekommen, welchem er ein Manuſkript mit einem Unterſtützungsgeſuch überſandt habe. Als ob die verlangte Kenntniß bei mir ſelbſtverſtändlich vorauszuſetzen ſei. Das ſind ſo Auffaſſungen ſchweizeriſcher junger Literaten.

Ihr hochachtungsvoll ergebener Verehrer

G. Keller.

Verehrter Herr,

ich bitte, von der Inlage freundlichſt Kenntniß zu nehmen. Um Ihnen das Schreiben zu erſparen, werde ich morgen (Donnerstag und Zwingliſitzung) halb zwölf mir Ihr Gutachten ſelbſt holen, wenn Sie es freundlich erlauben.

In herzlicher Ehrerbietung

C F Meyer

25 Juni 1884.

Kilchberg 16 Juli 1884

Verehrter Herr,

eben verläßt mich Beermann[1]), der junge Bildhauer welchen R .... nach Zürich gebracht hat. Er ſagte mir, mir, daß er Sie beſuchen werde, Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihr Relief machen zu dürfen. Das kann und will ich ihm nicht ausreden, aber ich erſuche Sie zu glauben, daß ich nicht daran geſtoßen habe. Was Sie bei meinem neulichen Beſuche ſagten, daß Ihnen das Zuſammengenannt oder Abgebildetwerden nicht angenehm ſei, iſt auch mein Gefühl. Auf der andern Seite ſcheint mir Beermann, ſoweit ich ein artiſtiſches Urteil habe, ein begabter Menſch und für die Tactloſigkeiten R.... nicht verantwortlich zu ſein. Was die Bezahlung betrifft — wenn ich davon reden muß — ſo würde bei Ihnen davon nicht von ferne die Rede ſein; die Arbeit wäre rein ehrenhalber — bei mir liegt das etwas anders — und überdieß fänden ſicher die Repliken eines gelungenen Medaillons von G. K. zahlreiche Käufer. Nehmen wir die Sache mit Humor!

Das Übrige Ihnen vertrauensvoll überlaſſend

C F Meyer.

Hottingen 5 Nov. 1884

Hochverehrter Herr!

Durch wiederholtes wenn auch nicht ſchweres Unwohlſein bin ich abgehalten worden, Ihnen in höflicher Friſt für die Hochzeit des Mönches zu danken, thue es aber nun doch noch um ſo herzlicher. Geleſen habe ich indeſſen das Werk auf der Stelle wieder und mich auf's neue der erreichten Stylhöhe gefreut, ſowie des Inhalts, ohne daß ich Sie weiter mit mehr als einem aufrichtigen Glückwunſch behelligen will.

Ihre Zeilen wegen des Bildhauers war ich keinerlei

[1]) Cyprì Adolf Beermann.

Folge zu geben in der Lage, da der Mann ſich nicht mehr hat ſehen laſſen. Inzwiſchen bin ich wieder einem andern dieſer Pygmalionen zum Opfer gefallen, wobei natürlich unſer Herr v. R.... ſofort die Naſe dazwiſchen hatte.

Mit ergebenſten Grüßen

Ihr

G. Keller

Kilchberg 27 Dec. 1884.

Verehrter Herr,

geſtern da ich eben gemütlich meine Conti öffnete und meiner Kleinen das Weihnachtsheft der deutſchen Ill. Ztg. zugeſchoben hatte, ſagte das Kind: „Da biſt du, Papa, und wer iſt neben dir?" Ich ſah zu und mußte lachen.

Das iſt doch wahrlich eine Demonstratio ad oculos, daß ich an den mißliebigen Vergleichungen und Zuſammenſtellungen unſchuldig bin! Dieſen Artikel hätte ich mir denn doch nicht beſtellt (Wie überhaupt keinen!)

Und eben ſo unſchuldig an der Geibel-Sache! Man kann es keinem Menſchen verübeln, daß er von zwei Ungelegenheiten die kleinere wählt. Sie für den Aufruf nicht in Anſpruch zu nehmen, wäre thöricht, eventuell illoyal geweſen und ſo blieb mir nichts als Sie zu beläſtigen.

Das werfen wir mit 1884 hinter uns! Laſſen Sie uns freundlich neben einander wandeln und wirken, Jeder nach ſeiner Kraft! Hoffentlich noch eine lange und gute Zeit.

Das iſt der Neujahrswunſch Ihres

C F Meyers.

Zürich 6 I 85.

Indem ich Ihnen, verehrter Herr, die freundlichen Neujahrswünſche dankbar erwidere, ſtatte ich zugleich meine Gegencondolenz ab zu dem betrübſamen Abenteuer in der ſog. deutſchen Illuſtrirten Zeitung. Zu weinen iſt dabei freilich nicht viel; ſo lange es Zwiſchenträger und Stiefelputzer gibt,

werden auch im literarischen Dunstkreise die Entstellungen und Unwahrheiten nicht aufhören. Im vorliegenden Unfall kennzeichnet sich die ganze Machenschaft schon dadurch, daß die beiden Bilder als Originalzeichnungen ausgegeben werden, während es in Wirklichkeit alte Photographien sind, die schon lange als Holzschnitte herumfahren, und die Urbilder von einem Zeichner vermuthlich so wenig gesehen wurden, als vom Artikelschreiber.

Mit besten Grüßen

Ihr

G. Keller

Verehrter Herr,

eben lese ich den Hingang Ihrer sel. Frl. Schwester und bitte Sie, den Ausdruck meiner Teilnahme und der meiner l. Frau an Ihrem Verluste zu genehmigen.

Möge das Vermissen der langjährigen Lebensgefährtin — der Sie freilich ihre Ruhe gönnen werden — nicht zu schwer auf Ihnen lasten und Ihre uns Allen theure Lebenskraft in keiner Weise beeinträchtigen.

Der Bestattung beizuwohnen hindert mich mein noch immer leidender Zustand.

In steter treuer Verehrung

Conr. Ferd. Meyer

Kilchberg 9 Okt. 1888.

Verehrter Herr,

erlauben Sie daß ich schon jetzt zu Ihrem 70. Geburtstage Glück wünsche, bei meiner bevorstehenden Abreise ins Gebirge.

ich thue es mit dankbarem Herzen. Während meines längeren Unwohlseins hatte ich die Muße, wieder einmal Ihre ganze Dichtung langsam zu durchlaufen und sie hat mir äußerst wohl gethan, mehr als jede andere, durch ihre innere Heiter-

keit. Auch meine ich daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung Ihrer Schriften ist.

Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten.

Was mich betrifft, habe ich lange nicht dieselbe Lebenssicherheit; doch werde ich die mir noch beschiedene Zeit nach Kräften nützen.

Daß ich Sie stets nach meinen Kräften gewürdigt, verehret und lieb gehabt habe, wissen Sie, wie auch ich gewiß bin daß Sie — trotz meiner Mängel — Ihre gute Meinung und Ihr Wohlwollen mir erhalten werden.

Also, Gottbefohlen, Herr Gottfried!

Ihr

Kilchberg
6 Juli 1889.

C F Meyer

(Visitenkarte.)

Dem alten Meister wünscht das gute Jahr der alte Geselle

(Dr. Conrad Ferdinand Meyer).

Ende 1889

(Kilchberg
bei Zürich).

Zürich 29 Nov. 1883.

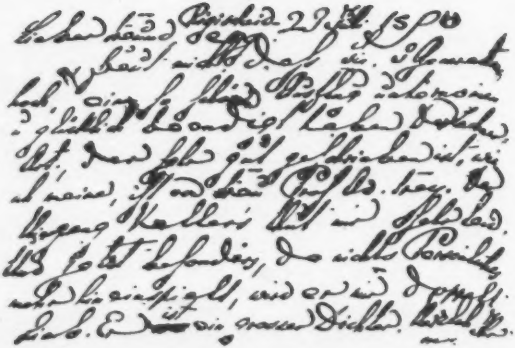
Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen verbindlichsten Dank auszudrücken für die prächtige Gabe, mit welcher Sie mich überrascht haben. Die ein[illegible] Gedichte Ihres verehrten Freundes sind im prächtigen Gewande in seltener Weise vereint, und es ist den Herren in Leipzig zu den trefflichen Buchbindern Glück zu wünschen, die sie besitzen.

Ihr mit vorzügl. Hochachtung
dankbar ergebener

G. Keller

Schreiben Gottfried Kellers an den Verlagsbuchhändler H. Haessel, der die Gedichte C. F. Meyers übersandt h



Postkarte C. F. Meyers an H. Haessel über den Hingang Keller's